
Princeton University Library
32101 067920999

Literatur = Blatt

auf das Jahr 1829.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Alphabetisches Verzeichniß.

N°. 1.

Literatur-Blatt.

Freitag, 2. Januar 1829.

Ein Gespräch über Kritik.

A. Sie sind erhizt, scheinen sich ereifert zu haben. Was bringen Sie mir denn da?

B. Soll man nicht in Eifer kommen? Da sehn Sie dreyßig in verschiedenen deutschen Blättern erschienene Rezensionen meines lezten Ihnen bekannten Werkes. Alle widersprechen sich, und ein Mensch könnte nicht dreyßig Bücher so verschieden beurtheilen, als hier ein Buch von dreyßig Menschen beurtheilt ist. Jede dieser Rezensionen sieht etwas Anderes in mir, und doch kenn ich mich in keiner einzigen wieder. Kann ich nach einer solchen Erfahrung, nachdem ich diese schlagenden Beweise in den Händen habe, noch an eine Kritik glauben? Gibt es in Deutschland noch eine Kritik?

A. Gemach, lieber Freund. Schriftsteller sind selten mit Rezensionen zufrieden, auch wenn sie darin gelobt werden. Sie sind, vielleicht ohne es zu wissen, nicht ganz unparteyisch. Lassen Sie mich doch diese Blätter sehn!

B. Hier zuerst ein schamloses Lob, das mir auf Veranstaltung meines Verlegers ertheilt worden ist; nachdem mich derselbe unter Anführung großer Beyspiele, z. B. Müllners, aufgefordert hat, ich möchte mich selbst rezensiren.

A. Dergleichen Buchhändlerlob müssen Sie sich in Gottesnamen gefallen lassen. Die Buchhändler haben einmal das Recht, wo nicht gar die Pflicht, gleich den Leichenpredigern Jeden zu loben, den sie in die Ewigkeit spediren.

B. Hier ein zweytes Lob von einem blutjungen Menschen, der ohne eine Spur von Urtheil sich nur in ehrfurchtsvollen Redensarten vor mir abarbeitet, weil er durch meine Verwendung eine kleine Anstellung zu erlangen hofft.

A. Das ist in der Ordnung. Solche junge Leute tragen gern den Dank im Voraus ab, damit sie hinterher desto leichter undankbar seyn können.

B. Hier eine hymnenartige Anpreisung, von einem Frauenzimmer verfaßt, das sich unglücklicherweise in mich verliebt hat.

A. Wer kann für Unglück!

B. Hier eine äußerst höfliche, selbst jeden Tadel geschickt wieder in ein Lob umdrehende Beurtheilung eines Mannes, dessen Schriften ich selbst früher einmal gelobt habe, und der mir damals sogleich schrieb, er werde mich zum Dank wieder loben, ich möchte schreiben, was ich wollte.

A. Das ist edle deutsche Biederherzigkeit.

B. Hier eine im Allgemeinen günstige grundgelehrte Kritik mit zahllosen fremden Citaten, lateinischen und selbst griechischen Stellen. Der Mann tadelt nichts, als einige Nebensachen, lobt aber auch nichts andres, denn auf Geist und Tendenz des Ganzen sieht er gar nicht.

A. Das müssen Sie auch den alten Schulmeistern nicht zumuthen. Die haben ihr ganzes Lebenlang auf nichts andres Jagd gemacht, als auf Druckfehler, kleine Anachronismen, etymologische Zweydeutigkeiten und dergleichen.

B. Hier eine sehr gründliche Abhandlung, worin ein gewisser schlagender Satz, den ich in drey Zeilen ausgesprochen habe, lang und breit auf drey Seiten ausgesponnen wird. Man sollte meinen, das sey der einzige Inhalt meines ganzen Buchs.

A. Die meisten Menschen haben farbige Brillen auf der Nase, und wenn Sie auch immer in einem vollen Regenbogen glänzten, würde man doch selten mehr als eine Farbe bey Ihnen sehn.

B. Hier noch eine gelehrte Kritik, die meine Gründlichkeit rühmt, aber meinen Styl tadelt. Und hier als Gegenstück die Kritik eines Aesthetikers, der meinen

Styl anpreist, aber bescheidne Zweifel gegen meine Gründlichkeit hegt.

A. Wenn man etwas nicht zu beurtheilen versteht, so verfährt man immer sicherer mit einem allgemeinen Tadel, als mit einem Lobe. Ueberdies haben Gelehrte von den Forderungen des Geschmacks und Aesthetiker von den Forderungen der Gelehrsamkeit gewöhnlich einen zu strengen Begriff. Was ihnen selbst unerreichbar ist, sehn sie auch für andere in einer zu weiten Entfernung.

B. Hier eine giftige Proscription, ausgeschrieben von der Ihnen bekannten Partey, die überall Kryptokatholicismus wittert, und deren Verdacht ich durch einige romantische Anklänge und unschuldiges Vergnügen am Mittelalter auf mich gezogen habe.

A. Diese Raben hassen alles Leben, weil es einmal ihre Natur ist, nur in Leichen zu wühlen.

B. Hier dagegen eine gutmüthige kurze Anzeige, worin meiner Schrift das Zeugniß gegeben wird, sie enthalte nichts, was der Religion, dem Staat und der Moral zuwiderliefe. Was sie aber eigentlich enthält, ist nicht gesagt.

A. Das ist nur ein Lückenbüßer, wie man dergleichen in Journale einflickt, wenn der Setzer einen kleinen Raum übrig gelassen hat. Der Rezensent hat Ihr Buch nicht gelesen, sonst würde er Sie nicht so mit blauem Auge haben davon kommen lassen.

B. Hier ist sogar die Anzeige eines meiner alten Lehrer, der etwas Großes auf mich hält, und mein Buch den Schulen empfiehlt, obgleich es am allerwenigsten für Kinder geschrieben ist.

A. Die Pädagogen haben immer am wenigsten gewußt, was sich für Kinder schickt.

B. Hier der schwache Versuch eines Mannes, der mich gern widerlegen möchte, und nicht kann, der im Schweiß seines Angesichts nach Beweisen gegen mich grübelt, und in der Angst die nächsten und besten vergißt, und sich im lächerlichen Galimathias seiner Hülflosigkeit wie ein krankes Schaaf um sich selbst dreht.

A. Achten Sie wenigstens seinen guten Willen.

B. Hier hat einer seine ganze Beredtsamkeit verschwendet, um eine Behauptung zu widerlegen, die ich gar nicht aufgestellt habe. Er hat mich falsch verstanden, und sagt mit andern Worten das nämliche, was ich selbst gesagt habe.

A. Die Verwirrung der Köpfe, zumal in Deutschland, läßt sich nicht berechnen.

B. Hier eine ganz extrafeine postpapierne Rezension von einem jungen Manne, der sich darauf pikirt, wie Goethe zu schreiben, und in lauter kostbaren, sich selbst bekomplimentirenden, höflichen und herablassenden Redensarten dem Publikum die wichtige Nachricht mittheilt, daß er das Buch der Ehre gewürdigt habe, es zu lesen.

A. Da es viele Menschen gibt, die ihre klaren Ideen auf eine sehr unklare Weise ausdrücken; so muß man es wohl diesen kleinen Nachäffern des großen Goethe gelten lassen, wenn sie umgekehrt immer in den klarsten Ausdrücken von der Welt bekennen, daß ihre Köpfe unklar sind.

B. Hier eine witzige Kritik von einem unserer beliebten Humoristen. Man muß darüber lachen, allein er urtheilt nicht, er macht blos Witze, gleichviel ob bey dieser oder bey einer andern Gelegenheit.

A. Humoristen kritisiren sich überall nur selbst.

B. Hier eine philosophische Rezension, von einem streitlustigen Schüler eines bekannten Meisters. Der junge Mann sizt ungemein hoch zu Roß und sieht davon so kritisch auf das Weltgetümmel herab, wie der Wallone in Wallensteins Lager.

A. Eigentlich wie Don Quichote auf dem hölzernen Gaule. Lassen Sie ihn nur seine Luftreise machen. Der philosophische Schwindel ist wie eine wirbelnde Windsbraut nach einander durch alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst hindurchgejagt, und überfällt, wie billig, zulezt auch das der Kritik. Ueberall hat man versucht, ein höchstes Ideal zu realisiren, ein erschöpfendes System aufzustellen, alle Forschungen definitiv abzuschließen. Kaum hat sich die Pädagogik, die Politik, die Naturwissenschaft, die Aesthetik von den Aengsten dieses flüchtig vorüberfahrenden Terrorismus der Systemsucht erholt, so sucht derselbe schon wieder in der Kritik Posto zu fassen und kündigt uns an, er wolle dieselbe nunmehr zu einer Wissenschaft erheben. Es geht aber allen diesen Systemen, wie den Konstitutionen in der französischen Revolution. Alle sind unfehlbar, alle werden beschworen, und alle fehlen, alle werden vergessen.

B. Hier ist eine mit der raffinirtesten Bosheit abgefaßte Kritik, deren Verfasser mich unversöhnlich haßt, weil er mich früher einmal gelobt hat, ohne daß mich dies bestochen hat, den Tadel zurückzuhalten, den er in vollem Maaße verdient. Nun dreht und windet er sich schlangenartig, mich unter dem Schein eines fortgesetzten Lobes heimlich mit desto giftigern Stichen zu verwunden.

A. Gefährlich ist der Feind, dem Sie Wohlthaten erzeugt haben, aber noch gefährlicher ist der, dessen Wohlthaten Sie verschmäht haben.

B. Hier ist eine eben so bösartige, doch viel offner, ja völlig plump ausfallende Kritik oder Antikritik, deren Verfasser einige jämmerliche Romane geschrieben hat und deshalb früher einmal von mir getadelt worden ist. Es ist ihm nur darum zu thun, seinen Zorn gegen mich auszulassen, und er würde wahrscheinlich dasselbe gesagt haben, ich möchte den Wilhelm Meister oder den Till Eulenspiegel geschrieben haben.

A. Es schimpft Niemand außer vor seinem eignen Spiegel.

B. Hier ist die possirliche Rezension eines privilegirten Spaßmachers, der sein kritisches Blatt nur herausgibt, um, es koste, was es wolle, seiner Leser Zwerchfell zu erschüttern. Er wagt es, mich zu insultiren, wie zuweilen ein Bajazzo den ersten besten Zuschauer zur Zielscheibe seiner alltäglichen Scherze macht, ohne zu wissen, wer es ist.

A. Haben Sie Mitleid mit diesem Unglücklichen, und gönnen Sie ihm die Kleinigkeit, die er mit seinen Späßen über Sie verdient; denn es ist gewiß das härteste Loos auf der Welt, sich sein Brod mit Spaßmachen erwerben zu müssen.

B. Hier ist wieder eine bösartige Beurtheilung, deren Verfasser erst gewartet hat, bis einige kühnere Geister ihm im Tadel vorangegangen sind, und der nun mit seinem Haß vollends alles übertreibt, was jene gesagt haben.

A. Es geht mit Rezensionen zuweilen wie mit der vermeintlichen Mißgeburt in der Fabel. Der erste Rezensent dichtet dem gesunden Kinde eine Hasenscharte an, der zweyte lange Ohren dazu, der dritte macht schon einen ganzen Hasen daraus, der vierte gibt ihm Hörner und einen Drachenschwanz, und am Ende ist ein kleiner Teufel fertig.

B. Hier sind noch mehrere Rezensionen, die als bloße Fabrikarbeiten nicht nur keinen einzigen Gedanken enthalten, sondern auch sogar im Styl auf eine schülerhafte Weise vernachläßigt sind.

A. Diese sind die schlimmsten, denn sie sind ganz unnütz. Bosheit und Dummheit, wenn sie nur echt sind, gewähren immer noch ein Interesse und haben ein Recht zu existiren, aber jene mattherzigen, im halben Schlaf geschriebenen Aufsätze, in denen kein Funke von Geist oder nur Leidenschaft sprüht, und die, sich in ihrer Ohnmacht und Trägheit nicht einmal bis zu einem soliden Unsinn erheben, die, wie sie selbst weder loben noch tadeln, auch weder lobens- noch tadelnswürdig sind, diese Nullitäten sind unsrer kritischen Literatur am schädlichsten, weil sie sie in einem Meer von Leerheit und Fadheit ersäufen.

B. Müssen Sie nun nicht selbst zugeben, daß es mit der deutschen Kritik erbärmlich bestellt ist?

A. Liebster, daran kann ich, daran kann wohl kein vernünftiger Mensch zweifeln. Wir sind nicht die ersten, welche dies bemerken und sich darüber aussprechen. Aber daß Sie sich darüber beklagen, daß Sie über eine Sache, die sich wahrhaftig durch einen kurzen Zorn nicht in der Geschwindigkeit ändern läßt, in einen solchen Eifer gerathen, daß Sie sich darüber erhitzen können, muß ich tadeln. So gerecht auch dieser Unwille seyn mag, so ist er doch unklug und kann leicht zur Ungerechtigkeit verleiten. Zorn führt schnell zur Uebertreibung, er steigert sich selbst und mit ihm das Uebel, das ihn veranlaßte. Aergern Sie sich nicht zu sehr über das Böse, damit es Ihnen nicht noch schlimmer erscheint, als es ist, und damit es wirklich nicht noch schlimmer wird, wenn Sie diesen Aerger zu laut äußern und einen desto heftigern Widerstand erwecken. Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit lieber auf die guten Seiten, die der Zustand unsrer Kritik noch immer darbietet.

B. Es ist wahr, es gibt noch viele treffliche Männer, die sich mit Kritik beschäftigen, aber ihre Bemühungen bleiben fruchtlos. Man achtet nicht auf sie, sie werden in der Masse nicht unterschieden, oder wenn sie einiges Aufsehn erregen, werden sie angegriffen, verläumdet, prostituirt. Wie ist es unserm edlen Tieck gegangen, als er wagte dem frechen Pöbel der Theaterkritiker Trotz zu bieten?

A. Wenn ich von den guten Seiten unsrer Kritik spreche, so verstehe ich darunter nicht blos die Bemühungen edler Männer, deren Sie hier gedenken, sondern auch das Gute, das sich selbst bey den gerade entgegengesetzten Bestrebungen des kritischen Pöbels findet. Ich gestehe Ihnen, daß ich im Allgemeinen die Kraft und die Freyheit, vermöge deren jezt Jedermann zum Urtheilen sich berechtigt glaubt, recht sehr billige, obgleich ich allerdings den Mißbrauch dieser Kraft und Freyheit nicht weniger, als Sie selbst, verabscheue. Das Scheinbild der literarischen Republik, von der man im vorigen Jahrhundert so viel sprach, hat sich im gegenwärtigen verwirklicht. Von monarchischer Alleingültigkeit eines Einzigen ist jezt nur noch die Rede, sofern einige ohnmächtige Ehrgeizige sich nach ihr sehnen, einige abgesezte Potentaten der alten Zeit sie nicht vergessen können, alle Andern aber sie überall bestreiten und verhöhnen, wo sich noch eine Spur davon blicken läßt. Mit dem literarischen Monarchismus ist auch der Aristokratismus gestürzt worden; und die Gelehrten- und Dichtergesellschaften von höherm Range, die noch vor dreyßig Jahren in voller Kraft blühten, finden jezt nicht nur keine Anerkennung mehr, sie können nicht einmal mehr zusammenhalten, vielleicht eben deshalb,

weil das starke Band gemeinsamer Vorrechte sie nicht mehr an einander knüpft. Alle sind in gleichem Maaß entadelt worden, wie der niedere Schriftstellerhaufen sich geadelt hat. Eine reine Demokratie ist eingetreten, eine nicht mehr sogenannte, eine wirkliche literarische Republik, zu welcher sich die literarische Verfassung des vorigen Jahrhunderts in der That nur wie ein Föderalismus vieler kleiner Könige verhält. Damals gab es mehrere Herrscher und alles übrige war Unterthan; jezt will Jeder herrschen. Schon die um das Fünffache vermehrte Zahl der Bücher, und die vielleicht um das Zwanzigfache vermehrte Zahl der Rezensionen bestätigt diese Veränderung, die noch augenfälliger wird, wenn man die demokratische Sprache vernimmt, die in diesen Büchern und Rezensionen laut wird. Die Urtheilskraft, die man als eine Art von höherer Eingebung nur in Wenigen verehrte, hat sich in ihrer fortschreitenden Ausbildung immer mehreren mitgetheilt, und es bedarf in der That nicht des höchsten Grades von Ausbildung, ehe das Volk in Masse sich derselben bewußt wird und den Ruhm derselben anspricht. Selbst der einzelne Jüngling pflegt in der Regel, wenn er sich zum ersten Mal zu einem selbstständigen Urtheil erhoben hat, sofort in hochmüthiger Uebereilung eine allgemeine Urtheilsfähigkeit anzusprechen. Wie viel mehr nicht ein ganzes Volk, dessen Jugendfehler und Jugendvorzüge durch den Esprit de Korps verstärkt werden! Wir hatten nur die Wahl, unter der Vormundschaft einiger weniger begabter Geister in ewiger Kindheit zu verharren, oder uns gleich den Franzosen und Engländern, ja selbst den Italienern, endlich mündig zu machen, und in Masse denken und urtheilen zu lernen, einen allgemeinen Nationalverstand wie durch ein agrarisches Gesetz unter uns zu vertheilen. Die Geschichte hat uns aber diese Wahl nicht gelassen, sie hat uns gewaltsam aus jener Kindlichkeit heraus zur Mündigkeit fortgerissen. Das Gefühl dieser Mündigkeit ist ihr selbst vorangeeilt, und die Freyheitslust braucht immer einige Flegeljahre, bevor sie sich ihrer ganz bewußt wird, und zu einer bescheidnen Würde zurückkehrt. Schwingen wir uns auf die Höhe der Geschichte und überblicken den Entwicklungsgang unsrer Literatur im Ganzen, so muß uns diese Umwandlung mit allen ihren Härten, Reibungen und Thorheiten doch erfreulich seyn. Befriedigt sie uns als revolutionärer Zustand auch nicht im Augenblick, so liegt doch in ihr die Bürgschaft einer bessern Zukunft.

B. Ich kann diese Bürgschaft nicht finden. Ihre Aussichten auf allgemeine Mündigkeit des Volks, auf eine wirkliche literarische Republik scheinen mir imaginär. Ich sehe hier nur eine trostlose Anarchie, oder, wenn Sie wollen, eine Kakokratie, denn sind es nicht die Schlechten, die sich immer mehr des Publikums bemeistern, indem sie aus der Hefe desselben emporsteigen und seine gemeine Leidenschaften in die Literatur einschwärzen, die ein reiner Tempel des Edlen und Schönen seyn soll? Welche Hoffnung kann man von einer Literatur hegen, deren für die Ewigkeit bestimmte Blätter mit so nichtswürdigen Privatzänkereyen und Persönlichkeiten angefüllt werden, wie sie zum Beyspiel die meisten dieser Rezensionen enthalten, und wie sie Ballenweise in unsern Museen aufgethürmt und zulezt als Makulatur verschlemmt werden?

A. Sie müssen von diesen vergänglichen Erscheinungen abstrahiren. Es geschieht freylich vieles, was an sich nur schädlich oder ganz unnüz erscheint, mittelbar aber dennoch von Nutzen ist. Das ist der Ballast, den die Geschichte zuweilen aufladen muß, und dessen sie sich zur rechten Zeit wieder entledigt. Betrachten sie jede Revolution, sie sey physisch oder moralisch, politisch oder literarisch. Nach einem unabänderlichen Naturgesetze ist Anarchie die Krisis, ohne welche der frühere unreife oder kranke Zustand nicht in den spätern gereiften oder gesunden übergehn kann. Ehe die bessere Meynung sich aufklären und zum Gesetz erheben kann, müssen zuvor Alle ihre Meynung gesagt haben. Ehe das Gesetz in der Republik herrschen kann, müssen die Menschen, müssen Alle, muß der Pöbel geherrscht haben.

B. Ich fürchte nur, die kritische Pöbelherrschaft wird nicht eher enden, bis sie die gute Kritik unwiderbringlich ausgerottet hat. Von den Schlechten kann das Gute nicht ausgehn, aber die Guten selbst werden immer ohnmächtiger. Ihre Versuche scheitern immer schmählicher, und die Schlechten triumphiren immer lauter. Der Eigennutz der Verleger und ihrer besoldeten Marktschreyer, die Demagogie literarischer Kleons, der Neid obscurer Neulinge, der Bettelstolz geistiger Armuth, die Rachsucht der Zurückgesezten, die Schadenfreude der kritischen Straßenjugend, die Aufdringlichkeit der Kannegießer, die Brutalität der Gebrandmarkten, die sich wieder in die bürgerliche Gesellschaft einschleichen dürfen, kurz das ganze vielköpfige Ungeheuer des Sanskulottismus wälzt sich breit und behaglich in unserer Literatur und zerknickt jede Blüthe des Bessern schon im Keim. Doch schlimmer noch als dieser offne Kampf gegen das Gute ist das ganz unnütze, ängstliche und mitleidswürdige Herumtappen unsrer literarischen Girondins, die nicht wissen, was sie wollen, und nicht wollen, was sie wissen, die das Edle Preis geben, indem sie es ungeschickt vertheidigen und lächerlich machen.

(Der Beschluß folgt.)

N°. 2.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 6. Januar 1829.

Ein Gespräch über Kritik.

(Beschluß.)

A. Ich muß Sie daran erinnern, daß auch in Frankreich dieser Zustand nicht lange gedauert hat. Ihre Vergleichung unsrer gegenwärtigen literarischen Anarchie mit der ehemaligen politischen in Frankreich scheint mir allerdings sehr passend und läßt sich noch weiter ausführen. Ueberhaupt sieht, wie jede Hierarchie der andern, so auch jede Anarchie der andern ähnlich, und es gibt ein bestimmtes Gesetz auch in der Gesetzlosigkeit. Gehn wir bis auf die alten Jansenistischen Streitigkeiten in Frankreich zurück, so können wir in Deutschland denselben die theologische Polemik unsrer Universitäten an die Seite setzen. Sodann möcht ich der glänzenden Erscheinung Voltaires und der französischen Encyklopädisten das Auftreten unsers Lessing und der Nikolaiten vergleichen, denn durch diese berühmten und einflußreichen Aufklärer wurde die Kritik der theologischen Vormundschaft entrissen und ihre Revolution vorbereitet. Sehn wir ferner, wie in Frankreich der Glanz des Hofes und der galanten Aristokratie alle andern Lichter überstrahlte oder in sich aufnahm, so zeigt sich uns in Deutschland eine ähnliche Erscheinung in dem literarischen Hofe, den der große Goethe um sich versammelte, und von dem jene courfähige, stylisirende, nur zu sehr der äußern Glätte die innere Tiefe, dem äußern Anstande die innere Wahrheit aufopfernde, Antichambre- und Chapeaubaskritik ausging, deren Grazien sich leider die guten Deutschen troz A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck nicht allgemein haben eindressiren können. Wie in Frankreich der höchste Glanz des Hofes unmittelbar in die tiefste Nacht der Revolution versank, so hatte kaum jener deutsche Kunsthof sein schimmerndes Pfauenrad aufgeschlagen, als von allen Seiten die literarische Revolution ausbrach und die kritischen Demagogen aus der Erde zu wachsen schienen. Wie in Frankreich der Hof das Volk reizte, so hat allerdings auch jener deutsche Hof durch das unvorsichtige Reichsaufgebot der bekannten Xenien den literarischen tiers état unter die Waffen gerufen. Seit jener Zeit ist die Anarchie immer reißender hereingebrochen. Wie in Paris alles regieren wollte, so wollte hier alles kritisiren; wie dort guillotiniren, so hier rezensiren. Nach einander wurde der Adel abgeschafft und das Priesterthum, ja selbst die Vorrechte des Vermögens, so daß auch der unbegabteste, ärmste, ja bettelhafteste Geist nichts desto weniger das literarische Bürgerrecht erhielt, und keck sein Votum geben durfte. Was in Frankreich die Jakobinerklubs, das wurden bey uns die kritischen Journale, und wie dort die Reden, so trugen hier die Rezensionen den Stempel frecher Anmaßung und kleinlicher Leidenschaftlichkeit, wie sie den entfesselten Pöbel jedesmal auszeichnen. Selbst Kinder und Weiber drängten sich auf die Tribünen. Und welche Demagogen haben wir nicht unter lautem Zujauchzen der Gallerien ihre ganze Schamlosigkeit ausschütten sehn! Wie jener schmutzige Hebert in seinem Père Duchêsne den Bodensatz der Verworfenheit aufrührte, so bey uns der wohlselige Verfasser des Barth mit der eisernen Stirn und des literarischen Wochenblatts. Wie jener schadenfrohe Marat in der allgemeinen Verwirrung frohlockte und spottend Oel ins Feuer goß, so bey uns der rühmlichst bekannte Kriegszeitungsschreiber. Sogar an einem Robespierre scheint es uns nicht zu fehlen, wenn es nicht etwa zu gewagt ist, mit seinem kalten und systematischen Fanatismus, der mitten in allgemeiner Zerstörung und Auflösung ein neues hierarchisches Gebäude aufführen wollte, die kritischen Bestrebungen einer sehr loyalen Philosophie zu vergleichen. Allein so wenig sich dort die lebenslustigen Franzosen in das Joch eines eiskalten Moralsystems schmiegen ließen, so wenig scheint der viel-, ja allseitige Deutsche den einförmigen Schematismus eines philosophischen Systems zu vertragen. Daher sehn Sie, wie in Frankreich endlich alle revolutionäre Energie in elenden Salonsintriguen, in Bestechungen, in Verkäuflichkeit der Personen und Grundsätze, und im Kipper und Wipper der Spätlinge unter dem Direktorium endete, und wie auf ganz ähnliche Weise jezt auch in Deutschland die kritische Literatur fast nur noch von dem Eigennutz der Buchhändler und Autoren beherrscht

wird, auf den unter zehn Rezensionen immer wenigstens neun reduzirt werden können. Besoldete Lobhudler, Klienten, Freunde, Parteygenossen loben; Konkurrenten, privilegirte Witzbolde und persönliche Feinde tadeln. Um den Inhalt eines Buchs handelt es sich selten, nur um die Person des Verfassers, des Verlegers, und der Inhalt muß entgelten, was diese verschuldet. Grundsätze dienen nur zum Vorwand; man stellt sie auf und läugnet sie ab, wie es der persönliche Nutzen mit sich bringt.

B. Es liegt sehr viel Wahres in dieser sonderbaren Apostrophe. Und wenn sie wahr ist, sollten wir uns alsdann nicht vielleicht auf einen kritischen Napoleon Hoffnung machen dürfen, der, wenn auch immer Egoist, jene zahllosen kleinen Egoismen in einen einzigen riesenhaften Egoismus zusammenfassend, uns wenigstens eine erhabenere Erscheinung darbieten würde, als es die kleinen Geister vermögen, die sich jezt in einem Zustande zu befinden scheinen, wie die Franzosen im Jahr 1795?

A. Dies zu hoffen, streitet gegen meine wenigstens in Bezug auf Literatur streng republikanische Gesinnung. Es zu fürchten hab ich indeß keine Ursach, denn große Geister werden oft erst dann erkannt, wenn sie vorüber sind, und lassen sich nie vorausbestimmen. Ueberdies dürfte die Kritik nicht die Laufbahn seyn, auf der ein großer Geist, gesezt, er fände sich, sein Glück machen könnte. Ich gebe zu, daß unser gegenwärtiger literarischer Zustand gerade von der Art ist, wie er sich für die neue Erscheinung eines großen Geistes, eines Sternes der ersten Größe schickt. Man sieht sich schon darnach um, ohne zu wissen, was man eigentlich sucht. Man bereitet ihm schon den Thron, wie er dem Kaiser der Franzosen bereitet wurde, bevor dieser noch aus dem Dunkel hervortrat. Es sind lauter kleine Menschen da, die nur auf einen großen zu warten scheinen, und die in nichtswürdigen Ränken wechselseitig sich entehrend aus verderbten Republikanern sehr leicht unterwürfige Lakayen eines neuen Diktators zu werden versprechen. Allein ein so mächtiger Geist dürfte kein Kritiker seyn, müßte die Kritik zu beseitigen wissen, sie entwaffnen und zum Schweigen bringen, wie Napoleon seine sogenannten Ideologen zu unterdrücken wußte. Die Freyheit der Kritik kann bey der geistigen Diktatur nicht bestehen, und wenn die Kritik nicht frey ist, kann sie sich auch nicht läutern und bessern. Ein großer Geist vermöchte vielleicht unsere kritischen Probleme eine Zeitlang unsern Augen zu entrücken, doch sie zu lösen vermag nur die Masse der Nation im Fortschritt ihrer Kultur, so wie auch Napoleon die Frage der französischen Revolution nur abgeschnitten hat, und die Nation jezt damit beschäftigt ist, sie auf eine immer besonnenere und genügendere Weise zu beantworten. Lassen Sie also immerhin eine Ueberraschung, wie die Napoleonische, eintreten, Ein Mann wird doch nie im Stande seyn, die Aufgabe zu lösen, die, von rein republikanischer Natur, auch nur von der Gesellschaft im Ganzen gelöst werden kann.

B. Somit schieben Sie die Sache auf die lange Bank der folgenden Jahrhunderte. Somit wäre für die Kritik in Deutschland kein näheres Heil zu erwarten, als auf dem schleichenden Wege einer allgemeinen Aufklärung, die eben durch die schlechte Kritik immer gehemmt, wo nicht gar unmöglich gemacht werden wird. Sie wollen die Kinder einer schlechten Erziehung überlassen, und hoffen, diese verwahrlosten Kinder werden die Erziehung verbessern.

A. Wer wollte verzweifeln? Gerade wenn die heilsame Krisis eintritt, sollen wir über den augenblicklich erhöhten Schmerz uns hinwegsetzen und nur die guten Folgen im Auge haben. Die Menschen haben im Allgemeinen physisch und geistig eine sehr gesunde Konstitution, und die heftigsten Krankheiten wie der wildeste Wahnsinn sind noch immer von ihnen glücklich überstanden worden.

B. Man soll aber diese gesunde Natur nicht wissentlich vernachläßigen, man soll ihr nachhelfen, so viel man kann. Es ist mir unmöglich, unserm kritischen Unwesen ruhig zuzusehn.

A. Arzneyen helfen hier nichts, und sind Sie denn auch endlich überzeugt, daß Ihr eigner Geist von der Krankheit des Jahrhunderts unangesteckt geblieben ist? Der Eifer wenigstens, mit welchem Sie überall gern Ihre Meynung geltend machen möchten, enthält eine leise Schattirung jenes allgemeinen Egoismus, den Sie an Andern tadeln. Ich tadle Sie darum nicht, so wie ich auch jene Andern nicht tadle. Ich halte dieses bey den Besten wie bey den Schlimmsten jezt vorherrschende Lehren und nicht Lernen wollen für unvermeidlich, für einen nothwendigen Uebergang im geistigen Leben, für die allgemeine chronische Krankheit unsrer Generation, die indeß in Bezug auf die Menschheit im Ganzen doch nur akut ist.

B. Wenn ich mich auch in gewissen Punkten täuschen sollte, — wer täuscht sich nicht? — immerhin ist, was ich will, augenfällig besser, als was so viele Andere wollen, und ich verdiene Dank, indem ich diesen Willen geltend mache.

A. Sie thun wohl daran. Nur müssen Sie sich gefallen lassen, nichts damit auszurichten und einen Dank nur zu verdienen, den Ihnen doch Niemand abtragen wird. Sie halten ja die Beweise noch in Händen. Spiegeln Sie sich in diesen Rezensionen! Was hat Ihr Buch genützt? Höchstens kann die Aufnahme, die es im guten wie im schlimmen Sinne gefunden hat, Ihnen selbst in so weit nützen, als Sie die völlige Nutzlosigkeit des Predigens und Belehrens in einer Zeit einsehn, wo alles spricht und keiner hören will. Man wird Ihr Buch verstehn und würdigen, wenn es nicht mehr wird nützen

können, wenn die Menschen von selbst werden vernünftiger geworden seyn. So lange es nützen könnte, nuzt es nichts, weil es nicht verstanden wird oder böse Leidenschaften dagegen sich waffnen.

B. Wie in aller Welt sollen denn aber die Menschen von selber vernünftig werden? Bedarf es dazu nicht der Erziehung, der Predigten und Belehrungen?

A. Nein. Dieser Meynung bin ich nicht. Die Menschen erziehn sich immer und überall nur selbst. Die Geschichte unserer Literatur bestätigt dies unwidersprechlich. Die vorige Generation von Autoren und Büchern hat uns gewiß eine sehr gute Erziehung gegeben, und doch ist die jetzige Generation um so viel schlechter gerathen. Wir erziehn unsere Nachkommen schlecht, und ich möchte darauf wetten, daß sie uns übertreffen werden. Denken sie an noch frühere Zeiten zurück. Wer hätte die Lessinge, Wielande, Goethe fünfzig Jahre früher erwarten können? Wer hätte im umgekehrten Sinn nach den alten Griechen die Alexandriner und Byzantiner prophezeiht? Fast immer ist aus den Zöglingen vortrefflicher Schulen nichts geworden, und nur der Zustand allgemeiner Verwilderung führte zu höherer Kultur und gebar die Genies.

B. So muß ich bedauern, in einer Zeit zu leben, die herabsteigt zur Verwilderung, und die Enkel glücklich preisen, die vielleicht endlich wieder hinaufsteigen werden.

A. Tacitus, der den Verfall seines Volkes schilderte, ist nicht minder ehrwürdig, als Herodot, der das Aufblühen des seinigen beschrieb. Hüten Sie sich vor dem Egoismus! Es ist nicht nothwendig, daß die Zeit unsern Wünschen gerecht sey, wir müssen ihren Wünschen, ihren strengen Forderungen gerecht seyn. Wollen wir der unermeßlichen Welt, der unendlichen Geschichte zumuthen, sich in unsern engen Sinn zu fügen? Nein, wir müssen im Sinn der Welt und der Geschichte im Großen zu leben trachten. Wir müssen uns so innig in den Sinn des Ganzen hineindenken, daß es uns gleichgültig wird, ob wir an den ersten oder lezten Ring der großen Kette gebunden sind. Wie schnell verrinnt der Augenblick, er sey in Genüssen oder Gefahren, leicht oder schwierig erlebt! Der Triumph, dem wir uns in glücklichen Zeiten überlassen, ist so eitel als es die Klagen sind im Unglück. Ich stehe der Schande meiner Zeitgenossen nicht näher, als der Ehre der Vorfahren oder Nachkommen. Steigend oder fallend theilen wir alle nur die Eine große Bewegung, die durch die ganze Geschichte geht. Alle sind wir Wellen Eines Stroms. Diese Wahrheit kann uns in jedem Falle trösten und uns zugleich von der Eitelkeit heilen, die in jedem Augenblick eine allgemeine Weltverbesserung herbeyführen möchte. Glauben Sie ja nicht, das Schlechte ausrotten, oder nur überspringen zu können. Alles Schlechte muß sich ausleben. Wenn es auch unterdrückt wird, kommt es immer wieder zum Vorschein. Es muß sich zu Tode leben, es kann nur an seiner völligen Entäußerung sterben. Alles Schlechte hat seine bestimmte Stunde, seine Jahrszeit, die es erfüllen muß und mit der es endet. Aber so gewiß jedes Schlechte einmal seine Zeit findet, so gewiß findet auch jedes Gute seine Ewigkeit. Lassen Sie sich also nur, ohne zu murren, diese schlechte Zeit gefallen, und seyn Sie selber gut, so werden Sie obwohl in ihr, doch zugleich über ihr stehn.

W. M.

Neugriechische Literatur.

Die Wichtigkeit des Studiums der neugriechischen Sprache wird von Tage zu Tage größer. Als einzige Tochter oder vielmehr nur eine Modifikation der altgriechischen Sprache, welche noch die Grundlage der gelehrten Bildung ausmacht, nothwendig zum Verständniß derselben und besonders zum Verständniß der zahlreichen griechischen Schriftsteller des Mittelalters, als Mundart ausgezeichneter neuerer Dichter und einiger trefflichen Prosaiker verdiente sie schon, so sehr als irgend eine andere Sprache, die Aufmerksamkeit des Philologen und der Literaturfreunde. Das Eintreten Griechenlands in die Zahl der selbstständigen europäischen Staaten gibt diesem Studium einen neuen Werth. Mit besonderer Vorliebe wird es in Frankreich betrieben, wo seit langer Zeit der würdige Corai lebt, wo Hase als Professor des Neuchriechischen angestellt ist, und wo bereits in mehreren öffentlichen Schulen und in Privatanstalten diese Sprache gelehrt wird.

Von den neuesten in Paris erschienenen Schriften, welche das Neugriechische betreffen, verdienen drey besonders allgemein bekannt zu seyn. Unter dem Titel Ataktа hat Corai (bey Didot. 1828. 14 Franken) den ersten Band von vermischten Schriften und Bemerkungen herausgegeben, die er an die Erklärung eines Dichters, Namens Prodromos, anschließt. Corai's Anmerkungen sind um so mehr die Hauptsache in diesem Werke, als Prodromos selbst kaum die Ehre des Drucks verdient hätte. Wie d'Orville den Namen Chariton berühmt machte, so macht H. Corai dem Prodromos einen Namen. Natürlich sind in der vorliegenden Schrift, wie in allen Werken Corai's nützliche politische Winke für die Griechen enthalten; das Nützliche ist mit dem Gelehrten so verschmolzen, daß am Ende (was ziemlich

selten) die politischen Leser dadurch gelehrt, und die gelehrten Leser dadurch zu Politikern werden können.

Ein junger anonymer Gelehrter, mit andern Worten: Hr. Berger, ein Schüler des verdienstvollen Hellenisten Hase, hat, ebenfalls 1828, bey Dondey-Dupré, eine Flugschrift über die Aussprache des Neugriechischen herausgegeben, und sich darin zu den wichtigsten Betrachtungen über die Aussprache des Altgriechischen erhoben. Es kann nicht der Zweck unsrer Blätter seyn, zu untersuchen, ob die alten Griechen ihre Vokale so aussprachen, wie es dem Erasmus festzusetzen beliebte, der übrigens seine eigenen Vorschriften nicht befolgte; in jene vielbesprochene Frage über den Itazismus einzugehen, worauf der humoristische Göttinger Professor das To be or not to be anwandte; aber so viel dürfen wir bemerken: wenn alle Völker das Altgriechische so aussprechen, wie es die Neugriechen thun, so verstehen sie einander beym Lesen, und sollte (was sich leicht widerlegen ließe) die neugriechische Aussprache die minder richtige seyn, so wäre doch durch jene Gleichartigkeit des Lesens ein großer praktischer Vortheil erlangt. Das französische Ministerium nahm auf den Rath sachkundiger Männer Bergers Schrift mit Wohlgefallen auf; auch sagt man, sie werde der Universität anempfohlen werden; jedenfalls kann ihr der Beyfall deutscher Gelehrten nicht fehlen, denn man findet darin das Gepräge jener Gründlichkeit, zu welcher Prof. Hase in seinen Vorlesungen den Weg zeigt.

Ein anderer Schüler desselben Gelehrten, Namens Wladimir Brunel, ebenderselbe, welcher für die Niebuhrschen Byzantiner pariser Handschriften vergleicht, hatte den glücklichen Gedanken, die Maximes et reflexions von Larochefoucauld ins Neugriechische zu übersetzen. Bey Firmin Didot ist so eben diese Uebersetzung sammt dem französischen und einem englischen Texte erschienen; die Arbeit ist nicht blos für Franzosen, Engländer und diejenigen, welche die Sprachen dieser beyden Völker kennen und das Neugriechische lernen wollen, angenehm, sondern auch für Neugriechen, welche bekanntlich noch an Büchermangel leiden. Ein kenntnißreicher Mann, Theocharopulo aus Patras, hat die Uebersetzung durchgesehen; sie ist genau, ohne knechtisch zu seyn, und es zeigt sich darin das Bestreben, das Neugriechische von dem Ballast occidentaler und orientalischer Wörter zu befreyen, es möglichst ohne Zwang zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Larochefoucauld ist bekanntlich einer der ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts; Voltaire's Urtheil über denselben lautet wie folgt: „Eins der Werke, welche am meisten beytrugen, den Geschmack der Nation zu bilden, „und ihr Sinn für Richtigkeit und Präcision zu geben, „war die kleine Sammlung der Grundsätze von „François, Herzog Larochefoucauld. Wiewohl „fast nur eine einzige Wahrheit in diesem Buche ist, „nämlich, daß die Eigenliebe die Triebfeder „von Allem sey, so zeigt sich doch dieser Gedanke unter so mannichfaltigen Gesichtspunkten, daß er beynahe „immer sinnreich erscheint: es ist nicht sowohl ein Buch, „als Materialien zu einem Buche. Man las eifrig diese „kleine Sammlung; sie gewöhnte ans Denken und die „Gedanken in eine lebhafte, bündige und zarte Wendung „einzuschließen. Dies war ein Verdienst, welches Niemand vor ihm, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften gehabt hatte.“ (Siècle de Louis XIV., chap. 32. des beaux-arts.)

Es ist, dünkt mich, noch nirgends bemerkt worden, aber darum nicht minder gewiß, daß sich in Frankreich mit wahrem Eifer, mit Takt und Gründlichkeit eine neue philologische Schule erhebt, welche unsere deutschen Muster, Männer wie August Böckh, Friedrich Creuzer, zum Vorbilde genommen hat, und welcher schon einzelne Männer, wie Letronne, vorangeeilt sind. Dieser Schule stehen aber, mehr als in irgend einer deutschen Stadt, reichliche Schätze von Handschriften und den seltensten Quellen zu Gebote. Sie entwickelt sich besonders unter Leitung unseres Landsmanns Hase, dessen Name, wenn es sich um die Fortschritte der französischen Gelehrsamkeit handelt, nicht oft genug wiederholt werden kann. Einer seiner trefflichsten Schüler, dem die deutschen Hülfsmittel so bekannt sind als die französischen, Herr von Sahune, beschenkt uns nächstens mit einer Ausgabe der inedirten Schriften Georgs von Cypern, der genannte Herr Berger gibt die bisher unbekannten Briefe eines byzantinischen Kaisers heraus; unter den andern Mitschülern, etwa dreyßig an der Zahl, ist vielleicht nicht einer, der nicht einen Schriftsteller des etwas zu viel herabgesetzten griechischen Mittelalters zum Drucke fördern wird.

Schließlich wiederhole ich den Wunsch, der sich schon aus obigem ergibt, daß in Deutschland das Studium des Altgriechischen, mehr als bisher geschah, mit dem des Neugriechischen verbunden werde; daß die Aussprache sich an die übrigens richtigere Art des Neugriechischen anschließe; daß die nützliche Arbeit Brunet's bey uns Eingang finde, und daß auch auf unsern Universitäten der neugriechischen Sprache dieselbe Ehre zu Theil werde, welche man den andern Mundarten des civilisirten Europas angedeihen läßt; mit einem Worte, daß man das Beyspiel, welches bereits der eben so gründliche als thätige Gelehrte Thiersch gegeben, würdige und benutze.

D.

N°. 3.

Literatur-Blatt.

Freitag, 9. Januar 1829.

Geschichte.

Kleine historische und philologische Schriften von B. G. Niebuhr, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erste Sammlung. Mit einer Landcharte und Inschrifttafel. Bonn, bey Eduard Weber. 1828.

Wer mit uns die Ueberzeugung theilt, daß durch jede Mittheilung eines so hochgebildeten Gelehrten, wie Niebuhr ist, die Wissenschaft der Geschichte unmittelbar oder mittelbar gefördert wird, dem wird vorliegende Sammlung seiner historischen und philologischen Schriften höchst willkommen und geeignet erscheinen, uns eine Zeitlang darüber zu trösten, daß das Verlangen, mit welchem wir der verheißenen, baldigen Fortsetzung der umgearbeiteten römischen Geschichte entgegensehn, noch nicht befriedigt worden. Der größte Theil der hier vereinigten Aufsätze und Abhandlungen gehört zwar dem Gebiet der strengen Wissenschaft und Gelehrsamkeit an, einige derselben sind jedoch auch für jeden gebildeten Mann geschrieben. Hieher gehört sogleich das Leben Carsten Niebuhrs, welches die Sammlung eröffnet, in doppelter Hinsicht. Einmal sind die bedeutendsten Momente aus dem Leben jenes berühmten Reisenden im Orient an und für sich von hohem Interesse; dann aber sind dieselben in einer so weisen Auswahl des wahrhaft Charakterisirenden zusammengestellt und in einem so edlen, würdigen Ton vorgetragen, daß wir dadurch gewiß durch keine willkührliche Ideenassociation an Tacitus und dessen Leben des Agricola erinnert worden sind. Wer weiß, ob nicht dem Verfasser selbst dieses kleine Tacitus'sche Meisterwerk, wohl ohne sich dessen bestimmt bewußt zu seyn, als Muster vorgeschwebt hat? dies wäre, der Sache nach, so natürlich, daß hiemit keineswegs von gewöhnlicher Nachahmung die Rede seyn kann. Denn obwohl Zeiten und Verhältnisse, so wie Geistes- und Charaktereigenthümlichkeit, die hier zu schildern waren, einerseits unendlich viele Verschiedenheiten im Verhältniß zu denen darboten, wovon Tacitus im Agricola zu erzählen hatte, so läßt sich doch anderseits nicht verkennen, daß hier wie dort ein Mann von ächtem Schrot und Korn uns vorgeführt wird, der Geist und Charakter von entschiedner Eigenthümlichkeit besessen und diese unter mannichfaltigen, bedeutenden, schwierigen Verhältnissen und Umständen behauptet hat, ein Mann, dessen Leben und Thätigkeit vorzüglich allgemeinen, höheren Interessen, dem Staat, der menschlichen Gesellschaft gewidmet war, dem Pflicht, Ehre und Recht als unverrückbare Lebenspole galten, der für sie jeder Aufopferung sich mit Freudigkeit unterzog. Es kann überdies den Zeitgenossen nicht gleichgültig seyn, bey dieser Gelegenheit auch einige Notizen über die ersten wissenschaftlichen Anregungen zu vernehmen, welche der Verfasser von diesem ausgezeichneten Manne, seinem Vater, bekommen hat, der ihn gern als seinen Nachfolger in orientalischen Reisen gesehen hätte. Wir können es uns nicht versagen, einiges hierauf Bezügliche mitzutheilen. — Vom Vater erhielt Niebuhr den ersten Unterricht in Geographie und Geschichte, im Englischen und Französischen, im Lateinischen und Arabischen, wie in der Mathematik. Doch war dieser Unterricht mehr praktischer, anregender, als grammatischer, streng schulmäßiger Art. Nur im Arabischen und in der Mathematik wollte derselbe nicht so gelingen, als der Vater gewünscht hätte; im Arabischen nicht, weil er den Mangel an grammatischer Methode nicht mehr durch die ihm sonst eigne Fertigkeit im Sprechen ersetzen konnte; in der Mathematik nicht, weil der Sohn nicht so viel Lust und Trieb dazu zeigte, als der Vater erwartet hatte. „Ich erinnere mich sehr lebhaft, erzählt Niebuhr, mancher Erzählungen vom Weltgebäude und vom Orient aus den Kinderjahren, wenn er den Knaben besonders Abends vor dem Schlafengehen auf den Knieen hielt, und ihn damit, statt mit Mährchen, speiste. Die Geschichte Mohammeds, der ersten Chalifen, namentlich Omars und Alis, für die er die tiefste Verehrung hatte, die der Eroberungen und Ausbreitung des Islam, die der Tugenden der damaligen Heroen des neuen Glaubens, die Geschichte der Türken, prägten sich mir früh und mit höchst anmuthigen Farben ein.“ Da Niebuhrs Vater auf seinen Reisen eine aus-

gezeichnete Zuneigung zu den Engländern gewonnen hatte, die er sein Leben lang bewahrte, so bediente er sich vieler englischer Lehrbücher, gab dem Sohne viele englische Werke, ja schon früh und regelmäßig englische Zeitungen in die Hände, was auf diesen für sein reiferes Leben nicht ohne Einfluß geblieben ist. „Mit der größten Nachsicht und Theilnahme ging er, wie Niebuhr noch hinzufügt, in die halb altklugen, halb kindischen Gedanken des Knaben ein, baute mit ihm seine Luftschlösser aus, unterredete sich mit ihm über Alles, was die Zeit herbeyführte, gab ihm von Allem, was zur Rede kam, Begriffe und Anschauungen; so von der Fortifikation, indem er mich unter seinen Augen, Bücher und Risse zur Hand, Polygone abstecken, ausmessen und ausgraben ließ.“ Wir haben diese Notizen zum Theil deswegen angeführt, weil sie erinnern können, welcher Einfluß Vätern auf Ausbildung ihrer Kinder vergönnt ist, wenn sie es nicht verschmähen, sich derselben mit Ernst, Einsicht und Liebe persönlich anzunehmen. Und es muß desfalls noch bemerkt werden, daß Niebuhrs Vater keineswegs ein geschäftloser Mann gewesen sey, der seine ganze Zeit seinen Kindern hätte widmen können.

Auf diese Biographie folgt die Einleitung zur römischen Geschichte, wie sie Niebuhr bey Eröffnung seiner Vorlesungen darüber im Oktober 1810 vorgetragen hatte und die allerdings besonders abgedruckt zu werden verdiente, weil sie vieles, das römische Leben und Wesen im Allgemeinen Charakterisirende enthält, was nicht in die Einleitung des Geschichtswerkes selbst übergegangen ist. Von den sich dieser Einleitung anschließenden, sechs Abhandlungen, welche in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelesen worden, erwähnen wir nur zwey: die über die Geographie Herodots und eine andere, worin Untersuchungen über die Geschichte der Skythen, Geten und Sarmaten enthalten sind. Jene ist schon deswegen merkwürdig, weil sie sich an Vossens „Geographie des Homer“ anschließt und zur Geschichte der geographischen Kenntnisse ein äußerst schätzbarer Beytrag ist; diese aber erledigt eine Frage, die noch immer bey der Urgeschichte Deutschlands aufgeworfen wird, in wiefern etwa unter den Skythen unsere Vorfahren gedacht werden könnten, auf das Evidenteste dahin, daß die wahrhaften Skythen gar nichts mit Germanen und eben so wenig mit Kelten gemein gehabt hätten, sondern offenbare Mongolen ihrer Zeit gewesen seyen. Den Schluß dieser ersten Sammlung machen noch sechs andere Aufsätze verschiedenen Inhalts, von denen der „Abriß der Geschichte des Wachsthums und Verfalls der alten und der Wiederherstellung der neuen Stadt Rom“ auch von Nichtgelehrten gern gelesen werden dürfte. Es ist in demselben von der ewigen Stadt im eigentlichen Sinne, von örtlicher Anlage, Größe, Erweiterung rc. derselben die Rede. Endlich erwähnen wir noch einer Nachschrift zu einem Aufsatz über Xenophons Hellenika, in welcher sich Niebuhr genöthigt sieht, einen Ausspruch, den er in diesem früher, im rheinischen Museum schon erschienenen Aufsatz über Platon gethan, zu rechtfertigen. Er hatte dort mit Fug und Recht, aber ohne es in dem Zusammenhange erörtern zu können, geäußert, daß Platon kein guter Bürger sey, indem derselbe nie genug die athenienfische Demokratie, der er angehörte, herabzusetzen gewußt habe, da es vielmehr seine Pflicht gewesen wäre, derselben, so viel er vermocht hätte, aufzuhelfen. Darüber hat sich ein enthusiastischer Verehrer Platons, Delbrück, der noch heute von Platons Philosophie eine Regeneration erwartet, da sie doch zu ihrer Zeit Nichts auszurichten vermochte, aufs äußerste ereifert, und eine Vertheidigung Platons ergehen lassen, in der er Niebuhrn mit einer Erbitterung angreift, als ob er die Türken aus Europa zu vertreiben habe. Dabey geht der sonst so gewissenhafte Mann so weit, daß er sogar die unredlichsten dialektischen Kniffe nicht verschmäht, um alles Gehässige auf Niebuhr zu wälzen. Wenn man dergleichen erfährt, so erinnert man sich plötzlich der Worte, die einst Wieland Jacobi'n zurief: resistite diabolo, d. h. hütet Euch vor dem (falschen) Enthusiasmus! Es ist aber für uns Deutsche leider charakteristisch, daß wir uns allerdings gern einem falschen Enthusiasmus für ästhetische, antiquarische, historische, philosophische Persönlichkeiten überlassen und darüber blind und taub gegen die Wahrheit werden; und, indem wir uns in der Anerkennung gewisser Vorzüglichkeiten übernehmen, weder Sinn noch Kraft behalten, damit verbundene Mängel zu bemerken und Gerechtigkeit auch gegen anderes, in seiner Art gleichfalls Vortreffliches, zu üben. Vor diesem falschen Enthusiasmus, vor dieser unglücklichen Befangenheit des Geistes, deren Opfer leicht die edleren Gemüther werden, nimmt hier auch Niebuhr Gelegenheit zu warnen, und mit gerechter Indignation erhebt er sich unter andern gegen die, welche die edle Nation der Griechen, besonders aber die Athenienser unnöthiger Weise deswegen geschmäht, ja für nichtswürdig erklärt haben, weil sie sich nicht scheuten, Staatsmänner, denen sie viel verdankten, sobald sie ihnen gegen das Wohl des Staates gehandelt zu haben schienen, zu bestrafen. Niebuhr schließt seine Apologie der Athenienser also:

„Die Väter und Brüder der tausend Bürger, welche bey Chäronea als Freye gefallen waren, die in der Grabschrift freudig bezeugten, daß sie ihren Beschluß nicht bereuten: — den Ausgang entschieden die Götter, der Entschluß sey des Menschen Ruhm; die dem Redner, auf dessen Rath der unglückliche Krieg zuerst unternommen worden war, eine goldne Krone ertheilten, ohne zu fragen, ob der Sieger darüber grolle; das Volk, welches, da Alexander von Thebens Schuld her die Auslieferung der Patrioten forderte, sie verweigerte, und ihn

lieber vor ihren Mauern erwartete: welches, während die Furchtsamen und Schmeichler tagtäglich warnten, den Feind nicht zu reizen, Bürger zum Tode verurtheilte, welche Sklaven gekauft, die durch Eroberung griechischer, Athen feindselig gewesener Städte in der Macedonier Gewalt gekommen waren; das Volk, dessen Arme, überwiegend in der Versammlung, der Spende entsagten, die allein ihnen an einigen Festtagen den Luxus von Fleischspeisen schenkte, da sie sonst das ganze Jahr nur Oliven, Kräuter und Zwiebeln, mit trockenem Brod und gesalzenem Fisch assen; die dies Opfer brachten, damit für die Ehre des Vaterlandes gerüstet werde: das Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht."

W. B. M.

D i c h t k u n s t.

Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte, bearbeitet von Friedrich Rückert. Frankfurt am Mayn 1828.

Diese schöne indische Sage ist eigentlich eine Episode aus dem großen epischen Gedicht Mahabharata, und schon früher zweymal, von Bopp und von Kosegarten, ins Deutsche übersezt worden. Herr Dr. Rückert hat sie hier zum dritten Mal weniger übersezt, als frey bearbeitet, indem er beabsichtete, durch Ausscheidung alles Fremdartigen, das blos für den Alterthumsforscher interessant seyn kann, und durch Einkleidung in deutsche Versformen dieselbe völlig der deutschen Literatur einzuverleiben.

Die Sage selbst ist folgende. König Nal, der schönste Mann in Indien, liebt die Tochter des König Bima, Damajanti, das schönste Mädchen in Indien. Als er aber um sie freyen will, tragen ihm die vier Götter der Elemente auf, sie vielmehr für einen von ihnen zu freyen. Er erfüllt demüthig der Götter Befehl, Damajanti aber läßt den Göttern sagen, sie würde dennoch keinen Gott, sondern Nal wählen. Das gefällt den Göttern, und sie statten Nal mit ihren Gaben aus. Als sie aber von der Hochzeit heimkehren, begegnet ihnen Kali, der böse Gott, der sich sehr über ihre Gutmüthigkeit ärgert. Als nun Nal einmal vergißt, vor Schlafengehen sich zu waschen, und dadurch unrein wird, schleicht sich Kali, der nur bey Unreinen wohnen kann, in seinen Busen ein, und verwirrt ihm dergestalt die Sinne, daß er zu allem Bösen geneigt wird. Insbesondere wirft er sich auf das Würfelspiel, und Kali bringt es dahin, daß er zulezt sein ganzes Reich an seinen Bruder Pushkara verspielt. Der böse Bruder treibt ihn nackt und blos in die Wälder, nur Damajanti folgt ihm treu. Aber Kali ruht noch nicht, denn als Damajanti entschlafen ist, treibt er Nal, sie treulos zu verlassen. Die arme Königin irrt nun lange in den Wäldern umher und klagt ihre Noth den Bäumen und Bergen, bis sie zulezt von einer fremden Königin aufgenommen wird und von da zu ihrem Vater zurückkehrt. Nal irrt ebenfalls umher und kommt zum Schlangenkönig Karkotakah. Dieser verlangt von ihm, er soll eine Feuerprobe bestehn, und Nal stellt sich wirklich unerschrocken in die Flammen. Da befreyt ihn der Schlangenkönig aus seiner Gestalt, die mit Kali in den Flammen zurückbleibt, und gibt ihm eine schlechte Knechtgestalt, in der er bleiben soll, bis er Damajanti wiedergefunden haben wird. Als Knecht kommt Nal zu dem König Rituperu, und mit ihm an Bimas Hof, wo Damajanti eine neue Gattenwahl ausgeschrieben hat, in der Hoffnung, Nal werde sich dabey einfinden. Unterwegs begegnet er Kali, den er auf sein dringendes Flehen aus den Flammen erlöst, doch ohne noch selbst seine alte Gestalt wieder zu erlangen. Erst als er Damajanti wieder findet, wird er auch wieder der Alte. Als Rituparn ihn entläßt, vertauschen beyde ihre Kenntnisse. Nal lehrt ihn die Wagenlenkerkunst, und lernt dagegen von ihm die Würfelspielkunst. Darauf begibt er sich zu seinem Bruder, spielt mit ihm und gewinnt ihm wieder sein Reich ab, so daß alles fröhlich endet.

Diese Sage hat allerdings so viel Aehnlichkeit mit altdeutschen Volkssagen, namentlich mit der Historie von der schönen Magellona, daß sie unschwer unsrer Literatur angeeignet werden kann. Zugleich ist sie in der Sprache sehr poetisch, lebhaft kolorirt, bilderreich, wie alles Orientalische, und der Herausgeber, der selbst ein ausgezeichneter Dichter ist, hat in seiner Uebertragung jede Schönheit hervorzuheben gewußt. Mit großem Glück hat er den epischen Vers gewählt, in welchem die altschwäbischen Dichter ausländische Heldengedichte zu übertragen pflegten, z. B. Tristan und Parcifal; und es braucht nicht erst erwähnt zu werden, welche Meisterschaft Friedrich Rückert in Behandlung der metrischen Formen besizt, da sie allgemein bekannt ist. Doch ist es nicht minder bekannt, daß ihn eben diese Virtuosität zu einem Fehler verleitet hat, der ihm zur andern Natur geworden zu seyn scheint und auch wieder in diesem Gedicht grell hervortritt. Er gefällt sich nämlich viel zu sehr in geschraubten Reimkünsteleyen, in schwierigen Kompositionen, in Wortungeheuern und dergleichen. Wir heben einige hervor:

Du Gliederzartwuchsrichtige,
Vollmondsangesichtige,
Gewölbtlangenbrauenbogige,
Sanftflächeindreiwogige. S. 80.

Geschmückt mit Düftekränzegeprängen
Und Glanzedelsteinohrengehängen. S. 33.

Hier aber den gipfelgeschmückten
Haupthimmelanenrückten,
Blütengebüschumkränzten
Sonnenstrahlenbeglänzten (Berg). S. 88.

Der fromme, goltgeweiht-beglückte,
Götterkönigsglanzgeschmückte,
Feindesburgenkampferstürmer. S. 96.

Dem Blütengesproßgekrönten
Waldvogelgesangdurchtönten. S. 101.

Ihr der also schmerzergoßnen
Gattensehnsuchtsthränenumflossnen. S. 123.

So lange wir die chinesische Schrift nicht unter uns einführen, in der ein einziger Buchstabe durch viele kleine Zusätze fähig wird einen langen Satz auszudrücken, sollten wir uns auch solcher

Gliederunzartwuchsunrichtigen
Vielköpfigbrahmasangesichtigen
Gewölbchinamauerbogigen
Schwerathmenbredewogigen

Wörter enthalten; oder man kann mit Recht dem Freund der orientalischen Literatur vorwerfen, was man einst an dem Freunde der antiken, an Voß tadeln mußte, Uebertreibung, Mißbrauch der allzugefälligen deutschen Muttersprache, und Hintansetzung der Sprachseele hinter den Sprachleib.

Französische Literatur.

Der französische Vicekonsul zu London, César Moreau, gegenwärtig in Paris, um zum Unterrichte des Herzogs von Bordeaux beyzutragen, bereichert so eben die statistische Literatur mit drey Schriften. Das Examen comparatif du commerce de la France ist eine in Ziffern nachgewiesene Vergleichung des französischen Handels vor der Revolution und nach der Restauration. Eine andere Schrift untersucht die Ausdehnung, Bevölkerung, Einkünfte, Ausgaben, Schulden, Handel, Schifffahrt Frankreichs i. J. 1787; eine dritte den Handel Großbritanniens in den merkwürdigsten Perioden des siebenzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, alles nach officiellen Urkunden. Derselbe Statistiker hat sich durch seine Werke über den brittischen Handel im Allgemeinen, über den der ostindischen Gesellschaft, insbesondere über den Seidenhandel, über den brittischen Gewerbsfleiß, die königliche und Handels-Marine, die Finanzen, so wie durch sein neueres Werk über Irland ein Verdienst erworben, das ich um so eher hervorhebe, als viele französische Blätter, die von den Schriftstellern nicht blos Fakta, sondern die Reflexion ganz fertig verlangen, die Schriften Moreau's mit Stillschweigen übergangen haben. Auf Kosten der französischen Regierung bereitet derselbe gegenwärtig die Statistik aller bekannten Länder vor; sechs Sekretäre sind beschäftigt, aus den Werken die Thatsachen auszuziehen, welche Moreau ordnet. Die französischen Archive sind ihm zu diesem Zwecke geöffnet, so wie demselben auch die englischen offen standen, und noch niemals ist in Frankreich eine so umfassende statistische Arbeit vorgenommen worden als die, an deren Spitze César Moreau steht.

Der Statistiker Balbi beschenkte vor wenigen Tagen das Publikum mit einer neuen Tabelle: Vergleichung Frankreichs mit andern Ländern, die als Supplement zu seiner gründlichen Balance du Globe angesehen werden kann.

Das wissenschaftliche Streben, welches sich seit Kurzem in Frankreich zeigt, macht überraschende Fortschritte. Sogar den Handel zieht es in sein Gebiet. Die Reden einer Pariser Gesellschaft, welche für den Unterricht junger Kaufleute Sorge trägt, gehen seit Kurzem auf nichts Anderes aus, als den Handel im Lichte einer wirklichen Wissenschaft zu zeigen. Dies hat wenigstens das Gute, daß die wichtigen, den Handel betreffenden Fragen von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet werden als von dem des persönlichen Interesses, welches bisher die meisten Schriften über diesen Gegenstand diktirte. Insofern verdienen die Questions commerciales, par M. D. L. Rodet, Paris, Novembre 1828, Erwähnung. Der allgemeine Zweck des Buches ist, darzuthun, daß die Geschichte des Handels in gewissen Zeiträumen den Anblick von Umwälzungen gewährt, deren tiefes Studium dazu beytragen kann, den Bereich der politischen Wissenschaften zu vergrößern und die Fortschritte des Menschengeschlechts zu begünstigen. Insbesondere handelt das Buch vom ehemaligen und gegenwärtigen Handelssysteme Englands, den Cerealgesetzen, dem Schiffswesen, den Kolonialeinrichtungen, den Entrepôts, den Handelsverhältnissen Englands mit Frankreich und Südamerika, von Handelsverboten und ähnlichen Gegenständen, welche auch in Deutschland eines ernsteren Studiums und tieferen zu einem Resultate führenden Nachdenkens würdig sind.

N°. 4.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 13. Januar 1829.

Unterhaltungsliteratur.

Die Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan. Aus dem Englischen des J. Morier. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen. 1829.

Wenn es wahr ist, daß ein Sittenroman, ein eigentliches Familiengemälde eines Volks nothwendig aus dem Schooße dieses Volks selbst hervorgegangen seyn muß, so konnten die schon länger bekannten und viel gelesenen Abentheuer Hajji Babas von Morier für keinen persischen Sittenroman gelten. Der geistreiche Verfasser hat in der Fortsetzung jener Abentheuer, die wir hier anzeigen, zu gut bewiesen, daß er weiß, wie wenig sich der Mensch seines Wesens entkleiden kann und auf welch' unerschütterlicher Basis die Pyramide der menschlichen Vorurtheile ruht, als daß er glauben sollte, ein langjähriger Aufenthalt in Persien habe ihn in Stand gesezt, gleichsam die Seele eines Persers anzuziehen und einen persischen Don Quixote zu schreiben. Aber jenes frühere Werk ist dessen ungeachtet ein recht gutes Buch, weil es ein geistreiches Buch ist, und den persischen Nationalcharakter kann man immerhin so gut daraus studiren, wie Geschichte aus Walter Scott; beyde sind, jener durch eine fremde Civilisation, dieser meist durch Jahrhunderte von ihren Personen getrennt, und wenn der Leser bey Morier ruft: das sind Perser durch und durch, und bey Walter Scott: das ist Richard Löwenherz, oder König Jakob, wie er leibt und lebt, so ist das eine so wahr als das andere. War nun der Standpunkt, auf dem Morier in jenem frühern Roman stand, nicht geeignet, demselben vollkommene innere Wahrheit zu geben, so ist es ganz anders, wenn er seinen Perser mit einer Gesandschaft des Schachs nach England führt; hier ist der Verfasser auf seinem heimischen Boden, und der persische Charakter ist nur der Spiegel, in dem sich Altengland malt. Der Gedanke, Kinder einer fremden Sonne mit ihrem Glauben und ihren Vorurtheilen mit den Sitten und Vorurtheilen Europas in Konflikt zu bringen, ist ein sehr fruchtbarer, schon oft ausgeführter. Er wurde von Montesquieus Nachahmern auf die verschiedenste Weise mit mehr oder weniger Glück und Geist behandelt, und die lettres persanes erzeugten Briefe von Reisenden fast aller Nationen des Orients. In dieser Form ließ sich so bequem, direkt oder indirekt, tiefer oder seichter philosophiren. Man führte der Phantasie des Lesers die europäische Welt mit aller ihrer wahren oder vermeintlichen Thorheit vor, wie sie sich in den Augen eines Menschen ausnehmen sollte, dem unsere Sitte und Kultur völlig fremd ist. Da aber auch dieser Beobachter die Welt mit Befangenheit und Vorurtheil betrachtet, so muß man ihn in seinem Nationalcharakter denken und handeln lassen, d. h. man muß dem Roman durch möglichst treue Schilderung seiner Nationalität äußere Wahrheit geben. Dieses Gebot, das allerdings sehr schwer zu erfüllen ist, umging Montesquieu dadurch, daß er auf jene äußere Wahrheit fast ganz verzichtete, seinen Persern nur im Allgemeinsten, gleichsam zur Belustigung, die traditionelle orientalische Physiognomie gab, seine Hauptperson aber als rein menschlichen Charakter individualisirte und sie als ein fast über alles, nicht nur europäische Vorurtheil erhabenes Wesen über Göttliches und Menschliches philosophiren ließ; kurz, Usbek ist Montesquieu selbst. Seine Nachahmer aber suchten meistens, was ihnen an Geist und Philosophie gebrach, durch komische Kollisionen und Situationen zu ersetzen; sie hatten aber für die Sitten der Orientalen keine Quellen als die arabischen Mährchen und die Tagebücher der Reisenden, und so sind bey ihnen Opium statt Wein, Harem statt Chevalerie, Allah statt Gottes, der Turban statt des Hutes, und der Muezzin statt der Glocke eherner Zunge die einzigen Unterschiede des Asiaten vom Europäer.

Morier war glücklicher; er scheint die Perser so genau zu kennen, wie nur ein Europäer in Jahren ein fremdes Volk kennen lernen kann, und so gelang es ihm, mit einem guten Theil von Montesquieus Geist und mit dem seiner Nation eigenthümlichen Humor, nicht ein schiefes, einseitiges Gemälde, sondern ein geistreiches,

höchst ergötzliches Diorama englischer und persischer Sitten aufzustellen. Die sprechende Person, Hajji Baba, ist nicht Morier selbst, wie Usbek Montesquieu, sondern wir nehmen ihn willig für einen wahren, echten Perser; sich selbst führt dagegen der Verfasser als Mehmandar oder Gesandtschaftsdolmetscher auf, der zwischen Engländern und Persern den Mittelsmann macht, und häufig genug den Dienst der Baumwolle zwischen zwey Glasgefäßen versehen muß. Hajji Baba philosophirt natürlich nicht, oder doch blos auf seine Art; der Verfasser läßt — und dies gibt dem Buche seinen Hauptreiz — den Leser selbst das philosophische Facit ziehen. Wenn wir die Perser Theater, Parlament, Gesellschaften, Gastmahle, Arsenale und Werfte besuchen, und sich durch eine Menge lustiger und unangenehmer, jedoch durchaus nicht verwickelter Abentheuer durchschlagen sehen, so tritt uns in heiterem Gewande die ernste Wahrheit entgegen, daß so viele unserer Institutionen in Staat und Kirche, im bürgerlichen und häuslichen Leben, die uns auf die innerste Menschennatur gegründet, also völlig natürlich und vernunftgemäß erscheinen, in den Augen von Menschen lächerlich, abgeschmackt, ja schädlich seyn müssen, die deshalb um nichts weniger Menschen sind, weil ihnen als Geschöpfen eines fernen Himmelstrichs unsere ganze Denkungs- und Handlungsweise fremd ist; andererseits aber geben uns diese in unserem hochgebildeten Sinn halb barbarischen Beobachter und Kritiker unserer Blößen und Vorurtheile gutmüthig ihre eigenen Lächerlichkeiten zum Besten.

Bey der unendlichen Fülle dieses Stoffes, der zu Dutzenden von Bänden ausreichte, und bey der oft starken Versuchung, sich durch die Laune gar zu weit hinreißen zu lassen, verdient des Verfassers Mäßigung alles Lob, und sein Witz wird dadurch, daß er in der Regel nicht bitter ist, um nichts schlechter. Die Charaktere der Perser, der Gesandte, der persische Weltmann, der Ceremonienmeister, der islamische Pietist, vor allen aber Hajji Baba selbst, das ins Persische übersetzte Ideal eines Gesandtschaftssekretärs, dessen Principal kein Strohmann ist, sind in reinmenschlicher Hinsicht vortrefflich gezeichnet, und wir überreden uns gerne, daß sie auch nationell wahr seyen. Ein sehr treffender, schöner Zug ist namentlich, daß Menschen, wie diese Perser, bey aller Verdorbenheit des Charakters, mit ihrer gemeinen, sklavischen Gesinnung, eines gesunden Urtheils und menschlicher Gefühle fähig sind, sobald ihre Leidenschaft oder ihr Vorurtheil nicht ins Spiel kommt. Wenn, um nur ein Beyspiel anzuführen, Hajji Baba aus niedriger Geldsucht einem englischen Mädchen, das er bey seiner Rückkehr nach Persien dem Schach zum Geschenk zu machen denkt, Heyrathsanträge macht, deshalb sehr gedemüthigt wird, der Geliebten kaltblütig entsagt, das Haus ihrer Eltern, als ob nichts vorgefallen wäre, auch ferner besucht und sogar ihrer Trauung mit einem Krämer in der Kirche beywohnt, so handelt er als echter Perser und als Kind des Propheten; sieht er aber seine Geliebte nach dem Jawort am Altar, weil sie gezwungen einem ungeliebten Manne die Hand reichen mußte, ohnmächtig den Schwestern in die Arme sinken, und sezt er dann, weil sich das Herz ihm im Busen umkehrt, ingrimmig die Mütze auf und spuckt, während er die Kirche verläßt, voll Zorn und Verachtung auf den Boden, so fühlt und handelt er als Mensch.

Morier bittet in der Vorrede, wie es in solchen Fällen gebräuchlich ist, zu den englischen Porträts, die er aufgestellt hat, ja keine einzelnen Originale zu suchen, und versichert, stets eine Menge zerstreuter Charakterzüge auf Ein Haupt gehäuft zu haben. Er zweifelt aber selbst daran, daß man ihm glauben werde, und doch ist seine Behauptung so glaubwürdig, da es selbst in Ländern, wo der Verfasser wohl nie war, nicht an Kompetenten zu der Ehre, von ihm kopirt worden zu seyn, fehlen dürfte; z. B. zu dem Herrn, der den Persern ernstlich empfiehlt, sich auf das Lateinische zu legen, weil sie sonst, wenn ihnen der Himmel über kurz oder lang ein Parlament schenke, nicht im Stande wären ihre Reden mit Citaten zu schmücken, oder zum Bischof, der es sehr lobt, daß sie neben ihrer Muttersprache das Arabische treiben, sie aber zu überzeugen sucht, daß das Hebräische zum gründlichen Studium der orientalischen Sprachen unerläßlich sey, könnten gar wohl sogar deutsche Originale gesessen haben.

H. H.

Dichtkunst.

Magnus Gottfried Lichtwer's Schriften, herausgegeben von seinem Enkel Ernst Ludwig Magnus von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwers von Friedrich Cramer. Halberstadt, Verlag von Carl Brüggemann. 1828. 16. XLVIII und 280 S.

Einzelne Fabeln Lichtwers leben und werden leben bey Ammen und Kindern, in Schulbüchern und Liedersammlungen. Vereint hat man sie seit dem frühen Verschwinden der ersten Ausgaben nicht mehr, die sämmtlichen Werke des Verfassers noch nie gesehn. Und doch hat ihnen, wenigstens den Fabeln, der große Lessing ein Horoscop ge-

stellt, das Unsterblichkeit zu prophezeyen schien. Er versicherte, „daß viele dieser Fabeln, so wie sie aus den Händen des Verfassers kommen, die lezte Ausbildung haben, und dem strengsten Kunstrichter Trotz bieten; daß sie in der Erfindung, Anordnung, im Vortrage, bis in ihren Nebenzierathen unverbesserlich, einen Dichter verrathen, dem das Ideal sammt den sichersten Regeln, dasselbe zu erreichen, tief in der Seele eingegraben liegt.“ *) Unbegreiflich, daß dieses Wort nicht früher beachtet worden, daß es nicht längst eine Sammlung jener Dichtwerke hervorgerufen hat. Endlich, hundert und neun Jahre nach der Geburt, fünf und vierzig Jahre nach dem Tode des Verfassers erscheinen, durch die Kindespflicht eines Enkels besorgt, die sämmtlichen Schriften des Verfassers; in einem zierlichen Sedezbande, wie er solchen Miniaturdichtungen ganz besonders wohl ansteht, von einer trefflichen Biographie aus sehr unparteyischer Feder und einem feinen Brustbilde des Dichters begleitet.

Wenn es andern Lesern geht wie dem Ref., so legen sie das Buch nicht eher aus der Hand, als bis sie es durchgelesen haben; wenigstens die Fabeln; denn diese sind von einem Zauber beseelt und mit einem Schmelz überzogen, wie man sie bey Lafontaine nicht duftiger findet. Mögen Lessings Fabeln, sinnreicher und spitziger, oft wahre moralische Räthsel oder Epigramme, die Aufmerksamkeit mehr spannen und concentriren, mag Gellert durch den Witz der Erfindung, durch die Dramatisirung seiner Geschichten mehr ergötzen, und mitten im Spotte durch Rührungen überraschen; dreyerley Vorzüge bleiben doch unseres Dichters Eigenthum: das farbige Leben seiner Gestalten, die bald launigte bald ernste Wahrheit seiner Schlußlehren, die gedungene Essenz seiner Sprache. Zuerst das Leben seiner Gestalten; — offenbar sind ihm seine Thiere, seine Wälder, Höhlen und Gebirge, sein Licht und Dunkel, nebst den Schicksalen und Begebenheiten, die sich so natürlich aufrollen, nicht bloße Mittel zur Allegorie, aus denen er mit der Ungeduld auch der besten Fabeldichter dem Sinne der Dichtung entgegeneilte, sondern sie haben ein für sich bestehendes Leben, das dem Dichter lieb, in welchem er einheimisch ist, bey dem seine anmuthige Phantasie gerne verweilt. Wir wollen nicht an die allgemein bekannte Katzenserenade erinnern, in der die launigte Beschreibung Alles und der Sinn absichtlich Nichts ist, wo der Schluß nur die reine Wirkung des Kantischen Lächerlichen hervorbringt. Wir geben dem Leser zwey minder bekannte Fabeln, wahre Meisterstücke, zum Besten, deren erste das reichste Naturleben, die andere das selbstständigste Leben aus der Thierwelt schildert:

*) Lichtwers Leben S. XXXVI.

Boreas und die Erde.

Matt vom Blasen und vom Heulen
Warf der wilde Boreas
Sich bey Herkuls alten Säulen
An das Ufer in das Gras.

Kaum sieht ihn die Erde schlafen,
Als sie bey sich selber spricht:
Eile deinen Feind zu strafen,
Beßre Muße hast du nicht.

Er ists, der in deinen Locken
Oefters, wie ein Wüthrich schwärmt,
Und oft Häuser, Thürme, Glocken
Dir an Hals wirft, wenn er lärmt.

Tellus war entzündet worden,
Es entbrennt der alte Haß,
Sie zerreißt von Süd in Norden,
Und verschlingt den Boreas.

Boreas erwacht mit Schrecken,
Und ist aufzustehn bemüht,
Als er sich mit Sand bedecken
Und in Abgrund stürzen sieht.

Er geschwillt vor Zorn und Rasen,
Bläst sich auf, pfeift, saust und brüllt,
Bis das Schnauben seiner Nasen
Die verschloßnen Grüfte füllt.

Also mag der Aetna brüllen,
Wenn er, nach des Himmels Schluß,
Erd' und Luft mit Glut erfüllen
Und die Welt erschrecken muß.

Selbst die Erde seufzt und zittert,
Bis der Nordwind stärker drängt,
Einen halben Wald zersplittert,
Und das Herz der Erde sprengt.

Boreas fuhr ohne Schonen
Ueber Berge, Wald und Stadt,
Nach dem Lande der Ciconen,
Wo er seine Wohnung hat.

Drauf bekam die Erd' ein Zucken
Und erbebte dann und wann; —
Niemand wolle mehr verschlucken,
Als er drauf verdauen kann.

Diese Fabel ist so ganz freyes Naturleben und echt poetisches Phantasiebild, daß ein Sinn, eine Lehre, kaum beabsichtigt scheint; auch erscheint die leztre wie vom Zaun abgebrochen, und mit höhnender Laune hingeworfen; und doch geht sie wirklich aus jener unbedachten Rache der

Erde am Boreas bey näherer Besichtigung hervor, und eben in ihrer nur scheinbaren Zweckwidrigkeit offenbart sich ihre Originalität. Dieselbe Fabel zeugt auch von dem dritten Vorzuge, den wir an L. gerühmt, von seiner großen Gewalt über die Sprache; da ist kein unnützes, überflüssiges Wort; es ist nur gesagt, was gesagt werden muß, um den Gedanken darzustellen, und das Bild zu erzeugen; daher auch so wenig Altväterisches in einem Gedichte, das jezt gerade 80 Jahre alt ist; denn das Nothwendige veraltet in keiner Sprache.

Unser zweytes Beyspiel wählen wir aus den Fabeln der Thierwelt; es soll zeigen, in welche Farben des Lebens sich hier der Pinsel des Dichters taucht.

Die Rehe. (S. 101.)

„Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne!
Ersieht er dich, so bist du kalt!“
So sagt ein Reh zu seinem Sohne;
„„Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger für ein Thier?““
„O Sohn! Das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt, sein blizend Angesicht
Verräth den Mörder gleich, sein Rachen raucht von Blute:
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bey dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe.“
„„Gut, unterbrach der Sohn, nun kenn ich diesen Herrn!““
Er ging hinweg, sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.
Der Rehbock stuzte zwar, doch er erholte sich,
Und sprach: das ist er nicht! der Tiger raucht von Blute,
Und ist abscheulich fürchterlich!
Hingegen dieses Thier ist schön gepuzt und freundlich,
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich! —
O! solchen Tigern geh' ich nach!
Hob er mit Kühnheit an zu schreyen,
Doch macht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke brach.

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt,
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend,
Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt,
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Die Lehre, obwohl alltäglich, ist doch in so treffenden Worten ausgesprochen, daß schon diese Richtigkeit einen ästhetischen Eindruck macht. Zuweilen aber liegt auch in den Schlußlehren eine tiefere, großartig ausgesprochene Wahrheit, wie in der folgenden (S. 36), die auch abgerissen von der Fabel ein herrlicher Spruch bleibt:

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so bleibt er alt,
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten,
Und gegen große Dinge kalt.

Auch das Lehrgedicht: Das Recht der Vernunft in 5 Büchern (S. 161 — 256) ist reich an lebhaften Bildern und köstlichen Sentenzen, und die Gedanken ziehen in der gedrungenen Sprache wie in einer geschlossenen Phalanx auf. Von den vielen Bildern nur Eins (S. 159):

Ein Freund der Weisheit sieht, wenn volle Gläser schwirren,
Der Krankheit lubchern Bild um Tisch und Becher irren,
Er sieht das offne Grab, darein der Schlemmer stürzt,
Und flieht das süße Gift, das muntre Jahre kürzt.

Und wie wahr und echt ist die Schilderung des Gerechten, mit der das Gedicht schließt (S. 256):

Gleich feurig zu dem Schutz des Edlen als des Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts;
Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag verdrehet,
Hält er dem Fürsten Wort, wie dem, der nackend gehet,
Bey ihm ist, was du hast, so sicher, als bey dir:
Das ihm geliehne Gut zieht er dem eignen für;
Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur Bahre,
Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum Altare.
Hört, Bürger der Natur! den Inhalt aller Pflicht:
Lernt die Gerechtigkeit, vergesset Gottes nicht.

Die vermischten Gedichte sind meistens fremde Anklänge, namentlich aus Horaz und Klopstock. Die Zeichnung von Lichtwers Charakterbild in der vorangeschickten Biographie ist durch ihre Unparteylichkeit höchst anziehend. Ein starkes Selbstgefühl, etwas Stolz und Eigenliebe läßt der Biograph uns unverhüllt. Daß Lichtwer „hart und schroff war, wie seine Moral,“ erfahren wir von Klamer Schmidt (S. XLI.); daß er jedoch das Schustern Ramlers an seinen Fabeln nicht dulden wollte (s. Biographie S. XXXI. ff.), er, der sich der wahren Korrektheit vollkommen bewußt seyn mußte, das läßt sich begreifen; nur hätte er nicht Ursache gehabt, so leidenschaftlich gegen den Mann zu werden, der ihn doch so vortrefflich charakterisirt hatte, wenn er ihn feurig, munter, kurz nannte. Ganz anders, schief und von wenig poetischem Verständniß zeugend, war, gerade über die besten Fabeln, Mendelsohns Urtheil ausgefallen (S. XXX).

G. S.

N°. 5.

Literatur-Blatt.

Freitag, 16. Januar 1829.

Geschichte.

Jedes Jahr liefert uns Beyträge zur nähern Detailkenntniß oder deutlichern und umfassendern Gesammtübersicht der Geschichte der lezten fünfzig Jahre, und besonders ihrer zwey glänzendsten Perioden, der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft. Auf der einen Seite geben die alternden Helden jener denkwürdigen Zeit nach einander ihre Memoiren heraus oder hinterlassen sie der öffentlichen Bekanntmachung nach ihrem Tode; auf der andern Seite versuchen sich die gelehrten Historiker in Zusammenstellungen der überall zerstreuten Nachrichten, oder in systematischen Uebersichten und philosophischen Raisonnements über die Hauptbegebenheiten jener Zeit und suchen gleichsam das Resultat daraus zu ziehn. Außerdem bemühen sich auch die Romanschreiber, wie Walter Scott, mit einer schönen Geschichtsdarstellung der noch unvollendeten Geschichtsforschung voranzueilen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese romantischen Schilderungen den wenigsten Werth haben. Bey weitem würdiger und wichtiger sind die historisch-philosophischen Versuche, wie sie z. B. der geniale Mignet in seiner Geschichte der französischen Revolution angestellt hat; Versuche, die uns den Geist der Zeit, den Sinn der Begebenheiten, den Charakter einer großen Epoche, die dem Umschwung der Dinge zu Grunde liegende Kraft, die Ursache und Folge der uns vor Augen liegenden Wirkungen im Großen und Ganzen erklären sollen, damit wir nicht nur sehn, was geschehen ist, sondern auch begreifen, warum und wozu, kurz, die uns die politische Nutzanwendung der geschichtlichen Erfahrungen geben. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß wir den Begebenheiten selbst noch zu nahe stehen, um theils vollständig genug ihre Motive und Folgen übersehn, theils unpartheyisch genug darüber urtheilen zu können. Auch der gründlichste philosophische Geschichtsforscher ist von diesen Fehlern nicht völlig frey, und nothwendig müssen erst alle noch verborgene Quellen der Zeitgeschichte aufgedeckt und die Zeit selbst muß erst in eine gewisse Ferne zurückgetreten seyn, ehe die große Aufgabe einer philosophischen Geschichte der fünf lezten Decennien gelöst werden kann. Höher also, als diese Versuche, müssen wir die kritischen Sammlungen und Zusammenstellungen der Quellen schätzen, die, wenn auch ohne philosophischen Geist abgefaßt, doch die Thatsachen vollständig darlegen und ihre Wahrheit ausmitteln. Dies scheint zunächst die Aufgabe der Zeitgenossen, und ist ihnen sogar zur Pflicht zu machen, da die Sichtung des Wahren und Falschen in den Thatsachen allerdings nur von den noch lebenden Augenzeugen genügend vorgenommen werden kann. Am allerwichtigsten aber sind die Memoiren, die noch fortwährend als eigentliche Quelle der Geschichte selbst zu betrachten sind. Sofern sie von Theilnehmern der Begebenheiten abgefaßt sind, enthüllen sie uns theils noch unbekannte Motive, theils noch verborgene Details derselben, und dürfen auf Zuverläßigkeit Anspruch machen, da noch Zeugen genug vorhanden sind, welche die Unwahrheit leicht enthüllen würden. Dieser Theil der Geschichtswerke ist um so schätzbarer, als er nothwendig immer seltner Bearbeiter finden wird, da die Augenzeugen nach und nach aussterben.

Die Richtigkeit dieser Klassifikation vorausgesezt, müssen wir unter den jüngst erschienenen Werken, welche die inhaltreiche Geschichte der lezten funfzig Jahre behandeln, vorzüglich vieren den ersten Rang zuerkennen. Diese sind: 1) Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz, eines der ersten preußischen Diplomaten, der uns hauptsächlich über die Politik der europäischen Höfe **vor** der Revolution, seit dem bayerischen Erbfolgekrieg die interessantesten Aufschlüsse gibt. 2) Die Denkwürdigkeiten eines vornehmen Staatsbeamten (Fürst Hardenberg?) herausgegeben von Rüder, worin vorzüglich die Koalitionspolitik der Frankreich opponirenden Mächte **während** der Revolution erörtert und eine große Anzahl bisher ganz unbekannter Thatsachen mitgetheilt wird. 3) Die Geschichte der französischen Revolution von Thiers, welche bis jezt ohne Widerspruch die vollständigste Sammlung der betreffenden Thatsachen enthält, und 4) die große und bändereiche Geschichte Napoleons von Thibaudeau, welche eine verhältnißmäßig noch weit vollständigere Zusammenstellung alles dessen enthält, was die Napoleonische Herrschaft be-

trifft. Jedes dieser vier ausgezeichneten Werke behandelt eine Parthie jener großen Zeit besonders, und alle vier dienen sich wechselseitig zur Ergänzung.

1) Historische und politische Denkwürdigkeiten des königl. preuß. Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. Erster Theil 1827. Zweyter Theil 1828. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die ersten beyden Bände dieses Werks zerfallen im Wesentlichen in fünf Hauptabschnitte, nach den fünf hauptsächlichen Wirkungskreisen, in welchen wir den Grafen Görtz zuerst auftreten sehn. Johann Eustach Graf von Görtz war 1737 auf dem Stammsitz seiner Familie geboren, genoß einer ausgezeichneten Erziehung, machte Reisen, und war schon im zwey- und zwanzigsten Jahre Regierungs-Assessor in Weimar. Hier sehn wir ihn den ersten bedeutendern Wirkungskreis antreten als Erzieher der Prinzen von Sachsen-Weimar (des jüngst verstorbenen Großherzogs). In dieser Eigenschaft finden wir ihn als einen Günstling der allerverehrten Herzogin Amalie, der Mutter seiner Zöglinge, und insbesondere als einen vertrauten Freund Herders. Obgleich die Denkwürdigkeiten des Grafen diesen ersten Abschnitt seines Lebens nur kurz skizziren, so enthalten sie doch einige sehr anziehende Notizen über den Hof Amaliens. Wichtiger wird der zweyte Abschnitt. Friedrich der Große lernte Görtz zufällig kennen und faßte eine so günstige Meynung von ihm, daß er ihm ohne Vorbereitung das schwierige Geschäft eines Agenten in Bayern zur Zeit des berühmten bayerischen Erbfolgestreites auftrug. Die Freundschaft, welche damals zwischen Oestreich und Frankreich bestund und die blinde Anhänglichkeit des Churfürsten von Bayern an Oestreich, zum Nachtheil Bayerns selbst, legten dem preußischen Agenten eine unendliche Menge Hindernisse in den Weg; doch benahm er sich so weise, daß er des großen Friedrichs vollkommnen Beyfall sich errang. Außer den sehr ausführlichen diplomatischen Details, die uns der Graf beybringt, ist auch insbesondere sein persönliches Verhältniß zu der patriotischen Herzogin Marie Anne interessant, die nebst dem bayerischen Thronfolger, dem Herzog von Zweybrücken, auf Preußen gestützt, gegen den östreichisch gesinnten Churfürsten die Opposition bildete. Es ist erfreulich zu vernehmen, wie standhaft diese edle Fürstin am verlezten Interesse ihres Landes hing, und wie patriotisch das bayerische Volk selbst sich benahm. Es läßt sich sogar nicht verkennen, daß troß des entscheidenden Uebergewichts der Diplomatie, dennoch der Muth der Opposition und der aufgeregte Nationalgeist der Bayern (man beabsichtete bereits eine allgemeine Volksbewaffnung gegen die Usurpation) das Seinige dazu beygetragen hat, Bayerns Intregrität nicht noch schlimmer verletzen zu lassen, als es geschah. Auf der andern Seite aber gibt auch das mehrmalige diplomatische Schwanken Preußens, geben die Versuche zu Arrondirungen der großen Mächte auf Kosten der kleinen, namentlich die Bereitwilligkeit Preußens, Bayern für Anspach Oestreich zum Opfer zu bringen, uns ein trauriges Bild jener alten verhaßten Politik, der man für ihre Gerechtigkeit nicht einmal danken kann, weil sie nur auf zufälligen Vortheilen beruhte.

Als Graf Görtz mit großer Ehre seines Auftrags sich entledigt hatte, ward er von Friedrich dem Einzigen als bevollmächtigter Minister nach Petersburg gesendet, wo er von 1779 bis 1785 blieb. Dies war sein dritter und schwierigster Wirkungskreis. Er sollte versuchen, Rußland an Frankreich zu nähern und dadurch Frankreichs unnatürliche Anhänglichkeit an Oestreich indirekt zu schwächen. Allein Katharina II. war damals lediglich von der Idee beherrscht, die Türken aus Europa zu vertreiben, und in Konstantinopel das griechische Kaiserthum herzustellen, welches sie für ihren zweyten Enkel, den Großfürsten Konstantin, bestimmte, während der erste, Alexander, Rußland beherrschen sollte. Gegen die Türken nun bedurfte Katharina nothwendig die Allianz oder wenigstens die Neutralität Oestreichs, und somit war sie troß aller Bemühungen von Seite Preußens nicht dahin zu bewegen, das französische System mit dem östreichischen zu vertauschen. Die Stellung des Grafen Görtz war um so unangenehmer, als er auf der einen Seite immerwährend mit der Verstellung und politischen Treulosigkeit Katharinens zu kämpfen hatte, während ihn auf der andern Seite der mißlaunige König Friedrich nach seiner Weise hart und streng behandelte, wenn die Geschäfte nicht giengen, wie er wollte. Was Görtz über Rußland sagt, ist äußerst interessant und dient zur Ergänzung der früher erschienenen Denkwürdigkeiten von Dohm und Segur. Das Personal des Petersburger Hofes wird auf sehr anziehende Weise geschildert. Katharinens große Eigenschaften werden gerühmt, doch vergißt der Graf nicht, auch ihre schlimmen Seiten hervorzuheben, namentlich ihre Eitelkeit, Selbstherrscherin zu seyn und selbst ihre eignen Minister zu betrügen, um zu zeigen, daß nicht durch diese, sondern durch sie selbst alle Geschäfte gingen, und eben so ihre große Verstellungskunst, in welcher sich die dem weiblichen Geschlecht eigne List mit der diplomatischen auf eine merkwürdige Weise verband und wechselseitig steigerte. Ihrem Sohn Paul, dem nachmals so schmählich ermordeten Kaiser, läßt er die größte Gerechtigkeit widerfahren und lobt ihn nicht weniger, als es andere Schriftsteller gethan haben, die ihn in jener frühern Pe-

riode kannten. Die höchste Bewunderung aber zollt der Graf der Gemahlin desselben, der im lezten Jahr verstorbenen Kaiserin Mutter. Eben so interessant sind die Schilderungen, welche Görtz von den russischen Ministern, Potemkin, Panin, Ostermann und von vielen andern Personen gibt, mit denen er damals in Berührung stund, desgleichen die Darstellung der Reise Josephs II. nach Petersburg und einer, dieser entgegengesezten, mißlungenen Reise des preußischen Thronfolgers. Von noch bedeutenderem historischen Interesse dürften aber die vielen Aufschlüsse seyn, welche der Graf über die diplomatischen Verhandlungen der wichtigsten Ereignisse jener Zeit gibt, namentlich über die türkischen Angelegenheiten, über die Eroberung der Krimm, über die bewaffnete Neutralität und über den vom großen Friedrich eingeleiteten Fürstenbund. Graf Görtz verließ endlich Rußland aus Ueberdruß, und ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Bald darauf starb der große Friedrich.

Indeß wurde Görtz noch in demselben Jahr 1786 auf einen neuen wichtigen Schauplatz gerufen. Damals brachen nämlich die Unruhen in Holland aus, und dem Statthalter, Prinzen von Oranien, dem Schwager Friedrich Wilhelms II. drohte die Absetzung; Preußen mußte sich also theils aus Verwandtschaftsrücksichten, theils wegen der Nachbarschaft in diese Sache mischen, und es bedurfte eines geschickten preußischen Geschäftsträgers in Holland, welchen man in der Person des Grafen Görtz zu finden glaubte. Sehr interessant ist, was der Graf von dem Einfluß der nordamerikanischen Revolution auf die holländische sagt. Er behauptet, und durfte es behaupten, daß vorzüglich das Beyspiel der amerikanischen Union die Holländer wieder an ihre Utrechter Union erinnert und ihren republikanischen Haß gegen das Haus Oranien und gegen dessen Tendenz zur Monarchie entflammt habe. Er entwickelt den Gang der Ereignisse bis zu seiner Ankunft in Holland und gibt ein sehr lebendiges Gemälde des damals so aufgeregten Zustandes. Der Stand der Parteyen war folgender: die republikanische antioranische Partey hatte das entscheidende Uebergewicht, verdrängte den Prinzen von Oranien stufenmäßig aus seinen Rechten und nöthigte ihn endlich sogar, sich aus dem Haag zurückzuziehn und auf den Rath Görtzens in das Schloß Nimwegen zu flüchten; doch zerfiel diese Partey wieder in eine aristokratische und demokratische, von denen die leztere geneigt schien, mit Oranien gegen die Aristokraten gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn Görtz nicht aus allen Kräften dagegen gewesen wäre, indem er mit Recht von einer Begünstigung der Demokraten für die Folge mehr fürchtete, als für den Augenblick von der Macht der Aristokraten. Der Prinz warf sich gänzlich in die Arme Preußens, und war übrigens auch ein eifriger Freund Englands, das ihn nur damals wegen der amerikanischen Angelegenheiten nicht unterstützen konnte. Die Republikaner dagegen waren für Frankreich. Görtz hatte wieder eine sehr schwierige Stellung. Sein König selbst wollte keine Gewaltsmaßregeln gegen die Republikaner anwenden, aus Furcht, sich dadurch Frankreich und Oestreich blos zu geben. Also mußte Görtz nur immer friedlich unterhandeln. Dies benuzten die Republikaner und wollten nicht das Geringste nachgeben; Frankreich aber spielte eine zweydeutige Rolle und bestärkte die Republikaner in ihrem Widerstande, während es mit Preußen eine friedliche Vermittlung zu wollen schien. Endlich war auch der Prinz seinerseits zu keinerley Nachgiebigkeit geneigt. Wie benahm sich nun Graf Görtz? Obgleich er sich sehr fein entschuldigt, so kann er doch nicht läugnen, in einigem Widerspruch mit der ihm vom König gegebenen Instruktion, etwas zu viel Partey ergriffen zu haben. Vielleicht verleitete ihn die Erfahrung, die er im bayerischen Erbfolgestreite gemacht hatte, vielleicht fand er für gut und recht, seiner persönlichen Ueberzeugung da zu folgen, wo die Instruktion nicht deutlich war; genug, man sieht, er hieng der Gemahlin des Prinzen eben so eifrig an, als er früher der bayerischen Prinzessin angehangen hatte, und suchte mehr das Interesse dieser Fürstin gegen ihren Bruder, den König, als umgekehrt das Interesse des Königs gegen das Haus Oranien zu unterstützen. Man hat ihm deßfalls schon früher vorgeworfen, er habe als ein Vermittler sich bey weitem zu parteyisch gegen die Republikaner ausgesprochen, und er vermag diesen Vorwurf, dessen er gedenkt, nicht ganz von sich abzuwälzen. Seinen Rathschlägen vorzüglich ist von der Flucht nach Nimwegen an das Benehmen des Prinzen von Oranien und seiner Gemahlin zuzuschreiben, und von Anfang an war es des Grafen unverholne Meynung, gegen die des Königs, daß Preußen der Sache mit Gewalt ein Ende machen müsse. Es hing nun allerdings von dem Benehmen des Gesandten ab, diese Gewalt nothwendig zu machen, und das lezte Mittel, den König dazu zu bestimmen, war der „kühne, aber wohlberechnete“ Schritt der Prinzessin, Nimwegen zu verlassen und sich den Insultationen der republikanischen Partey auszusetzen, welche Ehrenbeleidigung den König endlich zur Rache und Gewalt fortriß.

Am Schluß des zweyten Bandes dieser Denkwürdigkeiten sehn wir den Grafen Holland vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten verlassen, und im Jahr 1788 als churbrandenburgischen Gesandten auf dem deutschen Reichstag eine neue Laufbahn beginnen. Es lag ihm ob, die fruchtbare Idee des Fürstenbundes zur weitern Reife zu bringen. Bedeutungsvoll scheint es, daß damals selbst die Schweiz, ja der Hof von Turin sich zu diesem projektirten Fürstenbunde neigte, in dem sehr natürlichen Gefühl, daß die kleinen, zwischen den großen liegenden, Staaten sich nur durch eine feste Föderation erhalten

könnten. Wäre die französische Revolution nicht ausgebrochen, kann seyn, diese Idee hätte tiefere Wurzeln geschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Vaterländische Sonette dem freyen Volke der schweizerischen Eidgenossenschaft geweiht von Aloys Businger, aus Stanz, Organist zu Schanniß. Zürich, bey Orell, Füßli und Komp. 1828. 48 S. 8.

In einem Cyklus von acht- und dreyßig Sonetten sind jene bedeutsamsten Momente der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft erfaßt, wodurch die Freyheit des Landes begründet, befestigt, gestört und wieder hergestellt wurde; sie entheben dem Schauplatze vaterländischer Geschichte einzelne Scenen, worin die Gefühle für Freyheit, Recht, Heldensinn und jegliche vaterländische Tugend sich aussprechen.

Der Gedanke dieses poetischen Kranzes darf glücklich genannt werden, er ist auch in seiner Art neu und auf befriedigende Weise ausgeführt. Wir wollen zwey der Sonette als Proben hersetzen.

Die Freyheitsbünde Rhätiens.

1421 — 1436.

Gefallen von des Camogaskers Schwerte,
Gefallen war der lüsterne Tyrann.
Kühn sprengt, was Chaldars Rache sich ersann,
Das Sklavenjoch, das tief sein Volk beschwerte.

So fort erwacht der Muth, und Mann für Mann
Steht auf, und schwört der treuen Vatererde.
Der Trunser Ahorn, der die Eide hörte,
Wächst schnell zum Stammbaum freyen Volks heran.

Dort, wo des Inns und Rheines Quellen fließen,
Wie hier im Land, wo Reuß und Aare strömt,
Muß Männerkraft das gleiche Recht entsprießen.

Ein jedes Volk fühlt einmal seine Stärke;
Rasch wirkt der Geist, den keine Furcht mehr hemmt,
Die Bünde Rhätiens sind Tellenwerke.

Hans Waldmanns Tod zu Zürich.

1489.

Was rennt das Volk im Aufruhr durch die Gassen?
Wem hallt des Kerkers Glocke hier Verderben?
Soll so der große Eidgenosse sterben! —
Soll stets — das Niedrige das Große hassen!

Vom Glück gehoben, nun vom Glück verlassen,
Ja selbst dem Tod geweiht, dem bittern, herben,
Des Lebens kühne Bahn mit Blut zu färben, —
Muß Waldmann auf dem Richtplatz hier erblassen.

Mit Volkes Recht darf Uebermuth nicht scherzen,
Des Menschen Freyheit hat ihm heil'gen Werth,
Und nur gerächt kann es den Raub verschmerzen.

Auf Glück allein darf Größe nicht vertrauen;
Wer sich auf Meynung stützt, der ist bethört.
Die wahre Größe muß auf Tugend bauen.

Die historischen Sonette enden mit dem Nachrufe an das Schweizervolk:

Ach welch ein herrlich Loos ist dir beschieden,
Verkennt es nicht des Herzens falscher Wahn,
Und stellt es dich mit dem Genuß zufrieden!

So frey wie deiner Gletscher Lüfte hauchen,
So stark und kühn, wie deiner Felsen Bahn,
Wirst du im Strom der Zeit nicht untertauchen.

Angehängt finden sich: „Die drey Wunder schweizerischer Naturschönheit," die Gletscher nämlich, der Rheinfall und — die Teufelsbrücke. Diese leztere konnte wohl wegbleiben und etwas ziemenderm Platz machen. Von den ersten hingegen wird würdig die nachstehende Schilderung gegeben:

Der Morgen graut, aufrollt die Welt den nächtlichen Schleyer;
Der Schöpfung Kuppe steigt empor; die Nebel versinken,
Der Berge Wipfel streben, die Hörner, die zackigen Zinken
Hinauf und erglühn an der Sonne Feuer.

Auf geht ihr Strahl, weiter wallen die Blicke und freyer,
Die Eisgefilde flimmern, die Gletschermassen blinken,
Die Riesenthürme, die Felskolossen stehen und winken
Hinüber zu der großen Schöpfung ew'gen Feyer.

Dort herrschen und walten mit eisigem Scepter und Krone
Die Häupter der Erde, hoch über Leben und Gruft,
Und die Königin prangt stolz auf kristallenem Throne.

Dort sprudeln die Quellen, rauschen die Ströme hinunter,
Dort webet Freyheit, haucht himmlischer Duft,
Hinüber, hinüber zu feyern das herrliche Wunder.

Berichtigung.

Im Literaturblatt 1828 Nr. 93 lies Rammstein statt Rammslein.

N°. 6.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 20. Januar 1829.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

2) Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines vornehmen Staatsbeamten über die geheimen Ursachen, welche die Politik der Kabinette im Revolutionskriege von 1792 bis 1815 bestimmten. Aus dem Französischen übertragen und mit Anmerkungen versehn von F. A. Rüder. Erster und zweyter Theil. Leipzig, 1828. Verlag von E. H. F. Hartmann.

Dieses höchst interessante Werk verbreitet sich, indem es zwar zunächst nur vom Standpunkt Preußens ausgeht, doch beynah über alle Theile der gegen die französische Revolution und Napoleon gerichteten Koalitionspolitik, und zieht eine Anzahl der bedeutendsten bisher unbekannt gebliebenen geheimen Veranlassungen und Triebfedern der Begebenheiten ans Tageslicht. An der Authenticität dieser Nachrichten darf nicht gezweifelt werden; denn nur ein großer, mit allen politischen Verhältnissen jener Zeit vertrauter Staatsmann konnte die Materialien zur Bearbeitung dieses Werks besitzen, und daß dieser Staatsmann Niemand anders seyn kann, als der Fürst Hardenberg, geht aus dem Standpunkt, der Tendenz und Art des ganzen Werks und aus jenen kleinen Kennzeichen hervor, in welchen sich die Persönlichkeit nie verläugnet.

Der Verfasser will nicht blos erzählen, er will auch belehren. Er scheint gefühlt zu haben, welche großen Vortheile den Franzosen jener ausführliche Unterricht gewährt, den sie aus der genauen Kenntniß ihrer wichtigsten Geschichtsepoche schöpfen, und es ist ihm nicht entgangen, daß ein gleicher Unterricht auch uns Deutschen sehr heilsam seyn würde, daß wir es darin aber noch nicht so weit gebracht haben, als die Franzosen, weil wir uns bisher noch aus einer gewissen falschen Scham zu eigenliebig unsre Fehler verhehlt haben. Darum sagt er in den Worten der Einleitung: „Wenn in diesem langen schweren Kampfe, an dem die ganze Welt Theil nahm, uralte Interessen der Majestät der Kronen untergiengen oder, was noch schlimmer war, beschimpft wurden, so liegt es den Staatsmännern ob, die politischen und moralischen Ursachen durch die genaue Kenntniß der Begebenheiten ihrer Zeit und deren Veranlassung zu ergründen. Vielleicht vermögen die durch solche Erfahrungen richtig geleiteten Politiker künftig die Klippen zu vermeiden, an welchen ihre Vormänner scheiterten.

„Die von uns angezündete Fackel soll ein helles Licht auf die Revolutionen unseres Zeitalters werfen für alle auf ihre Zeit aufmerksame Denker, besonders aber für Geschichtsforscher und Staatsmänner. Wir wollen ihnen die reine Wahrheit der geheimen Ursachen mittheilen, welche die Kabinette in der Führung des Krieges wider die französische Revolution leiteten. Die Nebel der ausschreitenden oder sich irrenden Diplomaten und, was noch mehr Unheil anrichtete, die Fehler der Generale sollen aufgedeckt werden; es ist endlich Zeit, das treue Gemälde der politischen und militärischen Erfahrung unseres Zeitalters darzustellen.

„Diese Lichtmasse konnte sich aber nur bilden außer dem Kreise der Revolutionen, oder die blinden Vorurtheile der Zeitgenossen würden solche erstickt oder verfinstert haben. Es bedurfte einer edlen, wachsamen und weisen Ueberlegung, um zu versuchen, alle Stoffe der Geheimnisse der Kabinette zu vereinigen, vor allem aber einer hohen Stellung des Verfassers, um mit weiser Beurtheilung die wichtigen und entscheidenden Thatsachen hervorzuheben. Aus Brandenburgs Sandsteppen soll ein Lichtstrahl hervorbrechen.“

Die Denkwürdigkeiten werden mit einer gedrängten Uebersicht der deutschen Staatenverhältnisse und insbesondere der Stellung Preußens zu den übrigen Mächten vor der Revolution eröffnet. Ueberall benuzt der Verfasser das schon Bekannte, um das noch Unbekannte daran anzuknüpfen und den Zusammenhang der Begebenheiten im Ganzen nie aus dem Auge zu verlieren. Die erste, wohl nur wenigen bekannte Notiz betrifft die geheime Hinrichtung des in östreichischem Solde stehenden preußischen Ministers, Graf Schwarzenberg (des Stammvaters der

zur Entschädigung für diese Hinrichtung in den Fürstenstand erhobenen, noch jezt in Oestreich blühenden Familie), nach dem Regierungsantritt des großen Churfürsten, im Jahr 1641. Sodann finden wir interessante Nachrichten über die in den achtziger Jahren Deutschland überschwemmenden geheimen Orden, über Illuminaten, Rosenkreuzer, Freymaurer, und insbesondere über ihre Stellung zu den regierenden Häuptern, welche diese Mode mitmachten. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser so schnell über die Beziehungen dieses Ordenwesens zum Hofe Friedrich Wilhelms II. hinwegeilt. Indeß gibt er uns doch sehr ausführliche Berichte über die von jenen Ordenshäuptern, Bischofswerder und Wöllner, insgeheim und hinter dem Rücken des Ministers Herzberg mit Oestreich angeknüpften Negociationen, wodurch das System Friedrichs des Großen plötzlich umgestoßen, Herzberg verdrängt, und die erste Allianz Preußens mit Oestreich herbeygeführt wurde. Sehr interessant sind die Nachrichten über Kaiser Leopold, über dessen herrschende Idee, mit Preußen sich zu versöhnen, und über seine weise Vorsicht in Bezug auf die Angelegenheiten der französischen Revolution. Wir sehn, daß, so lange Leopold regierte, auf der einen Seite die Politik gegen Rußland, auf der andern der Einfluß Ludwigs XVI. und der konstitutionellen Partey Oestreich vom französischen Kriege abhielt, daß aber nach seinem Tode die Zudringlichkeit der ausgewanderten Prinzen und die über die Konstitutionellen siegenden, zum Krieg auffordernden Girondisten den neuen Kaiser anders stimmten. Sehr merkwürdig ist, was über die Versuche gesagt wird, welche die Franzosen anstellten, um theils Preußen von der östreichischen Allianz wieder abzuziehn, theils den Herzog von Braunschweig, den man für den künftigen Feldherrn der Koalition ansah, zu bestechen, indem man ihm das Oberkommando in Frankreich selbst antragen ließ.

Endlich sehn wir den verhängnißvollen Krieg unter sehr ungünstigen Vorbedeutungen für die Koalition ausbrechen, und hier ist der Verfasser unerschöpflich reich an den wichtigsten Details und neuen Aufschlüssen über die geheimen Vorgänge in den Kabinetten und im Heer der Verbündeten. Alle Mißgriffe der Koalition liegen uns sonnenklar vor Augen, und das schwierige Thema, in diese zahllosen diplomatischen Verwicklungen Ordnung zu bringen, scheint auf die befriedigenste Weise gelöst. Wir wollen versuchen, die Elemente zu charakterisiren, deren heterogene Mischung zu allen jenen verderbenbringenden Fehlern der Koalition verleitete. 1) Die Partey der ausgewanderten Prinzen stellt sich als das eine Extrem dieser Elemente dar. Sie hatten den entschiedensten Willen zum Kriege, und wirkten zunächst auf Oestreich; nachher aber, als der Krieg einmal ausgebrochen war, auch auf Preußen. Sie begingen aber den Fehler, die Alliirten über die Macht der Royalisten in Frankreich zu täuschen und sie zu unvorsichtigen Schritten zu verleiten. 2) Die geheimen Agenten Ludwigs XVI. riethen von diesen Schritten ab, dienten aber anfangs nur dazu, die so wichtige Schnelligkeit der Kriegsoperationen zu hemmen, und als der Krieg einmal begonnen hatte, wurden ihre weisern Rathschläge nicht mehr gehört. 3) Oestreich wollte den Krieg aufrichtig, beging aber den Fehler, mit einer viel zu unbedeutenden Macht ins Feld zu rücken, woran die Furcht vor dem russischen Einfall in Polen Schuld war. 4) Der König von Preußen wollte den Krieg auch aufrichtig, brachte aber durch seine Hitze nur Uebereilung und Widerspruch in die militärischen und politischen Operationen und ließ sich zulezt doch immer von dem Herzog von Braunschweig und vom Triumvirat seiner Minister bestimmen. 5) Der Herzog von Braunschweig war Oberfeldherr und war es ungern, war es nur „aus politischer Schicklichkeit.“ Er hing dem Neutralitätssystem an, das England damals noch befolgte. Er fürchtete aufs ängstlichste, seinen bisherigen Ruhm einzubüßen, und wagte weder, das Kommando auszuschlagen, noch es auf eine Weise zu führen, die ihn einem großen Risico aussezte. 6) Das Triumvirat von Haugwitz, Luchesini und Lombard, das in Preußen ans Staatsruder kam, mißbilligte den französischen Krieg und wollte das Heer sobald als möglich zurückziehn, um die Theilung Polens zu betreiben. Es scheint nicht, als ob alle diese Herrn sich rein durch das alte System Friedrichs des Großen, Frankreichs Freundschaft zu suchen, haben bestimmen lassen. Es scheint, daß auch die polnischen Domänen, die Friedrich Wilhelm II. so freygebig verschenkte, eine Lockspeise für manchen gewesen seyen, der damals die polnische Theilung der französischen Angelegenheit vorzog, obgleich unser Verfasser nichts davon erwähnt. — Bedenkt man nun ferner, daß diese so sehr uneinige Koalition viel zu spät in Frankreich einrückte, als die royalistische und konstitutionelle Partey daselbst schon gestürzt war, daß sie mit einer viel zu geringen Macht einrückte, daß sie selbst nach dem Einmarsch alles versäumte, was Noth war, namentlich ein schnelles Vorrücken, bevor Dumouriez das durch Lafayettes Flucht entmuthigte Heer wieder schlagfertig gemacht hatte, daß sie durch das berüchtigte Manifest das französische Volk erbitterte, und sich über diesen Erfolg sogar noch verwunderte, so liegt wohl alles am Tage, was man zu wissen braucht, um sich das Unglück des Feldzugs von 1792 zu erklären. Der Verfasser ist über diese Punkte höchst ausführlich, und verbreitet sich namentlich mit der genauesten Umständlichkeit über die Kanonade von Valmy und die dabey Statt gefundenen geheimen Unterhandlungen mit Dumouriez, welche den Wendepunkt des Feldzugs bezeichnen. Er gibt uns ein wahrhaft dramatisches Gemälde jener Tage, und nicht ohne

Rührung sehn wir den aufs äußerste erbitterten König von Preußen, unterstüzt von den Oestreichern und den französischen Prinzen, immerwährend zur Schlacht anfeuern, während auf der andern Seite der Herzog von Braunschweig, unterstüzt von dem Triumvirat und von den geheimen Agenten Dumouriez, diese Schlacht immerwährend verhindert. Die Scene wird noch interessanter durch den dringenden Umstand, daß zu gleicher Zeit in Paris der König entsezt, die royalistische Partey in den Gefängnissen ermordet und die Republik errichtet wird. Alles deutet ein großes Trauerspiel, eine furchtbare Katastrophe an, und die Höhen von Valmy, die den Entscheidungskampf sehn sollen, sehn nichts als ein lächerliches Possenspiel, einen schimpflichen Rückzug ohne Schwertstreich. Die List Dumouriez und des Triumvirats, vereinigt mit der Aengstlichkeit des Herzogs, siegt über den kühnen Muth des Königs. Er gibt nach, die Preußen willigen in den Rückzug, die Oestreicher und französischen Prinzen sind zu schwach, allein das Feld zu halten, und mit der Ehre gehn für die Koalition alle Vortheile verloren, die der Feldzug versprochen hatte. Von nun an halten sich die Franzosen für unüberwindlich, und die Koalition muß ihre Anstrengungen verdoppeln, um ihnen ferner noch die Waage halten zu können. Hiermit schließt der erste Theil der Memoiren. Das Bedeutendste und Neueste darin sind die Details über die preußischen Minister, über den Charakter und das Benehmen des Herzogs von Braunschweig, über die dreyfachen geheimen Unterhandlungen mit den Emigrirten, mit den verschiedenen Agenten Ludwigs XVI., und mit Dumouriez, hinter dessen Rücken vorzüglich Danton thätig war, über die Abfassung des unglücklichen Manifestes und über die jämmerlichen Scenen von Valmy.

Der zweyte Theil umfaßt die Ereignisse bis zum Basler Frieden. Wir sehn, wie das locker gewordene Band zwischen Preußen und Oestreich aufs neue fester geknüpft wird, da das Verfahren der Jakobiner nach den Einfällen Custines am Oberrhein und Dumouriez in Belgien, eine allgemeine Revolutionirung der Völker befürchten läßt, und England, Holland, so wie die deutschen Reichsfürsten der Koalition beytreten. Von neuem siegt der kriegerische Geist des Königs von Preußen über den unkriegerischen seines Feldherrn, und der Kampf beginnt wieder unter glücklichern Auspicien. Wir lernen sehr genau die vergeblichen Unterhandlungen Talleyrands am Hofe von S. James kennen, die dem Krieg mit England vorbeugen sollten, und die noch viel wichtigern Unterhandlungen auf dem geheimnißvollen Kongreß zu Antwerpen, der nach dem Ausbruch des Krieges durch den Verrath Dumouriez die Kontrerevolution in Frankreich organisiren sollte. Dumouriez Unvorsichtigkeit und Unglück macht diese Hoffnungen der Koalition zu nichte, und gibt die Losung zu unzähligen neuen Mißgriffen derselben. Wir sehn in Belgien das Schauspiel der Champagne sich wiederholen. Wie der König von Preußen bey Valmy, so wollte der junge Kaiser Franz II. in Belgien entschieden den Krieg, aber wie der Herzog von Braunschweig und das preußische Triumvirat ihn nicht wollte, so wollte ihn auch der östreichische Oberfeldherr, Herzog von Koburg, und das östreichische Ministertriumvirat, Thugut, Lascy und Colloredo, nicht; und diese geheime Opposition verhinderte alle großen Unternehmungen, wozu allerdings sowohl der Obrist Mack im Generalstaab, als die einzeln agirenden tapfern Generale Clairfait und Wurmser anfeuerten. Der Plan des Feldzuges ward ungeschickt angelegt. Beyde Hauptheere blieben getrennt, und die Preußen ließen sich vor Mayntz, die Oestreicher vor Valenciennes unnütz aufhalten, und blieben auch nach der Eroberung dieser Städte unthätig, anstatt schnell und vereinigt gegen Paris vorzurücken. Dazu kam die unvorsichtige Politik Englands und Oestreichs, ihre Absicht auf Eroberungen zu früh blicken zu lassen. Die Engländer wollten Dünkirchen und Toulon für sich, und auch Oestreich ließ die Ortschaften Frankreichs, die in seine Gewalt kamen, in seinem Namen in Besitz nehmen. Dadurch wurde Preußen erbittert, und suchte nun auch seinerseits zu erobern, und da es dies am Rhein nicht wohl konnte, so richtete es sein ganzes Augenmerk auf Polen, wo die durch Kosziuszko begonnene Revolution die beste Gelegenheit zu Eroberungen darbot. Zwar ließ sich Preußen durch eine englische Subsidie noch eine Zeitlang am Rhein halten, that aber für dieses Geld nichts, sondern ließ die Oestreicher bey jeder Gelegenheit im Stich und fieng an, sich insgeheim mit den Franzosen zu benehmen. Als es nun auch in Polen nicht das erwünschte Glück hatte, indem die Russen mit großer Schlauigkeit die Eroberung Warschaus durch die Preußen hintertrieben, um sich selbst in den Besitz dieser Hauptstadt zu setzen, so siegte endlich am Berliner Hofe die Partey, die mit Frankreich Frieden wollte, und nur in einer Verbindung mit Frankreich sich gegen Rußland und Oestreich Vortheile versprach. Gleichzeitig siegte auch in Oestreich die Friedensparten, indem sie schlau den beginnenden Abfall Preußens von der Koalition benuzte, um ihre eigenen Rückschritte damit zu beschönigen. Der Herzog von Koburg, im Einverständniß mit Thugut, richtete alles so ein, daß er geschlagen und zum Rückzug genöthigt werden mußte, daß das, was längst Thuguts geheime Absicht gewesen war, den Schein einer Nothwendigkeit erhielt. Seine gewissermaßen verabredete Niederlage bey Fleurus diente zur Rechtfertigung des völligen Rückzugs. Thugut ließ die Engländer im Stich und gab die belgischen Provinzen auf, in der eitlen Hoffnung, dafür Bayern an Oestreich zu bringen. Die Eroberung Hollands durch die Franzosen, die nach die-

sem Rückzug der Oestreicher erfolgen mußte, hob vollends alle Bedenklichkeiten des Königs von Preußen auf. So lange er seinem Schwager, dem Erbstatthalter, noch helfen konnte, mußte er wenigstens den Schein behaupten, es zu wollen; als diese Hülfe aber unmöglich geworden war, fiel auch diese zarte Rücksicht weg, und so wurde durch den Minister Hardenberg, obwohl wider dessen Privatmeynung, der berühmte Basler Frieden geschlossen, trotz der lezten vergeblichen Anstrengung Englands, durch Bestechung der Gräfin Lichtenau den König von Preußen noch umzustimmen. Hier schließt der zweyte Theil des höchst interessanten Werks. Wenn wir bey der außerordentlichen Vollständigkeit und Klarheit der darin enthaltenen Schilderungen noch etwas vermissen, so ist es die nähere Erörterung des grausamen Verfahrens gegen Polen, worüber der Verfasser mit zarter Schonung hinwegeilt. Was aber die französische Angelegenheit betrifft, so ist diese auf eine völlig erschöpfende Weise und mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Zehn sehr wichtige Gründe für die Vermuthung, daß unter dem Namen Hussein Pascha der wiederauferstandene zurückgekehrte Napoleon das türkische Heer befehlige. Zweyte Auflage. Leipzig 1829. Rein'sche Buchhandlung.

Ob dieses tolle Geistesproduckt eine bloße auf die Neugier des Publikums berechnete Geldspekulation ist, oder ob der Verfasser im Ernst glaubt, was er sagt, ist schwer zu entscheiden. Auf jeden Fall aber scheint er daran zu glauben und hat die Miene des strengsten Ernstes angenommen. Was die Sache selbst, was die Gründlichkeit der zehn Gründe betrifft, so kann sie der Leser aus Folgendem erkennen. 1) Napoleon kann möglicherweise, wenn er noch lebt, auch noch Feldherr seyn, da es schon Feldherrn gegeben hat, die älter waren, als er es jezt seyn würde. 2) Es lag in Napoleons Interesse, sobald er sich den Engländern zu Rochefort ergab, mit ihnen einen geheimen Vertrag für die Zukunft abzuschließen, beyden Parteyen zu Gunsten. 3) Dasselbe lag auch im Interesse der Engländer, da diese sich Napoleons gegen die andern Mächte zur gelegnen Zeit gern bedienen würden. 4) Napoleons Krankheit ist wahrscheinlich nur fingirt gewesen. 5) Sein Grab ist nur deswegen vor Jedermanns Augen verborgen worden, weil er nicht darin lag. 6) Schon seit einem Jahre geht das Gerücht, er sey in der Türkey. 7) Lord Castlereagh hat sich vorzüglich aus Angst über die Verwirrung umgebracht, die durch die Erhaltung Napoleons in die politischen Angelegenheiten wahrscheinlich gebracht werden würde. 8) Die russischen Soldaten wollen Napoleon im grauen Oberrock und kleinen Hute bey Isaktscha gesehn haben. 9) Der Sultan hat den Hussein Pascha auf ungewöhnliche Weise Se. Excellenz genannt. 10) Englands Freundschaft mit der Türkey beruht vorzüglich auf dem Vertrauen, das ihnen ein Feldherr, wie Napoleon, einflößt. Zu diesen Gründen werden noch folgende neue hinzugefügt: Jezt gerade wird in Frankreich Napoleons Bild wieder häufig verbreitet; der junge Napoleon sey zum König der Griechen vorgeschlagen worden; es bestehe in Frankreich eine Napoleonische Prapaganda; die Auslieferung der moreotischen Festungen an Maison stehe damit in Verbindung; die Türken würden weder gegen die Russen so glücklich seyn, noch auch einen Winterfeldzug wagen, wenn nicht Napoleon an ihrer Spitze stünde.

Länderkunde.

Oberrheinisches Orts-Lexikon. Ein Hülfsbuch für Alle, welche das Ober-Elsaß und den Sundgau bereisen oder kennen lernen wollen. Herausgegeben von M. Lutz, Pfarrer in Läufelfingen, Kanton Basel. Mühlhausen bey Rößler und Komp. 1828. 16. 8 Seiten. Mit einer Landcharte.

Der Verfasser ist durch sein beliebtes „Hand-Lexikon der Schweiz“ zu dessen zweyter Ausgabe er jüngst auch einen Nachtrag geliefert hat, als ein für solche statistische Arbeiten tüchtiger und darin geübter Mann bekannt. Bey dem vielfachen Verkehr der Nachbarländer mit dem Elsaß und Sundgau können die sorgfältig und mühsam hier gesammelten Notizen nicht anders als erwünscht seyn, und müssen vielfältig nutzbar gefunden werden.

Nº. 7.

Literatur-Blatt.

Freitag, 23. Januar 1829.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

3) Geschichte der französischen Staatsumwälzung von A. Thiers, übersezt von Professor Dr. R. Mohl. Erster bis fünfter Theil. Tübingen bey Osiander. 1825—1827.

Unter den bis jezt erschienenen allgemeinen Geschichten der französischen Revolution dürfen wir der vorliegenden von Thiers und derjenigen von Mignet unbedenklich den Vorzug geben. Es gibt zwar eine Menge andre meisterhafte Schriften, die über einzelne Parthieen der Revolution sich ausbreiten und theils als Quelle zu betrachten sind, theils den Geist jener großen Begebenheiten aus dem philosophischen und politischen Gesichtspunkt aufgefaßt haben; allein an vollständigen Darstellungen der ganzen Revolution litt man bisher entweder noch Mangel, oder sie waren doch nur sehr unvollkommene Versuche. Man ging dabey bald von dieser, bald von jener Parteyansicht aus; man kannte noch nicht alle Thatsachen und besonders nicht alle geheimen Triebfedern und Motive derselben; man mußte noch auf zu viele Theilnehmer der Revolution Rücksicht nehmen und durfte nicht alles sagen, wenn man es auch wußte. Je mehr und mehr fallen indeß diese Hindernisse weg. Auf der einen Seite deckt das Grab die Leidenschaften und Persönlichkeiten; auf der andern enthüllen die Schwanengesänge und nachgelassenen Papiere der alten Politiker immer weiter und weiter die bisher noch dunkel gebliebenen Thatsachen; so daß es schon jezt umsichtigen und unparteyischen Männern möglich geworden ist, ein großes und zusammenhängendes Gemälde jener ewig denkwürdigen Periode zu entwerfen.

Das vollendetste und glänzendste Werk dieser Art hat Mignet geschrieben, doch ist es von einer fast lakonischen Kürze und faßt nur den Geist aus allen unermeßlichen Thatsachen auf, indem es die detaillirte Schilderung derselben Andern überläßt. Thiers Werk ist nicht so vollendet und glänzend, nicht so systematisch und philosophisch, nicht so zusammenhängend und übersichtlich, allein es ist unendlich reich an Thatsachen, die der Verfasser, man sieht es, mit dem sorgsamsten Fleiß aus allen authentischen Quellen zusammengetragen hat, und somit ergänzen sich Mignet und Thiers wechselseitig, und wir können unsern Lesern nur rathen, keinen von beyden allein zu lesen, sondern beyde nach einander.

Die bereits vorliegenden fünf Bände des Werks von Thiers, deren Fortsetzung sich verzögert hat, gehn nur bis zum Sturz der Girondepartey, woraus man auf die große Ausdehnung des Ganzen schließen mag. Der Verfasser hat indeß seine Arbeit nach keinem unabänderlichen Maaßstab unternommen. Sein Werk ist ihm unter den Händen gewachsen. Je tiefer er in die Revolution hineingerieth, desto mehr sah er sich genöthigt, den Raum seines Werks für das immer dichter sich anhäufende historische Material zu erweitern. Daher sind in einem nicht ganz richtigen Verhältniß die ersten Partieen der Revolution kürzer abgehandelt, als die folgenden. Indeß können wir damit insofern zufrieden seyn, als gerade die Vorgeschichte der Revolution und die Geschichte der ersten konstituirenden Nationalversammlung durch zahlreiche frühere Schriften bereits in das klärste Licht gesezt ist, während die um so viel verwickelteren, geheimnißvolleren und gehässigern Parthieen der spätern Geschichte des Konventes, worüber Thiers so ausführlich sich verbreitet, bisher noch immer nicht klar und unparteyisch genug behandelt worden sind.

Da es bey Werken dieser Art immer zunächst auf die Tendenz des Verfassers ankommt, wovon die Unpartheylichkeit und richtige Angabe und Würdigung der Thatsachen abhängt, so müssen wir hören, auf welchen Standpunkt sich Thiers gestellt hat. Er sagt in der Einleitung: „Ich habe mir Mühe gegeben, jedes Gefühl des Hasses in mir zu unterdrücken; bald stellte ich mir vor, ich sey unter dem Strohdache geboren, und wolle, entflammt von gerechtem Ehrgeitze, das mir erwerben, was der Stolz der höhern Stände mir ungerechterweise verweigerte; bald aber bildete ich mir ein, im Palaste erzogen zu seyn, alte Vorrechte ererbt zu haben, so daß es mich nun schmerzte,

einem Besitze zu entsagen, der mir ein wohlerworbenes Eigenthum erschien. So konnte ich nicht zürnen, sondern nur die kämpfenden Parteyen bedauern und die edlen Seelen darunter bewundern. Allein da der Mensch einer Richtschnur für seine Handlungen bedarf, so habe ich diese Richtschnur der bürgerlichen Gesellschaft gesucht, und alle, welche sich von derselben entfernten, getadelt, nicht aus Haß, sondern der Gerechtigkeit zu Ehren, und um der Geschichte ihre Sittenlehre und ihre Vorschriften zu erhalten."

Wer sollte nun dem Verfasser nicht zugeben, daß dieser Standpunkt allerdings der richtigste ist, daß der Geschichtschreiber allerdings, um gegen keine Partey ungerecht zu seyn, sich in die Gesinnung; selbst in die Vorurtheile einer jeden hineindenken müsse. Daher ist es vollkommen zu billigen, daß Thiers die Meynungen jeder Partey nicht durch die Brille einer andern, sondern nur aus dem in ihnen selbst liegenden Gesichtspunkt betrachtet, daß er immer zeigt, wie Geburt, Erziehung und der Drang der Umstände hier so, dort anders nothwendig wirken mußten, ohne daß wir weder alles Recht der einen, noch alles Unrecht der andern Partey zuschreiben dürfen. Gerechter, als es je ein andrer Schriftsteller gethan, reinigt er jede Partey von den ungegründeten Vorwürfen der andern, und beweist, daß die Natur der Menschen und Verhältnisse, die drängende und unumgängliche Nothwendigkeit einen weit größern Antheil an den Begebenheiten gehabt habe, als die persönliche Willkühr und die einzelnen Ränke. In diesem Sinn verdient besonders seine, ich will nicht sagen, Vertheidigung, doch natürliche Erklärung des Schreckensystems unsere Billigung. Alle Parteyen der Revolution haben Fehler begangen, doch hat man bisher immer nur die Royalisten, die Konstitutionellen und zum Theil auch die Girondisten in Schutz genommen. Mignet war wohl der erste größere Geschichtschreiber, der auch in den Dantonisten neben ihren Verbrechen etwas anerkannte, das Entschuldigung und sogar Bewunderung verdient. In dieser Billigkeit ist ihm Thiers gefolgt. Ohne sich im mindesten einer revolutionären Tendenz schuldig zu machen, läßt er doch jenen Schrekensmännern die Gerechtigkeit widerfahren, daß ihre Energie allein Frankreich gerettet hat; und daß selbst ihre Meynungen im Vergleich mit den noch weit scheußlichern Plänen eines Marat oder Hebert wesentlich dahin wirkten, das Volk endlich von seiner Ueberspannung zurückzuführen. In der That muß die Entschuldigung nicht nur bis auf die Girondisten, sondern auch bis auf die Dantonisten ausgedehnt werden, und nur Robespierre und der Pariser Gemeinderath ist keiner mehr fähig. Befleißigt man sich dieser Gerechtigkeit nicht, fährt man fort, ohne Unterschied gegen alle Personen und Handlungen seit dem 31. May 1793 zu eifern, so müssen nothwendig auch die allzueifrigen Deklamationen für die unterdrückte Partey verdächtig werden.

Was jene Richtschnur der bürgerlichen Gesellschaft betrifft, nach welcher Thiers, wie er sagt, Lob und Tadel abgemessen hat, so ist es sehr zu schätzen, daß er dieselbe lediglich in dem für Frankreich Nützlichen und an sich Guten, keineswegs aber in irgend einer bestimmten Form, etwa in einer Konstitution, gesucht hat; und hierin unterscheidet er sich zu seinem Vortheil von Mignet, der allerdings etwas einseitig eine Konstitution im Sinne hat, woraus sich insonderheit sein Haß gegen die Napoleonsche Herrschaft erklären läßt. Mit großer Besonnenheit verknüpft Thiers, was das Wohl des Vaterlandes und was die Moral an sich verlangt, so daß er weder eine Immoralität deßhalb in Schutz nimmt, weil sie Frankreich nützlich gewesen, noch auch in allzufrommem Eifer alles verwünscht, was diesen Nutzen gewährt hat, ohne doch moralisch zu seyn. Am löblichsten aber ist die philosophische Ruhe, mit welcher Thiers die wechselnden Formen des Staats entstehen und wieder verschwinden sieht, ohne irgend eine besonders zu beklagen, oder zu bewundern, indem er darin nichts anders sieht, als vorübergehende Erscheinungen, und indem er alle nur als Mittel, keine als Zweck der Revolution behandelt. Möchte man auch jede Konstitution und Regierungsform in der Revolution selbst einmal als Zweck ansehn, so waren sie doch in der That alle nur Mittel, wodurch das endliche Resultat, die nicht zu bezweifelnde Besserung des bürgerlichen Zustandes in Frankreich, herbeygeführt wurde.

In das Einzelne seines Werks einzugehn, erlaubt uns der Raum nicht. Doch bemerken wir, daß darin vorzugsweise auf solche Parthieen der Geschichte Rücksicht genommen ist, welche bisher am wenigsten aufgeklärt worden sind. Wie schon gesagt, ist im Allgemeinen der Anfang der Revolution kürzer behandelt, als die Krisis derselben unter der Gironde und den Jakobinern. Außerdem sind die auswärtigen diplomatischen Verhältnisse viel oberflächlicher dargestellt, als die innern. Wenn wir in dieser Hinsicht das Werk von Thiers mit der von Rüder herausgegebenen Denkwürdigkeiten vergleichen, so finden wir dort größtentheils nur Andeutungen, während uns hier die vollständige Ausführung vor Augen liegt. So spricht Thiers z. B. nur obenhin von dem Daseyn der geheimen Verhandlungen Dumouriez mit den Preußen, ohne uns deren Details mitzutheilen. Es muß indeß zugestanden werden, daß Aufschlüsse dieser Art nur von den Diplomaten der Koalition zu erwarten waren, da der Strom der Revolution in Frankreich selbst die Spuren solcher Verhandlungen nothwendig verwischen mußte. Eine desto gründlichere, ja erschöpfende Aufklärung erhalten wir von Thiers über die innern Angelegenheiten der Revolution, und vorzüglich über die dunkleren Parthieen der-

selben, oder über solche, denen man bisher mit Unrecht zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Thiers ist der Erste, der uns eine Art von Kulturgeschichte der Revolution gibt. Man begnügte sich bisher, nur die in die Augen fallenden, gewissermaßen malerischen Ereignisse der Revolution, die Verhandlungen der Nationalversammlung, die Aufstände, Hinrichtungen und Schlachten, und außerdem nur die geheimen Komplotte und Intriguen der Parteyhäupter zu schildern, und vergaß darüber, nur zu sehr, den Blick auf die stillern und weniger scheinbaren, doch eben so wichtigen Vorgänge zu richten. So geben uns die meisten bis jezt vorhandenen Geschichtsbücher der Revolution nur sehr oberflächliche Nachrichten über die Finanzverwicklungen in der Revolution, während uns nur immer diejenigen vor der Revolution geschildert werden. So haben wir bisher auch nur wenig und nur so viel, als sich an gewisse große Schauspiele anknüpfen ließ, von dem so ganz veränderten Sittenzustand in der Revolution erfahren. Ueber diese inneren Parthieen nun gibt uns Thiers sehr ausführliche Details, insonderheit über die Finanzen (in einer sehr genauen Geschichte der Assignaten), über die Administration, über die neu eingeführten Kalender, Maaße, Gewichte, über die großen Umwälzungen in der Oekonomie und Industrie, über die irreligiösen Verirrungen und über die sonderbare patriotische Moral jener Zeit. Er widmet deßfalls dem Pariser Gemeinderath, von welchem vorzüglich diese Aenderungen ausgiengen, eine größere und verdientere Aufmerksamkeit, als dies bisher der Fall gewesen ist. Wenn auf der einen Seite der Konvent, der Jakobinerklubb und die Schlachtfelder allerdings immer die Glanzpunkte der Revolution bleiben, so ist es doch für den Geschichtforscher von der größten Wichtigkeit, auch auf der andern Seite die Masse des Volks und Pöbels kennen zu lernen, die im Hintergrunde jener großen Scene ihr Wesen trieb, und auf welche vorzüglich der Gemeinderath von Paris Einfluß übte. Außer dieser dunkeln Parthie hat Thiers auch noch eine andere genauer als bisher aufgeklärt, nämlich den Vendeekrieg. Dieser Krieg bietet bekanntlich eine solche Menge militärischer und politischer Verwicklungen dar, daß eine genaue und übersichtliche Schilderung desselben äußerst schwierig ist. Was Thiers deßfalls geleistet hat, verdient große Anerkennung und wird sie bey jedem finden, der einigermaßen mit diesem Terrain vertraut ist.

Somit müssen wir dieses ausgezeichnete Werk unsern Landsleuten aufs angelegentlichste empfehlen. Es wird besser, als irgend ein anderes, im Stande seyn, auch uns Deutsche von den vielen Vorurtheilen zu heilen, welche wir noch immer theils zu sehr für, theils zu sehr gegen die Revolution hegen, und welche durch die deutschen Bearbeiter, Schlosser und C. A. Menzel nicht ausgenommen, noch immer genährt werden. Wir wollen nicht untersuchen, woher die Weinerlichkeit oder sich philosophisch dünkende Arroganz kommen mag, mit welcher deutsche Gelehrte die großen Männer der französischen Revolution bald als eingefleischte Teufel hinmalen, bald mit achselzuckender Geberde als politische Stümper zu belächeln sich herausnehmen. Doch rathen möchten wir ihnen, die Brille wegzulegen und mit gesunden Augen zu sehn, was geschehn ist und warum es geschehn mußte. Die Deutschen, als bloße Zuschauer, haben wenigstens die Verpflichtung, unbefangener über die französische Revolution zu urtheilen, als die Franzosen selbst, welche daran Theil genommen, und wenn wir uns von ihnen an Gerechtigkeit übertreffen lassen, so muß es uns allerdings zur Beschämung gereichen.

Was die Uebersetzung des vorliegenden Werkes betrifft, so ist dieselbe im Ganzen sehr zu loben, und dürfte nur in einigen Kleinigkeiten Tadel verdienen. Darunter verstehn wir vorzüglich das Auffallende in einzelnen Ausdrücken. Der Uebersetzer weicht von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ohne Grund zu weit ab. Er sagt z. B. Heils-Ausschuß, da doch das gebräuchliche Wort Wohlfahrts-Ausschuß gewiß besser ist, weil es prosaischer und weniger emphatisch ist. So sagt er auch: Umwälzungs-Gericht, welches gewiß fremdartiger klingt, als das allgemein bekannte Revolutions-Tribunal. Dahin gehören auch die Ausdrücke: Umwälzungsheer, Aufruhr-Ausschuß ꝛc. Unangenehm sind uns ferner folgende Ausdrücke aufgefallen: „Das befehlshaberische Verlangen Dumouriez“ — „der vaterlandsliebende Minister“ (III. S. 201), und ganz ungehörig erscheint uns der Ausdruck „von diesem innern Widerspalte“ (III. S. 13), statt Zwiespalte. Diese kleinen Sonderbarkeiten abgerechnet verdient der Uebersetzer um so mehr unsern Dank, als er auch in den Beylagen einige neue Dokumente, die das Thiers'sche Werk selbst nicht enthält, hat abdrucken lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Politische Literatur.

Christliches und Türkisches (/) von E. M. Arndt. Stuttgart, Gebr. Franckh, 1828. 8. 357 S.

Der bekannte Verfasser gibt unter diesen, gewiß für Manche gerade in der gegenwärtigen Zeit nicht wenig lockenden und auch durchaus nicht täuschenden, Titel zuerst die in seiner Zeitschrift: „der Wächter“ (3 Bde. 8. Köln, 1815 und 1816) bereits erschienenen „Phantasieen zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutsche Verfassungen.“ Die Veranlassung zu diesem Wiederabdrucke geben ihm auf der einen Seite die Angriffe, welche er deshalb erfahren

hatte, auf der andern aber die beym Wiederlesen derselben gewonnene Ueberzeugung, daß er, Arndt, noch eben so phantasieren müsse, als da sie zum ersten Male erschienen. Zugleich haben sie ihn bey dem Wiederdurchlesen zu manchen Erörterungen veranlaßt, die er auch als Anhang zu jenen „Phantasien“ liefert, und in welchen er sich besonders über einige Ansichten und Urtheile Friedrich Schlegels (in seiner „Geschichte der neuen und alten Literatur“) ausspricht, als welcher von mehrern Angreifern Arndt's als ein ihnen gewaltig dünkender Vorkämpfer betrachtet werde, mit dessen Aussprüchen über die Reformation und die Protestanten sie sich, wie mit einem Ajarschilde, deckten. Uebrigens sind diese „Phantasieen,“ nach der Einleitung, in allem, was die geistige Ansicht der Zeiten und unsers Zeitalters, was die Reformation und die Ursachen und Folgen derselben betrifft oder nur darauf hindeutet, durchaus unverändert geblieben. Mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung mancher Art hat Rez. die in ihnen ausgesprochenen Ansichten über Heidenthum und Christenthum, über Kunst und politisches Leben in der heidnischen und in der christlichen Welt, über die Kirche und das Leben der Völker, besonders der alten Germanen, mit Rücksicht auf die jetzigen Deutschen, gelesen; denn es sind geistreiche, oft großartige, tief aus dem Wesen der Gegenstände und aus der Erkenntniß desselben geschöpfte Bemerkungen. So z. B. S. 100: „Aus Homer und Sophokles erkennst du die griechische Geschichte (die große Geschichte meine ich, den Grund und Boden der griechischen Geschichte) besser, als aus Herodot und Thukydides; und Dante und Cervantes beschreiben die Italiener und Spanier besser, als Machiavelli und Mendoza; und du, lieblichster Klang aus alter Zeit, du, anmuthiges Nibelungenlied, und du, heiliger Dom in Kölln, und du, Münster in Straßburg, seyd ihr nicht tausendmal bessere Geschichtschreiber der Deutschen, als Moser und Müller waren? Denn ihr habt das vergangene Leben in der Gestalt festgehalten; und die angeschaute Ruine eines griechischen Tempels mit seinen Verzierungen, Scherzen und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechischen Götterleben, als der ganze Pausanias.“ So, was S. 105 ff. über das innerste Wesen des Christenthums, über heidnische und christliche Baukunst u. s. w. gesagt wird. „Es ist kein Zufall, daß in den Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidnischen Griechen und Römer das Runde und Geschlossene vorherrscht; sondern es erscheint darin der Abdruck des innersten Lebens und Glaubens dieser Völker. In sinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen sinnlichen Genusse und in voller sinnlicher Entfaltung dieses irdischen Lebens hatten sie sich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hierunten geschlossen“ u. s. w. (S. 111.) Und ferner: „Der heidnische Geist war ein bindender, zusammenschließender und zusammenziehender Geist; der christliche Geist war ein lösender, ausschließender und auseinanderziehender Geist.“ (S. 112.) (Ueber dieses Wesen des Glaubens der Griechen und Römer, — die, frey von jeder Beymischung einer strebenden, ringenden, unbefriedigten Sehnsucht, das Ideal, das in ihnen wohnte, nicht ahnten, sondern kannten, — in seiner Einwirkung auf die Kunst der Griechen, z. B. auch auf die tragische Poesie, haben schon Andere geistreich gesprochen.) — Unter den Zugaben sind besonders die „Anmerkungen zur Länderkunde des Protestantismus und zu Fr. v. Schlegels „Geschichte der alten und neuen Literatur“ (S. 203 — 285) von Interesse; A. spricht darin mit Klarheit und Bewußtseyn von dem Wesen der Reformation und des daraus hervorgegangenen Protestantismus, von den Folgen jener in Bezug auf Wissenschaft und Kunst u. s. w., mit besonderer Rücksicht auf seine Gegner, namentlich auf Schlegels Aussprüche, die er zu widerlegen sucht. — Das nun ist an dem vorliegenden Buche das Christliche. Das Türkische darin oder vielmehr quasi Türkische ist S. 286 — 357 der Aufsatz: „Die griechische oder türkische Sache“, mit dem Motto: „Der Teufel verkauft Käse und hat doch keine Ziegen.“ (Dasselbe ist eigentlich, nebenbey gesagt, ein Sprichwort unter den Neugriechen.) In diesem Aufsatze spricht Arndt frey von kleinlichen und einseitigen Rücksichten, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, unbefangen und freymüthig über die griechische Revolution und das Verhältniß, in das sich die europäische Politik zu derselben gesetzt hat, über die Verlegenheiten, in die leztere gekommen ist, über den Traktat vom 6. Juli 1827 und dessen mögliche Folgen. Der Verf. mag zu der Zeit, als er den Aufsatz abfaßte, die Kriegserklärung Rußlands noch nicht gekannt, aber er scheint sie geahnet zu haben, und nach dem, was er also früher über einen solchen Schritt im Voraus sagte, muß er sich darüber nicht wenig gefreut haben. Auch die möglichen Folgen eines solchen Schrittes für Europa und die Pforte untersucht er offen und frey, wie die mögliche und wahrscheinliche Politik einzelner Mächte Europas bey einem solchen. Auch hier führt diese Untersuchung zu einer Theilung der europäischen Türkey, die der Verf. in den einzelnen Theilen in Betreff des Für und Wider gehörig motivirt. Griechenland will er selbstständig, mit seiner Nordgränze über den Pindus bis zum Thale Tempe und mit den Inseln des Archipelagus bis Kurta (S. 330). Innerhalb dieser Linie und auf jenen Inseln wohnt das jetzige griechische Volk, und nur die angegebene nördliche Gränzlinie führt auch den Grund der Sicherheit und Wahrhaftigkeit für den neuen Staat mit sich: zwey Gründe, warum A. eben diese Gränzen dem zu schaffenden Griechenland anweisen zu müssen glaubt. Insofern als derselbe einen damals als nur wahrscheinlich sich darstellenden Krieg Rußlands gegen die Pforte als nicht wenig vortheilhaft für Griechenlands Zukunft in Betreff seiner geographischen Begränzung und des Verhältnisses zur Pforte hielt, ist Rez. ganz mit ihm einverstanden, indeß.... Es bleibt stets belehrend, einen verständigen, geistreichen Mann über Dinge, die nicht sind und nicht werden, die aber seyn und werden sollten, reden zu hören. Möchte doch nur im Allgemeinen beherzigt werden, was dieser verständige Mann S. 336 sagt: „Die werdenden und schon daseyenden Verhängnisse in Betreff der Türkey sind so gewaltig und fürchterlich vorschreitend, daß einem gescheidten und vorausschauenden Mann allerdings mancherley Grauen überkommen kann, wenn man nicht zu rechter Zeit das Rechte und Nothwendige mit klarem Muthe zu thun wagt!“

№. 8.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 27. Januar 1829.

Literargeschichte.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828. 8. Erster Theil vom Jahre 1794 und 1795. 290 S. Zweyter Theil vom Jahre 1796. 306 S.

An Briefwechseln berühmter Autoren hat Deutschland keinen Mangel. Das vorige Jahrhundert hat uns reichlich damit gesegnet; alle Schubladen verblichener Dichter sind ausgekramt worden; noch täglich stöbern selbst Lebende schon in ihrem Erbe, und suchen die Komplimente zusammen, die ihnen gemacht worden sind, und die sie gemacht haben; ja, es ist, als wollten Manche, im Vorgefühle, daß ihnen die Nachwelt die Unsterblichkeit verweigern wird, wenigstens der Mitwelt einen blauen Dunst davon vormachen. Nach solchen Vorgängen war man mit Recht auf die Sammlung, die hier angezeigt werden soll, gespannt; man war begierig, wie zwey der größten Männer deutscher Nation in ihren vertraulichen Mittheilungen sich gegeneinander gebehrdet haben mögen, ob auch sie — das höchste Ziel im Auge und die Kraft im Busen — dennoch jenes elende Vehikel der menschlichen Eitelkeit nicht entbehren konnten, ob auch sie ihre Mußestunden darauf verwendet haben, sich unfruchtbaren Weihrauch zu streuen? Aber nein, die Hoffnung, daß große Genien von solcher Armseligkeit frey seyn werden, läßt den Leser *dieser* Briefsammlung nicht zu Schanden werden; dieselbe ist kein Komplimentirbuch eigenliebiger Poeten, die Lob säen, um Lob zu ärnten; sie ist ein Denkmal, so großer Dichter würdig, ist eine Chronik ihres Geistes, ein Schauplatz ihres gemeinschaftlichen Ringens. Wenn sie sich gegenseitig Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn selbst die Anerkennung des Andern zur Bewunderung wird (wie denn allerdings gegenüber von Goethe bey dem edeln, warmen Schiller dies Gefühl vorherrschend ist): so ist wenigstens diese Anerkennung und Bewunderung immer motivirt, nie erkünstelt; ihr Ausdruck von beyden Seiten ächt, natürlich, bescheiden. Eben so wahr erscheint der Zweifel, der Tadel, das Selbstgefühl, die Verurtheilung des Verkehrten und Schlechten, wo es sich finden mag. Wir sind gewiß, daß die Bewunderer *beyder* Dichter, wenn sie diese Gallerie von Briefen durchwandelt haben, mit inniger Befriedigung daraus scheiden werden, und daß Mancher ein hartes Wort, das er sich früher vielleicht über den Dichtergeist des Einen, oder den Menschencharakter des Andern erlaubt hat, demselben in der Stille abbitten wird. Beyde Dichter erscheinen in einer sehr geschiedenen Individualität, aber beyde in einer liebenswürdigen; beyde mehr mit ihrer großen Sache, als mit ihrem Ich beschäftigt; immer einer des andern bedürftig, gegen den Tadel des Freundes eben so dankbar als gegen das Lob, beyde endlich vereinigt in der Begeisterung für die Poesie als *höchste Kunst*, und im entschlossenen Kampfe gegen Alles, was dieselbe aus dieser Sphäre zur Halbheit oder Plattheit noch immer selbst in *der Zeit*, deren poetische Umschaffung sie begonnen hatten, herabzuziehen sich bemühte.

Doch der Charakter dieser Briefe kann nicht durch solche allgemeine Umrisse angedeutet werden; wir müssen näher hinzutreten und den Gang des herrlichen Zwiegesprächs in einigem Zusammenhange darzustellen versuchen.

Die Korrespondenz eröffnet sich mit dem *ersten* Briefe Schillers an Goethe (vom 13. Jun. 1794), der in Ausdrücken der Ehrerbietung, die dem werdenden Rufe, gegenüber vom begründeten, so wohl anstehen, zur Theilnahme an der projektirten Zeitschrift der Horen einlädt. Recht herzlich erwiedert Goethe am 24. Juny: „Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn." Schon einen Monat darauf ist Schillers Zunge wie gegen einen alten Freund gelöst, und sein erster Hauptbrief (Nr. 4 der Sammlung), eine Epistel von 8 Seiten, macht einem Gefühle Luft, das längst auf freye Aeußerung geharrt zu haben scheint. „Lange schon," schreibt er S. 13," habe ich, obgleich aus ziemlicher

Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf..... Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen.....“ Und, nach einer langen Theorie über Goethe's „griechischen in diese nordische Schöpfung geworfenen Geist,“ fährt er fort: „Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt) ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft..... Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.“

Dies ist nur ein kleiner Auszug des Päans, den Schiller auf Goethe's Poesie singt, und der, würde er von einem Andern in unsrer Zeit gesungen, sich vor der Kritik vielleicht schwer zu verantworten hätte. Mag aber diese über jenen Versuch des denkenden Dichters, den schaffenden so a priori zu konstruiren, denken, wie sie will: das wird nicht abzuläugnen seyn, daß ein solches Urtheil nur aus einem in seinen Gegenstand versenkten Geist und einem liebenden Herzen hervorgehen konnte: es ist aus diesem Brief erwiesen, daß Goethe von Schiller bewundert und geliebt wurde.

Auch versichert Goethe (Nr. 5), daß ihm kein angenehmer Geschenk hätte werden können, als dieser Brief, in welchem Schiller „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz ziehe, und ihn durch seine Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch seiner Kräfte ermuntere.“ — „Reiner Genuß,“ fährt er fort, „und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig seyn, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu seyn, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den lezten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.“

Und so sehen wir das schöne Verhältniß zweyer großer Geister, die sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, für Jahre begründet. So weit wenigstens bis jezt die Sammlung dieser Briefe reicht, sieht Keiner von beyden, was er geschaffen, für geendet und fertig an, wenn der Andere nicht sein Urtheil gefällt, der andere nicht unter der Arbeit selbst gefördert hat; keine, auch die kleinste Ausstellung nicht, wird überhört und bey Seite geschoben; jeder Widerspruch wird entweder bezwungen oder befolgt.

Nicht zufrieden, dem neuen Freunde, sein ganzes Innres in Beziehung auf die Bewunderung, die er ihm zollt, eröffnet zu haben, läßt Schiller ihn bald auch einen zweyten Blick in seinen edeln, der Wahrheit unbedingt huldigenden Geist thun, indem er ihm das Bekenntniß der Schwächen seiner eigenen Dichternatur mit einem Ernst und einer Strenge ablegt, wie ihm kein Feind je vorgerechnet hat: „Erwarten Sie bey mir, sagt er (Nr. 7), keinen großen materiellen Reichthum an Ideen: dies ist es, was ich bey Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken mag gelungen seyn.... Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte..... Mein Verstand wirkt mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jezt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte

Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beyden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freyheit ihre Gränzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet." —

Es könnte befremden, daß Goethe's unmittelbare Antwort auf diesen Brief Bekenntnisse solcher Art, die kein Leser hier anhört, ohne die größte Hochachtung und tiefe Rührung zu empfinden, mit Stillschweigen übergeht. Wenn man jedoch bedenkt, wie schwer dem „intuitiven" Geiste Goethe's, nach seinem eignen Geständnisse alles „Theoretisieren" war, was er denn doch, wenn er überhaupt zu antworten unternommen hätte, in Beziehung auf Schillers Geist und Poesie hätte thun müssen; wenn man bedenkt, daß er zwischen einer Gegentheorie, die vielleicht nicht Gleiches mit Gleichem hätte vergelten können, und einem nichts sagenden oder erheuchelten Lobe (womit ein gemeiner Geist schnell fertig gewesen wäre) zu wählen gehabt hätte: so wird man jenes Stillschweigen als würdig und redlich zu ehren wissen. Ueberdies lädt er ihn zu einem Besuche ein, und „verspart darauf so manches, was er ihm zu sagen hat." — Ueberhaupt erklärt sich die weit größere Einsylbigkeit der Goethe'schen Briefe durchaus und vollkommen aus dem so gar nicht reflexiven, sondern ganz anschauenden und produktiven Wesen des Dichters, dem, gerade weil sein Geist und seine Feder voll von Poesie ist, es unmöglich seyn muß, viel darüber zu sprechen. Seinem Herzen darf darum kein Vorwurf gemacht werden, denn die Wärme desselben spricht sich auch in jenen kurzen Briefen, oft in wenigen Zeilen, ja Worten aus. Und wie innig freut er sich, wenn ihm aus Schillers Feder etwas begegnet, was so recht nach seinem Herzen und Gaumen ist. Hören wir ihn nur (Nr. 20)! „Das mir übersandte Manuscript habe ich sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt: so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders seyn, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand."

In demselben Briefe macht Goethe wegen des Almanachs den Vorschlag: „ein Büchlein Epigramme ein- oder anzurücken." Daraus entwickelten sich die Xenien, zu deren Ausführung wir einige Briefe ein sehr ergötzliches Gerüste bilden sehen.

Aus dem nächstfolgenden Briefe Schillers (Nr. 21) geht seine große Verehrung für die Kantische Philosophie hervor, und es wird uns ängstlich zu Muthe, wenn wir einen Dichter mit solcher Begeisterung einem bestimmten philosophischen Systeme das Wort reden hören. Es peinigt uns die Ahnung, daß ein solcher auch bey seinen poetischen Produktionen eine andere Regel zu Grunde legen möchte, als das Gesetz der frey schaffenden Phantasie und des unbefangenen, von keiner Reflexion dominirten Geschmackes. Das Unbegreiflichste aber ist, daß der leidenschaftliche Kantianer so ungerecht und sogar verächtlich von Fichte sprechen kann, der doch ein ganz andrer Schüler jener Philosophie und überhaupt ein ganz andrer Philosoph war, als Schiller selbst. Man faßt nicht, wie Schiller nicht einsah, daß von seines Meisters subjektivem Scepticismus, zu Fichte's „subjektivem Spinozismus" (S. 59) nur ein kleiner Schritt war. Und wenn er sich über Fichte's Ich lustig macht, welches „die Welt wie einen Ball geworfen hat, den es bey der Reflexion wieder fängt;" wenn er behauptet: „Fichte habe sonach seine Gottheit wirklich deklarirt;" so können wir nicht anders annehmen, als daß hier nicht die reine Vernunft, sondern die persönliche Abneigung urtheilt; jener hätte es wohl keinen Augenblick zweifelhaft seyn können, daß bey Fichte nicht von dem armseligen individuellen Ich die Rede ist, sondern von jenem Ich, das alle Philosophen statuiren, die nur irgend einen festen und objektiven Grund des Seyns zu erfassen gestrebt haben, mag es nun Ich heissen, oder intellectus divinus oder Selbstbewußtseyn der absoluten Vernunft.

Der vierte Hauptbrief Schillers (Nr. 26) enthält unter Anderem ein schönes Wort über Faust, dessen Fragmente er den Torso des Herkules nennt. Seine Anmerkungen zu Goethe's Erzählungen werden von dem leztern dankbar genuzt. Goethe sagt aus dieser Veranlassung, „daß sie so recht vom Unglaublichen anfangen wollten, welches ihnen sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde." Er spekulirt hier und auch sonst hier und da ein wenig auf die Einfalt und Unbildung des Publikums, das Goethe überhaupt in diesen Briefen mit leichtfertiger Verachtung (z. B. Nr. 66. S. 49), Schiller mit sittlichem Unwillen behandelt (z. B. Nr. 65. S. 146. Nr. 22. S. 253). Auch wissen wir nach dem 30sten Briefe, der von Rezensionsbestellungen handelt, nicht, wen wir mehr bedauern sollen, die Dichter, die zu solchen Mitteln greifen müssen, oder das Publikum, das sie zu solchen Schritten zu nöthigen schien.

Der zwey = und dreyßigste Brief enthält Schillers erstes Wort über Wilhelm Meister, und nun folgen allmählig in eilf Briefen (Nr. 32. 40. 50. 76. 87. 175. 176. 179. 180. 183. 185) eben so viele, das Allgemeine wie das Einzelne umfassende Abhandlungen über diesen Roman, voll tiefsinniger Studien. Das entzückte Lob, das immer wiederkehrend dieser Schöpfung von Schiller ertheilt wird, hat zwar etwas vom überwältigenden Eindruck an sich, den jedes geniale Produkt beym ersten Genusse auf einen kongenialen Leser macht, und über dem die Besonnenheit immer etwas leidet; aber gewiß ist, daß nur große Naturen so bewundern und lieben; ihnen gerade kostet es Mühe, Mängel und Flecken an Werken der Meister zu entdecken, über welche sich kleine, der Begeisterung unfähige Kritiker gewöhnlich zuerst hermachen, wie denn der bornirte Sinn das Häßliche viel eher bemerkt als das Schöne, und für die Ausnahme von der Regel mehr Takt hat, als für die Regel selbst. Am mächtigsten scheint Schiller von der Fülle unmittelbaren Lebens, die im Wilhelm Meister herrscht, und von der innigen Vereinigung dieser Lebensfülle mit der Kunstschönheit angeregt zu seyn. „Ich kann," schreibt er S. 97, „das Gefühl, das mich bey der Lesung dieser Schrift durchdringt und besitzt, nicht besser als durch eine süsse und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistlicher und leiblicher Gesundheit ausdrücken.... Ich erkläre mir dieses Wohlseyn von der durchgängig darin herrschenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die auch nicht das Geringste zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung desselben nicht weiter treibt als nöthig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten.... Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Produkt dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr; hier alles so strenge, so rigid und abstrakt, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist..... So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn."

Aber dennoch kann Schiller nicht bey dieser poetischen Bewunderung des Werkes stehen bleiben; und wenn wir überhaupt aus diesen Briefen ersehen, daß Schiller seinen Freund mehr studirt, Goethe den seinigen mehr genießt; so macht sich auch namentlich in Beziehung auf den Meister Schiller alsbald mit großem Ernst und Eifer daran, dieses Werk dem Schöpfer desselben vorzukonstruiren. Er müdet sich ordentlich ab, eine recht tiefe Philosophie darin zu finden und darein zu legen; was nicht so leicht seyn mochte, da Goethe selbst in Beziehung auf manches Seltsame des fünften Buches (und auch dieses strebt Schiller philosophisch zu adeln S. 164) ziemlich empirisch und profan bemerkt: (S. 169. Nr. 77.): „Es ist mir sehr angenehm, daß die wunderlichen und spaßhaften Geheimnisse ihre Wirkung thun." (Vergl. auch Nr. 121.)

Aber den „Geheimnissen einer schönen Seele" verdanken wir einen herrlichen Brief Schillers über das Christenthum. Je wahrer ächte Religiosität, bey großer Beschränktheit des Verstandes, in jenen von der tiefsten Psychologie eingegebenen und der leichtesten Hand des Genius ausgearbeiteten Blättern geschildert ist, desto schmerzlicher mußte es dem nach göttlicher Wahrheit verlangenden Geiste Schillers seyn, daß sein Freund nicht die Unabhängigkeit des Christenthums von jenen Schranken angedeutet, daß er auch das Wesentliche desselben um jener zufälligen Schranken willen fast wie einen Wahn zu behandeln schein! (z. B. Nr. 57. S. 129.) „Mir däucht, sagt Schiller (Nr. 87. S. 193), daß über das Eigenthümliche christlicher Religion und christlicher Religionsschwärmerey noch zu wenig gesagt sey; daß dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele seyn kann, oder vielmehr was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sey. Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freye Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bey der weiblichen Natur so viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird. Doch ich mag in einem Brief über diese kitzliche Materie nichts weiter vorbringen, und bemerke blos noch, daß ich diese Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören."

(Der Beschluß folgt.)

N°. 9.

Literatur-Blatt.

Freitag, 30. Januar 1829.

Litterargeschichte.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 — 1805. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828. 8. Erster Theil vom Jahre 1794 und 1795. 290 S. Zweyter Theil vom Jahre 1796. 306 S.

(Beschluß.)

Auch manches vortreffliche und warme Wort Goethe's, der Schillers leisen und bescheidenen Erinnerungen mit gehorsamer Aufmerksamkeit lauscht (S. 107. 113. 197. 198) verdanken wir diesen Unterhaltungen über jenen Roman. „Durch den guten Muth," sagt er S. 108," den mir die neuliche Unterredung eingeflößt, belebt, habe ich schon das Schema zum fünften und sechsten Buch ausgearbeitet. Wie viel vortheilhafter ist es, sich in Andern, als in sich selbst zu bespiegeln...... Fahren Sie fort mich durch Ihre Liebe und Ihr Vertrauen zu erquicken und zu erheben." S. 132 erklärt er: sich bald in Schillers Nähe erfreuen und erbauen zu wollen." S. 185 schreibt er: „Nach Ihnen ist viel Nachfrage, und ich antworte, je nachdem die Menschen sind. Ueberhaupt hat das Publikum nur den dunkelsten Begriff vom Schriftsteller. Man hört nur uralte Reminiscenzen; von seinem Gange und Fortschritte nehmen wenige Notiz. Doch muß ich billig seyn und sagen, daß ich einige gefunden habe, die hierin eine merkwürdige Ausnahme machen." Ueber Schillers lyrische Gedichte erscheint ein treffendes Urtheil S. 227. Nr. 108: „Ihren Gedichten hab' ich auf meiner Rückkehr hauptsächlich nachgedacht; sie haben besondere Vorzüge, und sind, ich möchte sagen, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf." — Aus allen Aeußerungen Goethe's über seinen Meister geht hervor, wie ernst und gewissenhaft auch er arbeite; wie sehr diejenigen irren, die in seinem Streben nur ein Spiel des Leichtsinns sehen wollen. „Ich bin," sagt er Nr. 110, „mit Herz, Sinn und Gedanken nun an dem Roman, und will nicht wanken, bis ich ihn überwunden habe." Und S. 259. Nr. 124: „Das was ich von Ihren Ideen kenne, hat mir in dieser letzten Zeit im Praktischen manchen Vortheil gebracht; so wenig man mit Bewußtseyn erfindet, so sehr bedarf man des Bewußtseyns, besonders bey längern Arbeiten." Und S. 261. Nr. 125: „Ich bin dieser Tage wieder an den Roman gegangen und habe alle Ursache mich daran zu halten. Die Forderungen, wozu der Leser durch die ersten Theile berechtigt wird, sind wirklich, der Materie und Form nach, ungeheuer. Man sieht selten eher, wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will. Doch habe ich guten Muth. Es kommt alles darauf an, daß man die Zeit wohl braucht und keine Stimmung versäumt."

Der zweyte Band des Briefwechsels begrüßt uns bald mit Schillers ersten Ideen über den Wallenstein (Nr. 158. S. 33), auf welchen er öfters zurückkehrt. Wenn die Kritik nie ganz zufrieden mit diesem Drama seyn konnte, und dem Dichter mit Recht vorgeworfen hat, daß er für drey gespaltene Interessen: Wallenstein, die Piccolomini's und die Liebe Thekla's, vergebens nach einer Einheit gerungen habe und nicht über seinen Stoff Meister geworden sey, so findet diese Anklage in den eigenen Geständnissen Schillers eine mächtige Stütze. S. 252. Nr. 236 gesteht er: „Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stückes rektificire, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist; und wahrlich ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können." Am Ende verirrt er, durch seine verzweifelte Philosophie verführt, so weit, daß er den Mangel an dichterischer Stimmung in Beziehung auf diese Arbeit gerade für die rechte Stimmung hält. Nr. 243. S. 270 heißt es: „Mit dem Wallenstein geht es

zwar jezt sehr langsam, weil ich noch immer das Meiste mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beysammen ist, aber ich fühle mich ihm noch immer gewachsen..... Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben. Beynahe möchte ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, so wie die meisten Nebencharaktere, traktire ich wirklich bis jezt mit der reinen Liebe des Künstlers; blos für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung interessirt..... Der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff will mir freylich noch nicht ganz pariren; es sind noch Lücken im Gange, und Manches will sich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragödien-Oekonomie herein begeben."

Wie sehr muß man es nach diesen Revelationen bedauern, daß der Dichter sein Studium nicht lieber den Maltheſern zugewandt hat, über welche er viel einiger mit sich selbst gewesen zu seyn scheint (Nr. 259. S. 262) und in welchen er uns wahrscheinlich ein vollendetes Kunstwerk geschenkt hätte. Doch wollen wir nicht vergessen, daß er in seinem Wallenstein, so unkünstlerisch derselbe auch erscheinen mag, doch vielleicht mehr als irgendwo seine ganze Seele niedergelegt, die ganze Richtung seines Geistes ausgesprochen, so daß jene angebliche Kälte gegen diesen Stoff vielleicht nur auf einer Selbsttäuschung beruht oder latente Wärme war.

Ueber den Wilhelm Meister enthält dieser zweyte Band noch einige Hauptbriefe; besonders Nr. 175. 178. 179. Der erstere von den dreyen spricht auf eine naive Weise Schillers Pein aus, die daraus entsteht, daß dem, was seine poetische Urtheilskraft lieben und bewundern muß, sein philosophisches Vorurtheil (wenn wir so sprechen dürfen) keinen Geschmack abgewinnen kann: „Ich bin beunruhigt und bin befriedigt. Verlangen und Ruhe sind wunderbar gemischt." — Er forscht immer noch nach einer philosophischen Tendenz des Ganzen: „wie es auch sey, so viel ist gewiß, daß der Ernst in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demselben der wahre und eigentliche Ernst ist, daß der Schmerz der Schein und die Ruhe die einzige Realität ist." Am Ende siegt jedoch der ästhetische Eindruck. „Diese Tiefe," sagt er, „bey einer ruhigen Fläche, die, überhaupt genommen, Ihnen so eigenthümlich ist, ist ein vorzüglicher Charakterzug des gegenwärtigen Romans." Und mit diesem lakonischen Wort ist Goethe's Poesie wirklich meisterhaft charakterisirt.

Der 178ste Brief verbreitet sich mit Tiefsinn und überraschender Wahrheit über die Kunstschönheit, über den Kosmos des Werkes (S. 79 ff.) „Es ist ein Planetensystem mit Kometen," spricht er; und nun folgen tiefe Worte über Mignon und den Harfenspieler (S. 80. 84. 87). Der Schluß dieses Briefes ist unvergleichlich (S. 88): „Wundern Sie sich nicht," endet Schiller, „wenn es so wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bey dem gemeinen Volk der Beurtheiler allen Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst; und bey denen, die dem Künstler zu folgen im Stande seyn könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerksam sind, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehen, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr ins Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhaftesten huldigen."

Der 179ste Brief spricht sodann Urtheile über die weiblichen Charaktere im Meister aus (S. 89); der folgende verbreitet sich über den Charakter des Helden (S. 99), den er philosophisch zu deduciren sucht und als unentbehrlich für das Werk darstellt. Dennoch macht diese Deduktion mehr den Eindruck einer geschickten Apologie, als daß sie überzeugt. Ein kostbares Zeugniß legt Schiller, der in diesen Briefen viel mehr Gewicht auf politische und gesellige Abstufungen legt, als diejenigen glauben mochten, die ihn zum Repräsentanten der demokratischen Gesinnung in der deutschen Literatur machen wollen, — für Goethe's aufgeklärte und freye Ansichten S. 104 ab: „Es ist übrigens schön, daß Sie, bey aller gebührenden Achtung für gewisse äußere positive Formen, sobald es auf etwas reinmenschliches ankommt, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückweisen und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren." Ja, Schiller wünscht sogar, daß durch ein Paar Worte in Lothario's Munde einer falschen Beurtheilung des Umstandes begegnet würde, „daß ein Roman, der sogar nichts Sansculottisches hat, vielmehr an manchen Stellen der Aristokratie das Wort zu reden scheint, mit drey Heirathen endigt, die alle drey Mißheirathen sind."

Goethe hat übrigens diese ganze Reihenfolge von Briefen über den Meister mit innigem Dank aufgenommen. Er betrachtet sie (Nr. 181) „als Stimmen aus einer andern Welt, auf die er nur horchen kann." Im 183sten Briefe rührt Schiller mit zarter Hand an die widerwärtige Thurmmaschinerie im Meister, und nachdem er eine Zeitlang sich abgemüht, auch in sie einen tiefern philosophischen Sinn zu legen,

und „die Mächte des Thurms einen verborgen wirkenden höheren Verstand“ genannt (S. 110), gesteht er endlich (114), daß Goethe's Roman die Hülfe des Wunderbaren und Ueberraschenden füglich entbehren konnte, daß es ihm eher schaden als nutzen muß, weil das Interesse des Lesers sich konsumirt, zufällige Räthsel aufzulösen, da es auf den innern Geist koncentrirt bleiben sollte. Schließlich wünscht Schiller, nachdem er sich noch einmal über die Tendenz des Ganzen vortrefflich und erschöpfend ausgesprochen (S. 116—118), daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf den philosophischen Begriff, daß das Verhältniß der Moral zur Fabel klarer gemacht werden möchte. — Goethe erwiedert auf diesen merkwürdigen Brief, mit der Ehrlichkeit, die keine seiner kleinsten Tugenden ist (Nr. 181. S. 121): „Indem ich Ihnen auf einem besondern Blatte die einzelnen Stellen verzeichne, die ich nach Ihren Bemerkungen zu ändern und zu suppliren gedenke, so habe ich Ihnen für Ihren heutigen Brief den höchsten Dank zu sagen, indem Sie mich durch die in demselben enthaltenen Erinnerungen nöthigen, auf die eigentliche Vollendung des Ganzen aufmerksam zu seyn. Ich bitte Sie, nicht abzulassen, um, ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eigenen Gränzen hinauszutreiben. Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und meine Erscheinung stellen..... Es ist keine Frage, daß die scheinbaren von mir ausgesprochenen Resultate viel beschränkter sind als der Inhalt des Werks, und ich komme mir vor, wie einer, der, nachdem er viel und große Zahlen übereinander gestellt, endlich muthwillig selbst Additionsfehler machte, um die lezte Summe, Gott weiß aus was für einer Grille zu vernichten.“ Auf einen lezten Brief Schillers, den Meister betreffend, in welchem er diesem durchaus eine Hofmeisterin in der Metaphysik mitgeben möchte, und, daß dies nicht geschehen ist, auch wieder mit kantianischen Gründen entschuldigt (Nr. 185. S. 125 ff. 130 ff.) — schweigt Goethe lang; die Sprache konnte ihm auch nicht wohl zusagen. Endlich erwiedert er S. 180: „Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden; ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wieder erkennen werden, weiß ich nicht. Fast möchte ich das Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Verschiedenheit unserer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals befriedigen kann.“ In diesem Momente scheint Goethe'n das, was eine geistige Scheidewand zwischen ihm und seinem Freunde bildete, ziemlich bestimmt geahnt zu haben. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird uns lehren, ob zwischen Schiller's Reflexion und Goethe's Intuition der Zwiespalt laut und entschieden sich zeigte.

Wenn aber auch beyde ihrer Naturanlage und geistigen Ausbildung nach gewissermaßen kontrare Wesen waren, so blieben sie doch sichtbar in Einem Streben vereinigt: in dem Streben nach schöner idealer Kunstform. So halten sie sich, wie Goethe irgendwo in diesen Briefen selbst sagt, während jeder die eine Hand nach der entgegengesetzten Region ausstreckt, doch recht innig und fest mit der andern. Aus dieser ästhetischen Einigkeit geht auch die große Uebereinstimmung in beyder Urtheilen über die merkwürdigsten, gleichzeitigen Erscheinungen der Literatur hervor, aus ihr erklärt sich der Widerwille beyder gegen Alles, was sich in die schöne Form nicht fügen will. So wird von beyden Jean Paul, der „Tragelaph“ (Bocksbirsch) etwas über Achsel angesehen. Goethe hat Schillern den Anfang des Hesperus geschickt; Schiller nennt ihn „einen prächtigen Patron... der gar nicht ohne Imagination und Laune ist, und manchmal einen recht tollen Einfall hat, so daß er eine lustige Lektüre für die langen Nächte ist“ (Nr. 71). Goethe erwiedert (Nr. 77): „Es ist mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich Schade für den Menschen, er scheint sehr isolirt zu leben, und kann deßwegen bey manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zu Reinigung seines Geschmackes kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit welcher er umgeht.“ — Eben so war beyden das Unförmliche an Herder und sein ungerechter Kampf gegen die Form in der Seele zuwider. „Der achte Band (Herders) macht einem nicht wohl,“ sagt Goethe (Nr. 165), „und es ist dem Verfasser auch nicht wohl gewesen, da er ihn schrieb. Eine gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Vorsicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignoriren, ein kärgliches Vertheilen von Lob und Tadel, macht besonders das, was er von deutscher Literatur sagt, äußerst mager.“ Schiller erwiedert (Nr. 168): „Herders Buch machte mir ziemlich dieselbe Empfindung, wie Ihnen, nur daß ich auch hier, wie gewöhnlich bey seinen Schriften, immer mehr, was ich zu besitzen glaubte, verlüre, als ich an neuen Realitäten dabey gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer aufs Verbinden ausgeht, und zusammenfaßt, was Andere trennen, immer mehr zerstörend als ordnend auf mich. Seine unversöhnliche Feindschaft gegen die Reime ist mir auch viel zu weit getrieben...... An seinen Konfessionen über die

deutsche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende.... Seine Verehrung gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige." — Aber nicht weniger Mißbilligung finden diejenigen, die sich mit der leeren Form begnügen: „über das Sylbenmaaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht!" (Goethe Nr. 247.)

Ueber Stollberg „den gräflichen Saalbader" (Goethe Nr. 124) sind auch beyde übel zu sprechen. Noch finden sich die interessantesten Urtheile über die Frau von Staël, über A. W. Schlegel, Voß, Jakobi, Woltmann u. A. in den Briefen zerstreut, wie überhaupt diese ausführliche Anzeige doch des Wichtigen Vieles ganz unberührt lassen mußte. Der Leser erhält wirklich in diesen Briefen einen reichen Schatz. Die Mißgunst kann freylich auch hier manche nichtssagende Zeilen finden und ausheben. Aber sie duldet dieselben ja doch zu Tausenden in Ciceros Briefen, und Niemand macht dem neuen Testament einen Vorwurf darüber, daß in der zweyten Epistel Pauli an Timotheum steht: den Mantel den ich zu Troas ließ bey Carpo, bringe mit, wenn du kommst, und die Bücher, sonderlich aber das Pergamen. Im Gegentheile, man liebt es, auch in das Stillleben edler und großer Geister einen Blick werfen zu dürfen.

Noch möchten wir diesen Briefen ein Schutzwort gegen diejenigen mitgeben, welche geistige oder sittliche Schwächen an dem Einen oder dem Andern der beyden Korrespondenten mit Vorliebe aufzusuchen und von denjenigen der beyden Geister, dem nun eben der Geist der Verneinung den Zoll der Anerkennung versagen will, ein schiefes Bild zu entwerfen den traurigen Kitzel verspüren sollten. Wir wählen dazu und zum Schluß unsrer Anzeige ein Wort von Goethe, das in einer polemischen Zeit, wie die unsrige ist, einen angenehmen Nachhall in wohlwollenden Gemüthern zurücklassen muß Nr. 165: „Es kann an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen partevischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur."

Religiöse Literatur.

Theobald oder Was sollen die protestantischen Katholiken in Deutschland jezt thun? Eine kirchlich-politische Frage, beantwortet von Professor Krug, zum zweytenmale beantwortet von Friedrich Alberti, Diakon zu Markt Hohenlauben. Greiz, 1828. Druck und Verlag von C. H. Henning.

Krug hatte in der Schrift, auf welche sich das vorliegende Buch bezieht, die aufgeklärten, denkenden deutschen Katholiken „protestantische Katholiken" genannt und ihnen gerathen, sie sollen, da eine Losreißung vom Papste zum Behufe einer besonderen deutsch-katholischen Kirche keinen Frieden und keine Sicherheit vor der Hierarchie bewirken könne, und da sie, so lange sie im äußeren Verbande der katholischen Kirche mit geläuterten Ueberzeugungen leben, Heuchler seyen, — sie sollen öffentlich bekennen, was sie heimlich schon gethan, durch Austritt aus der katholischen, und Uebertritt zur protestantischen Kirche. Mit Scharfsinn weist ihm aber sein Gegner nach, daß er in einem Netze von Widersprüchen und falschen Voraussetzungen sich selbst gefangen habe, und sucht zu erörtern, daß in jeder Kirche die Wahrheit ganz und vollständig enthalten und beyde Kirchen nur Durchgangsörter, Anstrebungsmittel zur Einen, wahren, ewigen Kirche seyen, daß jede in sich den Trieb der Perfektibilität trage, daß jeder Christ, als Mitglied einer besondern Kirche geboren und erzogen, mit den eigenthümlichen Ansichten und Richtungen dieser Kirche verwachsen sey, so daß er durch Heraustreten aus derselben sein eigenstes, wahrstes Leben aufgebe; daß, weil man in jeder von beyden zur vollen christlichen Wahrheit gelangen könne, eben darum ein Religionswechsel unnöthig sey, wenn er auch nicht aus dem obigen Grunde verderblich und verwerflich wäre. Es ist bald errathen, welche Philosophie den Verfasser zu solchen Behauptungen, von welchen er im Buche selbst den Vorwurf des Indifferentismus in Sachen der Konfessionen und Kirchen mit vergeblicher Mühe abzuwehren sucht, verführt haben möchte. Das Buch gibt willkommene Zeugnisse von Geist und Gemüth.

N°. 10.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 3. Februar 1829.



Geschichte.

(Beschluß.)

4) Napoleon Bonaparte, dargestellt in einer umfassenden Geschichte seines öffentlichen und Privatlebens, seiner politischen und militärischen Laufbahn, seiner Regierung und seiner Administration, vom Staatsrath Thibaudeau. Erster, zweyter, vierter und fünfter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827, 1828.

Erst vier Bände sind von diesem weitaussehenden Werk erschienen, doch bürgen sie uns bereits für die Wichtigkeit des Ganzen. Es ist ein Werk im größten Style, würdig seines riesenhaften Gegenstandes. Der bekannte Staatsrath Thibaudeau unternimmt es, schon jezt eine zusammenhängende und kritische Geschichte Napoleons nach allen Richtungen seiner unermeßlichen Thätigkeit zu geben. Er rechtfertigt dieses kühne Unternehmen folgendermaßen: „Bis zum Jahre 1815 hat man keine gute Geschichte der 25 vor demselben verflossenen Jahre. Nur als mehr oder minder unvollkommne Versuche muß alles, was in dieser Zeit bekannt wurde, betrachtet werden. Die Geschichte der Zeitgenossen ist nicht unparteyischer in Gegenwart der Völker (in der Revolution) als in Gegenwart der Könige (unter Napoleon); außerdem waren die Materialien im Geheim aufbewahrt, und die Klugheit forderte, nicht zur Unzeit noch zu neuen Erinnerungen zu wecken. Der Nachwelt, und nur ihr allein kommt es zu, bis in die Tiefen politischer Revolutionen zu dringen, ihre Ursachen und ihre Wirkungen aufzudecken, Menschen und Dinge verständig zu beurtheilen. Die Nachwelt! Sie ist bereits für Viele gekommen, sie ist da und hat ihr erhabenes und strenges Tribunal aufgerichtet." Allerdings ist diese Nachwelt schon da, und Thibaudeau gehört ihr um so mehr an, als sein unbescholtener Ruf und seine Unparteylichkeit ihn schon früher über die Faktionen erhoben. Allein er hat den Vortheil, zugleich als Zeitgenosse und in einer nicht unbedeutenden politischen Stellung Augenzeuge dessen gewesen zu seyn, was er schildern will. Der Sturz sowohl der alten Revolutionsparten als der Napoleoniden hat mit der Furcht auch die Täuschung entfernt, die uns ihre Geschichte verhüllte. Man ist gegen die Todten nicht nur gerecht, man übersieht auch ihr Leben deutlicher und umfassender. „Interessante Nachweisungen wurden zu der Masse der bereits bekannten hinzugefügt; Aktenstücke, deren Daseyn oder Inhalt verborgen war, Reden, vertrauliche Mittheilungen, Anekdoten, verschiedene Urtheile kamen in zahlreichen Memoiren zur öffentlichen Kunde, und diese sind offenherziger und reiner von gewissen Schonungen nach dem Maaße, als sie sich von den Zeiten, die sie beschreiben, weiter entfernen. Einer der größten Prozesse, welcher jemals die Welt beschäftigte, ist zum großen Theil instruiret, periodische Schriften haben die meisten Aktenstücke gesammelt; zahlreiche Zeugen haben ihre Aussagen niedergelegt; Ankläger und Beklagte haben ihre Angaben und ihre Geständnisse vorgebracht, und die Presse hat ein unzerstörbares Protokoll geführt, das nun dem Publikum vorliegt."

Das Werk von Thibaudeau soll einen gedrängten, aber vollständigen Auszug dieses großen Protokolls enthalten. Der Verfasser will nicht Raisonnements, sondern Thatsachen geben. „Thatsachen sind die Begründung und die Seele der Geschichte. Sie kann wenig mehr, als dieselben sammeln, und das Geschäft des Geschichtschreibers besteht darin, sie mit Methode zu ordnen, sie treu wieder zu geben." Da bisher die meisten Geschichten Napoleons vorzugsweise nur seine Kriege und weit weniger seine Regierung beachtet haben, so verspricht Thibaudeau, desto mehr seine Aufmerksamkeit auf diese leztere zu richten, und hier dürfen wir uns um so mehr von ihm versprechen, als er selbst diese nicht militärische Partie am genausten kennen muß. Ueberdies folgt er streng dem Gesetz, daß die Geschichte, so viel als möglich, gleichsam sich selbst darstellen muß, indem sie sich der Worte ihrer Helden bedient. „Den mehr oder weniger treuen Bildern und Skizzen, die Napoleon zum Gegenstand hatten, und in

denen er, nach Einigen, zu sehr vom Haß verunglimpft, nach Andern, von der Bewunderung zu sehr erhoben wurde, setzen wir ein Gemälde entgegen, in welchem er sich selbst durch seine Handlungen, seine Korrespondenz, seine Proklamationen, Reden, Unterhaltungen, vertrauliche Mittheilungen und durch seine Schriften darstellt."

Dies ist der Standpunkt des würdigen Verfassers, und es ist der richtigste und natürlichste, den er wählen konnte. Was die Ausführung betrifft, so liegen uns zwar noch nicht die wichtigsten Theile des Werks vor, doch läßt sich aus dem Gegebenen ein sehr günstiger Schluß auf das noch Fehlende ziehn. Die ersten beyden Bände enthalten die Geschichte von Napoleons Jugend, von seinem ersten militärischen Auftreten und von dem italienischen Feldzug bis zu den Präliminarien von Leoben. Der dritte Band, der die verwickelte Geschichte der Stellung Napoleons zur Zeit und nach dem Frieden von Campo Formio enthalten soll, fehlt noch. Der vierte und fünfte Band umfaßt die Geschichte der Expedition nach Aegypten bis zu Napoleons Rückkehr. Wer einerseits die Unvollständigkeit oder Parteylichkeit der frühern Lebensgeschichten Napoleons, andrerseits die unermeßliche Menge zerstreuter Urkunden und Nachrichten kennt, deren Sammlung so schwierig ist, wird sogleich den Vorzug des vorliegenden Geschichtswerks einsehn. Es übertrifft jene Versuche, indem es diese zerstreuten Schätze sammelt und sichtet. Noch nirgends hat man so vollständig und doch wieder so gedrängt alles für Napoleons Geschichte Wichtige beysammen gefunden, als hier; und was die Unparteylichkeit und Wahrheit anbetrifft, so bewährt sich diese vorzüglich dadurch, daß es noch Niemand gewagt hat, dem Werke Thibaudeaus zu widersprechen, während, wie bekannt, die treulose Geschichte Napoleons von Walter Scott gleich nach ihrem Erscheinen von allen Seiten her angegriffen und widerlegt worden ist. Es ist uns in dem ganzen Werke Thibaudeaus, so weit es vorliegt, nicht ein einziger Umstand aufgefallen, den wir einer Fälschung anklagen könnten, und, worauf wir einen nicht minder großen Werth legen; es ist uns auch keine Thatsache von einiger Wichtigkeit vorgekommen, die in dem Werke übergangen wäre, oder im Widerspruch mit ihrer Bedeutung zu wenig oder zu viel Berücksichtigung erfahren hätte. Im ganzen Werk herrscht die verständigste Oekonomie, die sorgfältigste Auswahl, die vorsichtigste Kritik. Insonderheit zeichnet es sich durch eine Anspruchlosigkeit des Urtheils aus, die nur zu selten in Geschichtswerken anzutreffen ist. Niemals nämlich entscheidet der Verfasser selbst, immer läßt er nur die authentischen Thatsachen entscheiden, und wenn diese sich widersprechen und der Irrthum nicht aufzuklären ist, so citirt er beyde entgegengesetzte Ansichten und überläßt sie dem Urtheil Andrer oder einer später zu hoffenden Entscheidung durch neue Thatsachen.

Wir knüpfen hier noch die Betrachtung einiger anderer Werke an, welche den schon genannten zwar an Wichtigkeit nicht gleich kommen, doch zur Aufklärung über einzelne Theile der Geschichte sehr interessante Beyträge liefern. Die Memoiren des Herzogs von Rovigo als Beyträge zur Geschichte des Kaisers Napoleon (acht Bände, Leipzig, Bossange 1828) behelligen vorzüglich die vier lezten Regierungsjahre des Kaisers von 1810 bis 1814 und die Hundert Tage. Was er über die frühern Begebenheiten sagt, ist weniger bedeutend und kurz zusammengefaßt. Savary, nachmals Herzog von Rovigo, war noch ein ziemlich junger Mensch, als er die militärische Laufbahn betrat und zunächst an Desaix, durch diesen an Napoleon sich anschloß. Er machte unter Napoleon die Feldzüge von Aegypten, Marengo, Austerlitz, Jena, Spanien, Wagram mit, und wurde noch außerdem in den Zwischenzeiten zu manchen wichtigen Aufträgen und Sendungen benuzt, z. B. in die Vendee, nach Italien, Spanien, Rußland und bekanntlich auch bey der Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Als der Kaiser seine zweyte Heirath vollzog und Fouché das Polizeyministerium verlor, wurde dieses dem vielerprobten, beständig in Napoleons Nähe gebildeten, zu allem anstelligen Savary verliehen, der auch nicht zögerte, die schwierige Stelle anzunehmen und durch militärischen Takt ersezte, was ihm von Fouchés in der Revolution gebildeter Ränkemacherey abging. In sein Ministerium fällt der russische Krieg und während desselben die berüchtigte Verschwörung des General Mallet, welche Savary durch seine schnelle Geistesgegenwart in der Geburt erstickte. Nach der Restauration verfolgt und, wie er sagt, selbst von Meuchelmord bedroht, schloß er sich in den Hundert Tagen wieder an den unglücklichen Kaiser an, begleitete ihn auf seiner Flucht nach Rochefort, ward aber von den Engländern gehindert, ihm ferner zu folgen, und als Gefangener nach Malta gebracht. Von hier wieder entlassen, mied er die ihm in Frankreich drohende Todesstrafe, floh nach Smyrna, Oestreich, England, und kehrte endlich am Schluß des Jahres 1819 nach Frankreich zurück, wo er durch ein neues Kriegsgericht frey gesprochen wurde. — Das Interessanteste in diesen Memoiren ist die Darstellung des Polizeywesens unter Napoleon, wobey der Herzog stets zu beweisen sucht, daß es durchaus nicht so streng und furchtbar gewesen sey, als seine Feinde behauptet haben. Nur in sehr wenigen dringenden Fällen habe sich der Kaiser eine Grausamkeit erlaubt, und die Zahl der Staatsgefangenen sey unverhältnißmäßig gering gewesen. Noch wichtiger scheinen die zahlreichen Aufschlüsse, die uns der Verfasser über die geheimen Intriguen Fouchés und Talleyrands vor, während und nach dem Sturze Napoleons gibt. Er konnte in der That von diesen Umtrieben am besten unterrichtet seyn, allein man darf auch nicht vergessen, daß er mit

jenen Männern, namentlich mit Fouché in einem sehr feindseligen Verhältniß stand. Der kleine geheime Krieg zwischen Savary und Fouché, ihr Wettkampf, sich an List und wechselseitigen Täuschungen zu überbieten, nimmt einen großen Platz in den vorliegenden Memoiren ein. Anziehend, doch von weniger historischer Bedeutung sind die vielen einzelnen Beobachtungen und Schilderungen, wozu dem Verfasser theils sein naher Umgang mit dem Kaiser, theils seine Reisen und Missionen Anlaß gaben. Der Werth dieser Einzelheiten besteht aber nicht sowohl in neuen wichtigen Aufklärungen, als in kleinen Ergänzungen, Charakterzügen, Anekdoten. Sie füllen keine bedeutende Lücke der Geschichte aus, aber sie dienen zum lebendigen Ausmalen ihrer schon bekannten Helden und Begebenheiten. Ueberhaupt schreibt der Verfasser, ohne sich in tiefe historische oder politische Untersuchungen einzulassen, die Geschichte nur wie ein Reisebeschreiber, und erzählt nur, was er gesehn, wobey er selbst gewesen ist. Sein Styl ist wie seine Auffassungsweise, einfach, klar, soldatisch. Mit edler Bescheidenheit bezieht er alle seine Nachrichten nur auf Napoleon und hält, was seine eigne Person betrifft, niemals einer eitlen Auskramung werth, außer wenn ihn sein Antheil an bedeutenden Begebenheiten zwingt, von sich selbst zu reden. Darin unterscheidet er sich sehr vortheilhaft von so manchem andern Memoirenverfasser und besonders von den Verfasserinnen, die bey dem, was sie von der großen Geschichte zu sagen haben, so gern ihre kleine Privatgeschichte mit lächerlicher Umständlichkeit ausplaudern. Nur im zweyten Bande, der größtentheils den Erörterungen über die bekannte Katastrophe des Herzogs von Enghien gewidmet ist, tritt die gereizte Persönlichkeit des Verfassers auf eine auffallende Weise hervor. Er sieht sich in die Verlegenheit gesezt, hier Anklagen von sich abzuwälzen, und man bemerkt deutlich, wie viele Mühe es dem alten Helden der Gewaltstreiche kostet, jezt nach so langer Zeit einen dieser sorglos vollbrachten Gewaltstreiche sein bürgerlich und advokatenmäßig entschuldigen zu müssen. Er läugnet einen Theil der Rolle, die er bey der Hinrichtung des unglücklichen Enghien gespielt haben soll, gänzlich hinweg, und entschuldigt den andern Theil mit der Pflicht des soldatischen Gehorsams. Welcher unter den Theilnehmern, die sich jezt wechselseitig die Schuld zuschieben, wirklich der am meisten Schuldige ist, dürfte mehr für sie selbst, als für die Geschichte wichtig seyn. Wenn man die Akten, die Anklagen und Vertheidigungen unbefangen betrachtet, so ergibt sich sonnenklar, daß bey der Vollziehung jener Hinrichtung keiner der Theilhaber auch nur entfernt an die Möglichkeit einer künftigen Verantwortung derselben gedacht hat, daß sie vielmehr theils in unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle Napoleons, theils in hastigem und übertriebenem Diensteifer und nicht ohne jene brutale Schadenfreude, welche den subalternen Dienern jeder Despotenmacht im Glück eigen ist, die Exekution übereilt haben. Hier hat eine Hand die andere befleckt, aber es wird nie eine die andere rein waschen können.

Die Geschichte Napoleons von Sir Walter Scott, geprüft von Ludwig Bonaparte, aus dem Französischen. Stuttgart bey Metzler, 1829. In dieser kleinen Schrift spricht der ehemalige König von Holland, jezt Graf von S. Leu, seine Indignation gegen das auch schon von so vielen andern Seiten her angegriffene bekannte Werk Walter Scotts aus. Diese Kritik ist mit vieler Würde abgefaßt und verdient um so mehr Anerkennung, als sie von demjenigen der Brüder Napoleons herrührt, der mit dessen Tendenz am wenigsten einverstanden war, und ihm im Leben sogar feindlich gegenüberstand. Er wirft dem englischen Romanschreiber seine treulose und ungroßmüthige Darstellung des Leben Napoleons im Allgemeinen vor, und widerlegt ihn im Einzelnen, indem er ihm die gröbsten Irrthümer oder absichtliche Geschichtsverfälschungen nachweist. Es ist nicht nöthig, daß wir hier ins Nähere darüber eingehn, da es bereits allgemein bekannt ist, daß Walter Scott nicht nur die Geschichte Napoleons im Ganzen aus einem falschen Parteystandpunkt betrachtet, sondern sich auch reine Falsa, entstellte Darstellungen unzweifelhafter Thatsachen erlaubt hat. Dies ist unter andern auch in unsern Blättern ausführlich dargethan worden. Der Graf von S. Leu hat in seine Kritik gelegentlich auch einige Charakterzüge und Aeußerungen Napoleons eingestreut, unter denen uns die folgende die merkwürdigste scheint. Als nämlich davon die Rede war, ganz Italien zu einem einzigen Reiche zu machen, habe Napoleon mit einer unwillkührlichen Bewegung ausgerufen: Gott bewahre, sie würden bald die Herren der Gallier werden! Ließe sich aus diesem auffallenden und bey mehrern Gelegenheiten geäußerten Abscheu Napoleons vor der Integrität der Nationen nicht auch wenigstens ein Theil der Politik erklären, die ihn abgeneigt machte, den Polen ihre Integrität wiederzugeben? Wenigstens läßt sich nicht läugnen, daß es immer seine Maxime gewesen sey, schwache Nationen ganz zu verschlingen und starke zu theilen, und es war ja auch nur das Erwachen der Nationen, vor dem er sich zu fürchten hatte und das ihn wirklich gestürzt hat. Der Uebersetzung dieser kleinen Schrift ist das bekannte Urtheil Fichtes über Napoleon angehängt, das sich indeß durch Geist und Eigenthümlichkeit von andern Beurtheilungen Napoleons nicht so vortheilhaft unterscheidet, als Fichtes früheres Urtheil über die französische Revolution, welchem wohl wenig gleichkam, was damals die deutschen Politiker schreiben konnten oder durften.

Kürzlich ist in Frankreich ein sehr interessantes Werk über die französische Revolution erschienen, das

wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen. La mort de Louis XVI., scènes historiques de Juin 1792 à Janvier 1793. Paris, Montardier, 1828. Es ist ein Trauerspiel, in Akte und Scenen abgetheilt, aber es ist von keinem Dichter, es ist von der Geschichte selbst geschrieben. Es enthält keine Zeile, die nicht urkundlich wirklich gesprochen worden ist. Es stellt nur in einem dramatischen Zusammenhange dar, was schon längst zerstreut im Moniteur und andern Blättern der Revolution und in einer Menge von Memoiren über alle Vorfälle vor und beym Tode des unglücklichen Ludwig gedruckt worden ist. Der Gedanke dieser Dramatisirung lag nahe, und die Ausführung war leicht. Wenn man die berüchtigten Jahrgänge des Moniteur während der Revolution durchblättert, findet man in den fortlaufenden Verhandlungen der Nationalversammlung, des Jakobinerklubbs, der Cordeliers, des Gemeinderaths und zum Theil auch des Revolutionstribunals schon alles in dramatischer Form vorliegen. Diese riesenhaften Blätter, diese Hauptquellen der Revolutionsgeschichte sind schon ursprünglich, ohne daß ein Dichter sich die Mühe geben dürfte, in der Gestalt eines ungeheuern Trauerspiels aus dem Schooße jener Zeit selbst hervorgegangen. Ueberdies haben mehrere Minister, Höflinge, Hofdamen und Bediente in zahlreichen Memoiren die Scenen geschildert und wörtlich wiedergegeben, die im geheimen Rath, in dem Pallast und im Gefängniß des Königs und der Königin vorgefallen sind, und endlich bieten die scheußlichen jakobinischen Blätter eines Marat und Hebert wieder sehr lebendige Schilderungen von Volks- oder vielmehr Pöbelscenen der bey der Verurtheilung des Königs so thätigen Pariser dar. Alle diese Nachrichten sind von den Herausgebern des angezeigten Werks aufs sorgfältigste gesammelt und nach der Zeitfolge geordnet worden. Ihre große Vollständigkeit macht jeden Zusatz, jede Motivirung und Erklärung unnöthig, und das Drama erscheint in allen Theilen vollendet, ohne daß wir dabey etwas vermissen, oder daß nur ein Wort darin gesagt wäre, das nicht durch geschichtliche Urkunden verbürgt ist. Der gründliche Historiker möchte vielleicht wünschen, daß auch in fortlaufenden Noten jedesmal die Quelle angegeben wäre. Dies ist nicht geschehn, indeß hat uns die sorgfältige Vergleichung mehrerer Scenen mit dem Moniteur überzeugt, daß jedes Wort geschichtlich ist, und das Werk würde vor so vielen Zeugen in Frankreich allen Kredit verlieren, wenn dem nicht so wäre. Die Herausgeber finden es nöthig, sich zu entschuldigen, daß sie auch schmutzige Pöbelblätter zu Rathe gezogen haben. Allein wir halten diese Entschuldigung für überflüssig. Bey einer Darstellung dieser Art mußte sogar verlangt werden, daß auch der Pöbel darin auftrete, da er ja in der That eine der wichtigsten Rollen in dem großen Trauerspiele übernommen hatte. Diese Gräuelscenen des Pöbels bieten einen Kontrast dar, der dem Drama nicht fehlen durfte und ihm eben so seine theatralische Vollendung gibt, als er geschichtlich begründet ist. Der große Gang der tragischen Handlung bewegt sich abwechselnd durch die höfischen, ministeriellen, parlamentarischen und demagogischen Scenen. Bald tritt der König und die Königin in den Appartements, bald treten die Minister und Rathgeber im Konseil, bald die Redner im Nationalkonvent, bald die Volksaufwiegler, Sanskulotten und Poissarden auf den Straßen und in den zerstörten Sälen der Tuillerien auf. So erst wird das Gemälde vollständig, und keine dieser Scenen ist überflüssig. Hier, wo es um Geschichte sich handelt, muß die nackte Wahrheit mehr gelten, als die feige Scheu vor dem Entsetzlichen. Da man in Frankreich, wie in Deutschland, sich an den scheußlichsten und grausamsten Erdichtungen auf der Bühne sogar zu ergötzen gewohnt ist, wie sollte man die Wahrheit nicht ertragen können.

Als Fortsetzung dieses ausgezeichneten und seltsamen Werkes folgt zunächst die Geschichte der Gironde, womit wahrscheinlich auch noch die Geschichte des Danton und Robespierre verbunden werden dürfte.

W. M.

Italienische Literatur.

Der italienische Lehrer oder theoretisch-praktischer Lehrgang des italienischen Sprachunterrichts von Valentini, Prof. der italienischen Sprache zu Berlin. II. Band. Leipzig bey Joh. Ambr. Barth. 1828.

Das beste an diesem 2ten Theile der italienischen Grammatik von Valentini möchten wohl die Auszüge aus der neuesten italienischen Literatur, wie z. B. aus den Sposi promessi von Manzoni seyn. Indessen ist hierin das billige Maaß überschritten; so hat der Verf. z. B. eine vollständige, italienische Uebersetzung des Goethe'schen Stückes, die Geschwister, mit dem deutschen Text auf der Kehrseite, und den ganzen Neffen als Onkel, zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italienische einrücken lassen. Das heißt doch, sich das Bücherschreiben leicht machen! Drey Viertheile des Buches sind mit solchen deutschen und italienischen Auszügen und Uebersetzungen angefüllt; der Rest enthält einige Kapitel über die Germanismen, die beym Uebersetzen besonders zu meiden sind, über die verschiedenen Bedeutungen häufig vorkommender italienischer Zeitwörter; und einen Anhang über den Gebrauch der italienischen Präpositionen.

Diese Grammatik möchte besser den Titel: italienisch-deutsches Lesebuch führen.

N°. 11.

Literatur-Blatt.

Freitag, 6. Februar 1829.

Philosophische Literatur.

Des doctrines exclusives en philosophie rationelle par J. D. Choisy, Ministre du St. Evangile et Professeur de Philosophie dans l'Académie de Genève. Genève 1828.

Man soll doch an nichts verzweifeln. Jahrhunderte lang konnte die Philosophie in dem spröden Genf nicht zum Gedeihen kommen, und wurde nur hier und da als ausländische Pflanze getrieben. Bonnet und Bonstetten verhandelten später Manches, es war jedoch wenig. Endlich drangen aus dem westlichen Musterland Royer-Collards und Cousins Beyspiel und Worte herüber, und ein geistreicher Mann begann in seinen philosophischen und staatsökonomischen Vorlesungen etwas tiefer einzugehen, als Condillac's Jünger bisher in Genf gethan.

Gerade das, was Cousin so schnell emporhob, das Studium der philosophischen Bemühungen des Auslands, besonders Deutschlands, zeichnet auch den Genfer Cousin aus, wiewohl er unserer Naturphilosophie in ihrer universellen Anwendung nicht das Wort redet.

In vorliegendem Werkchen ist Choisy's philosophisches Glaubensbekenntniß enthalten: sein festes Halten an eklektischer Lehre, fern von allem scharfabschneidenden Systemsinn, fern von ausschließenden Doktrinen, die er mit Recht für sehr nachtheilig und des höhern Menschen unwürdig hält.

Die Schrift zerfällt in zwey Abtheilungen. In der ersten bemüht sich der Verf. den großen Nachtheil des Sinnenthums (Sensualisme) in der Philosophie darzuthun, wo es sich dem Geistthum (Spiritualisme) seit dem Beginn der Wissenschaft scharf und feindlich entgegenstellt. Thales und Pythagoras begannen den Streit, den bald die Sophisten ergriffen und auf ihre Weise handhabten. Socrates rettete glücklicherweise den geistigen Sinn und Glauben des Volks. Die Wissenschaft selbst vermochte er nicht emporzuheben. Epicur, Zenon und Aristoteles sprachen dem Sinnenthum das Wort. Das Geistthum fand nur Einen Anhänger, den großen edeln Plato.

Den Spuren der Griechen folgten die Römer und die europäischen Nationen bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Plato und das Geistthum herrschte in den ersten christlichen Jahrhunderten, und übten daselbst einen glücklichen Einfluß. Als aber die barbarischen Völker eindrangen, hob sich Aristoteles wieder, und in den langen Jahrhunderten der scholastischen Nacht war nur von theologischer Dialektik und nicht von metaphysischem Forschen die Rede.

In gleichen Gegensätzen kommen in den spätern Jahrhunderten Bacon, Locke, Condillac u. s. w. als Sensualisten, denen Des Cartes, Leibnitz und Kant als Spiritualisten entgegen stehen.

Nun folgt die Anwendung dieser beyden Systeme auf Denken, Fühlen, Dichtung, Wissenschaft und Kunst bey den Griechen und bey den Nationen der neueren Zeit. Wir heben hier aus, was der Verf. über deutsche Philosophie sagt.

„Deutschland war zu allen Zeiten das Land des Antisensualismus, und wenn auch bisweilen eine fremde andere Lehre dahin verpflanzt wurde: so kränkelte sie bald wie ein ausländischer Baum, der nicht heimisch werden kann, und bald absterben muß: es ist ewiger Widerspruch und ewige Feindschaft gesezt zwischen dem deutschen Charakter und den engherzigen Lehren des Sinnenthums. Denn was zeichnet die Deutschen aus? eine Einbildungskraft, die um so lebendiger und glühender wirkt, als sie tief in dem Innern zusammengedrängt ist, leicht zu entflammende Begeisterung für alles Schöne und Gute, besondere Lust den Blick ins Unendliche, Unbegränzte zu schicken. Die Deutschen sind äußerlich kalt, in der That sind sie aber warm, glühend, ja oft fanatisch. Leichte, oberflächliche Abrisse genügen ihnen nicht: sie graben und graben immer tiefer, bis sie zu Abgründen kommen, und bisweilen stürzen sie sich muthig hinein. Der Deutsche spricht wenig und haßt die vielen Worte (?). Desto mehr aber gilt ihm das Gefühl. Wie jeder Reiz bey ihm tief eingeht, so auch sein Wohlwollen, seine Anhänglichkeit und Liebe. Worte genügen ihm nicht. Erst nach langen gründlichen Arbeiten glaubt er das Recht zu haben, über

eine Sache zu sprechen: ihn verführt der Schein der sogenannten Einfachheit nicht: gern findet er Schwierigkeiten und hebt sie hervor, um von ihrer Ueberwindung sprechen zu können. Das sogenannte, in Frankreich über Alles herrschende Lächerliche und das Spotten der Leute, die ihn über sein mühsames Klimmen auf die Höhen des Wissens auslachen, — dies alles kümmert ihn nicht: nichts schreckt, nichts hindert ihn. Dagegen steht er weit über den Regeln und oft sogar über der französischen Schicklichkeit, denn weder dem einen noch dem andern will er sich sklavisch unterwerfen. Seine Philosophie ist ganz original, immer tief, immer neu, ja auch immer edel und großmüthig. Sie erhebt wenigstens, wenn sie auch nicht überall dem Geist genügt. Die von sinnlichen Eindrücken abgeleiteten Theorien machen in Deutschland kein Glück, denn in diesem Land will die Philosophie die innersten und geheimsten Falten des menschlichen Geistes, den ganzen Umfang seiner innern Kräfte kennen und untersuchen. Darum wirft sie sich selbst die abstraktesten, oft ganz unerwartete Fragen auf, und schafft sich damit Zweifel und Probleme, die der Deutsche sich oder Andern zur Auflösung vorlegt. Wenn in schwierigen Dingen von einem ganz einfachen System die Rede ist, das handgreiflich und populär werden will, so mißtrauen sie ihm gleich und suchen es zu widerlegen. Ihnen nach kann der große Haufe Dinge nicht hell, klar und lichtvoll sehen, die in Geheimniß gehüllt sind, und zu denen nur tiefes Nachdenken zu dringen vermag. Wenn nun das Sinnenthum nach solcher populären Klarheit strebt, so dürfen wir es nicht in Deutschland suchen."

Nun geht der Verfasser zu der Philosophie und ihrer Behandlung in Frankreich über, die er in wenigen großen Zügen darstellt. Man kann nicht von französischer Philosophie und Literatur sprechen, ohne den Sensualismus in seinem ganzen Umfang und die gefrorenen Regeln des Klassicismus zu nennen. Condillac, Cabanis, Racine, Voltaire, das sind die Männer, auf die Frankreich noch vor kurzer Zeit als auf die einzigen Muster zeigte. Man war so durch die Schönheiten in ihren Werken verblendet, daß Jeder mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen wurde, der neben jenen Helden noch andere erkennen und anführen wollte. Erhoben sich doch bisweilen kühne Stimmen, um anders zu lehren und andere philosophische und literarische Grundsätze geltend zu machen; so fiel man gleich mit Schimpf über sie her, nannte sie Träumer, germanische Ideologen und verwies sie zum Stillschweigen. Dazu kam noch das despotische Verbot Napoleons, das alles höhere, kühnere und edlere Denken untersagte, und — sollte man es glauben? — die Franzosen billigten fast allgemein diese geistige Tyrannen. Nichts war erlaubt, als einige materielle Lehrsätze, die man einfach und evident nannte, alles übrige war als unnütze Abstraktion, als kindische Untersuchungen und als lächerliche und unnütze Bemühungen Unsinniger, Neugieriger verpönt, die in die ewig dunkle Nacht und in unendliche grundlose Abgründe dringen wollen. Wie hat sich das Alles geändert! Ueberall sieht man jezt in der französischen Philosophie und Literatur Bewegung, Fortschreiten, Eifer und Kraft, überall zeigt sich das Streben nach Gründlichkeit in Ideen, Lehren und Kenntnissen. Eine Menge neuer und geistreicher Reflexionen und großer Gedanken entstehen täglich im Reich der geistigen Freyheit. Vor Kurzem herrschte noch kraßer Sensualismus. Zwar leben noch jezt seine Stimmführer. Aber sie schweigen, denn sie sind besiegt. Jezt begreift und glaubt man doch in Frankreich, der Mensch könne noch etwas Anderes seyn, als Materie, man sieht ein, daß er denken und überlegen, und sich damit Kraft und Formen aneignen kann. Der tiefdenkende geistreiche Royer-Collard hat die ersten zertrümmernden Schläge auf das Condillac'sche Götzenbild geführt, und davon hat ganz Frankreich wiedergehallt. Cousin, der Royer-Collards ausgezeichnetster Schüler ist, hat das edle Wort seines Meisters fortgesezt, und aus seinen beredten Vorträgen sind eine Menge ernste Denker hervorgegangen, deren Zweck darauf geht, wohl das Wahre, aber nicht blos das Wasserklare und Einfache zu ergründen. Meister und Schüler haben das Feuer der Jugend und den Eifer, der aus dem schönen Beruf des Reformators hervorgeht. Ihre Lehren werden täglich allgemeiner, und laut wird jezt ausgesprochen, was vor wenigen Jahren Niemand zu äußern gewagt hätte. Eine Zeitschrift — die in Kurzem eine der ersten in Europa geworden ist — der Globe führt das Banner der neuen Lehre, und bemüht sich sie immer weiter fortzupflanzen. Besonders die Jugend in Frankreich richtet sich zum bessern Denken mächtig auf.

Nachdem der Verfasser den Einfluß der neuen Ideen auf die französische Dichtkunst, und besonders auf die dramatische gezeigt hat, fährt er geistreich fort: „Wird aber diese Veränderung dauern? ist sie nicht vielleicht eine Laune der Mode? Um diese Frage zu beantworten, muß man zuerst auf die Ursache sehen, aus der die neuen Erscheinungen hervorgegangen sind. Wer immer an den alten Vorwurf denkt, den man den Franzosen gemacht hat, daß sie leicht und oberflächlich sind, wird nicht an die Dauer der neuen Gestaltung glauben, heute ein Einfall, morgen ein anderer und übermorgen ein dritter u. s. w. Ich habe nie an diesen Leichtsinn geglaubt, den man für den Hauptcharakterzug der Franzosen hält. Höchstens kann man ihnen vorwerfen, daß sie ehemals Beweise davon gegeben haben. Anders ist es jezt. Vielleicht liegt die Ursache davon tiefer, als man gewöhnlich denkt. Ich halte die neuen Erscheinungen in der Philosophie und Literatur für Erzeugnisse der neuen Freyheit, die seit Napoleons Umsturz immer tiefere Wurzeln in Frankreich

schlägt, der Freyheit, die nicht mehr unterdrückt und ausgerottet werden kann. Alle Freyheiten sind Schwestern. So lange die politische einem Volke versagt ist, kann der Gedanke bey ihm nicht frey seyn. Wie hätte nun Frankreich unter seiner Willkühr-Regierung vor der Revolution und unter den Censuren aller Art unter dem Kaiser die Hindernisse literarischen Aufstrebens überwinden können? Das freye Schriftthum will alle Scenen, alle Leidenschaften darstellen, die der großen wie der kleinen Welt, die, welche der Fanatismus oder die Irreligiosität erzeugt. Wie konnte aber eine solche Literatur gedeihen, wo Intriken und höfische Umtriebe herrschen und wo des bloßen Gefallens wegen Alles vermieden werden muß. Die spiritualistische Philosophie begnügt sich aber nicht damit, die Oberfläche der Dinge zu betrachten, sie will auch ihr Inneres entdecken, Ursachen, Gründe, das Warum und Wozu; bey ihr soll der Grundsatz Herr seyn. Überdies fließen alle Staats- und Regierungsgrundsätze in Einen zusammen, in die Achtung von dem Recht und einer weisen Gerechtigkeit. Wie hätte sich aber eine solche Philosophie mit den Dogmen unumschränkter Gewalt vereinigen lassen? Das sogenannte Lächerliche und die kleinen Lieder (Chansons) konnten allein dem armen gedrängten Volk nicht genommen werden. La France chante et elle paye, Frankreich singt und zahlt, sagte ein berüchtigter Minister. Nur Eins übersah er. Diese kleinen Lieder waren des armen Volks einzige Vertheidigung, das einzige Mittel, sich seine Lasten zu erleichtern. Jetzt hingegen hat die Nation andere Hülfsmittel. Sie begnügt sich nicht mehr mit Singen, sie handelt. Wer möchte den gegenwärtigen Zustand Frankreichs neben den vergangenen stellen? In dreyßig Jahren unausgesetzter Bewegung sah man dort Volksanarchie, schallenden Ruhm und militärischen Despotismus mit einander wechseln. Wie könnte man dort die Stürme und blitzenden Wetter vergessen, die es von allen Seiten überzogen und tiefe Spuren da hinterlassen haben? Könnte Frankreich, wiewohl noch erschüttert von so heftigen Bewegungen und Uebergängen, in den alten Zustand zurücksinken, und sich von Neuem mit Epigrammen und kleinen Liedern bekämpfen? Nein, das ist unmöglich! noch leben in allen Gemüthern die Bilder einer furchtbaren Geschichte, noch lebt das Geschlecht, das sie gesehen, und das werdende fordert die Resultate von dem allen. Es denkt nichts als das. Edel kämpft es um seine Unabhängigkeit, und überall spricht es nur von der Lehre verständiger Freyheit, in der Politik, in Religion, und nun auch in Philosophie und Literatur. So hängen die großen Umgestaltungen in Frankreich mit einander zusammen. Könnten je die Feinde edler Freyheit dort wieder obsiegen, und könnte die Nation von neuem ein politisches Joch tragen, so würde es bald auch in Philosophie und Literatur sichtbar werden. Sensualismus und die dramatischen Einheiten würden wieder über Alles Herr. Alles dies ist aber nicht zu fürchten. Wenn der Wunsch und das Streben nach Unabhängigkeit einmal alle Klassen durchdrungen, wenn er einmal Früchte getragen und so zu sagen den Geschmack, die Gewohnheiten und Ideen umgestaltet hat, kann er nicht mehr zerstört werden. Seine Früchte sind zu süß, als daß das Volk sie so leicht lassen möchte. Es kann für Augenblicke niedergehalten werden, bald aber zeigt es sich mit doppelter Gewalt. Darum sind die in Frankreich sehr blind, welche da die Augen schließen um die gewaltigen Symptome nicht sehen zu wollen, mit denen sich dieses immer wachsende Streben und Ringen nach geistiger Freyheit verkündet. Sie schmeicheln sich, seinen immer wachsenden Einfluß und seine Fortschritte hemmen zu können: aber der Strom ist schon lange über die Stelle hinaus, wo sie ihn aufhalten wollten. Schon hat er Alles nach allen Richtungen überschwemmt und ist in alle Sphären der Gesellschaft gedrungen. Ueberall zeigt er sich, selbst in den dunkelsten, verborgensten Winkeln. Man muß ihm also nachgeben... Die aber sind noch thörichter, die den Mund voll großer Worte von Rechten und Freyheit haben, und doch Andern ihren religiösen Skepticismus, ihre literarischen Vorurtheile und Engherzigkeiten und ihre ausschließende Politik auferlegen wollten. Mit diesen Leuten müssen die Freunde der wahren Politik brechen."

Ueber die Philosophie in England sagt der Verfasser: „England bietet dem Beobachter eine auffallende Erscheinung dar. Es ist das Land des Positiven. Hier finden sich kalte und langsame Untersuchung von Thatsachen, materielle, handgreifliche Interessen, die über Alles herrschen, Klugheit und Besonnenheit in Gedanken, Lehren und Handlungen. Wenn nun die klare bestimmte Wahrheit nur in dem Sensualismus und innerhalb seiner literarischen Gränzen zu finden wäre: so hätten ihn die Engländer vor allen Andern annehmen sollen. Davon geschah aber gerade das Gegentheil. Zwar sind die berühmtesten Philosophen in den drey vereinigten Reichen sehr zahm und unkühn in ihren Systemen; demungeachtet haben sie in der Metaphysik ganz den Spiritualismus angenommen und bekämpfen in der Moral das ausschließende Nützlichkeitsprincip. Ihre größten Dichter haben ihre Lorbeern allein auf dem weiten Feld der freyen und unabhängigen Literatur gesammelt. Woher kömmt nun diese so auffallende Erscheinung? oder eigentlich was lernen wir daraus? Daß die Wahrheit nicht so gut zu finden ist, wo die Anhänger der ausschließenden Doktrinen sie suchen, daß die größten und schwierigsten Freunde der Wahrheit sie anderswo gefunden haben. Darum sehen wir in England nicht allein ein genaues Band zwischen Philosophie und Wissenschaften, sondern noch mehr: die Literatur und Philosophie, die aus der Seele kömmt und die man in

Frankreich früher Träumereyen nannte, trat in England in genaue Verbindung mit der ständigen Untersuchung des Positiven. So konnten sich da Staatswirthschaft, Philosophie der bürgerlichen Gesellschaft, Regierungstheorien und alle Wissenschaften entwickeln, die auf die Ereignisse und Erscheinungen des Tags regelnden Einfluß haben, und neben denen sich doch die Lehren hielten, die man als absurd, in unentwickelbarer Verwirrung befangen und der gemeinen Meynung, der sogenannten gesunden Vernunft zuwider erkannte, weil diese Lehren dem Menschen noch etwas mehr als Sinne und Materie geben und seiner Intelligenz das Recht und den Beruf lassen, das Unendliche zu erforschen und sich nicht an enge Gränzen zu binden. Diese Erscheinung in England spricht sehr laut. Wenn der vorsichtige Sinn der Engländer und Schotten sie auf eine gewisse Linie geführt hat: so ist zu glauben, daß darauf die Wahrheit liege und man also wohl daran thue sich auch darauf zu stellen. Die Hartley und Bentham hatten zwar in anderer Beziehung ausgezeichnete Erfolge, aber nie hat man sie in der Philosophie zu Führern nehmen wollen.

Nun schließt der Verfasser seine erste Abhandlung mit dem Grundsatz, daß es verkehrt und einseitig sey in der Philosophie ausschließende Systeme und Grundsätze anzunehmen, was er besonders durch die Naturphilosophie in Deutschland beweisen will.

Ihr ist der zweyte Abschnitt der Schrift ausschließlich gewidmet. (Der Beschluß folgt.)

Länderkunde.

Venedig (,) wie es war und wie es ist. Von Wilh. v. Lüdemann. Dresden, Hilscher. 1828.

Die Zahl der Beschreibungen einzelner Städte, welche seit Kurzem unter dem Titel: „... wie es ist" erschienen sind, ist durch die vorliegende vermehrt worden. Im Vorworte läugnet der Verf. nicht, daß eben diese Art von Arbeiten seine Vorliebe gewonnen habe, und er gesteht zugleich, daß einige ungünstige Urtheile über sein „Stambul, wie es ist," und „Neapel, wie es ist," ihn nicht hätten abhalten können, ihnen nun auch sein „Venedig, wie es war und wie es ist" folgen zu lassen. Was dasselbe anlangt, so ist, nach dem Vorworte, der Verf. selbst in Venedig gewesen, und er hat, außer seiner eigenen Beobachtung, auch manche Werke über diese Stadt benuzt, von denen er einige namhaft macht. Daß er aus Autopsie spreche, geht wenigstens aus der Lebendigkeit einzelner Schilderungen, z. B. der Ueberfahrt nach Venedig, des Markusplatzes u. s. w. hervor. Er hat übrigens, wie dies auch schon der Titel lehrt, nicht nur auf das jetzige Venedig, sondern zugleich auf dessen frühere Geschichte Rücksicht genommen, wie denn auch Venedig überhaupt ohne eine solche Rücksicht durchaus nicht, wenigstens in einzelnen Beziehungen nicht, gehörig gewürdigt werden kann. Auch hier, wie in der Reisebeschreibung von Thiersch, werden wir in das Haus einer alten, früher angesehenen Familie Venedigs eingeführt, was denn zu manchen Rückblicken in das Sonst und zu lehrreichen Vergleichungen mit dem Jezt führt. Bisweilen indeß, wie z. B. S. 12, scheint der Verf. das Sonst mit dem Jezt verwechselt zu haben. Auch andere Irrthümer meint Rec., der selbst vor einigen Jahren in Venedig gewesen, hier und dort entdeckt zu haben. So stehen auf der bekannten Rialto-Brücke nur zwey Häuser = vielmehr nur steinerne Boutiken-Reihen, oder — Ref. weiß die drey Häuserreihen S. 7. nicht zu deuten. Uebrigens ist in der Nähe des Rialto, wo S. 7. der Reisende aussteigt, wenigstens auf der einen Seite des großen Kanals ein Fußsteig, der sogar so breit ist, daß z. B. am frühen Morgen die Fischer ihre Waare daselbst zum Kauf auslegen können. Die Piazetta liegt zwischen dem Dogenpallaste und der Zecca, einem Flügel der Prokuratieen, in der früher die Bibliothek, welche jezt im Markuspallast ist, sich befand, (S. 9. vergl. S. 202, wo die Angabe richtig ist). Der Glockenthurm steht nicht in der Mitte des Markusplatzes (S. 10), sondern in der einen Ecke desselben. Die giardini publici (S. 13) hat wenigstens Rec. an Sonntagen gegen Abend sehr besucht gefunden. Uebrigens gibt es außer jenen Gärten und denen am Palazzo reale noch einige Privatgärten, z. B. in der Nähe des Arsenals, und in ihnen auch Bäume, so daß schon vor der Errichtung der giardini publici durch die Franzosen die Frau von Staël eine Unwahrheit sagte, daß es nämlich in Venedig keine Bäume gebe. Sie sind freylich immer eine Art Seltenheit. Das Wort laguna (flache Untiefe) soll, nach S. 42. 43. der Venezianer mit dem spanischen Idiom gemein haben; liegt aber die Verwandtschaft mit dem lateinischen lacuna (von lacus d. i. Sumpf) nicht näher? — Ugo Foscolo, Verf. der „Ultime lettere di Jacobo Ortis," einer Art von Werthers Leiden, ist als Grieche zu betrachten, wie Kalvos, Mustoridis, Kapodistrias u. A., nicht als Italiener (S. 46), und als Griechen betrachtet ihn auch Rhizos Neroulos in seinem „Cours de littérature grecque moderne" S. 120. — Der gerühmte Gesang der Gondoliere (S. 122) gehört wohl auch mehr einer frühern Zeit an, wie schon Goethe bemerkte, da er in den achtziger Jahren des vorigen Jahrh. in Venedig war. Die neuen Prokuratieen bilden nicht den palazzo reale (S. 222); sondern wo dieser jezt steht, war früher, wie es auch S. 202 richtig heißt, die Kirche San Geminiano, nämlich der Markuskirche gegenüber, die sogenannten Prokuratieen sind an den beyden längern Seiten des Markusplatzes. Das vorliegende Buch kann allerdings dazu beytragen, Venedig mit seiner verschwundenen Herrlichkeit und seinem frühern schändlichen Despotismus, mit seinen Kunstschätzen und seinem Leben — wenn das überhaupt Leben zu nennen ist! — kennen zu lernen; aber an St. Domingo erinnert dies „Venedig, wie es ist," nicht. An, oft störenden, Druckfehlern fehlt es ihm übrigens nicht.

N°. 12.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 10. Februar 1829.

Philosophische Literatur.

Des doctrines exclusives en philosophie rationelle par J. D. Choisy, Ministre du St. Evangile et Professeur de Philosophie dans l'Académie de Genève. Genève 1828.

(Beschluß.)

Die zweyte Abtheilung dieser interessanten Schrift enthält eine Abhandlung, die der Professor Choisy in der Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte zu Genf über die deutsche Naturphilosophie neuerdings vorgelesen hat. Da es unstreitig das gründlichste und besonnenste ist, was in diesem Umfang in der französischen Literatur über diesen Gegenstand geschrieben worden, und was in der nach Klarheit, Bestimmtheit und scharfer Begränzung strebenden Sprache gesagt werden kann: so glauben wir, daß ein Auszug daraus für Deutsche nicht ohne Interesse seyn dürfte. Der Verf. hat nicht eher über den Gegenstand gesprochen, als bis er durch jahrelanges Studium und gründliche Sprachkenntniß ganz vertraut damit zu seyn glaubte. Zu lezterem wünschen wir ihm um so mehr Glück, da bekanntlich gar manche deutsche Linguisten leben, die von der Sprache der Naturphilosophie nichts verstehen.

Ihr zu Folge weiß man etwas, wenn man eine vollständige, ganze und absolute Idee von irgend einem Gegenstand in seiner Beziehung zu sich selbst und zu andern Dingen hat, die ihn umgeben. Bloßes Beobachten kann dieses absolute Wissen, diese abstrakte Kenntniß des Naturuniversums und all' seiner Theile nicht geben, denn die Beobachtung sieht nichts als die Oberfläche der Dinge und bringt nicht in deren Grund ein. Deßhalb kann sich der Mensch nur durch Nachdenken von innen heraus (méditation interne) zu leitenden Grundsätzen der Natur erheben. Durch dieses System wurde die einzig richtige Methode für die naturwissenschaftlichen Studien von den sogenannten Naturphilosophen verlassen: eine Idee, die zuerst Schelling, der Gründer des neuen Systems, hatte, und die von seinen Schülern und Anhängern als ein höchst genialer Gedanke angesehen und gepriesen wurde. Von nun an erklärten sie laut den Vorzug ihrer Spekulationen über die auf Erfahrungen gegründete Untersuchung in den Naturwissenschaften. Zwar haben sie es nicht verschmäht, sich ihnen indirekt zu nähern und sie zu benutzen; es war aber die vornehme Art merkwürdig, wie sie darauf herabsahen. Wie man in Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts alles Intellektuelle materialisirte, so idealisirten die deutschen Naturphilosophen am Anfang des neunzehnten alle Erscheinungen der Materie. Alle Zweige der Naturwissenschaften haben sie zwar nicht erforscht, aber doch nach ihrer Art behandelt: Physik, Chemie, Zoologie, Anatomie, Medizin, Organographie, Physiologie und Taxonomie der Pflanzen, Mineralogie und Geologie. Alles wurde dem System unterworfen. Groß war der Einfluß der Häupter in der Naturphilosophie. Schelling, Steffens und Oken mit reichem, erfindendem Geiste, großer Forschungskraft und dazu mit hinreißender, begeisternder Beredsamkeit bey ihren akademischen Vorträgen begabt, bildeten eine Menge Schüler. Aber ist ihr Einfluß auch heilsam gewesen? oder haben sie vielleicht Irrthümer oder ungleichartige Elemente in die Naturwissenschaften gebracht? Dies wird unläugbar und augenscheinlich, wenn man ihre sonderbaren, oft interessanten Systeme näher betrachtet. Ehe wir aber näher darauf eingehen, müssen wir bemerken, daß sich mehrere ausgezeichnete Gelehrte Deutschlands von Anfang an gegen diese Theorien erklärt haben, und daß Andere in ihren Schriften zu den Lehren der Erfahrung zurückkehren und die Naturphilosophen Träumereyen beschuldigen. Humboldt, Kunth, Jacquin, von Buch, Tiedemann und mehrere Andere, die zum Ruhm der deutschen Literatur beytragen, haben die Naturphilosophie mächtig bestritten. Auch Nees von Esenbeck, einer ihrer ausgezeichnetesten Anhänger, scheint sie jezt verlassen und zur Beobachtung zurückkehren zu wollen. Ich bin daher weit entfernt, das Schriftthum des Landes tadeln zu wollen, wo die Naturphilosophie entstand. Ich verkenne auch nicht, daß manche ihrer Anhänger durch wichtige Entdeckungen den Wissenschaften bedeutende Dienste geleistet haben. Nur ihre Methode, ihre allgemeinen Grundsätze

will ich zu prüfen suchen, und Nachricht geben über den philosophischen Streit, der noch heut zu Tage in Deutschland geführt wird. Es würde mich sehr schmerzen und man würde mich ganz mißverstehen, wenn einer der achtungswerthen Gelehrten, die ich nenne, sich durch meine Beobachtungen beleidigt glaubte. Zuerst von den allgemeinen Grundsätzen der Naturphilosophie und dann von der Anwendung ihrer Grundsätze auf die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft.

Erstes und Hauptprincip ist, daß das philosophische Wissen ganz von dem Erfahrungswissen getrennt werden müsse. Nach Nees von Esenbeck werden die Dinge auf zwey Wegen erkannt, durch spekulatives und durch Erfahrungs-Wissen. Einer geht von der bloßen Idee der Natur aus, führt zu der wirklichen Kenntniß derselben: der andere hat die materielle Beobachtung zum Grunde. Hieraus entsteht das Hauptdogma der Naturphilosophen: die Einheit. Demnach ergreifen sie irgend einen Fundamentalpunkt der Natur, von dem sie glauben, daß er Leben und Bewegung aller Dinge bestimme. Aus den Wahrheiten der Erfahrung nehmen sie nur die, welche zu dem von ihnen aufgestellten System taugen. So führen sie ein Gebäude auf, dessen Theile nach ihrer Meynung gut unter einander verbunden sind, dessen Grundlagen aber keine Festigkeit haben. Ihnen nach kann die Einheit — diese unbestimmte und mystische Idee, die sich nur in Gott findet — vom Menschen noch anders ergründet werden, als durch Vergleichung alles Geschaffenen und durch Bewunderung der unendlichen Harmonie, die vom Schöpfer hineingelegt ist. Unerwiesene, ja selbst durch die Erfahrung widerlegte Behauptungen halten sie darum schon für unwidersprechlich wahr, weil sie ein Einheitsprincip für alle Theile der materiellen Welt — gäben. Indessen sind doch die Mittel, wodurch die Naturphilosophen zur Einheit streben, und ihre zu diesem Zweck erfundenen Systeme sehr verschieden. Sie lassen sich jedoch auf drey Hauptpunkte zurückführen: Es bestehen allgemeine Gesetze, die nach ihrer Meynung das ganze Weltall regieren: Alles Geschaffene ging von einer gewissen Zahl immer gleicher Elemente aus, die nur in ihrer Mischung und Zusammenstellung verschieden sind; im Ganzen und in allen Theilen der Schöpfung wiederholen sich dieselben Grundsätze und Erscheinungen; so erfährt z. B. die Pflanze dasselbe, was auf und in der Erde vorgeht, und umgekehrt.

Das wichtigste Naturgesetz ist das Gesetz der Polarität. Alle Einheit in der Natur entsteht aus ursprünglichem Gegensatz, aus uranfänglicher Duplicität, und diese findet sich in allen Dingen. Die Naturphilosophie hat das Wort Pol angenommen, um die beyden Elemente zu bezeichnen, die jene Duplicität hervorbringen. Polarität heißt ihr gegenseitiges Streben. So findet sich denn überall das Positive und das Negative, das Wirkliche und das Ideale, das Helle und Dunkle, Ursache und Wirkung, und diese Polarität erzeugt nach Oken alle einfachen Naturkräfte; ohne sie würde Nichts seyn, würde die Welt nicht bestehen. Aus der Polarität entsteht die Bewegung; sie ist keineswegs Folge eines äußern Anstoßes, sondern der Duplicität und des polaren Strebens. Nach Nees von Esenbeck kann das Weltsystem ohne Polarität nicht verstanden werden. Durchaus nöthig sind dabey Axe und Aequator, die sich in der Rotationsbewegung begegnen; es müssen selbst zwey Arten von Polarität unterschieden werden, nämlich: — nach der großen und kleinen Axe, — die Länge und die Breite; jede hat ihren objektiven und subjektiven Pol. Der Punkt, wo sich beyde Axen begegnen, stellt den Tod vor, und Alles hingegen, was an den Polen wohnt, hat volles Leben. Der Lebenstypus, der unter dem Einfluß der fixen Pole steht, heißt Jahr, der Lebenstypus unter den wechselnden Polen hingegen: Tag und Nacht. Da die vier Pole vier Lebenselemente enthalten: so geben sie den vier lebenden Hauptklassen Entstehung: den Pflanzen, Schwämmen, Thieren und dem Menschen. Wilbrand hat ein eigenes Werk über das Polaritätsgesetz geschrieben. Darin findet sich einer der Lichtblitze, die von Zeit zu Zeit von den Naturphilosophen ausgehen, nämlich, daß alle Körper dem Magnetismus unterworfen sind. Dergleichen lichtvolle Ideen erkennen die Naturlehrer aber nur dann an, wenn sie die Erfahrung bestätigt. Die organische und die unorganische Natur sind in ewigem Gegensatz wie Leben und Tod.

Bey Schelling und Steffens spielten Magnetismus und Elektricität die wichtigsten Rollen. Kühner und abweichender in seiner Theorie ist Oken. Bey ihm herrscht der Aether, die Schwere und die Materie vor.

Die Zahlenverhältnisse hätten die Naturphilosophen fast in Krieg und Kampf versezt. Einige Gelehrte, besonders Wagner und Goldbeck, wollten sie nicht nur in der Naturgeschichte finden; ihnen nach sollte alles Wissen darauf beruhen, und so das alte pythagorische Idiom erneuert werden, wonach die Zahl aller Dinge Grundlage ist. Laut haben sie in ihren Werken und in den periodischen Zeitschriften ausgesprochen, daß bis auf sie alle Denker und Beobachter in der Irre herumgeschweift wären, daß alles sogenannte europäische Wissen durchaus Nichts, gar Nichts sey, daß die Naturphilosophen selbst nichts an dessen Stelle gesezt hätten, daß sie bloße Scholastiker wären, die nur mit Worten spielten und keine gründliche Methode hätten: nur in den Zahlen finde sich die Basis zu Allem; der Mensch denke, vergleiche und

handle nur als Mathematiker, alles in ihm beruhe auf Zahlen; diese seyen mehr werth als Sonne, Mond und Sterne. Besonders die mystische Anschauung der Null hat sie zu den wunderlichsten Behauptungen geführt. Goldbeck betitelt sein Buch: Bedeutung der 0, oder erste Flamme der Morgenröthe der Wahrheit. Die Zahl hält eine lange Rede an ihre Gegner und unterzeichnet sie: Ich, die Zahl. Bey Alle dem konnte die abgefallene Sekte der Naturphilosophen in Deutschland nicht aufkommen. Viele dieser Herren verwarfen die neue Lehre ganz als Unsinn, und erklärten sich selbst nach Jener Beschuldigung für Scholastiker, die sich zu den Gelehrten Europas rechnen wollten.

Der Einfluß des Planetensystems und der Zahlenverhältnisse ist sehr sichtlich bey den Naturphilosophen. Mehrere haben in den lebenden und organisirten Wesen die Wiederholung des elliptischen Planetenlaufs, der Axen, der Pole und des Mittelpunkts erkannt und lebhaft behauptet. Runge meint, die Ellipse des Erdenlaufs wiederhole sich in jedem Erdenkinde, die demnach alle in ihrem Leben eine Ellipse durchlaufen. Nach Kieser gibt es nur einen einzigen Organismus, der in den verschiedenen Richtungen differenzirt, und den elliptischen Cyklus seiner Bildung als Mensch, Thier oder Pflanze beschreibt und durchläuft. Allerdings ist diese Vergleichung planetarischer Erscheinungen mit dem Menschen sehr interessant; aber sie steht keineswegs mit der Geschichte dieser Wesen und ihrer Naturreiche im Einklang.

Durch drey Gesetze will also die Naturphilosophie zur Einheit kommen, die ihr Zweck und Idol ist: durch das Gesetz der Polarität, durch die Theorie der Elemente und die Theorie der numerischen oder planetarischen Verhältnisse. Sehen wir nun ihre Anwendung auf die verschiedenen Zweige der Naturkunde.

Oken verwirft die bisher angenommenen Naturkräfte, wodurch die Körper, und besonders die Himmelskörper in Bewegung gesezt werden, also auch die Newtonischen Theorien. Wurfkraft und gegenseitige Attraktion sind ihm sinnleere Worte, die todte Ideen ausdrücken. Sagt man aber dafür Polarität, originelle und gegenseitige Polarbewegung, so wird gleich alles klar und der Geist erhält dadurch genügenderes und positiveres Wissen! Dieselbe Polarität bestimmt die Zahl, die Größe und die Entfernung der Himmelskörper unter einander. Freylich gibt es einige — nämlich die Kometen — die so widerspenstig sind, daß sie sich bestimmten Gesetzen und genauer Regel nicht unterwerfen wollen. Dies ist aber natürlich, denn sie haben nicht genug bestimmte Polarität. So lange ihnen jedoch nur einige eigen ist, bewegen sie sich um die Sonne. Sie können jeden Augenblick durch die Polarisation der ätherischen Lichtmaterie entstehen; wenn sie aber auf die Stelle im Raum gelangen, wo die Polarität ganz aufhört, stehen sie still und zerstreuen sich von Neuem in den Aether. Dies ist das Schicksal der Kometen, die verschwinden und nicht wieder kommen. Es sind wahre Meteore. Die Polarität kann nur zwischen den Planeten und der Sonne stattfinden; desgleichen zwischen ihr, den Satelliten und Kometen. Sie besteht aber nicht zwischen verschiedenen Sonnen, oder zwischen einer Sonne zu einer bedeutenderen, deren Planet sie wäre. Es ist demnach abgeschmackt, anzunehmen, das ganze Universum habe ein einziges Centrum. Es besteht vielmehr aus einer Menge unabhängiger Systeme.

In der Theorie der Elemente finden sich auch die Grundsätze der Naturwissenschaft über Physik und Chemie. Die Zweige der Naturkunde, die mit den Elementen in nächster Verbindung stehen, sind daher auch am meisten behandelt worden, so z. B. die Theorie des Lichts, der Dunkelheit und der Durchsichtigkeit. Darüber ist gerade zwischen den beyden Häuptern der Naturphilosophie Schelling und Oken großer Streit. Auch der Chemie erweisen die Naturphilosophen große Ehre. Sie halten sie für sehr wichtig, und unter dem Namen Chemismus stellen sie dieselbe neben die Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus. Schelling hat eine chemische Philosophie geschrieben und Steffens benutzte seine chemischen Theorien, um mineralogische Ansichten darauf zu gründen. Kieser nennt den Magnetismus, die Elektricität und den Chemismus die Trias der Eigenschaften der unorganischen Natur, wodurch sie organisch wird und Leben erhält. Im Pflanzenreich erkennt er den magnetischen, im Thierreich den elektrischen und im Menschen den chemischen Typus.

Die drey Naturreiche hängen unmittelbar von den Grundelementen ab. Sie sind auch nichts weiter als verschiedene Kombinationen derselben. Oken hält sie für Uranfänge. Ihm nach gibt es vier Hauptgrundlagen aller natürlichen Wesen: das Feuer — eine Mischung von Wärme, Licht und Schwere, — die Luft oder verdichtetes Feuer — bestehend aus Stickstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff, — das Wasser oder verdichtete Luft — bestehend aus Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff, — und die Erde oder verdichtetes Wasser — bestehend aus Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff. Unter allen diesen ist nur die Erde der Veränderung unterworfen, nicht aber die andern Elemente, Feuer, Luft und Wasser. Aber diese Erdveränderung könne nur von den andern Elementen kommen, es können ihrer also auch nur drey seyn, nämlich folgende: wenn sich die Erde mit einem der andern Elemente verbindet, so entsteht daraus ein Doppelband, die Mineralien- oder Bi-Elementar-Körper. Treten Erde, Luft und Wasser zusammen, jedoch so, daß Feuer, Licht

und Wärme sie nur influenzieren, so entstehen die Pflanzen oder die trielementarischen erdigen Körper; vereinigen sich aber alle Vier Elemente zu Einem Körper, so ist es ein thierischer, oder ein erdiger quadri-elementarischer Körper. So entstehen die Vier Naturreiche, die Vier großen Massen, die Elemente, die Mineralien, die Pflanzen und Thiere.

Andere weichen von Oken ab, z. B. Grohmann und Fries. Bey allen spielen die Zahlenverhältnisse eine große Rolle, denn sie gründen ihre logischen Klassifikationen darauf. Leicht ist zu begreifen und De Candolle hat sich schon darüber ausgesprochen, daß der Mensch, um sich seine naturhistorischen Forschungen zu erleichtern, gern zu der gabelförmigen Sichtung schreitet und in seinen Abtheilungen die Multiplikationen von 2 und 4 aufnimmt. Bey der Masse von Wesen und Dingen, die er ordnen und sichten will, beginnt er zuerst mit zwey Gruppen; diese sind aber noch zu zahlreich und können wieder getheilt werden, bis der Beobachter zu einem Grad der Vereinfachung kommt, den er ohne Mühe überschauen und erforschen kann. Dies alles ist klar. Weniger aber läßt sich begreifen, daß Gelehrte, denen große und treffliche Hülfsmittel zu Gebot stehen und denen die Klassifikations-Versuche ihrer Landsleute und der Fremden bekannt sind, daß diese Gelehrten jenen numerischen, blos zur Hülfe und augenblicklichen Erleichterung dienenden Zahlenverhältnissen so viel Wichtigkeit beylegen und sie als nothwendig von der Natur selbst gegebene und als feste Gränzen ansehen können, worin sich diese eingeschlossen und wo man sie suchen muß, wenn man ein wahres Natursystem mit dem Typus der Einheit finden will. Wie konnte so etwas in dem gelehrten, gründlichen, geistreichen Deutschland aufkommen und feste Wurzel fassen? Vielleicht kommt es daher, daß die auf die Natur selbst gegründeten Methoden erst seit einiger Zeit dort in Aufnahme kommen. Nur wenige Botaniker haben da ihre künstlichen Systeme, nur wenige haben Linné verlassen; die neuen Methoden und ihre Grundsätze sind noch wenig bekannt. Da man indessen ihren Vorzug einsah und darnach strebte, so suchte man a priori und ohne Erfahrung dahin zu gelangen, zumal man sie zu diesem Zweck in Deutschland noch nicht zu behandeln verstand. Dieselbe Erscheinung zeigt sich an mehreren Stellen der Wissenschaft und Erfahrungs-Geschichte. Wenn der Mensch von der Lust zum Generalisiren und in Einheit bringen getrieben wird, und dabey doch noch wenig Erfahrung gemacht hat, so schreitet er wohl keck über den ganzen Erfahrungskreis weg und schafft sich Allgemeinheiten und Gesetze, die mit der Wirklichkeit und mit der Natur nicht übereinstimmen, und die deshalb in Schatten zurücktreten, so wie man mit der Beobachtung vertrauter wird und sie mehr Data liefert. Es ist aber wohl nicht so sehr zu verwundern, daß in Deutschland beym Mangel an Erfahrung excentrische Ideen aufkamen, da wir in Frankreich und England ausgezeichnete Gelehrte sahen, die zerbrechliche, schlecht begründete Theorien aufstellen, in diesen Ländern aber das Positive vorherrscht und die auf Natur gegründeten Methoden fast ausschließend zu Haus sind.

Zur Erklärung der Naturphilosophie in Deutschland hat der Verfasser Eins, aber gerade das Bezeichnendste vergessen. Die Naturphilosophie ist von allen philosophischen Systemen das am meisten poetische. In ihr liegt ein unendlicher Schatz für die freyschaffende Phantasie, die von keinem Pol zum andern, von einer Gränze der Natur zur andern fliegt. Ist es zu verwundern, daß sie in dem Lieblingsland der Dichtung so schnell aufkam und so herrschend wurde?

Geschichte.

Das Siechenhaus oder äußere Krankenhaus von Bern. Von B. L. Meßmer, Lehenskommissarius der Stadt Bern. Bern, gedruckt in der Stämpflischen Buchdruckerey. 1828. 148 S. 8. Mit acht Tabellen.

Es ist ein sehr rühmliches Unternehmen der Stadtverwaltung in Bern, daß sie urkundliche Specialgeschichten der wohlthätigen Stiftungen dieser Stadt veranstalten läßt, oder tüchtigen Männern, die solche zu schreiben geneigt sind, theils ihre Archive bereitwillig öffnet, theils die Druckkosten übernimmt und zweckmäßige Vertheilungen ihrer Arbeiten anordnet. Im Jahr 1825 erschien die Geschichte des Inselspitals in Bern, von eben dem Verfasser, welcher hier ein zweytes der Bernischen Krankenhäuser, das sogenannte Siechenhaus, geschichtlich darstellt. Neben dem nächsten historischen Zweck, der auf die befriedigendste Weise erfüllt wird, mag jedoch zuverlässig auch ein zweyter durch den ersten am sichersten erzielt werden. Bey alten Stiftungen dieser Art mögen die Besserungen, deren sie bedürfen, am ehesten wohl dadurch veranlaßt und befördert werden, wenn die Reihenfolge ihrer Schicksale aufgeführt, und gezeigt wird, wie mit veränderten Zeitverhältnissen neue Bedürfnisse zum Vorschein kamen, denen die früheren Einrichtungen nicht mehr genügten, und wenn dem gegenwärtigen Zustande der letzteren die Bedürfnisse der Gegenwart zur Seite gestellt werden. Beydes hat Hr. Meßmer treu und gewissenhaft gethan.

N°. 13.

Literatur-Blatt.

Freitag, 13. Februar 1829.

Dichtkunst.

Dichtungen von Joh. Gabr. Seidl. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Erzählungen. — Der Maurer und der Schlosser. Romantisch-komisches Singspiel. Wien, bey Gollinger. 1828. 8. 140 und 108 S.

Ref. gesteht, daß, wenn von dem Verfasser nur der dritte Theil seiner Dichtungen erschienen wäre, er sich zu einer Anzeige nicht angeregt gefühlt haben würde. Nicht als ob diese Erzählungen nicht so gut und besser wären, als eine Menge Produkte unsrer Tagesliteratur, sondern weil sie, auch ohne Lob und Tadel, ihr Publikum finden, weil sie mit tausend ähnlichen in alle Leihbibliotheken wandern und von einem nie satten Publikum verschlungen werden, ohne daß dieses über die besondern Eigenschaften ihres Wohlgeschmacks oder Ungeschmacks, den es selbst nicht einmal empfindet, sich belehrt wissen will. Darum nur über die Vorrede ein Wort. Sie fängt so an: „Den Männern und Instituten, von und in welchen meine lyrischen Erstlinge mit mehr als nachsichtiger Ermunterung beurtheilt wurden, und unter welchen ich einen Müllner, St. Schütze, Hormayr, Theod. Hell, S. M. Meyer, Kollmann u. a. und hinwieder ein Beck'sches Repertorium, einen Gesellschafter, ein Leipziger Unterhaltungsblatt, einen Hermes 2c., nebst sämmtlichen Blättern des Inlandes nennen kann, — meinen wärmsten, öffentlichen Dank abzustatten, halt' ich für eine Pflicht, der ich anderwärts genauer nachzukommen gedenke u. s. w." Gegen diese Danksagung im Supplikantentone muß Ref. Herrn Seidl in Schutz nehmen: er hat ja nicht nur ein Paar mangelhafte Novell'chen geschrieben, er ist ja schon als ein Dichter voll Herz und Phantasie aufgetreten, und ein solcher braucht, so löblich Bescheidenheit ist, keine solche Sprache zu führen. Da auch dieser Band, mitten unter den prosaischen Versuchen, 3 — 4 vortreffliche Lieder enthält, so wendet sich Ref. diesem bessern Selbst unseres Novellenschreibers zu, und spricht hier noch ein Wort über den Dichter Seidl, dem schon früher in unserem Blatte ein wohlwollender Blick zu Theil geworden ist.

Vor allen Dingen drängt es uns, von der reinen, kindlichen Gesinnung dieses Dichters mit Anerkennung zu sprechen.

In der Klopstock'schen Zeit glaubte ein Dichter auf seine Tugend pochen zu müssen; in unserer Zeit suchen viele ihre Ehre im Gegentheile: sie meinen, keine Dichter zu seyn, wenn sie es nicht mit Wohlgefallen merken lassen dürfen, daß sie ihre Jugend durchschwärmt, durchbuhlt haben, daß sie mit Gott und der Welt zerfallen und dennoch allein vortrefflich sind; nach ihrer Meynung weiß, wer nach Wahrem und Gutem fragt, nichts vom Schönen; und wer das Schöne hat, der kann das Wahre und Gute entbehren.

Für eine so widernatürliche Erscheinung kann uns nichts gründlicher trösten, als wenn von Zeit zu Zeit auch wieder junge Dichter aufstehen, die bey überwiegendem und mit seinem ersten Auftreten Achtung einflößenden Talente gar keinen Anflug jener Liederlichkeit zeigen; die, ohne Unschuld und kindliche Frömmigkeit zu affektiren, von beyden wahrhaftig beseelt sind und durch die Früchte ihres Geistes beweisen, daß ein reines Herz und eine geordnete Gesinnung dem Fluge der Phantasie und dem Reichthum und der Tiefe poetischer Gefühle keinen Eintrag thun.

Einen solchen Trost finden wir in reichem Maaße in den lyrischen Gedichten des Verfassers, die aus einer ächtpoetischen Persönlichkeit hervorgegangen, von ungetrübter Lebenslust eingegeben, vom Odem einer keuschen Jugend durchweht, einen Schatz von Gefühlen und Bildern vor uns aufthun, die eben so neu als natürlich sind; denen man es gewissermaaßen ansieht, daß der Ort, wo sie erwachsen sind, noch von wenig Dichtern durchwandelt worden ist. So macht es denn auch einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Leser, wenn er den Garten dieser Gedichte mustert, wenn er sieht, wie dem Sänger in allen Straßen seines alten Wiens, hinter allen Fenstern, auf allen Dächern, poetische Blumen wachsen; wie Tag

und Nacht, Schatten und Licht, Tod und Leben, Ernst und Lieblichkeit der Natur durchaus wie neue Entdeckungen von seinem Gemüthe behandelt sind; wie das Gefühl, unter der Hut eines liebenden Vaters im Himmel zu stehen, gute Eltern zu besitzen (zu besitzen, auch wenn man sie verloren hat); wie die Wonne, einen Freund nach dem andern zu erwerben; wie das Glück, eine Geliebte verklären zu dürfen, die dem Herzen gerade dann am nächsten ist, wenn sie ferne ist: — wie das Alles so frisch, so dankbar empfunden und als ein neuer Fund der Welt verkündet wird. Auch die Sprache erscheint, je unbekümmerter um Modeausdrücke und Modewendungen, desto frischer, unmittelbarer und oft in ihrer alten Ehrlichkeit neu. Dabey sind seine Lieder mit der Anspruchlosigkeit eines Gemüthes empfunden, dem es Bedürfniß ist, zu empfinden, und von einer Phantasie belebt, deren Farben sich im Sonnenglanze der Poesie spiegeln, eben, um sich zu sonnen, nicht um durch ihren Schimmer fremde Augen auf sich zu ziehen. In allen jenen Gedichten ist kein einziges, in dem prunkende Gefühle oder dichtausgetragne Bilder zu schreyen schienen: „sehet doch her, ich bin wahrlich eines Dichters Kind!“ Nein, dadurch besonders bewährt sich die edle Unschuld dieses Sängers, daß ihm Dichterehre vor der Welt ganz gleichgültig erscheint. Um so mehr verdient er, daß sie ihm zuerkannt werde. Wir wollen damit nicht sagen, daß sich nicht viele, jugendliche Mängel an jenen Gedichten finden, daß nicht manche füglich als unbedeutend hätten wegbleiben können, daß die Romanzen nicht zu wenig episches Element haben, daß die Sprache durchweg nicht strenger und gewählter, und von einer gewissen, fatalen, modernen Vertraulichkeit freyer seyn dürfte; kurz, dem Dichter fehlt noch die Schule. Aber wir sind gewiß, daß, wo die Poesie so sehr den Grund bildet, jene nicht ausbleiben wird, und daß die Mängel von der Oberfläche gar bald verschwinden werden, wo das Innerste so ganz von ächter Masse ist.

Wir sind unsern Lesern einen Vorschmack der Poesie schuldig, für welche wir uns so warm ausgesprochen haben, damit sie unser Urtheil wieder zu beurtheilen im Stande sind, und erlauben uns daher auf die frühern zwey Theile der hier angezeigten Dichtungen zurückzukommen. Zuerst nennen wir die Romanzen u. s. w., die am reichsten an erhabenen Naturbildern sind, während sich die Phantasie des Dichters in den Liedern, nach seinem eignen wiederholten Ausspruche mehr im Lieblichen gefällt. Wir wählen die Schweizersage vom Mönch (dem Gletscher). Er war, so erzählt unser Dichter, ein Bösewicht, der nie gebetet, dafür ward er in einen Felsen (I. S. 25) verwandelt:

„Nun starrt ein Warnungsbild für die Welt
Sein steinernes Haupt zum Himmelgezelt.“

Und wer vorüberging, betete. Aber ein ungläubiges Geschlecht kam.

„Es sah das steinerne Männlein stehn,
Und spottete sein im Vorübergehn!
Da ließ es geschehen der liebe Gott,
Daß all' die Spötter wurden zu Spott!
Denn eines Tags der Fels zur Stell
Wuchs auf zum gewaltigen Berggeröll,
Die Füße schwollen zur Pfeilerwand,
Zum Steinbruch wurde die Falt' im Gewand,
Die arge Brust ward breit und weit,
Stark um zu fangen die Ewigkeit,
Die Arme wurden zu Klippen gereckt,
Und weit in die Wolken hinausgestreckt,
Und auf seinem Haupt das Käppchen von Moos
Sproßt' auf zum Bergwald finster und groß.“

Das Wunder wirkte; alles betete. Aber ein noch ungläubiger Geschlecht kam, das spottete des Riesen.

„Da ließ es geschehen der liebe Gott,
Daß all' die Spötter wurden zu Spott:
Denn eines Tages das Berggeröll,
Wuchs auf zum unendlichen Gletscher schnell;
Ein weißer Mantel, gewoben aus Schnee,
Sank faltig hernieder vom Haupte zur Zeh.
Der Wald glitt nieder im jähen Fall,
Und preßt' ihm den Leib als smaragdene Schnall',
Sein Haupt anbetend zum Himmel gewandt
Verlor sich im blauen Wolkenland,
Und aus den Augen glänzend und fromm
Schoß nieder als Thränen ein ewiger Strom.
Kein Wanderer wandelt vorüber nunmehr,
Der nicht im Geist erschüttert wär',
Es heben die Blicke sich schwindelnd empor,
Aus den Augen stürzen ihm Thränen hervor,
Die Hände streckt er bewußtlos aus,
Andächtig ins weite Schweizerhaus,
Und sinkt auf die Knie und schlägt auf die Brust,
Und möchte vergehen vor schmerzlicher Lust.“

Eben so ausgezeichnet, jede in ihrem Tone, sind die Romanzen Hans Euler (S. 3), der Geist der Alpenwasser (S. 28), der arme Maler (S. 77), der rechte Quell (S. 88), des Sängers Worte (S. 91). In den leztern spricht der liebenswürdige Dichter ganz die reine Tendenz seiner Mühe aus, wo er den Sänger in einer herrlichen Einsamkeit jubeln läßt: „Gewiß daß Niemand lauscht, Gewiß daß sein Lied für ihn nur rauscht!“

Wenden wir uns zu den Liedern des Dichters, so wissen wir fürwahr nicht, welches wir zuerst belauschen und den Lesern mittheilen wollen. Wir nehmen aus dem nächsten, dem ersten (I. 111) einige Strophen. Der Dichter sagt, daß, wenn er sich ein Wappen wünschte, dieses aus drey L bestehen müßte:

„Erstes „L“, du hießest Leben,
Leben, heil'ger Adelsbrief,
Aus der Wiege mitgegeben,
Als die erste Luft mir rief.

Ausgespannt die Sonnenarme,
Aufgethan dein Segensherz,
Daß ich ganz an dir erwarme,
Dich umrankt in Freud' und Schmerz!

Sieh der Erde weite Länder,
Sieh der Himmel endlos Zelt,
Und so weit das Meer die Bänder
Seiner Flut hinausgeschwellt:
Unersättlich, unabwendig
Freun sich alle Wesen dein:
Was nur ist, es ist lebendig
Laß auch mich lebendig seyn!

Zweytes „L" — du wärst die Liebe,
Liebe, dieses Lebens Licht!
Welch ein armer Adel bliebe,
Führt' ich dich im Wappen nicht!
Die das Kind du machst zum Manne,
Mach' einst nur den Mann zum Kind:
Dir erscheint als Halm die Tanne,
Und der Sturm als Säuselwind!"

. . . .

Drittes „L" — was sollst du sagen?
Ja, du deutest mir das Lied:
Diesen Freund in heitern Tagen,
Diesen Freund, wenn Alles flieht.
Wie ein Tritt durch Klostergänge,
Dumpft ein klanglos Leben hin:
Erst im Zauberkreis der Klänge,
Fühlt und läutert sich der Sinn.

. . . .

Die Gedichte: das Ländchen der Liebe (I. 135), das Gelübde (138), auch ein Gebet (147), Leben (165), an Karlsbad, meines Vaters Vaterstadt (168), einer jungen Dichterin (S. 183. wunderschön und innig wahr!) und sehr viele der Lieder der Nacht, in welchen Mond und Sterne gleichsam unabgenutzt glänzen, müssen ein Echo der Zuneigung in der Seele des Lesers erwarten. Zum Schlusse noch einige Strophen aus dem Liede Verheimlichung. Die Geliebte liegt im Sarge vor ihm, im dunkelklaren Zimmer, ein Lächeln auf den Lippen.

Ein Lächeln, wie's ein Feyertag
Auf eine Rose weht.
Da sprang ich auf, ich flog zu ihr.
Hätt' mögen darauf baun,
Sie wolle noch was frohes mir
Zu guter Letzt vertraun.

Etwas vertraun von jener Welt,
Von jenem Kanaan,
In das sie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick gethan.
O sage, rief ich, sage mir,
Sag' mir, wie ist es dort?
Denn ging es drüben übel dir,
Ich ließe dich nicht fort!

Sie aber sprach nicht Nein — nicht Ja,
Sie, die mir nichts verschwieg:
Still, wie ein Engel lag sie da
Nach einem großen Sieg.
Es ist wohl drüben schön und rein,
Zum Ueberraschen schön:
Drum wollte sie nicht vorlaut seyn,
Bis ich es würde seh'n!

Und so mögen es uns die großentheils eleganten, der neuesten Schreibemode huldigenden, prosaischen Dichtungen des Verfassers im dritten Theile zu Gute halten, wenn wir sie eigentlich nur zum Vorwande genommen haben, um bey dieser Gelegenheit über die schlichten, wahren Dichtungen der zwey ersten Theile ein warmes Wort sagen zu können.

Aber willkommen heißen wir zwey kleine Schriften des Dichters, die uns so eben in die Hände kommen:

Schillers Manen. Bilder aus dem Dichterleben, von Johann Gabriel Seidl. Wien. Wallishausser. 1826. 16. 30 S.

Flinserln. Oestreichische Gschdanzln, Gsangl'n und G'schicht'ln, von J. G. Seidl. Erstes Heft. Wien. Sollinger. 1828. 16. 96 S.

Das erste dieser Schriftchen scheint wenig im Publikum bekannt zu seyn und doch verdiente es schon als ein Beytrag zu Schillers Denkmal, noch mehr als der Beytrag eines ächten Dichters, die größte Verbreitung. In den fünf Liedern ist der glückliche Gedanke ausgeführt, den Dichter (nicht blos den, dem die Schrift gewidmet ist) durch alle Lebensstufen zu begleiten und ihn als Kind, Knaben, Jüngling, Mann und Greis wieder mit einem Dichterauge zu beobachten. Statt allen Lobes höre man den Anfang des dritten Liedes:

Du, Dichterjüngling, kecker Adler,
So stolz und doch so demuthsvoll,
Du, der verschmäht den kühnsten Tadler,
Und buhlt um des Geringsten Zoll.
Dich darf ich nicht in Andern schildern,
Denn ich bin du und du bist ich:
Gewiß nur malend nach den Bildern
Des eignen Innern treff' ich dich.

Die östreichischen Flinserln (Flitterchen) reihen sich an die durch Hebels Vorbild erzeugte Dialektolieder an, und gehören unter die bessern dieser Art, was schon daraus erhellt, daß sie selbst die Probe des Uebersetzens ins Hochdeutsche aushalten. Auch hier ein Pröbchen statt alles Urtheils:

Ja d' Madelsprach lernt si	Ja die Mädelssprach' lernt sich
Bey meina Seel schwer.	Bey meiner Seel' schwer:
Denn sagns: „Geb ma dani"	Denn sagen sie: „Geb mir!"
So haßts! „Kum nüar her!"	So heißt's: „Komm nur her!"

Für den Sprachforscher ist aus diesem getreuen Bilde des östreichischen Volksdialekts gewiß viel hier zu lernen.

Alterthumswissenschaft.

Archäologie und Kunst. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums im Auslande u. Inlande, in freyen Heften herausgegeben von C. A. Böttiger. Mit 4 Bildtafeln. Breslau, im Verlage bey Josef Max und Komp. 1828.

Der für Archäologie und Kunst unermüdlich thätige Herausgeber dieser neuen Zeitschrift bietet uns in derselben eine von vielen gewünschte Fortsetzung seiner von 1820 bis 1825 für dasselbe Interesse erschienenen „Amalthea" an. Die Archäologie der Kunst gewinnt in unseren Tagen, wie alle Kunst, immer mehrere Liebhaber, so daß wir nicht zweifeln können, das deutsche Publikum werde die erneuerten Bemühungen des Herren Hofrath mit vollem Danke anerkennen, obgleich derselbe es in einer Anwandlung ihm sonst fremder Bitterkeit, mit Beziehung auf dessen literarische Unersättlichkeit, jenem Roßkäfer vergleicht, von welchem es bey Aristophanes im Frieden V. 22 heißt:

„Ja, kein Geschäft wohl fand ein Mensch mühseliger,
Als wenn man dem Käfer knetet und reichet den Fraß. —
Denn seht nur her, seht, dieses Ding voll Uebermuth
Will etel thun und nicht zu fressen würdigt es,
Wenn nicht man vorsezt, was man gerührt den ganzen Tag,
Wie man den Weibern ausgeknetete Nudeln gibt."

Abgesehn hiervon, muß man gestehen, daß Böttiger gerade seiner Humanität und Toleranz wegen vorzüglich zur Herausgabe einer archäologischen Zeitschrift berufen ist. Obgleich er in Kunst und Archäologie seine wohlerworbenen, eigenthümlichen Ansichten hat und zu behaupten weiß, so besizt er doch auch die Tugend, fremde Ansichten und deren Entwickelung in ihrer Art anzuerkennen, wohl wissend, daß viele Wege ins Heiligthum der Kunst und Wissenschaft führen, und daß auf dieses das Meiste ankommt. So kann es ihm, wie früher schon, auch jezt wieder besser, als jedem andern, gelingen, eine große Zahl verschiedener Gelehrten zu einem Zwecke zu vereinigen, und seinen Mittheilungen eine Mannichfaltigkeit zu geben, die sich nicht allein auf die Gegenstände beschränkt, sondern auch auf die Ansichten und deren Darstellung ausdehnt. Das vorliegende erste Heft ist ganz geeignet, den Wunsch zu beleben, daß die Zeitschrift dauerndes Bestehen gewinnen möge. Es kündigt sich darin ein sehr wohlerwogner Plan an. Gleich der Vorbericht muß äußerst zweckmäßig genannt werden, indem er einen räsonnirten Ueberblick der im ganzen Hefte enthaltenen Aufsäze gibt, worin zugleich Ziel, Bedeutung und Resultat eines jeden treffend bezeichnet ist. Sodann zerfallen die verschiedenen Mittheilungen in umfassendere Abhandlungen, in ausführlichere Korrespondenzen und antiquarische Miscellen. — Der erste Aufsaz ist für die zahlreichen Gemmenfreunde von Wichtigkeit; es wird in demselben vom Herrn Staatsrath von Köhler in Petersburg unter der Aufschrift „Dioskorides und Solon" über das geringe Alter der Gemmen gehandelt, welche mit dem Namen der Künstler bezeichnet sind. Der zweyte Aufsaz handelt von dem Drudenfuß oder dem Pentalpha, und hier wird das Alterthum des Glaubens an die Kraft dieses Zauberzeichens von Hrn. Prof. Lange nachgewiesen, wie derselbe sich bey so vielen Völkern finde und selbst in der neuesten Zeit nicht aus dem Gedächtniß entschwunden sey. Was es hiemit für eine Bewandtniß habe, ahnet jeder, der sich der Stelle aus dem Faust erinnert:

Gesteh' ichs nur! daß ich hinaus spaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle.

Worauf Faust dem Mephistopheles, der dieses gesprochen, zuruft: das Pentagramma macht dir Pein! Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein? — Der dritte Aufsaz gibt Aufklärungen über die Topographie des alten Roms, indem darin von Hrn. Pr. K. O. Müller 27 heilige Pläze, nach Anleitung Varro's, näher bestimmt werden. Ferner wird in einem vierten Aufsaz Auskunft über die ersten Hefte der antiken Bildwerke von Hrn. Prof. Gerhard gegeben. In einem fünften sezt Prof. F. Passov den auf alten Kunstdenkmalen vielfach angedeuteten Mythos von „Herakles dem Dreyfußräuber" auseinander. Korrespondenzen sind von Hofrath Heeren, von Gaetano Cattaneo, von Hofr. Rochlitz, von Prof. Seyffarth, von Dr. Dorov und von James Millinger geliefert worden. Die allgemeinere Aufmerksamkeit möchten die von Cattaneo und Rochlitz ansprechen. Jener sezt die allen Medaillenfreunden gefährliche Münzfälscherey des Hofraths Becker ins Licht. Dieser handelt von der Musik der Alten. Unter den antiquarischen Miscellen ist uns die zur Archäologie der Infibulation aufgefallen. Es wird aus Aristophanes nachgewiesen, daß die Erfindung derselben keineswegs dem Hrn. Weinhold angehöre, sondern schon den Griechen bekannt gewesen sey.

W. B. M.

N°. 14.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 17. Februar 1829.

Physik.

Unter den beachtenswerthen neuen Erscheinungen in der deutschen physikalischen Literatur hat wohl kein Werk ein so ganz eigenes Schicksal erlebt, als

Fischer's Lehrbuch der mechanischen Naturlehre,

welches in einer dritten, sehr vermehrten und verbesserten Auflage (Berlin und Leipzig, in G. C. Nauck's Buchhandlung. 1827. 2 Theile mit Charten) vor mir liegt. Dasselbe wurde nämlich schon ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen (1806) in Paris, unter unmittelbarer Aufsicht und Theilnahme eines der ausgezeichnetesten Naturforscher unserer Zeit, des berühmten Biot, in das Französische übersezt: Physique mécanique de E. G. Fischer, professeur de physique, de mathématiques et de chimie à Berlin, traduit de l'allemand, avec des notes par Biot. 1 Vol. 8. avec 8 planches. Paris, Klostermann. — In dieser Uebersezung ist es in den meisten Lyceen, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Polen, bey dem Unterrichte zum Grunde gelegt. Schon 1813 war eine sehr starke Auflage derselben vergriffen, und es wurde eine zweyte, von Biot mit Zusätzen bereicherte, Ausgabe veranstaltet. Das Ausland mußte also gewissermaßen den ersten Schritt zur vollen Anerkennung deutschen Verdienstes thun, und Frankreich, dem man nicht vorwerfen kann, sich Partheylichkeiten für die literarischen Produktionen seiner Nachbaren zu Schulden kommen zu lassen, half diesmal einem solchen Nachbarverdienste die Bahn brechen!

Der Geist dieses, mit großer Sorgfalt ausgebreiteten Lehrbuches ist der „der älteren Schulen." „Allerdings," sagt der Verf. (Vorrede VI.), „muß ich bekennen, daß ich in den neueren philosophischen und physikalischen Schulen mehr Anmaßung und weniger Gründlichkeit als in den älteren finde. Demungeachtet bin ich eben so wenig ein unbedingter Verehrer des Alten, als ein Gegner von neuen Ansichten; aber ich hasse," hätte der würdige Mann hinzufügen können, „die scientifische Arroganz, welche den Triumph neuer Hypothesen feyert, ohne sich nur die Mühe genommen zu haben, oder wohl gar ohne nur die Kräfte zu besitzen, die älteren, wohl begründeten Systeme, die sie verdrängen will, genau kennen zu lernen."

Um den Begriff der mechanischen Naturlehre, mit welcher sich unser Werk ausschließend beschäftiget, zu bestimmen, erwäge man, „daß (§. 5. der Einleitung) alle Veränderungen in der anorganischen Natur sich unter zwey Arten bringen lassen; sie sind entweder Veränderungen im äußeren Zustande der Körper, oder in ihrer innern materiellen Beschaffenheit. Jene untersucht die mechanische, diese die chemische Naturlehre." Der Verf. dringt nämlich mit Recht auf eine scharfe Sonderung der verschiedenen naturwissenschaftlichen Disciplinen. „Was Er (S. VI. der Vorrede) gegen die meisten ihm bekannten Lehrbücher einzuwenden hat, ist, daß selbst in den besseren Werken dieser Art (Gren, Errleben) durchaus kein scharf bestimmter Begriff desjenigen Theiles der gesammten Naturkunde, den man schlechtweg Physik nennt, zu Grunde liegt, indem man ganze Kapitel findet, welche offenbar in die Chemie, oder in die physikalische Erdbeschreibung, oder in die Astronomie gehören. Es scheint dem Verf. sogar, als ob man ziemlich allgemein einen unrichtigen Begriff von der eigentlichen Beschaffenheit einer möglichen Gränzbestimmung zwischen den einzelnen Theilen der Naturkunde habe; denn er hat nur zu oft das Urtheil der Naturkunde gelesen, daß es z. B. gar nicht möglich sey, eine scharfe Gränze zwischen Physik und Chemie zu ziehen. Ein solches Urtheil kann nur aus unrichtiger Ansicht einer wissenschaftlichen Gränzbestimmung überhaupt entstehen. Man sucht Etwas, was man nicht suchen sollte, weil es, der Natur der Sache gemäß, überhaupt nicht gefunden werden kann, nämlich eine absolute Gränze für den Vortrag, statt daß man nur eine scharfe Gränzlinie zwischen den Begriffen ziehen sollte, die sich sehr wohl angeben läßt. Daß eine solche scharfe Gränze für den Vortrag in einer empirischen Wissenschaft nicht gefunden werden könne, ist leicht einzusehen; denn in der Wirklichkeit sind oft die ungleichartigsten Dinge dergestalt innig verbunden, daß wir sie zwar in der Vorstellung

unterscheiden, aber nicht äußerlich von einander trennen können. In solchen Fällen kann von dem Vortrage nichts weiter gefordert werden, als daß der mechanische Physiker das Mechanische, der chemische das Chemische als Hauptsache, und so vollständig als möglich vortrage, von demjenigen aber, was nicht bestimmt in seine Disciplin gehört, gerade nur so viel aufnehme, als zur Deutlichkeit und Uebersicht schlechterdings erforderlich ist." Somit wäre also der Umfang des Gegenstandes dieser „mechanischen Naturlehre" im Allgemeinen genau bezeichnet.

Wenn aber hiernach der eigentliche Gegenstand der mechanischen Naturlehre der äußere Zustand der anorganischen Körper, oder, noch bestimmter, die Erscheinung der Ruhe und Bewegung ist, die wir an den Körpern wahrnehmen; so muß dabey, in besonderer Rücksicht, noch bemerkt werden, „daß es zweyerley, gar sehr verschiedene Arten von Bewegungen gibt: Bewegung nämlich der wahrnehmbaren Körper selbst, und Bewegungen gewisser Wirkungen in den Körpern, die wir zwar wahrnehmen, aber ohne von den bewegten Dingen selbst eine deutliche Vorstellung zu haben; dergleichen sind die Bewegungen der Wärme, des Lichtes, der Elektricität u. s. w. Die Erscheinungen der lezten Art schreibt man nicht ohne Wahrscheinlichkeit gewissen, nicht wahrnehmbaren Materien: Wärmestoff, Lichtstoff, elektrische Materie u. s. w. zu. Hiernach zerfällt die mechanische Naturlehre in zwey Theile: in die Lehre von den wahrnehmbaren Körpern, und in die Lehre von den nicht wahrnehmbaren Stoffen. Jener erstere Theil handelt in vier Abschnitten: von den Körpern überhaupt, von den festen-, den tropfbaren und luftförmigen Körpern; der leztere aber, bey dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft, ebenfalls in vier Abschnitten: von der Wärme, der Elektricität, der magnetischen Kraft und dem Lichte. Indeß ist es weder nöthig, noch auch zweckmäßig, die Naturlehre streng in der Ordnung dieses systematischen Entwurfes vorzutragen; vielmehr wird in dem vorliegenden Kompendium die Lehre von der Wärme, gleich nach dem Abschnitte von den festen Körpern gegeben, weil ohne Kenntniß der Gesetze, nach welcher die Wärme wirkt, die Natur der tropfbaren und ausdehnsamen Körper nur sehr mangelhaft erläutert werden kann. — Vermittelst dieser Disposition haben wir nun den Lesern eine Uebersicht des eigenthümlichen Geistes unseres Werkes, des Begriffes der darin abgehandelten „mechanischen" Naturlehre, und des Gegenstandes der lezteren, sowohl im Allgemeinen als im Besonderen, verschafft. Dagegen ist es, innerhalb der unsern Blättern gesteckten Gränzen, ganz unmöglich auf das Detail der einzelnen Abschnitte eines, in seiner Gedrängtheit so unendlich reichhaltigen Werkes einzugehen; wir begnügen uns vielmehr, Einen Gegenstand herauszuheben, und haben uns bey dieser Wahl durch das physikalische Interesse des gegenwärtigen Augenblickes leiten lassen, in welchem besonders die neueren optischen Entdeckungen, und unter diesen namentlich die sogenannten „zufälligen Farben" besprochen werden, die Hr. v. Goethe so schicklich physiologische Farben nennt. Es gibt nämlich Fälle, wo das Auge Farben sieht, ohne daß man sagen kann, daß farbiges Licht von außen in das Auge komme, demgemäß der Grund der Erscheinung allerdings im Auge selbst liegen, also physiologisch seyn muß. Jedermann kennt die schönen blauen Schatten, die sich oft Morgens, vor dem vollen Anbruche des Tageslichtes, im Zimmer zeigen. Auch kennt Jeder das Farben-Phantom, welches vor den Augen schwebt, wenn man in die Sonne, oder ein anderes sehr blendendes Licht gesehen hat, und dann die Augen schließt. Es gibt eine sehr große Menge ähnlicher Erscheinungen, von denen wir hier nur folgendes schönen, durch Hrn. v. Goethe angestellten Versuches, und zwar gerade dieses um so lieber erwähnen wollen, als er von jedem unserer Leser mit sehr geringer Mühe wiederholt werden kann. Man setze also in einem dunkeln Zimmer zwey brennende Kerzen, ungefähr in gleicher Entfernung von dem Beobachter, unter sich aber bis 1½ Fuß abstehend, auf den Tisch. Dann lege man auf denselben zwischen sich und den Kerzen einen Bogen weißes Papier, und halte ein dünnes Stäbchen senkrecht auf die Mitte des Papiers, so erhält man von demselben natürlich zwey Schattenbilder, welche aber nicht schwarz, sondern nur grau sind, indem ein jedes von dem andern Lichte beleuchtet wird. Hält man aber jezt vor die eine Lichtflamme ein etwas großes Glas, z. B. ein grünes, so daß die Farbe des ganzen Papiers dadurch einen Stich ins Grüne erhält, so erscheint der, von diesem Lichte erleuchtete Schatten ebenfalls grün, nur dunkler. Der andere Schatten aber — und dies ist das Auffallende bey dem Versuche — erscheint ganz bestimmt in der entgegengesezten *)

*) Um diesen Ausdruck zu verstehen, muß man den Begriff vom Gegensatze der Farben haben. Betrachtet man eine der sieben prismatischen Farben, oder eine Mischung aus zweyen, dreyen u. s. w., so bildet die Mischung der sämmtlichen übrigen Farben die entgegengesezte, ergänzende (komplementäre) Farbe. Nun kann man gegenwärtig als ausgemacht ansehen, daß es nur drey einfache Grundfarben: Roth, Gelb und Blau gibt, indem sich aus diesen Farben alle anderen mischen, und sich durch Zusatz von Weiß oder Schwarz auch alle Töne jeder Farbe hervorbringen lassen. Diese leztere Bemerkung dient mir, nun im vorliegenden Falle gleich zu zeigen, daß sich Roth und Grün als Komplementarfarben gegen einander verhalten, indem Gelb und Blau gemischt bekanntlich Grün geben. R.

Farbe, also im vorliegenden Falle roth. Ist dagegen die Glasscheibe roth, so ist der zweyte Schatten grün. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung bezieht man sich auf die Thatsache, daß das Licht die Empfindlichkeit des Auges abstumpft, wogegen die Dunkelheit dieselbe erhöhet; daß nicht blos weißes, sondern auch lebhaftes farbiges Licht so wirke, ist eine sehr bekannte Erfahrung. Verbindet man aber mit dieser Erfahrung die an sich sehr wahrscheinliche Hypothese, daß ein bestimmtes farbiges Licht die Sehkraft auch gerade nur für diese Farbe, nicht aber für das übrige farbige Licht, wodurch das erstere zu Weiß ergänzt wird, schwäche; so erklärt sich diese Erscheinung, gleich allen ihr verwandten, auf die ungezwungenste Weise, indem die Ermüdung des Auges, z. B. durch Roth, nothwendig den Gegensatz: Grün zur Befriedigung des Gesichtssinnes hervorruft. Mehrere ähnliche Farbenerscheinungen hat Hr. v. Goethe in seinem bekannten Werke: Zur Farbenlehre. Tübingen. 1810. 2 Bde. 8. beygebracht; die obige sinnreiche Erklärung aber verdanken wir einem Hrn. v. Grotfuß, der sie in Schweigger's bekanntem Journal niedergelegt hat.

An diese Darstellung einer neuen physikalischen Erklärung reihe ich paßlich eine gedrängte Uebersicht desjenigen Neuesten auf diesem Gebiete, von welchem unser Verfasser bey dem Schlusse seines schönen Werkes noch keine Kenntniß haben konnte.

Wir haben nämlich in Nr. 69 dieser Blätter von 1827 Anzeige von den ersten Heften der neuen Wiener „Zeitschrift für Physik und Mathematik" gemacht, und die Vortheile in das gebührende Licht gestellt, welche einem größeren Leserkreise, aus der, als stehender Artikel durch dieses Werk laufenden „Uebersicht der Fortschritte der Physik in der neuesten Zeit" erwachsen. In der That ist eine solche, geschickt die Mittelstraße zwischen gelehrter Dogmatik und popularisirender Paraphrase haltende, und also auf die rechten Gränzen eingeschränkte Uebersicht doppeltes Bedürfniß unserer Zeit, welche größere Anforderungen an die gesellschaftliche Unterhaltung macht, und von jedem der Interlocutoren ein eben so allgemeines Fortschreiten verlangt, als sie sich selbst zum Charakter erwählt hat. Deshalb betrachten wir die vor uns liegenden fünf neuesten Hefte der in Rede stehenden Zeitschrift (das erste bis vierte des dritten, und das erste des vierten Bandes), mit ihrer sachreichen Fortsetzung jener Uebersicht, als eine sehr interessante Erscheinung, und wollen hier auf das Anziehendste daraus, in der, zunächst für dasjenige größere Publikum, welches unseren Blättern seine Aufmerksamkeit schenkt, geeigneten Vortragsform, hindeuten.

Die elektro-magnetische Theorie mit ihren Hülfsmitteln, zu deren wunderbaren Geheimnissen Oersted den Schlüssel gegeben hat, ist unter Becquerel's Händen ein Mittel zur Untersuchung der Leitungsfähigkeit der Metalle für die elektrische Materie geworden, und er hat auf diesem Wege das überraschende Resultat gefunden, daß, den sonstigen Annahmen, welche dem Golde den ersten Platz unter den Leitern anweisen, zuwider, dieser Platz vielmehr dem Kupfer zusteht, und daß, wenn die Leitungsfähigkeit dieses letzteren durch 100 ausgedrückt wird, die des Goldes = 93, des Silbers = 73, des Eisens aber nur = 15 sey. Ich hebe diesen Umstand als wichtig für die Konstruktion der Blitzableiter hervor, namentlich in dem, bey Kirchthürmen fast immer eintretenden Falle, da die überwiegende Anziehung eines Kupferdaches bey Legung der Leitung, welche leztere doch, der Kosten wegen, nur aus Eisen bestehen kann, sorgfältig zu berücksichtigen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Sprachwissenschaften.

Französisch-deutsches Wörterbuch, mit besonderer Rücksicht auf den Inhalt der Wörter und die Bildung der Redensarten, über die Wörterbücher Schwan's, Mozins' und der Akademie, bearbeitet von J. A. Solomé. 2 Thle. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828. 8. 1047 S.

Der geschätzte Verfasser dieses Werkes beabsichtigte eine bestimmte und vollständige Angabe der Bedeutung und des Sinnes der französischen Wörter und eine Sammlung der gangbaren Redensarten; durch die Ordnung und Reihenfolge aber, in welcher er die Bedeutungen aufführt, wollte er die Verständlichkeit derselben erhöhen. Er glaubt mit Recht (s. Vorr.), „daß die Reihenfolge der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes mehrentheils zu einer Entwickelung erhoben werden könne, welche nachweist, wie die Sprache, von den zunächst in einem Worte zusammengefaßten Begriffen ausgehend, bald durch Hervorheben von Theilbegriffen oder einzelnen Beziehungen, bald durch Weglassen oder Aufnehmen eines Nebenbegriffes u. s. w. den Wörtern zulezt eine von der ursprünglichen ganz verschiedene Bedeutung beylegen und Redensarten bilden konnte, welche bey einer andern Verfahrungsart oft ein unauflösbares Räthsel bleiben mußten. Man sieht, Hr. S. hat sich ein schönes Ziel gesezt, und wir waren im Voraus überzeugt, daß er sich ihm so weit, als es eine erste Arbeit dieser Art gestattet, nähern werde, da er sich in seiner Lehre von der Lautbildung bereits als einen tief gehenden Sprachforscher beurkundet hat. Der Verf. konnte, um

seinen Zweck zu erreichen, zwey Wege einschlagen: indem er nämlich die Bedeutung der Wörter voranstellte, welche ihnen so zu sagen angeboren ist und dann alles das folgen ließ, was sich ihnen durch Bildung und Verbildung aufprägte; oder indem er an die allgemeine Bedeutung, welche in den Wörtern liegt oder zu der sie sich durchgearbeitet haben, die Verzweigungen, Sprossen und neuen Anschößlinge anreihte. Der Kreis, für welchen dieses Werk zunächst bestimmt war, ließ allerdings nur die leztere Verfahrungsart zu, und Ref. freut sich, erklären zu dürfen, daß Hr. S. seinen Plan mit dem lobenswerthesten Fleiß und der größten Konsequenz durchgeführt hat, wie dies denn auch in der Allg. Lit. Zeit. Nr. 251 (J. 1828) rühmlichst anerkannt worden ist. Junge Leute, welche die französische Sprache gründlich erlernen wollen, werden dieses Werk nicht nur zum Nachschlagen benützen, sondern es zum Gegenstand ihres Studiums und ihrer Lektüre machen, da ihre Denkkraft hier geübt und geleitet, das Gedächtniß bereichert und der Geist auf das mannichfaltigste erregt und gefesselt wird.

Wir wollen unsern Lesern ein Beyspiel geben, wie Hr. Solomé verfahren ist, und zwar nehmen wir das erste beste Wort, das sich uns beym Aufschlagen des Buches darbietet — Bouton. Die Akademie und ihre Nachtreter sagen, bouton bedeute 1. die kleine Knospe, welche Bäume und Pflanzen treiben und aus der Blätter und Blüthen hervorgehen. Figürlich: Pocke, Finne. 2. Eine Art kleiner Kugel von Gold, Silber u. s. w., um die verschiedenen Theile eines Kleides zusammen zuhalten (was wir kurzweg einen Knopf nennen). 3. Verschiedene andere Sachen, welche die Gestalt eines Knopfes haben. Wir wollen keine Kritik dieser Auseinandersetzung geben, da sie in die Augen springt. Ein Etymologe würde sich folgendermaßen ausdrücken:

Bouton von βομβών, alles was eine runde, geschwollene Gestalt hat, βουβών, Drüse, (verw. βοῦτις, was eine runde Form hat, Flasche, daher unser Butte), von βύω, βυττόω, aufschwellen; lat. bottontinus, eine kleine Erderhöhung, fibula sphærica, ad constringendas vestes, wie Du Cange sagt; ital. bottone, das man, wenn man will, auch von pulsare (nach Quintilian statt pulsare gebraucht) ableiten kann; engl. button; walisisch: bottwn u. s. w. = Knospe, Knopf. Jezt wollen wir Hrn. S. hören:

„Bouton, m. runde Erhabenheit“ (man sieht, Hr. Solomé führt keine indische, persische, griechische und andere Schillerwörter auf; aber er kennt den Stamm, an welchem bouton aufknospen mochte) „I. Knospe. II. Kleiderknopf, Knopf. III. Andere Gegenstände, die eine kleine (runde) Erhabenheit bilden. I. Il y a bien des boutons à cet arbre, dieser Baum hat viel Knospen. Un bouton à fleur, à fruit, eine Blüthenknospe. Un bouton à bois ou à feuille (bourgeon) Holzknospe oder Blattknospe. Un bouton de rose, Rosenknospe. II. Un bouton d'or, d'argent, d'acier, golden, silbern, stählern. Un bouton de soie, de fil, de crin, de poil de chevre“ (der Korrektor hätte überhaupt sorgfältiger seyn können; Hr. S. hat ihm hier gewiß chèvre vorgeschrieben), seiden, fäden, roßhären, ziegenhären. Des boutons à queue, mit Oehren. Une douzaine, une grosse de boutons, ein Dutzend, zwölf Dutzend Knöpfe u. s. w. — Fig. Sa robe, sa soutane ne tient qu'à un bouton, sein Gerichtsrock, sein Chorrock ist ihm sehr feil, er ist im Begriff, seine Civilbedienung oder sein geistliches Amt zu verlassen. L'entreprise n'a tenu qu'à un bouton, die Sache hing nur an einem Haare. — Sprichw. Je n'en donnerais pas un bouton, ich gäbe keinen Stecknadelknopf dafür. Mettre le bouton haut à qn. Es Jemanden schwer machen, Einem in etwas gleich zu kommen. La dépense qu'il faisait met le bouton bien haut à son successeur. Serrer le bouton à qn. Einem scharf zu Leib gehen, hart mit Drohungen zusetzen, oder auch einem den Daumen aufs Auge halten, nicht viel Freyheit lassen. III. Le bouton d'une arme à feu, pour servir de mire, das Korn, das Visierkorn an einem Feuerrohre. Le bouton d'un fleuret, der Knopf an einem Stoßrappiere. Le bouton d'une serrure, d'une verrou, der Knopf an einem Schlosse, an einem Thürriegel. Le bouton de la bride, der Zügelknopf, der kleine, lederne Ring oder Knopf, der die beyden Theile des Zügels zusammen hält und sich hin- und her schieben läßt. Mettre un cheval sous le bouton, einem Pferde den Zügel kurz machen. Un bouton, Finne, Pocke, Hitzblätterchen.“

Man sieht aus diesem Beyspiele, mit welcher Einfachheit und Konsequenz Hr. Solomé zu Werke geht. Die allgemeine Bezeichnung, welche dem Worte inne wohnt, steht voran; ihr folgt die zunächst daraus hervorgehende Bedeutung des Wortes, dann die durch Aehnlichkeit u. s. w. sich bietenden mannichfaltigen Uebergänge. Sodann beginnen die nach den Ziffern geordneten Beyspiele, der Bedeutung und dem Sinne des Wortes folgend, also der einfache Gebrauch des Ausdrucks, dann der figürliche, dann der sprichwörtliche.

Der Druck ist sehr bequem, das Papier schön und der Preis billig genug, um die Anschaffung dieses gehaltvollen Werkes auf niedern und höhern Schulen zu erleichtern.

Berichtigung.

Im vor. Bl. S. 50. Sp. 2. Zeile 14 von unten lies Muse statt Mühe.

Nº. 15.

Literatur-Blatt.

Freitag, 20. Februar 1829.

Physik.

(Beschluß.)

Die Wissenschaft erscheint nie ehrwürdiger, als wenn ihre Forschungen das wohlthätige Geschäft übernehmen, in den Kreis des bürgerlichen Lebens herabzusteigen, um da Sicherheit und Segen zu verbreiten, wo der Werth der abstrakten Spekulation weniger erkannt werden kann. In diesen Kreis gehören auch die hier ferner berührten chemischen Scheidungen mittelst der Berührungs-Elektricität. Daß man durch elektrische Mittel Körper gegen chemische Angriffe schützen kann, ist seit Davy's schönen Entdeckungen über die Sicherstellung des Kupferbeschlages der Schiffe vor dem oxydirenden Einflusse des Seewassers bekannt. Einen andern merkwürdigen, hierher einschlagenden Fall erzählt Dumas. Die bleyernen Wasserleitungsröhren in der Nähe von Paris, welche ein Wasser führen, das viel aufgelösten kohlensauern Kalk enthält, werden häufig durch Kalk verstopft, der sich immer an den Stellen absezt, wo diese Bleyröhren zusammengelöthet sind. Dasselbe findet zu Sèvres statt, wo ein Wasser von ähnlicher Beschaffenheit in bleyernen Reservoirs aufbehalten wird; die Löthstellen sind mit einem dicken Kalkabsatze bedeckt, indeß die Bleyplatten selbst Nichts davon zeigen. Man hatte bis dahin geglaubt, daß dies eine Folge der größeren Rauhigkeit dieser Löthstellen sey; allein Dumas zeigte, daß der Grund vielmehr in demjenigen galvanischen Prozesse liege, welcher durch die Wechselwirkung der beym Löthen angewendeten, verschiedenen, und an diesen Stellen in Berührung stehenden Metalle erregt werde. Damit war auch das Mittel zur Beseitigung dieses Uebels bereits gefunden, indem es sich nur darum handelte, den Kalkabsatz, durch überwiegenden Metallreiz, auf andere Orte der Leitung zu beschränken, wo das Resultat demnächst leicht entfernt werden kann. Dumas schlägt zu diesem Zwecke vor, an bequemen Stellen lothrecht Bleyröhren einzuschieben, welche mit einem Pfropfe von Eisen oder Kupfer verschlossen sind, von dem eine Stange desselben Metalles bis in das Wasser reicht; dort werde dann, aus dem angeführten Grunde, eine hinreichende Kalkentziehung und Ablagerung erfolgen, um nur die Löthstellen von einem weiteren solchen Absatze sicher zu stellen.

Ein Interesse anderer Art erregen die Bemerkungen eines neueren Reisenden über das Klima und die Eisberge von Spitzbergen, welche aus dem Philos. Journal in unsere Zeitschriften übergegangen sind. „Wir landeten,“ erzählt dieser Reisende, welcher sich Latta nennt, „zu Spitzbergen, in der Nachbarschaft der sieben Eisberge, die nördlich von dem Kanale liegen, der Faire-Foreland vom Hauptlande trennt, in einer Breite von 79°. Das Land war daselbst an den schneefreyen Stellen ganz nackt. Ich unternahm sogleich Exkursionen, und folgte eines Tages, wiewohl ein dichter Nebel das Innere des Landes deckte, dem Laufe eines Thales, welches landeinwärts führte, brauchte aber gar nicht weit zu gehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Schnee allgemein wurde. Wo der Nebel einen Augenblick zerriß, sah ich nur eine einförmige, wüste Schneefläche, ohne die mindeste Spur eines lebenden Wesens. — Ein anderes Mal richtete ich meine Schritte nach einem der vorzüglichsten Eisberge, und hatte dabey Gelegenheit zu beobachten, wie niedrig die Temperatur wird, wenn man sich dem Innern des Landes nähert, wie sehr die Schneegränze sich daselbst dem Niveau des Meeres nähert, und wie viel wärmer die Luft in den Küstengegenden ist. Die der See zugekehrte Seite des Eisberges bildet einen steilen, etwa 200 Fuß hohen Abhang, und wird von Wellen bespült; an dieser Seite ist nicht nur der Schnee, sondern selbst ein Theil des Eises geschmolzen; die Landseite hingegen ist mit ewigem Schnee bedeckt. Die Schneemasse seewärts ist nach allen Richtungen zerklüftet, und aus den gähnenden Ritzen stürzt das, vom Schmelzen entstehende Wasser in den Ocean. — Auffallend war die Erscheinung, daß, wenn der Wind von der See her blies, der Himmel an der Küste heiter, das Innerland dagegen in dichten Nebel eingehüllt war. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in Vermengung mehrerer Luftschichten von verschiedener Temperatur, nämlich der wärmeren See- und kälteren

Landluft. Sobald erstere mit den lezteren in Berührung kömmt, so ist man nicht ferner im Stande, die in ihm befindlichen Dünste aufgelöst zu erhalten, und diese scheiden sich also zu Nebeln aus, welche die Atmosphäre verdunkeln."

Aus diesen winterlichen Nebelgefilden gehen wir in ein helleres Gebiet, nämlich das der Optik über, um über die hier erwähnten Versuche zu referiren; Achromatische Objektive mit einer Flüssigkeit zu verfertigen. „Die Schwierigkeiten, große Stücke Flintglas zu erhalten, die wellenfrey sind, und an allen Stellen dasselbe Farbenzerstreuungsvermögen besitzen, haben schon vor vielen Jahren die Physiker auf den Gedanken gebracht, statt der, aus diesem und dem Crownglase zusammengesetzten Linsen, eine tropfbare Flüssigkeit anzuwenden, die zwischen sphärisch gekrümmten Glasschaalen dieselbe Form einer Linse annimmt," und so gewählt ist, daß sie, in Verbindung mit diesen Gläsern dasselbe Resultat gewährt, die Farbenzerstreuung, bey Fortbestehen der Brechung, aufzuheben. Die ersten Versuche einer solchen Substitution mißglückten jedoch, indem die eingeschlossenen Flüssigkeiten Veränderungen erlitten, wodurch sie sich zum teleskopischen Gebrauche unanwendbar bewiesen. Jezt zeigt der englische Künstler Blair indeß eine so konstruirte, nunmehr seit 21 Jahren angewendete, und noch vollkommen brauchbare Linse vor, behandelt die Zusammensetzung des dabey angewendeten Fluidi aber als ein Geheimniß. Die Zeit muß lehren, in wie weit es der neuen Erfindung gelingen wird, die bisherigen Objektive zu verdrängen; ich, für meine Person, zweifle an einem vollständigen Erfolge.

In der Akustik verdienen Wheatstone's Versuche über das Gehör große Aufmerksamkeit. Die Beobachtungen dieses Physikers sind die ersten, welche zeigen, daß ein Schall, der von innen in den geschlossenen Gehörgang unmittelbar kömmt, verstärkt erscheint. Hält man die Hand auf das Ohr, oder verstopft mit einem Finger den Gehörgang, ohne jedoch einen merklichen Druck darauf auszuüben, so vernimmt man den von außen erregten Schall schwächer, die eigene Stimme aber hört man stärker, besonders jene Laute, bey denen der Mund fest geschlossen ist, und wo die Mittheilung also (wenigstens meistens) durch die Eustachische Röhre erfolgt. Stellt man sich eine Stimmgabel auf den Kopf, schließt, wie vorhin, die Ohren, und macht die Gabel nun erklingen, so wird der Ton auch viel intensiver vernommen. Läßt man ein Ohr offen, so bezieht man (und dies ist besonders überraschend) den Ton stets auf das geschlossene; sind aber beyde Ohren geschlossen, so vernimmt man ihn mit demjenigen Ohre stärker, dem die Stimmgabel näher steht. Dieselben Erfolge treten ein, wenn man das äußere Ohr, statt es mit der Hand zu verstopfen, mit Wasser füllt. — Da diese Versuche so leicht angestellt werden können, so habe ich dieselben besonders für solche Leser ausgehoben, die sie wiederholen und modificiren wollen, um bey einer solchen Verfolgung des, von Wheatstone eingeschlagenen Weges zu versuchen, ob nicht überhaupt eine weitere Aufklärung des noch immer so räthselhaften Hörprozesses möglich sey.

Auch chemische Entdeckungen schließt dieses schätzbare Journal nicht aus, und wir bemerken darunter ein, für die Menschheit wohlthätiges Verfahren, kleine Mengen Opium in Auflösungen zu entdecken. Der, zu Hameln lebende, würdige deutsche Physiker Sertürner*) hat nämlich bekanntlich schon früher gefunden, daß das Opium eine eigenthümliche alkalinische Substanz (das Morphium, auch Papaverin) enthalte, und daß dieselbe wiederum an eine eigenthümliche Säure (die Meconsäure) gebunden sey, welche leztere mit Eisenoxydauflösungen eine auffallend rothe Farbe hervorbringt. Gleichwohl hat man diese schöne Entdeckung nicht als ein Mittel benuzt, um Opiumbeysätze auszumitteln, wahrscheinlich weil das meconsaure Eisenoxyd keinen Niederschlag bildet. Ein englischer Chemiker, Hare, aber hat jezt hierauf ein Verfahren begründet, um Opiumzusätze, selbst wenn sie, auf eine Gallone Wasser, noch nicht zehn Tropfen der Tinktur betragen, auszumitteln. Dieses Verfahren beruhet auf der Eigenschaft der Meconsäure, vom Bley niedergeschlagen zu werden, dessen Zusatz, auf die hier ausführlich beschriebene Weise, also hinreicht, um eine schädliche Beymischung darzuthun.

Unter den größern Aufsätzen zeichnen wir aus: Barlow's Betrachtungen über die Beobachtungen und Versuche, welche zur Bestimmung der täglichen Variationen und der Intensität der Magnetnadel, vom Kapitän Parry und den Lieutenants Roß und Forster, auf Parry's dritter Polarreise angestellt wurden. Diese Beobachtungen sind auf einem der gelegensten Punkte dieser überhaupt so merkwürdigen Reise, nämlich zu Port Bowen, unter 73° 14′ nördlicher Breite, gemacht, wo die Magnetnadel eine Neigung von 88° hat, und der magnetische Pol daher nicht fern, aber doch weit genug entfernt ist, um den Magnetnadeln ihre natürliche Richt-

*) Ich benutze diese Veranlassung, um auf eine, von diesem verdienstvollen Naturforscher, unter dem Titel: Die neuesten Entdeckungen in der Physik, Heilkunde und Chemie, bey Vandenhök und Ruprecht zu Göttingen, erscheinende Zeitschrift aufmerksam zu machen, von welcher der Jahrg. 1826, in 6, mit den interessantesten Aufsätzen ausgestalteten, Heften vor mir liegt. Diese Blätter werden darauf zurückkommen.

N.

kraft zu lassen, die sie in größerer Nähe des Pols wahrscheinlich eingebüßt hätten. Eine der hauptsächlichsten Fragen, welche bey diesen Beobachtungen vorlag, war die Entscheidung: ob die Aenderungen in der Intensität der horizontal schwingenden Nadel von entsprechenden Aenderungen in der Intensität des Erdmagnetismus, oder aber von solchen Aenderungen in der Neigung der Nadel selbst abhängen? — Es ist indeß mehr Grund vorhanden, das leztere anzunehmen. Der verschiedene Stand der Sonne gegen die Einzelpunkte der Erde scheint das magnetische Verhältniß überhaupt zu afficiren; und so wird sich, als allgemeinstes Resultat dieser schönen Beobachtungen, ein neues Indicium des Wechselnexus zwischen den vier großen Agenten der Natur: Licht und Wärme, Electricität und Magnetismus, ergeben. Denjenigen Lesern, welche diese Ansicht und das, was sich für und wider den innigen Zusammenhang der sogenannten Imponderabilien sagen läßt, weiter verfolgen wollen, empfehle ich, zur eigenen Prüfung, den im 2ten Hefte des 5ten Bandes unseres Journals (S. 157) vorkommenden bezüglichen und sachreichen Aufsatz von Baumgärtner: Ueber die Schwingungen der Magnetnadeln im Sonnenlichte und im Schatten, dessen genauere Analyse mich hier um so mehr zu weit führen dürfte, als ich in den, aus den Versuchen gezogenen Folgerungen nicht ganz der Meynung des würdigen Verf. bin. Uebrigens ist, und diese Betrachtungen mögen unsere dießmaligen Bericht schließen, jede Bemühung um die Aufklärung der Natur des Magnetismus desto verdienstlicher, da unter allen Erscheinungen, mit denen der Physiker zu thun hat, keine in ein so tiefes Dunkel gehüllt ist, als gerade diese. Der Magnetismus bringt nicht, wie Licht, Wärme, Elektricität, verschiedene Wirkungen an den Körpern hervor; er läßt sich nicht durch einen besonderen Sinn wahrnehmen, sondern beurkundet sein Daseyn nur durch das einzige Phänomen der Anziehung und Abstoßung, und zeigt selbst dieses, in einem merklichen Grade, und ohne ganz besondere Hülfsmittel, und in Beziehung auf einige wenige Körper. Mit Oersted's glänzenden, von den Naturforschern auch in diesem Literaturblatte, so enthusiastisch begrüßter Entdeckung, schien zwar auch in diesem dunklen Gebiete der Naturwissenschaften ein neuer Stern aufzugehen; aber bis jezt — man muß es zur Demüthigung des wissenschaftlichen Stolzes der Menschen bekennen — haben die Erfolge den erregten Erwartungen nicht entsprochen, und die Hand des dänischen Experimentatoren, wie geschickt sie sich bewiesen, ist nicht im Stande gewesen, den Vorhang des Allerheiligsten wegzuziehen.

Dr. Nürnberger.

Geistliche Redekunst.

Proben schottischer Beredtsamkeit, als Beyträge zur vergleichenden Homiletik übersezt und mit Anmerkungen herausgegeben vom Pastor Dr. Christ. Heinr. Friedr. Bialloblotzky. Erstes Heft. Hannover, gedruckt in der königl. Hofbuchdruckerey bey E. A. Telgener. 1828.

Der Herausgeber der vorliegenden Schrift hat schon früher Proben brittischer und amerikanischer Beredtsamkeit dem deutschen Publikum mitgetheilt. Diese schottischen Proben aber sind von besonderem Interesse, nicht nur wegen einer darin mitgetheilten Rede des zelotischen schottischen Predigers Edward Irving in London, sondern vornämlich weil sie zwey Predigten von Walter Scott enthalten. In der ersteren Hinsicht wird das Interesse allerdings auch vom Inhalt und Geiste der mitgetheilten Rede, in der zweyten einzig von dem berühmten Namen des Autors in Anspruch genommen. Man müßte tu jedem Betracht dem großen Unbekannten sein Eindringen ins Prophetenamt verweisen, wenn nicht in der That die Veranlassung der Entstehung und der Herausgabe dieser Predigten rührend wäre. Lassen wir darüber ihn selbst sprechen. Laut der Vorrede des vorliegenden Buches steht Folgendes im Vorworte des Originals:

„Diese Reden wurden in der gutgemeinten Absicht geschrieben, einem jungen, Theologie studirenden Freund damit zu dienen. Sir W. Scott hatte aber keineswegs die Absicht, sie jemals dem Auge der Welt vorzulegen. Indeß veranlaßten verschiedene Umstände den Freund, welchem sie ursprünglich bestimmt waren, sich des Verf. Erlaubniß zu deren öffentlicher Bekanntmachung auszubitten, und der Verf. erlaubte, daß sie zum Besten seines Freundes gedruckt würden, wie man aus dem folgenden Bruchstücke eines Briefes ersieht.

„Die Predigten, woran Sie mich erinnern, sind ganz allein für Ihren Gebrauch geschrieben und daher Ihr Eigenthum. Es war, wie Sie selbst am besten wissen, nie meine Absicht, sie öffentlich bekannt zu machen; auch bin ich nicht sehr bereit, sie drucken zu lassen, weil es leicht scheinen könnte, als wollte ich mich in Sachen mischen, die nicht meines Amtes sind. Sie enthalten weder neue Meynungen, noch sollen sie durch ihren Styl glänzen. Meine Absicht dabey war, wie Sie sich erinnern, Ihnen zu zeigen, daß es ein leichteres Geschäft sey, eine vernünftige, aufs Leben anwendbare Rede über einen bestimmten Text auszuarbeiten, als Sie bey Ihrer natürlichen Aengstlichkeit zu glauben schienen. Ich fürchte, daß diejenigen, welche dies Heft mit größeren Erwartungen aufschlagen, sich sehr getäuscht finden werden. Da Sie aber zu glauben scheinen, daß

die öffentliche Bekanntmachung Ihnen nützlich werden könnte, so habe ich nichts dagegen, und werde mich freuen, zu hören, daß Sie Ihren Zweck erreichten. — Dieser Brief wird jedem Buchhändler, mit dem Sie sich einlassen wollen, meine Zustimmung beweisen.

Abbatsford, 2. Jan. 1828.

Ihr aufrichtiger Freund
Walter Scott."

Der Verf. hat seinen Predigten ganz richtig vorhergesagt, was die Kritik an ihnen finden oder aussetzen oder vermissen werde. Sie gehen auf einem niedrigen und breiten Boden einher, und so wenig ihnen ein klarer Gang, Gewandtheit im Gebrauche biblischer Ausdrücke — wozu dem Verf. seine früheren Romanstudien gute Vorübung gegeben haben mögen — und mancher gute, praktische Wink abgesprochen werden mag; so leidet doch Einzelnes an unpraktischer Sophistik, das Ganze an Schwunglosigkeit und Schwäche. In der ersten der mitgetheilten zwey Predigten „Vergleichung der jüdischen und christlichen Religionsverfassungen" über Matth. V, 17 zeigt er eine krasse Systemstheologie. Die zweyte ist eine paraphrasirende Erklärung des ersten Psalms und ist durchaus klar und praktisch gehalten. Von dem Tone des Ganzen und von der Breite der Darstellung aber mag den Leser folgende vierfache Tautologie überzeugen, wodurch der große Britte die sonst so berühmte Weitschweifigkeit deutscher Kanzelredner in den Schatten stellt (S. 117): „dann (beym Gerichte) wird der göttliche Hirt für immer die Böcke von den Schafen trennen, der himmlische Hausvater wird die Tenne seiner Scheune fegen, der Herzog unseres Heiles wird keine Spione in seinem Lager lassen, und der König unserer Ehre keine Verräther in seinem Gebiete dulden." Die Rede von Irving über den Werth der Bibel ist ein vortreffliches Werk, aus der Tiefe lebendiger Anschauung und Erfahrung des Christenthums und der Welt geschöpft, mit rednerischer Kraft, Phantasie und Wärme ausgeführt und der klaren Ueberzeugung keineswegs ermangelnd. Auch die von dem Prof. Dr. Chalmers zu Edinburg verfaßte Predigt über die Auferstehung der Körperwelt hat schöne Vorzüge eines deutlichen und lebhaften Vortrages; aber der Gegenstand hat den Verf. zu gelehrten Erörterungen über das Verhältniß zwischen der intellektuellen und materiellen Welt verleitet. Daß der Herausgeber als Proben schottischer Beredtsamkeit die Reden von Irving und Chalmers wählte, ist zu loben. Wie aber kam er dazu, Predigten des Dichters Scott aufzunehmen in seine Sammlung, da sie an sich sehr unbedeutend sind, und, wären sie bedeutend, vom Zustande der Beredtsamkeit in Schottland keine Auskunft geben, zur Wissenschaft der vergleichenden Homiletik keinen Beytrag liefern konnten? G.

Orientalische Literatur.

Einer der anspruchlosesten und gründlichsten Gelehrten Frankreichs, Amédée Jaubert, bekannt durch seine Reise in der Türkey (ein Werk, welches viel Aufschluß über den östlichen Schauplatz des Krieges zwischen den Russen und Osmanen gewähret), durch seine Gefahren und Gewandtheit in Konstantinopel, eine türkische Grammatik u. a. m., ist in diesem Augenblicke beschäftigt, den bisher nur theilweise (durch die Maroniten und Hartmann) bekannten Edrisi oder den sogenannten nubischen Geographen vollständig herauszugeben. Die Uebersetzung ist bereits vollendet, und wird auf Kosten der geographischen Gesellschaft zu Paris gedruckt. Die inedirten Theile enthalten, wie sich Einsender dieser Zeilen überzeugen konnte, für die Geschichte des Mittelalters höchst wichtige Nachrichten, namentlich in Bezug auf den Handelsverkehr Arabiens mit Indien. Die Bekanntmachung dieses Werkes ist um so angenehmer und wichtiger, als die Handschrift der Escurialbibliothek zum Opfer eines Brandes geworden. Edrisi, dessen Geschlecht von den mauritanischen Königen hergeleitet wird, ist zu Ende des eilften Jahrhunderts in Ceuta geboren, studirte in Spanien und schrieb in Sizilien. Der Grund, warum man ihn den nubischen Geographen nannte; ist nicht genau bekannt, doch möchte die Ursache der Benennung keine andere seyn, als ein Irthum der Uebersetzer, welche einen Theil von Edrisis Werk lateinisch herausgaben. Man sieht aus ihrer Vorrede, daß sie ihn für einen Nubier hielten, wahrscheinlich weil er sich in weitläufige Einzelheiten über Nubien, die Nilquellen u. s. w. einläßt. Dem sey wie ihm wolle, es sehn ohne Zweifel alle, die an der Kunde Afrikas und Asiens Interesse finden, der Bekanntmachung des Ritters Jaubert entgegen. Derselbe Gelehrte hat, als Supplement zu dem bekannten Werke Meninski's, ein Wörterbuch der osttürkischen Sprache verfaßt, das zehn tausend Wörter enthält und zu welchen H. J. Klaproth noch zwey tausend andere verspricht. Dies ebenfalls bisher ungedruckte Werk Jauberts ist mit Benutzung der seltenen, in Kasan gedruckten Vokabularien, einer handschriftlichen, wohlgeordneten Wörtersammlung des Pater Amyot, und ähnlicher Dokumente ausgearbeitet, besonders aber das Resultat der eignen Reisen und Studien des Verfassers. Es wird besonders für Rußland willkommen seyn, theils für die dortigen Gelehrten, theils für die Staatspolitik. Der Verleger eines solchen Werkes wird mehr Ehre als Vortheil einernten, aber viel zur Kenntniß einer Sprache beytragen, mit der bisher so wenige vertraut sind, und ohne deren Studium die Kenntniß der westtürkischen Sprache zu wenig folgereichen Sprachvergleichungen führen kann.

D.



Nº. 16.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 24. Februar 1829.

Religiöse Literatur.

Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums. Dargestellt durch eine allgemeinverständliche Geschichterzählung über alle Abschnitte der vier Evangelien und eine wortgetreue, durch Zwischensätze erklärte Uebersetzung das nach der Zeitfolge und synoptisch geordneten Textes derselben. Von Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus. Des ersten Theils erste Abtheilung. Geschichterzählung der 130 ersten Abschnitte. Des zweyten Theils erste Abtheilung. Textübersetzung. Heidelberg, bey C. F. Winter. 1828.

Das Wesentliche dieser Ansichten über die Urgeschichte des Christenthums und seinen Anfang in der Person und dem Leben Jesu wollen wir durch Stellen des Buches unsern Lesern vorlegen:

„Unter den Stillen im Lande, bey dem armen gedrückten Volk und unter den Besseren des Mittelstandes, lebt eine gottandächtige Hoffnung auf, doch wieder einmal nach uralten Erwartungen Davidisch regiert zu werden, je grausamer, durch Prachtliebe erschöpfender und von fremdartiger Gewalt abhängiger der idumäische Herodes schon seit vier Jahrzehenden geherrscht hatte. — Jungfräulich sollte, nach der Auslegung einer Prophetenstelle, der für die Nation so nothwendige, heilbringendste Davidssohn geboren werden. Maria erhält hierzu die Hoffnung und die Wirklichkeit: ohne Verbindung mit Joseph, aber durch die Ehe mit ihm geschützt, das männliche Kind zu gebären, in welchem die Gottheit, wie die Thatfolgen zeigen, den Geist, dessen durchaus unläugbare Willensvortrefflichkeit wir in Jesus verehren, eingekörpert erscheinen und menschlich wirksam werden läßt.“

„Fremdartige nichtjüdische Kenntnisse zeigen sich in den Ueberlieferungen von Jesus durch keine Spur. Auch seine wichtigsten Verbesserungen in gotteswürdigen Religionsbegriffen weisen nicht auf eine wissenschaftliche Entwicklungsart, sondern auf die sittlich reine Betrachtung der Menschen und ihres Verhältnisses zum vollkommen guten Geist zurück. — Jesu Geist steht, wie ein Wunder der Willensvortrefflichkeit und Gemüthserhabenheit, durchaus auf dem höheren Standpunkt, von welchem aus er über die Menschennatur hinblickt und für alles Besserwerden die Gewißheit zum Grund legt: es hat keine Wahrheit Fortdauer, wenn nicht der Menschengeist, um durch geistiges Wollen und Denken die Antriebe der Sinnlichkeit zu regieren (nicht auszutilgen), durch die innigste zur Gottheit emporstrebende Begeisterung seiner selbst mächtig wird. Darauf erst kann durch Vereine von Menschen dieser gebesserten Gesinnungsart auch der äußere Zustand von der Hütte bis zum Pallast hinauf eine göttlich zu billigende Ordnung erhalten.“

„Der große Zweck Jesu und aller der Seinigen ist: immer von Aufforderungen zur Abänderung der gewöhnlichen sinnlichen Gesinnungen des Menschen anzufangen, und durch die gottähnliche Willensverbesserung der Einzelnen auch einen äußeren Zustand, den eine wahrhafte Gottheit billigen könnte, eine Gottesregierung oder Gottesstaat für Viele, in der Wirklichkeit hervorbringen. Dieser Zweck ist der Lebenskeim, das Ursprüngliche des Christenthums. Selbst die meisten Voraussetzungen von Kunden aus der Geisterwelt sind, wenn nicht Pflichterfüllungen davon abhängen, nicht der Zweck einer Religion oder lebensthätigen Gottandächtigkeit. — Die Grundlehren des Urchristenthums sind nirgends wie übermenschliche Entdeckungen von unerkennbaren Beschaffenheiten der Geisterwelt gestaltet. Das fruchtbar Wahre und anwendbar Nöthige sprach er aus in wenigen, sich selbst erweisenden Weisheitssprüchen. Solche „Offenbarungen“ sind nicht dadurch wichtig, daß sie unerkennbare Geheimnisse enthüllen; aber eben deßwegen, weil sie, sobald sie gesagt und verstanden werden, auch unverkennbar wahr und gewiß

für das Geistes- und Lebenswohl der Menschen überall unentbehrlich sind, ist der, welcher das wohl erkennbare, aber nicht erkannte und befolgte, so allgemein verständlich in die Volkswelt eindringen machte, und, damit ganze Völkerschaften davon erfüllt würden, das große Muster und Opfer ward, ein „Offenbarer," welchem keiner seiner Nachfolger gleich steht. — Das Wunderbare von Jesus ist Er selbst. Sein rein und heiter heiliges und doch zur Nachahmung und Nacheiferung für Menschengeister ächtmenschliches Gemüth. Seine Gewißheit, daß nur durch Geistesrechtschaffenheit das Heil, nämlich wahres Wohlergehen für die Menschengeister, vor und nach ihrer Trennung von diesem Erdenleib, erreichbar sey. Seine Beharrlichkeit, volksverständlich, ohne Gewalt und List, dennoch auch auf das äußerliche gemeinschaftliche Leben einzuwirken. Seine Selbstaufopferung im Vertrauen auf eine göttliche, wenn gleich sehr allmählige, Erziehung des Menschengeschlechtes. Diese Gesinnung unterdrohenden Lebensgefahren auszuüben und selbst durch die Art der Hingabe seines Jugendlebens den Entschluß zu ähnlicher Geistesrechtschaffenheit und Erhabenheit auf empfängliche Gemüther zu verbreiten. Ein solcher Geist, in einem Menschenkörper erschienen, ist an sich schon ein Außerordentliches. Und die Wirksamkeit von diesem kurzen Daseyn dieses Einzelnen, die Wirksamkeit, daß von vorneher nur die Sache selber, nämlich die durch Thathandlungen bis zum Kreuzestod ausdauernde Ueberzeugungstreue und die dadurch als Menschen möglich dargestellte Lehre von der Geistesrechtschaffenheit von unten herauf den für Sittlichkeit empfänglichsten Theil der Zeitgenossenschaft über sich selbst erhob und durch so unscheinbare Männer zu einer ganz neuen Geistesverbindung umschuf: dies ist das Wunder, das mit der Person Jesu verbunden in der übrigen Menschengeschichte Seinesgleichen nicht hat."

„Nach der Person sowohl, als nach der Sache betrachtet, erkennt der Aufmerksame das Urchristenthum als an sich wahr. Er erkennt auch das Wunderbare als geschehen und ursprünglich wirksam. Nur freut er sich, weder für die Sachen noch für die Person noch immer jener Wunder wie eines Beweises zu bedürfen. — Dies ist auch der Grund, warum ich selbst die mir etwa eigenen Erklärungen von der möglichen Entstehung der Wundererfolge gar nicht als das Wichtigere zu betrachten bitte. Dabey ist dem Geschichtsfreund nur darum zu thun, auch Nebenumstände nicht für unbegreiflich und daher unglaublich halten zu lassen, wenn man noch nicht einmal versucht hat, ob sie vielleicht wohl begreiflich und um so leichter glaublich seyn möchten. Der Hauptpunkt ist immer schon zum voraus sicher, daß die unerklärlichsten Aenderungen in dem Naturlauf keine geistige Wahrheit weder umstoßen noch beweisen können, da an keinem Naturerfolg zu sehen ist, aus welcher geistigen Absicht er so und nicht anders geschehe."

In dem Geiste, welchen die angeführten Stellen enthalten, schildert Herr Geh. Kirchenrath Paulus die Lebensschicksale Jesu, und zwar im ersten Theile seines Werkes bis zum lezten Laubhüttenfeste, das Jesus in Jerusalem mitfeyerte. Die jüdischen Erwartungen gingen auf einen Messias oder Unterregenten des Jehovah, dessen Begriff sich durch die Vorstellung, daß er aus Davids Familie abstammen werde, bey dem Volke ausgebildet und seit Daniel (VII, 13) zur Idee eines himmlischen Geistes, der im Messias erscheinen werde, sich erhoben hatte. Diese Vorstellungen und Wünsche werden jedoch mehr als Produkt menschlicher Thätigkeit und Sehnsucht, denn als Wirkungen einer göttlichen Anordnung geschildert, so wie auch Abrahams Religionsbegriffe, sein Schauen der Gottheit u. s. w. zunächst nur von dem eigenen moralischen Bewußtseyn und dem „Wollen des göttlich-Gewollten" in Abraham hergeleitet werden. Jesus ist ein durch eigene Willensstärke, durch selbstgewonnene reinere Ueberzeugungen, die jedoch die Gränze der geistigen Naturanlage des Menschen nicht überschreiten, durch Geistesrechtschaffenheit und durch Plan und Bestreben, auch seine Mitmenschen zur Geistesrechtschaffenheit zu erziehen, ein zur ungewöhnlichen Erscheinung erhobener Mensch, ein durch die größere Klarheit seiner Ansichten und durch die Universalität seiner Bestrebungen potenzirter Abraham oder Moses. Sein moralischer Werth und der moralische Zweck seines Lebens machen ihn des Namens „Messias, wahrer Unterregent des Jehovah, Lehrregent," der die Menschen das Gottgewollte wollen lehrt, würdig. Er fühlt sich als den von der Vorwelt ersehnten Retter und sucht, was er freythätig erkennt und befolgt, auch in Andern zur Ueberzeugung und zum Leben zu bringen. Sein Zweck geht auf sittliche Veredlung. Deshalb ist Lehre, die sich auf Sinnesänderung beziehet, und Beyspiel sittlicher Handlungsweise sein Hauptgeschäft. Sein Beruf, wohlzuthun, erstreckt sich auch auf die physische Welt. Er nimmt sich heilend der Kranken an. In der Nähe des Heiligen weichen die Krankheiten, die man dem Einflusse böser Geister zuschreibt. Andere Uebel entfernt er durch Anwendung einfacher natürlicher Mittel; das Aufhören andrer sagt er mit prüfendem Verstande vorher. Aus Verlegenheiten hilft er durch zuvorkommende Güte, schnellen Rath und gutes Beyspiel, so z. B. bey der Hochzeit zu Kana, bey der Speisung von Tausenden durch wenige Brode und Fische. Die natürliche Erklärung von Begebenheiten und Thatsachen, in welchen Jesus kein Wunder vollbringen und die Geschichtschreiber seines Lebens kein Wunder berichten wollen, schadet dem wahren Glauben und der Ehrfurcht gegen Jesu Erscheinung und Wirksamkeit keineswegs. Er selbst vermeidet oft die Gelegenheit zu Heilun-

gen, damit nicht das Volk um der äußeren Thatsachen willen, sondern damit es um der Sache selbst, um des Inhalts seiner Lehre willen sich an ihn anschließen und ihn für den Lehrregenten, den Gott sende, halten möge.

Die Sehnsucht, nur das Glaubliche oder was sich beweisen, natürlich erklären, im Kreise menschlicher Erfahrung nachweisen läßt, anzunehmen, hat den Verf. nicht über den Menschen Jesus hinauskommen lassen. Ob er damit überhaupt dem sittlichen Gefühle genügen und in seinen Lesern die Ueberzeugung begründen wird, daß Jesus einen vollkommenen reinen Willen, d. h. keine Sünde gehabt? Ob es ihm gelingen wird, ohne die Annahme einer höhern Natur in Christus den Glauben an Erlösung und Vertrauen zu dem, dessen heilige Willenskraft uns ohne Annahme eines besonderen und einzigen Einflusses der Gottheit auf seinen Geist nicht zweifellos vergewissert ist, zu erwecken? Ob er durch Hinstellung eines willensreinen und populärfaßlichen Philosophen, der die religiösen Grundsätze der Kantischen Schule zu verallgemeinern sucht und in ihrer praktischen Verwirklichung der Mit- und Nachwelt vorangeht, das religiöse Gemüth und die Bedürfnisse des schuldbewußten, und dem Zug der Sünde hingegebenen und dadurch moralisch-geschwächten Menschen befriedigen mag? Im Gegensatze gegen dogmatische Theorien scheint uns Herr Geh. Kirchenrath Paulus eine trockene moralische Theorie dargestellt, und blos einen versengewordenen kategorischen Imperativus in dem Leben und Wirken Jesu anerkannt zu haben.

Das Schwierigere liegt aber in dem Bemühen, diese Ansichten zugleich als die der evangelischen Schriftsteller nachzuweisen, sie gleichsam aus den Aeußerungen Jesu und der Evangelisten als Ansichten des Urchristenthums herauszuziehen. Wir stimmen mit dem Verf. gerne in der Bekämpfung derjenigen Theorie überein, welche von Christi Blut und Tod als einem äußeren Opfer die Sündenvergebung und Begnadigung der Menschen herleitet. („Ich habe und erharre mir nicht jenen Resignationsglauben, welcher sich dahin gibt, etwas, das an sich ihm nicht wahr seyn kann, für wahr zu nehmen, damit es ihm, um dieser mühsamen Hingebung willen, ohne weitere Mühe vor Gott zu gut komme." — „Das christliche Kirchenthum wurde unter das mosaische Judenthum herabgesetzt, so oft man das Christenthum als ein Mittel darstellte, eben so und noch leichter als durch die Hekatomben des Heidenthums entsündigt und versühnt zu werden.)" Wir finden mit ihm die gegentheiligen Forderungen in den Aussprüchen und in dem ganzen Verfahren Jesu nach der neutestamentalischen Erzählung. Auch zeigt sich Jesus nirgends als ein solcher, dem es darum wäre zu thun gewesen, eine Menge übernatürlicher Erkenntnisse zu enthüllen, fruchtlose Geheimnisse auszukramen, deren Annehmen und Festhalten christlicher Glaube und für den also Glaubenden beseligend sey. Der Zweck des Christenthums ist nach dem ganzen Evangelium ein praktischer, Hinleitung zum Guten, zur Willens- und Lebensgemeinschaft mit dem ewig Guten, mit der Gottheit. Aber mit Unrecht scheint der Verf. den theoretischen Mittelpunkt der praktischen Forderungen des Christenthums zu übersehen, das Uebermenschliche, Uebernatürliche, nicht blos Ungewöhnliche, Seltsame und gleichsam Wunderbare, die höhere Natur, das innige Geistesverhältniß zu Gott in Christus. Solchen Aeußerungen über seine Natur, seine Verbindung mit Gott, den er in einem ausschließenden Sinne fortwährend seinen Vater nennt, über seine vorweltliche, gewissermaßen persönliche Existenz bey Gott, über seine künftige Herrlichkeit und seinen nicht blos moralischen und mittelbaren Einfluß auf die Schicksale und den Sieg seiner Gemeinde — solchen Aeußerungen sucht Jesus nicht, am wenigsten bey Johannes auszuweichen. Freylich gibt er auch ihnen immer eine praktische Richtung, weil das Dogma von seiner Person den Anfang und den innersten Keim aller Erlösung und Heiligung enthält, soferne nur Anschließung an sein Leben, an seine Gesinnung, und Aufnahme, thätige Aufnahme und Bewahrung seines Geistes wahrer Glaube ist und völlige Sinnesänderung bewirken kann.

Wir fragen unsere Leser, ob sie beym Lesen der neutestamentischen Evangelien blos einen tugendhaften Moralprediger in Jesus kennen gelernt, ob sie jemals angenommen haben, die Schriftsteller wollen ihnen nur einen vollkommenen, rechtschaffenen, das Gottgewollte wollenden Menschen darstellen? Unter dem Sohne Gottes verstanden Jesus und die Evangelisten unendlich mehr, als Herr Geh. Kirchenrath Paulus sie verstehen läßt. Auch die Erfahrungen des israelitischen Volkes, den Glauben Abrahams u. s. w. faßten sie in einer höhern Bedeutung als Wirkungen und Offenbarungen der göttlichen Gnade. Aus demselben Grunde sind ihnen auch die Thaten Jesu Wunder. Zugegeben, daß Jesus den Glauben an sich um seiner persönlichen Erscheinung und Lehre willen, nicht wegen seiner außerordentlichen Handlungen ansprach, sind doch seine Wunder als — wenn der Ausdruck erlaubt ist — natürliche Ergebnisse und Wirkungen der in ihm wohnenden übernatürlichen Geisteskraft im Evangelium erzählt. Der Glaube an seine Wunderthätigkeit floß den Evangelisten ohne Mühe aus der Ueberzeugung, daß, der aus dem Schooße des Vaters sey, der im Reiche des Geistes durch einen Trost, den unser Herz ersehnt, ohne ihn durch sich selbst finden zu können, die tiefsten und innigsten Bedürfnisse stillt, auch über die Erscheinungen der sichtbaren Welt zu gebieten im Stande sey. Zwar scheint im vorliegenden Buche das Wunder der übernatür-

lichen Zeugung Christi zugegeben *), und dadurch der Weg zur Annahme einer höheren Natur in ihm gebahnt zu seyn. Aber leztere tritt, wenn auch flüchtig aus einzelnen Worten, doch nicht aus dem Geiste und der Anlage des Werkes hervor, und jenes wird durch Ausdrücke folgender Art wieder verflüchtigt: „es habe Maria die lebhafte Versicherung erhalten, daß die Erzeugung ihres großen Sohnes eine Folge heiliger Begeisterung und gotteswürdiger Kraft seyn würde.“ (1 Th. S. 81).

Wir ehren die große historische und exegetische Gelehrsamkeit, wodurch Herr Geh. Kirchenrath Paulus seit langer Zeit im Gebiete der biblischen Theologie gewirkt und manche haltlose Meynung des älteren Systems gestürzt, seine supranaturalistischen Gegner aber zu besonnenem Widerstande, zu gründlicherer Erforschung der Schrift, zu heilsamer Läuterung und sichererer Vertheidigung ihres Systems veranlaßt hat. Aber dagegen sträubt sich unsere Ueberzeugung, zur Ehre seiner Ansicht denjenigen Rationalismus anzufeinden, der die ganze heil. Schrift oder einzelne Theile derselben als Dichtung und Mythe dahinstellt. Wir glauben gegen solche Angriffe auf das Christenthum nichts durch eine Ansicht gewonnen zu haben, die fremdartige Vorstellungen in die Worte der Bibel hineinzwingt, und so das Göttliche vermenschlicht, den heiligen Wunderquell zum gewöhnlichen Brunnenwasser zersezt.

Einzelne historische Untersuchungen und die chronologische Eintheilung der Begebenheiten sind sehr befriedigend und zeugen von dem Scharfsinne und der exegetischen Gewandtheit des Verfassers. Ob er die Verbreitung seiner Ansichten durch die sprachliche Darstellung seines Buches befördern wird, daran möchten wir zweifeln.

K.

*) Mit Recht sagt Steffens in seiner Schrift von der falschen Theologie und dem wahren Glauben (Breslau 1823) S. 27. „Versteckt sich hinter den Versuch, die Wunder wegzudeuteln, das Streben, die heilige Schrift gleichsam weniger unvernünftig zu machen, dann erscheint es uns als völlig unverständig, so lange noch irgend ein Wunder übrig bleibt, so lange das Fundamentalwunder des christlichen Glaubens — die Zeugung Christi durch den heiligen Geist und seine Auferstehung — bleiben.“ Man sieht, der sonst so tapfre Paulus wagt in Bezug auf dieses eine Wunder nicht recht klar mit der Sprache herauszurücken, wahrscheinlich den Schwachen und zunächst seiner eignen Schwachheit zu liebe. Daß doch die Herren immer nur bis auf einen gewissen Punkt tapfer sind! daß sich doch ihre Moral immer mit weltlicher Klugheit verträgt! — Auch verdient hier beherzigt zu werden, was Steffens so treffend über den Widerspruch sagt, in welchen die Rationalisten zu verfallen pflegen, indem sie die biblischen Wunder einerseits für Dichtung, Mythe, Fabel ausgeben, und anderseits doch wieder, als ob sie etwas Faktisches wäre, durch Physik und Arzneykunde natürlich erklären wollen. S. 49. „Die Wunder in einem Gedicht durch die Physik zu erklären, ist doch ein gar zu seltsames Unternehmen.“

W. Menzel.

Sprachliteratur.

Ausführliches Lehrgebäude der spanischen Sprache von Conrad Lüdger. Leipzig bey Johann Barth. 1828.

Mit Vergnügen zeigen wir diese Grammatik an, und hoffen, daß sie einem recht gefühlten Bedürfniß entgegen kommen werde, da in Deutschland je mehr und mehr die spanische Literatur, unter andern durch die treffliche Ausgaben spanischer Dichter von Ernst Fleischer in Leipzig, sich verbreitet. Der Verfasser, schon vorher durch seine englische Grammatik rühmlich bekannt, ist zwar nicht selbst in Spanien gewesen, aber er hat theils in London, theils in Hamburg Unterricht von gebornen Spaniern genossen. Man muß gestehen, daß er bey den geringen Vorarbeiten ein sehr fleißiges und wohlgelungenes Werk geliefert hat. Benuzt wurde von ihm die Grammatik der Akademie zu Madrid, und die spanische Grammatik für Engländer von Henry.

Das Werk beginnt mit einer besonders gut gearbeiteten und vollständigen Lehre von der Aussprache; die um so nöthiger war, da man in Deutschland so wenig Gelegenheit hat, sich einen Begriff von der wahren spanischen Aussprache zu machen. Sodann wird die Lehre von dem Substantiv, der Deklination und dem Verbum erschöpfend abgehandelt. Der Syntax ist ein Anhang über die häufigsten Hispanicismen beygegeben; den Schluß machen reiche Auszüge aus spanischen Schriftstellern, zum Uebersetzen ins Deutsche, nebst Formularen zu Geschäftsbriefen und dergleichen.

Der Berichterstatter kennt mehrere italienisch-spanische, und französisch-spanische Grammatiken; aber er würde unbedingt dem Werke Lüdgers den Vorzug vor allen diesen, so wie vor den frühern deutsch-spanischen geben.

Nº. 17.

Literatur-Blatt.

Freitag, 27. Februar 1829.

Biographie.

Aus dem Leben und den Memoiren eines ehemaligen Galeerensklaven (Vidocq), welcher, nachdem er Komödiant, Soldat, Seeoffizier, Räuber, Spieler, Schleichhändler und Galeerensklave war, endlich Chef der Pariser geheimen Polizey unter Napoleon sowohl als unter den Bourbonen bis zum Jahr 1827 wurde. Aus dem Französischen. Vier Theile. Stuttgart 1829.

Im vorigen Jahrgang des Morgenblatts sind bereits interessante Auszüge aus diesen Memoiren mitgetheilt worden. Leider werden wahrscheinlich nicht alle Erwartungen, zu denen die Erscheinung dieses Werks uns anfangs berechtigte, erfüllt werden, denn die vorliegenden Theile desselben umfassen im Original wie in der Uebersetzung nur das frühere Leben Vidocq's als Privatmann, und schließen gerade da, wo seine politische Laufbahn als Chef der geheimen Polizey beginnen soll. Nun vernimmt man, Vidocq habe sich das Manuscript, welches die so wichtige Fortsetzung seines Werks enthält, unter der Hand abkaufen lassen, und es werde nie gedruckt werden. Falls sich dies bestätigen sollte, so können Vidocqs Memoiren nur als eine merkwürdige und romanhafte Lebensgeschichte gelten, ohne zugleich für die politische Geschichte Frankreichs sich wichtig zu machen.

Vidocq wurde 1775 zu Arras geboren, und seine Eltern waren die nächsten Nachbarn der Eltern Robespierres. Sein Vater, ein reicher Becker, erzog ihn für sein Handwerk, doch Vidocq strebte frühzeitig nach höhern Dingen. Durch Grausamkeit gegen Thiere, boshaften Muthwillen gegen Kinder schon zu einer gewissen Celebrität gelangt, tritt er kaum ins Jünglingsalter, als er schon auf liederliches Schlemmen und demzufolge aufs Stehlen verfällt. Ertappt und bestraft läßt er doch nicht davon ab, sondern stiehlt seinem Vater eine große Summe und entflieht. In Ostende läßt er sich in ein schlechtes Wirthshaus locken, wird trunken gemacht und alles Geldes beraubt. Die Noth zwingt ihn, einer herumwandernden Bande sich anzuschließen, und er muß anfangs wilde Thiere füttern, nachher sich zum Seiltänzer abrichten lassen. Hunger und Prügel treiben ihn von dannen, und er tritt bey dem Inhaber eines kleinen Policinelltheaters in Dienst. Mit der Frau desselben im Ehebruch ertappt, muß er abermals fliehen, wird der Famulus eines herumziehenden Arztes und entschließt sich endlich, als reuiger Sohn ins Vaterhaus zurückzukehren. Kaum ist ihm hier verziehen, so geht er schon wieder mit einer Schauspielerin durch, verläßt sie jedoch bald aus Geldmangel und kehrt nochmals nach Arras zurück. Hier wird er Soldat, zeichnet sich bald durch Stärke, Keckheit und Lüderlichkeit aus, tödtet zwey Kameraden im Duell, desertirt zu den Oestreichern, bekommt dort ordonnanzmäßige Prügel, die sein Ehrgefühl verletzen, desertirt wieder zu den Franzosen, wird in einem Duell verwundet und kommt abermals nach Arras, sich heilen zu lassen. Gerade zu der Zeit befindet sich der berüchtigte Konventsdeputirte Joseph Lebon in Arras, und betreibt dort jene systematischen Hinrichtungen, die gleich denen Carriers zu einer so traurigen Berühmtheit gelangt sind. Die Feinde Vidocqs le[illegible]n es darauf an, auch ihn auf die Guillotine zu bringen. Er wird eingekerkert und entgeht dem Tode nur mit Mühe. Sofort kehrt er zu seinem Regimente zurück, wird Offizier, läßt sich in neue Liebeshändel ein und sieht sich gezwungen, ein ziemlich häßliches Frauenzimmer zu heyrathen, um der revolutionären Verläumdung und der Guillotine zum zweytenmal zu entgehn. Seine Frau wird ihm gleich nach der Hochzeit untreu; da sie aber unter Lebons Schutz steht, darf er sich nicht rächen, sondern muß entfliehn. Er begibt sich mit den zuchtlosen Schaaren der Revolutionsarmee nach Belgien, wird ein Spieler und sezt sich mit einigen spitzbübischen Gefährten unter fremdem Namen, und, was bey der damaligen Verwirrung leicht anging, mit einem angenommenen höhern militärischen Range in Brüssel fest, gewinnt unter dieser Maske die Liebe einer reichen Baronesse, ist aber doch ehrlich genug, da sie ihn durchaus heyrathen will, den Betrug zu bekennen. Reich von ihr

beschenkt, geht er nach Amsterdam und Paris, wo ihn Spiel, Wein und Mädchen bald wieder um das Seinige bringen. Indem er arm und entblößt nach den Niederlanden zurückkehrt, geräth er unter eine Bande Zigeuner und wird in ihre Diebskniffe eingeweiht. In Lille verliebt er sich wieder, prügelt aus Eifersucht einen Kapitän durch und wird ins Gefängniß gesezt.

Von nun an beginnt ein zweyter Abschnitt im Leben Vidocqs. Fortan ist der Kerker seine Heimath, er wird als ein Verbrecher von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, und es ist in der That sehr interessant, wie seine Freyheitsliebe gegen Zwang und Fesseln kämpft, und wie es seinem bessern Genius endlich gelingt, ihn als ein gereinigtes Mitglied der Gesellschaft zurückzugeben. Vidocq ist anfangs nur zu der leichten Strafe einer dreymonatlichen Gefangenschaft verurtheilt, begeht aber die Unvorsichtigkeit, seine Kammer im Gefängniß einigen Unglücksgefährten einzuräumen, welche daselbst eine Fälschung officieller Papiere vornehmen. Die Sache wird entdeckt und Vidocq troz seiner Unschuld als Mitschuldiger zur Galeere verurtheilt. Dreymal gelingt es ihm, zu entfliehn, doch jedesmal wird er wieder eingefangen und seine List hat keinen bessern Erfolg, als ihm den schlimmen Ruf eines gefährlichen Verbrechers zuzuziehn. Endlich gelingt es ihm, noch einmal zu entkommen; er erreicht die Küsten von Ostende und tritt in die Dienste der damals berühmten Schleichhändler. Allein er wird in einem Wirthshaus abermals erkannt und nach Lille zurückgeführt. Nun entflieht er, unerschöpflich an List, zum fünftenmal, hat das Glück, ungefragt bey einem Husarenregiment angenommen zu werden, wird aber nochmals von den Gensdarmen erkannt und wieder nach Lille, von da nach dem Bicetre in Paris gebracht. Hier mißlingt jeder Fluchtversuch, und je mehr er sich unter seinen Gefährten Ruhm und Ansehn erwirbt, desto schärfer wird er auch als ein ausgelernter Verbrecher von den Wächtern gehütet. Er glaubt, völlig unschuldig zu seyn, und doch schmeichelt es ihm, für gefährlich gehalten zu werden. Endlich muß er mit der großen Kette der Galeerensklaven nach Brest abgehn, je dreyßig mit Halseisen an eine lange Kette gekuppelt, und kahl geschornen Hauptes, in der schändlichsten Gesellschaft, wie sie nur aus der Hefe der französischen Revolution hervorgehn konnte. Er kommt nach Brest, entflieht aber von da, gibt sich für einen entsprungnen Matrosen aus, wird als solcher arretirt, schafft sich eine künstliche Krankheit an, entflieht aus dem Hospital in Weiberkleidern, schließt sich aus Noth an eine Räuberbande an, verläßt sie wieder aus Vorsicht, wird erst Ochsentreiber, dann Schulmeister, besucht heimlich Arras, wird in Rotterdam als Matrose gepreßt, dient eine Zeitlang mit Glück auf einem Kaperschiff, hat aber das Unglück, als der aus dem Hospital entsprungene Matrose erkannt zu werden, und kaum ist er wieder im Kerker, so wird er auch wieder unter seinem wahren Namen Vidocq als der entsprungne Galeerensklave entdeckt. Er kommt nach Bicetre zurück und geht von da mit einer neuen Kette nach dem Sklavenhause von Toulon ab. Hier wird er sehr streng gehalten und kann lange nicht loskommen. Endlich gelingt es ihm wieder, mit eben so viel Glück als List auf eine recht romantische Weise zu fliehn, und eine Bande Straßenräuber, unter die er sich aufnehmen läßt, sichert ihn zunächst vor neuer Entdeckung. In dieser Lage versucht er zum erstenmal, sich durch Verrath an seinen eignen Kameraden mit der Polizey auf einen guten Fuß zu setzen; da er indeß nicht ganz traut, zieht er sich bald wieder von diesem gefährlichen Handwerk zurück. Er wagt sich nach Arras, täuscht seine Verfolger lange Zeit mit großer Kühnheit, wird aber verrathen, wieder eingefangen, entflieht von neuem, rettet sich auf ein Korsarenschiff und läßt sich endlich in die französische Marine-Artillerie aufnehmen. Hier lernt er die weitverbreitete, gegen Napoleon gerichtete geheime Armeeverschwörung der Olympier kennen. Indem er aber schon einer höhern Beförderung entgegensieht, wird er abermals verrathen und ins Gefängniß gesezt, aus dem er jedoch so schnell, wie immer, wieder entflieht. Da er sich aber, aus alter Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, wieder nach Arras wagt, entdeckt und verhaftet man ihn von neuem. Allein er ist unerschöpflich an Rettungsmitteln, entspringt glücklich zum zehnten Male, und entgeht allen Nachstellungen in der Verkleidung erst eines Offiziers, dann eines wandernden Krämers. Endlich wagt er es sogar, sich unter fremdem Namen als ein Kaufmann mitten in Paris häuslich niederzulassen und macht recht gute Geschäfte. Unglücklicherweise jedoch kommen zwey seiner alten Kameraden, entsprungne Galeerensklaven, auf seine Spur, und aus Furcht, von ihnen verrathen zu werden, muß er ihnen nicht nur große Geldsummen geben, sondern auch das gefährliche Amt eines Diebshehlers übernehmen. Seine Angst ist gränzenlos, da er sich in immer neue Verbrechen verstrickt von dem ersehnten Ziele bürgerlicher Ruhe immer weiter entfernt sieht. Er bietet sich noch einmal der Polizey an, allein nun traut ihm weder diese, noch sein alter räuberischer Anhang. Er wird verrathen und ins Bicetre gesezt.

Hier beginnt ein dritter Abschnitt seines Lebens. Die Polizey faßt endlich zu seiner Aufrichtigkeit Vertrauen, und glaubt, ihn wegen seiner zahlreichen Verbindungen mit Dieben, Räubern, Korsaren, Smugglern, Fälschern, Diebshehlern und Intriganten, so wie auch wegen seines oft erprobten Muthes und Scharfsinnes, mit Vortheil benutzen zu können. Er tritt in den Dienst der Polizey, ohne daß es seine alten Brüder merken, und so gelingt es ihm bald, ganz Paris von mehrern Generationen von

Spitzbuben zu reinigen. Dies sezt ihn bey der kaiserlichen Regierung verdientermaßen in Gunst, und so wird er Chef der geheimen Polizey. Doch leider hört hier die Erzählung seines Lebens auf, und gerade das Wichtigste davon bleibt uns verborgen.

Aus dieser Skizze wird jeder Leser leicht ersehn; daß Vidocqs Leben interessanter ist, als es wohl je das Leben eines Spitzbuben gewesen seyn mag. Wir müssen noch hinzufügen, daß es troz seiner romanhaften Scenen den Reiz unverfälschter Wahrheit hat, und daß es sehr gut geschrieben ist. Vidocq gehört zu den Menschen, welche das Schicksal, die bittere Noth erzogen hat, und die, was ihnen auch in moralischer Hinsicht fehlen mag, doch an Charakterstärke, Muth und Verstand durch große Erfahrungen hinlänglich gereift sind, um die Dreistigkeit und den Geist der Wahrheit sich angeeignet zu haben. Da solche Menschen keine andere Tugend für sich ansprechen können, machen sie wenigstens aus ihrer Wahrheitsliebe eine Tugend, und glauben einen Theil ihrer Fehler oder Verbrechen durch die geistvolle Aufrichtigkeit, mit welcher sie sich dazu bekennen, wieder gut zu machen. Vidocq ist zu verständig, um auf eine sentimentale Weise den Reuigen zu spielen. Auch mangelt ihm, wie man wohl aus seinem ganzen Leben ersehn kann, die feine moralische Unterscheidungsgabe gewissermaßen von Natur aus. Er moralisirt daher gegen die Laster, die er so genau kennen gelernt hat, keineswegs. Er betrachtet sie nur aus einem politischen Standpunkt, sieht sie nicht als böse an sich, sondern nur als schädlich für die Gesellschaft an, und redet davon nicht wie ein armer Sünder, sondern wie ein Volksrepräsentant. Er benuzt seine Erfahrungen, um die Lenker des Staats auf die vielen Mißbräuche in den Gefängnissen, auf die Ursachen vieler Verbrechen, auf die geheimen Praktiken der Räuber und Diebe und auf die Mittel aufmerksam zu machen, durch welche man denselben vorbeugen sollte. In diesem Sinne knüpft er an die Geschichtserzählung beständig lehrreiche Bemerkungen an.

W. M.

Völkerkunde.

Mémoires de la Societé Royale Academique de Savoie. Tom. III. Chambéry 1828.

Dieser Band enthält die Arbeiten der französischen Akademie vom August 1826 bis 1827.

Im Eingang geschieht dankbar des Guten Erwähnung, das in diesem Jahr der Akademie geschah. Erst erhob sie der König von Sardinien zur Societé Royale, genehmigte ihre Statuten und gab ihr tausend Livres jährliche Revenuen. Der General Graf de Boigne, ihr immerwährender Ehren-Präsident, machte der Gesellschaft eine bedeutende Schenkung.

Alle Arbeiten und Abhandlungen der Gesellschaft gehören treu ihren Grundsätzen zunächst dem Land an, ohne jedoch Untersuchungen allgemeineren Interesses auszuschließen.

In der ersten Abhandlung bespricht der Dr. Gouvert den medicinischen und ackerbaulichen Charakter des Jahrs 1826 in Beziehung auf Savoyen.

Von demselben Verfasser ist der folgende Aufsaz, der für die Einwohner von Chambéry großes Interesse hat, da dem ganzen Becken, worin die Stadt liegt, nahe Gefahr droht. Diese kömmt von der zum Schrecken der Einwohner jährlich mehr zunehmenden Entblößung der umliegenden Berge von Waldung. Unklugheit und Habsucht begnügen sich nämlich nicht, die Felsen und abschüssigen Stellen des wenigen Holzes zu berauben, das da noch steht; sie reuten die Bäume sogar mit den Wurzeln aus und rauben dem Erdreich dadurch allen Halt gegen die Gewalt des Wassers. Durch dies Verfahren wird der Erdboden ganz nackt und aller Reproduktion unfähig. Die unaufgehalten herabstürzenden Bergströme schwellen die Wasser im Thal an, und bringen unvermeidliche Ueberschwemmungen hervor, zumal die wilden Ströme auf ihrem reißenden Weg alles mit sich fortreißen, was sie nur finden und erreichen. Diese Gefahr wäre nun so drohender bey einem schnellen Thauwetter oder bey großen, mehrere Tage anhaltenden Regen. Außer diesen immer nahen Gefahren zeigt der Verfasser auch eine entferntere, die nicht weniger beängstigend ist. In kurzer Zeit wird Chambéry nicht nur gar kein Nutzholz mehr haben, sondern auch keins zum Brennen. Dann muß die Art an die wenigen Bäume in den Ebenen und Thälern gelegt werden. Wenn Ströme und Ueberschwemmungen dann auch diese veröden und aller Vegetation berauben, muß die Gegend ganz von ihren Einwohnern verlassen werden, weil durch die Menschen das schöne Thal zur Wüste geworden ist. Der Verfasser gibt am Ende seiner Abhandlung die Mittel an, wodurch für die Zukunft dem drohenden Uebel abgeholfen werden kann.

Der Kanonikus Reuder in Chambéry — ehemals Professor der Physik am dortigen Kollege Reyal — theilt in der folgenden interessanten Denkschrift eine Reihe von Beobachtungen mit, wodurch er darthun will, daß die Krystallisation aller Körper ein elektrisches Phänomen ist.

In der folgenden Abhandlung von Prof. Raymond, immerwährender Sekretär der Akademie, wird die Lösung einer optischen Erscheinung versucht, mit der sich der

Dr. Woolaston beschäftigt hat, warum nämlich die Personen auf einem Gemälde ihre Blicke immer nach dem Beschauer wenden, in welcher Richtung zu ihnen er sich auch befinden möge?

Bey Gelegenheit der Stiftung einer höhern Singschule und der Anstellung eines Kapellmeisters an der Metropolitenkirche von Chambéry sprach der Prof. Raymond über die Kirchenmusik und ihren eigenthümlichen Charakter.

Es folgt eine interessante Abhandlung des Abbés und Professors Dépommier über den heiligen Bernhard von Menthon, den Stifter der Hospitze auf dem großen und kleinen Bernhard. Darin kommen manche wenig bekannte Einzelnheiten über das Leben dieses großen Wohlthäters der Menschen vor, desgleichen ein rührendes Gemälde der heroischen Hingebung der Religiosen, die sich dem Dienst, der Erhaltung und Rettung der Reisenden in den Regionen des ewigen Eises und Schnees widmen.

Ein Brief des Bischofs Billiat von Maurienne bezieht sich auf die interessanten Gräber, die 1827 nahe bey dem Col de la Madeleine ausgegraben wurden. Sie werden darin nach ihrer Lage und Einrichtung beschrieben und Alles genau aufgezählt, was man darin fand. Dann folgt eine anziehende Zusammenstellung mit den Gräbern, die man in neuerer Zeit in Arnez und Toloschanat (von denen wir in einer Korrespondenz von Lausanne im Morgenblatt 1827 sprachen), in der Schweiz, ferner zu Drumettaz und Gréses in der Nähe von Aix in Savoyen und in dem französischen Departement de l'Aisne entdeckt hat.

Der General de Loche handelt von einem alten bronzenen Wehrgehäng, das in der Provinz Maurienne gefunden wurde; der Prof. Raymond von mittelalterlichen Münzen, wahrscheinlich aus Genf gegen 1300 unter Bischof Martin geschlagen.

Ueber den Ursprung des Hauses Savoyen ist oft und viel gestritten und untersucht worden. Frühern Behauptungen wurde durch spätere widersprochen. Da nun keine neuen Urkunden mehr aufgefunden worden sind, so hätte man die Sache für erschöpft halten sollen. Der Graf Vignet hat indessen durch seine Denkschrift über Hubert den Weißhändigen bewiesen, daß in dieser Materie lange noch nicht Alles besprochen, dargethan und entwickelt ist, und er meint, es gäbe noch mehrere ganz neue Ansichten, über die sich vielleicht mit günstigem Erfolg streiten ließe. Da von dem bisher angenommenen das Meiste auf leeren Konjekturen und ungewissen Daten ruht, die sich auf Nichts gründen, so versucht es der Graf Vignet, durch Urkunden zu beweisen, daß sich die Geschichtschreiber Savoyens bisher um 30 — 40 Jahre über das erste Auftreten Humberts I. geirrt haben. Sie gaben es um so viel Zeit zu früh an, denn die Geburt desselben kann nicht später als 970 angenommen werden. Der Verf. zeigt, daß Humbert das eigentliche Savoyen, den vom Bisthum Belley abhängenden Theil von Bugey und Viennois, ferner die Provinz Maurienne, und das Thal Aosta besaß, wozu später die Souveränetät des übrigen Bugey, der Provinz Tarentaise, des obern und niedern Chablais, der zwey äußersten Striche des Waadlands, desgleichen die Oberlehnsherrlichkeit über das untere Faucigny, über das Gerland und Genf kam. Diese Masse von Ländern läßt allerdings auf einen älteren Ursprung des Hauses Savoyen schließen, als bisher angenommen wurde. Nimmt man aber dessen Gründung unter Humberts Großvater in der Mitte des X. Jahrh. an, so wird in dieser Zeit die Gründung eines neuen Staats durch einen sächsischen Fürsten sehr wahrscheinlich. Der Irrthum der Geschichtschreiber über Berold kömmt daher, daß sie sich über die Person des Otto täuschen, der damals regierte. Es ist aber historisch erwiesen, daß ein Fürst, Schwager Otto's des Großen, und auf jeden Fall auch ein Sachse gegen 937 verheirathet war und seine Besitzungen mitten zwischen den Alpen hatte. Daraus geht nun gar mancherley hervor, nämlich, daß der Graf Humbert in der Mitte des X. Jahrhunderts geboren wurde, ungefähr in der Zeit, wo Otto der Große das Königreich Burgund besezt hatte; daß ein in der Mitte der Alpen seßhafter Fürst eine Stieftochter Otto's I. heyrathete, und seine Kinder daher Neffen und Nichten dieses Kaisers waren; daß in den Verfassungs-Urkunden von Burgund drey Prinzen mit Namen Hugo, Berthold und Humbert hintereinander vorkommen, die den Rang immer nach dem König und der Königin hatten, daß sich aus den vielen und reichen Besitzungen Humberts und aus den bedeutenden Schenkungen und Donationen seiner Kinder im Anfang des XI. Jahrhunderts schließen läßt, das Haus Savoyen habe schon seit lange in dem Lande geherrscht. Durch alles dies kömmt ein ganz neues Licht in die Entstehungsgeschichte dieser Dynastie.

Der Graf Loche studirte von Jugend auf die antiken Denkmäler von Aix und hat in den Memoiren eine Abhandlung darüber geliefert. In deren erster Abtheilung spricht er von den Bädern und in der zweyten von der Stadt. Jene und ihre Konstruktion stammen nach seiner Meynung von den Allobrogern, und erst später wurde in römischem Styl hinzugefügt, was die Allobroger über die heilsamen Wirkungen des Bads in Erfahrung gebracht hatten. In Beziehung auf die Stadt hält der Verf. aus guten Gründen den Tempel der Diana für wirklich dieser Göttin gehörig, besonders weil Diana der Keuschheit und Sitte in den Bädern vorstehen sollte. Der sogenannte Bogen des Campanus hat schon viele Conjekturen veranlaßt. Der verstorbene Millin hielt ihn für ein Sepulkralmonument, und meinte, die Höhlungen in dem Fries seyen Nischen zur Aufbewahrung von Aschenkrügen gewesen und die Namen der hier beygesezter Personen stünden über den Nischen geschrieben. Der Graf Loche ist nicht dieser Meynung. Die Vertiefungen am Fries hält er für die Stellen, wo bronzene Zierathen festgemacht waren; übrigens hat dieser Bogen viele Veränderungen und Umgestaltungen in der Folgezeit erlitten.

In der folgenden Abhandlung handelt der Graf Loche von manchen alten Landesgebräuchen, z. B. von den großen Steinhaufen auf den savoyischen Alpen, von der Verehrung der Brunnen u. s. w.

Am Ende folgt eine Abhandlung des Prof. Raymond, betreffend die neueste Angabe des Majors Roger von Nyon über die Höhe des Montblanc, über den Genfer See und dieses Sees über dem Meere. Hiernach liegt der Leman 371 Metres über dem Ozean. Nach einer Berechnung der Höhe von Genf und Paris ergibt sich für Chambéry eine Höhe von 245 Metres 156; oder 125 Toisen, 4′ 8″ französisches Maaß. Der Montblanc wurde ehemals zu 4775 Metres oder 2450 Toisen angenommen. Nach Rogers Berechnung aber ist er höher, nämlich 4806 Metres oder 2466 Toisen.

No. 18.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 3 März 1829.

Roman.

Sidonie. Ein Roman von Johanna Schopenhauer. Drey Theile. Frankfurt a. M. 1827 und 1828.

Die verzögerte Ausgabe des dritten Theils dieses Romans hat dessen Anzeige ein wenig verspätet. Das Geisteserzeugniß einer so talentvollen Schriftstellerin berechtigt aber auch jezt mehr darüber zu sagen, als der Raum dieser Blätter von der Mehrzahl der Romane erlaubt. Doch nicht um die verdienstvolle Verfasserin zu loben oder zu tadeln, machen wir diese Ausnahme; den Verfasserinnen sollten die Anzeigen, oder — wenn man will, die Rezensionen ihrer Romane in keinem Falle gelten, weil das Weib in Dichtungen dieser Art sich immer selbst gibt, sich also seiner selbst entäußern müßte, um für fremdes Urtheil über das ihm Liebste, am meisten Angelegenste seiner Dichtung, empfänglich zu seyn. — Also nicht um der Verfasserinnen willen theilen wir die Eindrücke mit, welche Sidonie in uns erregte, sondern um die Mehrzahl der Leserinnen (denn Romane, und vorzüglich von Weibern verfaßte, sind zuerst für sie bestimmt) aufmerksam zu machen, damit der Zauber des Ausdrucks und die Anregung der Phantasie sie nicht vom Verstandesurtheil ganz abziehen möge.

Mad. Schopenhauer schilderte in ihren beyden frühern Romanen: Gabriele und die Tante, die Menschen in der conventionellen Welt und die Leidenschaft der Liebe, wie diese ihnen gestattet sich zu bilden. Sie unterscheidet sich von Fr. v. Fouqué, deren mir bekannte Romane sich ebenfalls auf diesem Schauplatz bewegen, durch weniger Abentheuerlichkeit der Begebenheiten und einen Anstrich von Innigkeit, der ihren Dichtungen gewiß viele Herzen gewann. Innerhalb der Gränzen der von beyden Schriftstellerinnen geschilderten Welt, haben ihre Gemälde Wahrheit; doch was sie schildern ist nicht natürlich, ihre Wahrheit ist deshalb von der Natur sehr verschieden. Sie schildern nicht das Leben, sondern die Maskerade im Leben, und wenn auf dem von ihnen gewählten Schauplatz die Natürlichkeit einmal ausbricht, erinnert sie auf eine wehmüthige Weise an die Sangvögel, die man lehrte fremde Melodien zu pfeifen, die aber, wenn sie die grünen Bäume wiedersehen, in ihren Käfigen den Waldgesang anstimmen.

Diese beyden vorzüglichen Schriftstellerinnen können sich nicht für verlezt halten, wenn wir sie, alle Nationalität bey Seite, mit zwey französischen Romanendichterinnen vergleichen. Wir würden Mad. Schopenhauer neben Fr. v. Flahault, Fr. v. Fouqué neben Fr. v. Genlis setzen, (da wo sie ihre Helden auf dem Schauplatz der gegenwärtigen Zeit agiren läßt), diese vier Damen geben ein treues Gemälde der conventionellen Welt ihrer Tage, so treu, daß künftige Geschichtschreiber, wenn sie Sitten und Zeitgeist schildern wollen, (wofür ihre Leser sehr dankbar seyn würden) sich nicht für zu erhaben halten sollten, um diese Romane zu lesen. In ihnen können sie die Farben ihrer Zeitgemälde bereichern. Die gesellschaftlichen Zwecke, mit denen sich diese Geistesprodukte beschäftigen, die Sitten, die Leidenschaften, die sie darstellen, können beytragen den Geschichtforscher zu erklären..... pourquoi Votre fille est muette. — (Moliere's Medecin malgré lui).

Mad. Schopenhauer hat sich in ihrer Sidonie die Aufgabe gesezt, ein mit allen Vorzügen der Natur und des Glückes begabtes Weib, ein Konflikt mit Konvenienz und Sitte darzustellen. Die Aufgabe ist anziehend. Frau v. Staël suchte sie in ihrer Delphine zu lösen, und jezt nach dreyßig Jahren, wird kein unbefangner Leser die Kraft ihrer Schilderung dieses unseligen Kampfes verkennen. Die Sidonie der Mad. Schopenhauer muß, durch die Verschiedenheit des Zeitalters und der Nationalität, ein ganz verschiedenes Gepräge haben, und dieses ist in den deutschen Charakteren ihres Romans von großer Wahrheit. Umfassende Reisen in fremde Länder unterstüzten ihr Erzählertalent durch lebendige Bekanntschaft mit der von ihr gewählten Scenerey, und geben dem beschreibenden Theil ihres Werkes ein besonderes Interesse. Der Gang ihrer Erzählung ist folgender:

Sidonie, die Stieftochter einer eigennützigen, her-

losen Weltfrau, tritt in ihrem sechzehnten Jahre aus der Pension, in der sie erzogen ward, zum ersten Mal in einen glänzenden Zirkel ein. Diese Ouvertüre ist brillant, und Schilderungen dieser Art, in denen ein leiser Spott das tiefere Gefühl des Lesers vor Ermüdung hütet, gelingen Mad. Schopenhauer vorzüglich. Die erste Ehe von Sidoniens Vater ward durch eine Katastrophe getrennt, in deren Folgen ihre Mutter fern von ihren Kindern ins Grab sank. Ihr Sohn, Theodor, ward außer dem Hause erzogen, zum Diplomaten bestimmt, und kommt beym Anfang der Erzählung als Legationssekretär aus Petersburg zurück. Sidoniens Schönheit, Geist, Talente, bezaubernde Anmuth — denn daß sie diese Vorzüge besitzt, wird von der Verfasserin sehr oft gerühmt, da es doch hinreichen sollte sie durch ihre Einwirkung in deren Schicksale darzuthun — erregen die Eifersucht der bösartigen Stiefmutter. Theodor, der ihr die Vortheile, welche sie durch seines Vaters Testament erhielt, abschmeicheln will, wird das Werkzeug ihres Hasses, und bemüht sich durch die treulosesten Ränke seine Schwester in die Nothwendigkeit zu setzen, einen verächtlichen Menschen zu heyrathen. Zu diesem Zweck zettelt er eine vorgebliche Entführung an, von der sie glücklicherweise ein mit Postpferden durchreisender, geheimnißvoller Herr von.., der Sidoniens Freund und Mentor während ihrer Pensionserziehung war, wie ein Deus ex machina mitten auf der Straße rettet. — Die Frage ist nun, ob ein rang- und ehrsüchtiger Mensch wie Theodor, der den ganzen Werth des Lebens in das Aeußere sezt, wegen der entfernten Aussicht, daß sein zukünftiger Schwager einst Gesandter in Schweden werden, und ihn dann protegiren könne (so sagt die Erzählung), es darauf wagen werde, die Ehre seines Hauses durch den verlornen Ruf seiner Schwester zu kompromittiren? Wenn gleich Sidoniens unverhoffter Retter ihre Entführung verhindert, thut er doch, seltsamer Weise, gar nichts ihre Lage zu verändern. Diese wird durch des Bruders und der Mutter beharrlichen Despotismus immer gefahrvoller, als unerwartet, wie der Retter in der Postchaise, ein Brief von ihrer Mutter-Schwester, deren Gatte Forstmeister in Lindau ist, eintrifft, bey der diese unglückliche Mutter seit ihrer Scheidung sich aufgehalten hatte. Dieser Brief enthält ein eigenhändiges Schreiben der Verewigten, das Sidonie erst an ihrem achtzehnten Geburtstag gegeben werden sollte, das sie von der Unschuld ihrer Mutter und dem grausamen Unrecht, das ihr widerfuhr, belehrt, und ihr entdeckt, daß Graf Altheim der Mann, dessen tugendvolle Verbindung sie ins Unglück stürzte, eben der Freund sey, der während ihrer Pensionserziehung über sie gewacht habe, und stets geneigt sey, ihr Schutz zu gewähren. Eben diesen Schutz bietet die Taute ihr an und fürchtet nur, daß der Aufenthalt in ihrem Hause in diesem Augenblick, einer todesgefährlichen Krankheit wegen, an welcher der Onkel darnieder liege, für Sidonie sehr freudelos seyn werde. Sidonie mag eben dieser Meynung seyn, denn sie bleibt noch lange nach Empfang dieses Briefs in ihren unwürdigen Verhältnissen, bis ihr Bruder durch die grösten Ränke alles dahin einleitet, sie zu der Heyrath mit jenem Nichtswürdigen zu zwingen. Nun entschließt sie sich, in Knabenkleidern in Begleitung ihrer mit ihr in gleichem Alter stehenden, als Bäuerin vermummten Kammerjungfer nach Lindau zu fliehen.

Daß bey dem Auftritt, welcher Sidoniens Vater das Recht zu geben schien, seine Frau schimpflich zu verstoßen, dieser sich seinem Zorne so blindlings dahin gibt, die Unglückliche „thätlich zu mißhandeln,“ kann das weibliche Gefühl der Verfasserin nie verzeihen. Gewährt die Schilderung der höhern Stände dem Erzähler Vortheile, so gehört gewiß der vorzüglich dahin, auch das Schlechte nie gemein schildern zu müssen. Daß die Schwester der armen Verbannten sich nicht früher um ihre Nichte bekümmerte, da sie doch die Mittel in Händen hatte, sich an deren achtzehntem Geburtstag mit ihr in Verkehr zu setzen, daß ihr Schutzgeist, Graf Altheim, nur dann für sie sorgt, als er ihr in der Postchaise begegnet, wird nicht hinreichend motivirt. Sidoniens Flucht war bey der gänzlichen, freylich in unsern Tagen nicht sehr begreiflichen, Verlassenheit, in welche die Verfasserin ihre Heldin versezt, nothwendig und bey der Unbedachtsamkeit und Weltunkunde des jungen Mädchens natürlich. Allein, daß ein achtzehnjähriges Fräulein, in einer vortrefflichen Pension erzogen, seit einem Jahre mit den Anstandsbegriffen der conventionellen Welt bekannt, sich entschließt, in Mannskleidern ganz Deutschland zu durchstreifen — denn sie muß in einer nördlichen Residenz gelebt haben — scheint unwahrscheinlich, weil es unweiblich ist. Denn obgleich heut zu Tage auf unsrer Bühne sieben Mädchen auf einmal in Beinkleidern entzücken, wagen wir doch unsern Leserinnen zu sagen, daß ein Weib mit schönen Formen, in Mannskleidern, nach dem jezt üblichen Zuschnitt, schamlos erscheint.

Sidonie entflieht, geräth in Gefahr, in einer kleinen Schenke, wo das Ungewitter sie aufhält, ihr Geschlecht von zwey rohen Studenten entdeckt zu sehen; wird von ihrem Bruder eingeholt und zur Rückkehr gezwungen. Schon der Heimath, und mit ihr der alten Knechtschaft nahe, begegnet ihr, abermals in der Postchaise, Graf Altheim, ihrer Mutter Freund, ihr angewiesener Schutzgeist, — sie ruft ihn um Hülfe an, und bittet, sie in seinen Schutz zu nehmen. Der Graf findet das so schwierig, daß ihm kein andrer Ausweg beyfällt, als sich ihr zum Gemahl anzubieten. Sidonie ist damit sehr bald einverstanden, und Theodor, dem des Grafen geheimnißvoller, höchst mächtiger Einfluß in die Angelegenheiten der höh-

ren Politik in Deutschland bekannt ist, findet sich sehr geehrt, einen solchen wichtigen Schwager zu gewinnen.

In dem Verhältniß zwischen Sidoniens Mutter und Graf Altheim, war die Liebe gar nicht im Spiele gewesen. Er lernte sie als eine ganz junge, ungebildete, durch die große Welt verschüchterte, von ihrem alternden Gatten vernachlässigte Frau kennen, entdeckte ihre schönen Anlagen, und machte sich ein gutes Werk daraus, diese durch Wissenschaft und Kunst zu entwickeln. Daß dieser Mann, der den Jahren nach Sidoniens Vater seyn könnte, mit einer Verlegenheit, die fast niaise aussieht, sich ihr, die ihn bittet, sie, um den Verfolgungen ihres Bruders zu entgehn, zu ihrer Tante zu bringen, zum Gemahl anbietet, ist sehr möglich, ist sittlich, und würde im Drange wichtiger Begebenheiten, bey besondern Schicksalsstürmen, in dieser Form, geschehen können. Wenn es aber blos darauf ankommt, einem jungen Fräulein in einem christlichen Lande ein sicheres Geleite auf der Poststraße zu geben, sieht es abentheuerlich aus.

Die Erscheinung der zwey Studenten, welche die verkleidete Sidonie in der Schenke quälen, ist kurzweilig und mag völlig zeitgemäß seyn. Ihre Eigenthümlichkeit überrascht uns aus der Feder einer Dame, und es muß wohl das weibliche Gefühl nothwendig verletzen, ein zartes junges Mädchen in einer Bierschenke den befremdlichen Scherzen und Redensarten roher Jünglinge ausgesezt zu sehen.

Graf Altheim macht Sidonien, mit der er auf seinen Gütern am Neckar lebt, zu einer glänzend reichen Frau. Er ist das Ideal eines Mannes, eines Gatten, eines germanischen Patrioten. Wir erfahren von dem, ihn bis dahin umhüllenden Geheimniß nur so viel, daß er während Napoleons Herrschaft für die germanische Freyheit wirkt und seiner jungen Gemahlin seine erhabnen Gesinnungen mittheilt. Nach dreyjähriger höchst beglückter Ehe sieht ihn diese heldenmüthig mit den Verbündeten nach Frankreich ziehn, und findet Kraft in sich, seinen Verlust zu ertragen. — Den deutschen Heeren behülflich, den Bourbonen einen Weg nach Frankreich zu erzwingen, fällt er auf Montmartre im schönen Kampf für die Legitimität.

Nach verlebter Wittwentrauer wählt Sidonie ihren Wohnsitz in einer deutschen Residenz, wo ihr durch Reichthum und Geschmack sich auszeichnendes Haus der Vereinigungspunkt der glänzendsten und geistreichsten Gesellschaft wird. Professoren unterrichten sie in den höhern Wissenschaften, Künstler entwickeln ihre Talente, und einer ihrer eifrigsten Bewundrer, ein Herr von? — ohne auf den Charakter eines Liebhabers Anspruch zu machen, ist, allein in das Heiligthum ihres Studierzimmers eingeführt, ihr Freund, ihr Mentor, ihr Geschäftsrath und täglicher vertrauter Umgang. Delphine, in der Zeit ihres höchsten Glanzes, empfing — allen Vergleich von Ort und Menschen beyseite — nicht mehr Huldigung, wie Sidonie in dieser deutschen Residenz. Diese Schilderung ist lebendig, mit seltner Leichtigkeit des Styls und glänzenden Farben dargestellt; sie muß ein junges Herz, das, an keinen höhern Zweck des Lebens gemahnt, pflichtleere Tage dahin lebt, mit Sehnsucht erfüllen, wie die Bilderchen eines Modejournals, die wenigstens bis zur Ankunft des nächsten, sehnsüchtige Wünsche — und was noch viel schlimmer ist — stümperhafte Nachahmungen erzeugen.

(Der Beschluß folgt.)

Politische Literatur.

Welt und Zeit. Sechster und lezter Theil. Heidelberg, bey Winter 1828.

Die ersten Bände von Welt und Zeit erschienen im Jahr 1816 und machten, wie jeder weiß, damals viel Aufsehn, weil sie theils mit liebenswürdigem Humor und treffendem Witz fast alle lächerliche Seiten des deutschen Charakters, namentlich im öffentlichen Leben, und wieder insbesondere in Bezug auf die damalige Gährung und Verwirrung der politischen Meynungen, aufdeckten, theils einen Schatz von praktischen Erfahrungen und feinen Beobachtungen enthielten. Nur die Rücksichtslosigkeit, mit welcher dieses Werk sich da laut machte, wo man Reden für Silber, Schweigen aber für Gold zu halten pflegt, und die Einseitigkeit, mit welcher es das Mittelalter und damit verwandte ehrwürdige Gegenstände anfocht, erweckten ihm von einer und der andern Seite eine begreifliche und zum Theil gerechte Mißbilligung. In etwas milderm Ton sprach sich der vor einigen Jahren erschienene fünfte Theil aus, und auch der vorliegende sechste und lezte trägt diesen mehr gemäßigten Charakter, obgleich auch hier noch Witz und Satyre vorherrschen.

Daß sich unter die vielen ernsthaften, pedantischen, gründlichen, langweiligen, lobpreisenden, kläglichen und zuweilen zornigen Schriften über den öffentlichen Zustand auch witzige, spottende, lachende geltend machen, ist nicht mehr als billig. Die Thorheit der Menschen ist unerschöpflich, wie ihre Weisheit, und es wäre schlimm, wenn man über Thorheiten nicht mehr lachen dürfte oder könnte. Der Verfasser beurkundet durch sein Werk selbst, daß, wer er auch seyn mag, er hinlänglich Talent, Aufforderung und Gelegenheit besizt, über das öffentliche und Privatleben in Deutschland Betrachtungen anzustellen. Da er augenscheinlich nicht mehr jung ist und einer frühern Generation angehört, so darf man sich nicht wundern, daß sich an ihm noch die alte französische Schule

verräth, und daß ihm demzufolge die moderne Romantik, Mystik, die Neigung zum Mittelalter und dergleichen mehr, keineswegs nur in ihren Uebertreibungen, sondern überhaupt in Bausch und Bogen als Gräuel oder Narrheit erscheinen. Insofern ist er sehr parteyisch und einseitig, aber es muß einmal Parteyen geben, und man kann es ihm nicht verargen, daß er die seinige verficht. Ist doch auch die andre, die er bekämpft, wieder auf ihre Weise einseitig und ausschweifend. Die Gegensätze müssen sich an einander reiben, und jede Partey bietet der andern Blößen dar, gegen welche sich Geist und Witz mit Recht und Glück bewaffnen.

Wie die frühern Bände von Welt und Zeit, besteht auch der vorliegende, mit Ausnahme einiger weniger weiter ausgeführten Satyren, gänzlich aus Aphorismen, und wir können auf sie alle anwenden, was eine davon sagt S. 366: „Von einem genialen Buche und trefflichen Weine lassen sich keine genügenden Beschreibungen und Auszüge machen. Die Liebhaber müssen es selbst genießen.“ Doch eine dieser Aphorismen wollen wir hier noch herausheben, weil sie sich vortrefflich eignet, die politische Denkart des Verfassers zu charakterisiren, und weil sie sich zugleich auf eine äußerst vernünftige Weise über einen Gegenstand ausspricht, der für uns Deutsche von allgemeinem Interesse ist. Es wäre Schade, wenn diese Ansicht nicht allgemeiner verbreitet und beherzigt würde. S. 352 heißt es: „Als im Jahr 1819 die Central-Untersuchungs-Kommission in Mainz errichtet wurde, sah die philosophische Philisterschaft darin eine schreckliche Erscheinung, ein französisches Revolutionstribunal, ein Blutgericht, welches allen denkenden Menschen die Köpfe abschlagen lassen könnte, und wurden die nach ihrer Bestimmung reisenden Glieder der Kommission auf allen Poststationen nur mit größter Furcht angestaunt. Schon zitterte der Spießbürger, daß einige freye Reden bey seinem Schoppen im Gasthofe verrathen werden könnten und er darüber das Blutgerüste besteigen müsse — schon erlebte seine liberal in Fraubasereyen überströmende Gattin, daß ihr neuerliches Raisonniren in einer Strickbeutel-Gesellschaft über die Verschwendungen des benachbarten Hofes laut werden und sie darüber in peinliche Untersuchung gerathen dürfte! — Alles war in höchster Spannung, die Furcht, von Spionen umringt zu seyn und das Mißtrauen allgemein! Auf den Kaffeehaus- und Table d'hôte-Gesichtern waren nur große Besorgnisse und die deutliche Lehre zu lesen: daß man in solchen bedenklichen Zeiten sein patriotisches Maul halten, alle politischen Betrachtungen dem Tageslichte entziehen und hinunterschlucken müsse! In Mainz, wo man der Sache selbst genug nahe stand, war natürlich die Spannung noch größer und lauerten alle auf die Tritte und Schritte der Kommissionsglieder. Da man indessen bald bemerken mußte, daß dieselben gerade so aussahen, wie andere ehrliche Leute, mehrere derselben in der Reichskrone eben so freundlich zu Mittag speisten, wie die besten Bürger der Stadt, daß die Kommission wohl viel schreiben ließ, aber Niemand etwas zu Leide that, auch sichtbarlich mit großer Besonnenheit zu Werke ging und allen Mißdeutungen ihres Strebens vorzubeugen verstand; so söhnte man sich bald mit dem Charakter der Kommissarien und am Ende auch mit dem Daseyn der Kommission selbst aus. Nicht so in den entfernteren deutschen Ländern, wo viele Politiker darüber jetzo noch schwarz sehen, obschon die gleich Anfangs bestimmte Kompetenz dieser Behörde schon jede Besorgniß der Verständigen entfernen mußte. Bey dieser Gelegenheit hat sich aber jedem Unbefangenen die Betrachtung aufdringen müssen, daß, wenn die besorgten Regierungen auf eine bisher in Deutschland unerhörte Weise zur Einheit der Maaßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gelangten, diese Eile nur aus den isolirten Verbrechen etlicher Fanatiker und nicht aus einer Tendenz der Deutschen zur Revolution geschöpft war, mit einem Worte, daß wir keine Asiaten, Spanier oder Italiener, sondern viel zu gutmüthig, mittheilungsbedürftig, immer hoffend, offen, ehrlich und mattherzig sind, um uns jemals als politische Verschwörer zu zeigen. Wer daran zweifelt, darf — wenn er auch den Glauben hegt, daß schon durch einen neuen tüchtigen Burschencomment, welcher die unberufene Thätigkeit der Musensöhne auf ihr akademisches Verhältniß zurückgeworfen und ihnen darin Beschäftigung gegeben hätte, viele Verirrungen der Studenten würden vermieden worden seyn — nur die lächerlichen Jugendprojekte und die Pater peccavi lesen, welche jung und alt nach den Untersuchungen über Vorsätze eingestanden und angestellt haben, deren Ausführung eben so wenig in ihrer Gewalt lag, als den Mond mit den Zähnen vom Himmel herunter zu ziehen. Drey Dinge sind indessen durch alle diese sonderbaren Erscheinungen wohlthätig offenbar geworden, nämlich die, daß unsere verschiedenartigsten Regierungen zwar schnelle Sicherheitsmaßregeln anzuordnen im Stande sind, aber dabey dennoch die Grundsätze der Gerechtigkeit nicht außer Augen setzen, daß deutsche Geschäftsmänner wohl ihre Berufspflichten erfüllen, aber keine Ränkemacher sind, welche Verschwörungen fabriciren und an dem Quälen ihrer Landsleute Vergnügen finden, und daß das deutsche Volk im Ganzen das höchste Vertrauen seiner Regierungen verdiene, und mit diesen Eroberungen im Gebiete der politischen Ansichten haben alle Betheiligten Ursache zufrieden zu seyn!“

Nº. 19.

Literatur-Blatt.

Freitag, 6. März 1829.

Roman.

Sidonie. Ein Roman von Johanna Schopenhauer. Drey Theile. Frankfurt a. M. 1827 und 1828.

(Beschluß.)

Unter die vortrefflich gezeichneten Larven der großen Welt, tobt plötzlich ein Wesen hinein, das in der Unbildung eben so zur Karrikatur geworden ist, wie die sich um Sidonien drängende feine Gesellschaft in der Ueberbildung. Robert, ein junger, aber schon sehr berühmter deutscher Maler, kommt aus Rom, sieht Sidonie und betet sie an. Es ist besser von dieser Episode keine Details zu erwähnen. Leider mag dieser Robert ganz nach der Wahrheit geschildert seyn. Stets gepflegte Sinnlichkeit, unaufhörlich angeregte Phantasie, ungeregelter Kraftaufwand, willkührlicher Wechsel von Anstrengung und Müssiggang müssen solche Mißgeburten hervorbringen. Die Wirkung, welche Roberts Eintritt in das Gehege der plattesten conventionellen Welt hervorbringt, ist sehr lebendig und launig dargestellt. Der Auftritt, wo der Uebermüthige in einem Zirkel der zierlichsten Damen mit wilden Cynismus seine hülflose Kindheit schildert, ist schauderhaft komisch. Allein ist die liebende Annäherung dieses zügellosen Wilden zu der, bis zum Ueberirdischen gesteigerten Sidonie nicht verletzend für das weibliche Gefühl? Die Liebe selbst ist vielleicht wahr, ihre Aeußerungen aber sind karrikirt. Eine Sidonie läßt es nicht dahin kommen, daß ein Mann, welches Vorrecht sie seinem Künstlertalent zugestehen mag, sich zu jeder Stunde bey ihr eindrängt, daß er sich in ungezügelter Leidenschaft vor ihr auf dem Boden wälzt; eine Gräfin Altheim, die der besten Erziehung genossen, die drey Jahre als Gattin mit dem Ideal eines Welt- und Staatsmannes gelebt, die seit einem Jahr ein Haus in einer Residenz machte, bleibt nicht so unbekümmert um das Urtheil der Welt, daß sie eine Frau, die wegen grober, von ihr selbst anerkannter Fehltritte aus der Gesellschaft gebannt ist, in ihre Vertraulichkeit aufnimmt. Solcher Leichtsinn ist mit weiblicher Würde unverträglich; die Scheu vor dem Schlechten gibt dem edeln Weibe auch Achtung für das Urtheil der Welt.

Eine, bis zur Unwahrscheinlichkeit gesteigerte Indiskretion des Malers bahnt dem öffentlichen Tadel endlich den Weg zu der bisher vergötterten Frau. Ihr Sallon wird plötzlich leer, ihr Freund, Herr von? — zeigt sich ihr in dem Licht eines rohen Egoisten, die Fürstin versagt ihr den Zutritt. Nachdem sie den halb wahnsinnigen Künstler auf das großmüthigste bedacht hat, flieht sie vor dem unbarmherzigen Urtheil ihrer glänzenden Gesellschaftsfreunde, in die Schweiz.

Diese Vorgänge machen einen unangenehmen Eindruck, weil kein Gleichgewicht zwischen allen diesen gewaltsamen Entschlüssen und ihrer Veranlassung vorhanden ist. Der halbweg gesunde Verstand empfindet Ueberdruß, Menschenwerth und Menschenglück mit solchen Abgeschmacktheiten in Konflikt zu sehen, und sucht vergeblich nach einer Spur wahrhaft höhern Strebens in der bedauernswürdigen Heldin. Was in Sidoniens Herzen vorgeht, ist von großer Wahrheit. Sie hatte noch nicht geliebt, sie war noch nicht leidenschaftlich geliebt worden. Der Maler äußerte diese Liebe mit ungezogner Heftigkeit, und Sidonie maß seine Leidenschaft nach seiner Heftigkeit ab. Roberts ungestüme Unart sicherte Sidonie vor Gegenliebe, allein sie steigerte ihr Mitleid so sehr, daß sie den Anstand darüber aus den Augen verlor.

Sidonie wendet sich aus der Schweiz ins südliche Frankreich, wo sie Bordeaux zu einem längern Aufenthalt wählt. Die Leser werden sich dankbar der anziehenden Beschreibung erinnern, welche Mad. Schopenhauer in ihrem Reisebericht von dieser Stadt machte. Da sie zu ihrem Urtheil über die Franzosen einen durchaus deutschen Standpunkt faßt, ist es vorauszusehen, daß die leidenschaftliche, gemüthvolle Sidonie mit den herzlosen, leichtsinnigen, unwissenden Franzosen nicht sympathisiren kann! Doch die Bordeaurer sind unbekümmerter um ihr Thun und Lassen wie die deutschen Residenzbewohner, und das gefällt ihr. Bald macht sie die Bekanntschaft eines Herrn

Belmont, aus Triest, — wir glauben, daß noch kein Romanenheld daher kam. Belmont besizt alle Vollkommenheiten des Grafen Altheim, ist viel jünger und weiter gereist. Dieses vollkommene Paar verliebt sich nicht in einander — es findet sich, und gehört fortan zusammen. Das kann sehr wackern Leuten emphatisch und verschroben vorkommen; es kann aber schön und wahr seyn und kann sich mit großer Einfachheit der Gesinnung vertragen. In dieser Gestalt zeigt sich aber nie eine erste Liebe. Diese ist vorlaut, nennt sich gern bey ihrem rechten Namen. Reifere Gemüther bedürfen diese Publikationen nicht, sie genießen das Glück der Uebereinstimmung ohne über deren Namen genau zu bestimmen. Wie nachsichtig die Bordeaurer gegen die reiche, schöne Fremde sind, bedurfte es doch nur einer störenden Veranlassung um sie zu strengen Richtern zu machen. Robert, der seit jener, durch seine Rohheit herbergeführten Katastrophe, durch Sidoniens Großmuth, in Stand gesezt war in Italien seiner Kunst zu leben, hat nach einem Jahr Sidoniens Aufenthalt erfahren, kommt nach Bordeaur, bezieht heimlich ein Zimmer in Sidoniens Hotel, erfährt durch das Gerücht ihr Verhältniß zu Belmont, belauscht mehrere Tage ihre Unterredungen mit ihm, und beschließt durch einen freywilligen Tod zu endigen. Noch einmal will er sie sehen; er läßt sich an einem Seil auf ihren Balkon herab, beschleicht sie im Vollmondschein und wiederholt seine Wuthsceenen aus der Residenz, mit dem Zusatz sehr trauriger Geständnisse seiner, nun auch sittlich vollendeten Unwürdigkeit. Immer noch im Mondschein und in einem Moment wo Roberts knieende Stellung und Sidoniens Bemühen ihn zum Aufstehn zu bewegen, eben so leicht zu Mißverstand Anlaß geben konnte, wie die Zeichnenlektion, bey welcher Sidoniens Vater ihre Mutter mit Graf Altheim überraschte — in diesem schicksalvollen Moment wird die Thüre aufgerissen und eine gemeine römische Dirne, welche zum ehelichen Weibe zu nehmen Robert durch seine Sittenlosigkeit gezwungen gewesen war, stürzt mit Kerzen in der Hand in das Gemach. Es findet eine Erklärung statt, die Roberts Verzweiflung vollendet; er stößt sich einen Dolch in die Brust, und überströmt Sidonie mit seinem Blute; sein wüthendes Weib ruft die Hausbewohner zusammen und gibt Sidonie als seine Mörderin an. Die Polizey will sie ergreifen, Belmont und Sidoniens Bankier, ein angesehener Bordeaurer Bürger, entziehen sie dieser Schmach, allein das Volk und die schöne Welt verurtheilt sie und verläumdet ihren Wandel, den sie bisher unbeachtet gelassen. Alles Mitleid häuft sich auf die verrufene Römerin, und Belmont rettet seine unglückliche Freundin in ein kleines Landhaus in der Nähe der Stadt.

Sidonie erwacht aus einer todtähnlichen Ohnmacht in die sie bey jenem schrecklichen Auftritte gesunken war, um in den gefährlichsten Zustand von Gehirn-Betäubung zu verfallen. Ein vortrefflicher deutscher Arzt findet sich vor, er verläßt, so wie Belmont, keinen Augenblick ihr Lager, allein das Uebel trozt seiner Wissenschaft. Da erbietet sich Belmont die Kranke zu magnetisiren; es glückt ihm seine Freundin zu heilen, und die Krankenbehandlung könnte von Aerzten mit Nutzen gelesen werden.

Bordeaur gewährte nun Sidonie keinen anständigen Wohnplatz mehr. Sie gibt Belmonts Bitte nach, ihn auf einer Reise nach Schottland zu begleiten. Aus Edinburg vertreibt sie ein Bänkelsänger, der mit entstellenden Umständen jenen Vorfall in Bordeaur von einem karrikirten Holzschnitt absingt, und die rohe Sittenstrenge ihrer Hauswirthin, die ihr Entweihung des Sonntags vorwirft. Eine Reise auf die Hebriden soll ihr Zerstreuung gewähren. Die Verfasserin, die, wenn unsere Erinnerung nicht trügt, diese Gegenden bereiste, unterhält den Leser mit reizenden Naturbeschreibungen. In der Nähe der Insel Moll finden die Reisenden unter den abentheuerlichsten Umständen eine junge Brasilianerin, Viola, die ihnen als die Frau eines deutschen Geologen bekannt wird, in dem Belmont einen frühern Bekannten erkennt. Die beyden Reisepartheien vereinigen sich, Sidonie bezieht mit Viola eine elegante Wohnung in der Nähe von London, die beyden Männer gehen ihren gelehrten Forschungen zu Liebe ab und zu, in die Hauptstadt. Sidonie gelangt wieder zu einem schmeichelhaften Ansehen in der schönen Welt, Viola findet diese langweilig und zwingt die Männer sie mit nach London zu nehmen. Sidonie begleitet eine Frau von Stande nach Bath, und gefällt sich in der Huldigung, welche die Männer ihr darbringen. Belmonts Heiterkeit scheint indeß gestört, da doch Sidonie, die ihm rücksichtslos ergeben ist, nur seinem Willen zu leben wünscht. Er entdeckt ihr endlich, daß eine Gesellschaft Gelehrter, zu der auch Viola's Gatte gehört, eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient verabredet habe, der er sich anschließen will, und beschwört Sidonie ihn zu begleiten. Diese sieht den Augenblick gekommen, wo ihr Verhältniß zu Belmont endlich eine feste Gestaltung annehmen muß. Nach bitterm Kampf in ihrem Innern sucht sie ihn auf diese Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, und er beweist ihr mit der Heftigkeit der zärtlichsten Leidenschaft, daß die Ehe das Grab der Liebe sey, daß er ewig sie lieben werde, aber sie unglücklich machen würde, wenn jene Fessel ihn bände. Ein schmerzvoller Streit der Gefühle, ja der sittlichen Begriffe erfolgt, und endet damit, daß Belmont seiner Reise nach dem Orient entsagt, und ihr Verhältniß so innig und — so platonisch bleibt, wie bisher. Krisen dieser Art drohen solchen Verhältnissen, die von einer, ja von beyden Seiten redlich und rein geträumt seyn können, immer Verderben. Hier trat es von Belmont's Seite ein. Er ward launig, selbstsüchtig, hart. Ein un-

glücklicher Zufall verräth Sidonien, daß er Viola, welche keineswegs des deutschen Geologen Gattin war, sondern seit dessen Abreise nach dem Orient zu ihrem ehemaligen Handwerk zurückgekehrt, bey Astleys Kunstreitern die bewundertste Pferdebändigerin war, als seine Maitresse unterhalte. Jezt erwachte das Gefühl ihrer Würde; auf eine edle Weise trennt sie sich von ihm, und geht mit zerrißnem Herzen nach Deutschland zurück. Belmonts Charakter, so empörend er ist, scheint uns der consequenteste der Geschichte. Wir brauchen nicht Wehe über ihn zu rufen — er trägt den Fluch des grausamsten Zwiespalts durchs Leben.

Nach einigem Umherschweifen in Deutschland, wobey die arme Sidonie von den Folgen ihrer ersten Unvorsichtigkeiten gepeinigt wird, läßt sie sich im Holsteinischen nieder. Ein Holsteiner Forstmann, der sie in England, in einem sehr kritischen Augenblick einmal sah, und ihr Leben oder Ehre rettete, hatte eine glühende Leidenschaft für sie gefaßt; er findet sie unerwartet in Holstein wieder, und bald ist Sidonie in gleicher Leidenschaft für ihn befangen. Beyde sind in ihrem fünf und zwanzigsten Jahr, Sidonie also durch ihre vergangnen Schicksale und ihr Geschlecht viel zu reif für den ganz neuen Jüngling. Falkenberg, so heißt er, ist gut geschildert. Für diesen einfachen, reinen, festen, innigen Menschen, ward Sidonie durch ihr Unglück ein Gegenstand der Ehrfurcht, denn er glaubte an ihre Reinheit, und ihre Thorheiten verjüngten sie, da sie ihr das Bedürfniß eines Vormundes aufdrangen, und er dessen Ansehn über sie gewann. Allein die Erfahrung hat Sidonie nicht gewitzigt: ihre neue Leidenschaft führt wie jede ihrer Empfindungen Stürme herbey; von der Einsicht gepeinigt, daß sie, die Sturmgeschlagne, Schiffbrüchige an Ruf und Herzen, nicht das jugendfrische Daseyn ihres neuen Lieblings an sich ketten soll, will sie ihm noch am Tag vor der Hochzeit entsagen; da tritt Belmont, aus dem Orient zurückkehrend, bey ihr ein und hält ihr eine Standrede, die eine gänzliche Anerkennung ihrer überspannten Ansprüche ans Leben in ihr entwickelt, und sie dem wackern Falkenberg in die Arme führt.

Die Absicht der Verfasserin uns zu zeigen, welches Unheil die irrigen Ansprüche an das Glück herbeyführen, ist dankenswerth. Sidoniens Unglück entstand aber nicht sowohl daraus, daß sie Chimären verfolgte, als daß sie den wirklichen Bestand des Glückes gar nicht kannte. Sie ist eine reine Egoistin, denn sie mag streben oder leiden, so ists ihr um angenehme Empfindung zu thun; deshalb wirkt auch Zeit und Erfahrung keineswegs auf sie, und es hätte nur von der Verfasserin abgehangen, ihre Heldin noch zehn Mal durch ihre Ungebührlichkeiten dem rohen Tadel, der verletzendsten Demüthigung auszusetzen. In ihr hatte die Erfahrung keine hellere Lebensansicht entwickelt. Die erste wahre, aber höchst schmerzliche Theilnahme, die sie uns einflößte, erregte ihr laut sich aussprechendes Gefühl des Mißverhältnisses ihrer Ansprüche und ihres Alters. Falkenberg wird schwerlich glücklich seyn an Sidoniens Seite — möge sie sich vor dem Bewußtseyn hüten, ihn unglücklich zu machen. — Und was könnte dieses Unglück, dieses Bewußtseyn abwenden? — Ein sehr prosaisches Mittel: daß Sidonie die Pflichten des täglichen Lebens erfüllen, daß sie Hausfrau zu seyn lernte — von dieser Fähigkeit zeigt aber ihr ganzes Leben keine Spur.

D i c h t k u n s t.

Mosaik. Heinrich des Vierten erste Liebe. Ein Gedicht in drey Gesängen. Von W. v. Normann. Constanz bey W. Wallis. 1828. 172 S. 8.

Wer kennt nicht die Episode aus des großen Königs Leben, die schon so oft Stoff gab zu Erzählungen und Novellen, mit welcher er die Reihe der Liebesgeschichten begann, die alle etwas Eigenthümliches hatten, aber gleichwohl nicht zu den Lichtpunkten in Heinrichs Leben gezählt werden dürfen? Wer kennt die unschuldige und heiß liebende Fleurette nicht, die wie so manche Andere die Ruhe ihres Herzens dahin gab, um gleich der geknickten Rose langsam zu welken? Wohl ist das liebliche Wesen es werth, durch die begeisterten Worte des Dichters gepriesen und verherrlicht zu werden, und wehmüthig gestimmt legen wir die Blätter aus der Hand, die manche angenehme, manche tief ergreifende Empfindung in unsern Herzen erregt haben. Der Titel: „Mosaik" läßt den Leser vermuthen, daß er eine aus verschiedenartigen Stücken und von abwechselndem Farbenglanz zusammengesezte Dichtung in die Hände bekommen wird, und deshalb muß es ihm scheinen, als tauge dazu eine einzelne Geschichte nicht. Gleichwohl tragen die Blätter die Ueberschrift nicht mit Unrecht, denn der Verfasser hat sich von dem raschen Pegasus, den er nicht bändigen zu können versichert, wenn nicht in allen vier Welttheilen, doch in dreyen derselben herumtummeln lassen, und seiner Abschweifungen sind so mancherley, daß wirklich ein dem Mosaik ähnliches Ganze daraus entsteht. Dieses Ganze nun aber ist keineswegs weder unbedeutend noch verwerflich, obschon zuweilen an einzelnen Stellen die Strophen etwas holpricht und die Reime mit Gewalt herbeygezogen sind, auch ein Geist des Unwillens und der Geringschätzung sich gegen das fränkische Volk ausspricht, der wohl nirgend an seinem Platz seyn dürfte, vorzüglich aber dann unangenehm auffallen, wenn der Held des Gedichts einer der ersten und vorzüglichsten Menschen jenes Volkes war. Des Verfassers augenscheinliches Bestreben, einen viel berühmten und gepriesenen englischen Dichter nachzuahmen, ist ihm an einigen Stellen geglückt, an anderen aber ist d..

Lieblichkeit seiner Gedanken und seiner Gemälde dem inneren Gefühle der Menschenbrust weit anziehender und es blickt ein viel gemüthlicherer Geist hindurch als in den meisten von Lord Byrons Gedichten. Er berührt im Vorübergehen manches, was ungemein ansprechen muß: die verkehrte Erziehung der Söhne, welche in die Fesseln der Schulgebräuche geschmiedet, von den Lehrbänken ohne Lebenserfahrung und oft ohne die geringste Kunde von Lebensweisheit nach der Universität gesendet worden, die Schreiblust der Frauen mit ihrem gehaltlosen Wesen bey glänzender Außenseite, und die Leerheit der gesellschaftlichen Kreise trifft ein sehr wohl angebrachter Spott, über dessen Richtigkeit man es auch vergißt, daß zuweilen eine allzuschroffe Ansicht der Dinge, ein Lebensüberdruß und eine seinem hohen Vorbilde abgeliehene Unzufriedenheit mit der Welt in allen ihren einzelnen Theilen hervor schaut, die niemals dem friedlichen und gemüthlichen Leser gefallen kann. Wo von dem Blick der rosigen Kinderzeit, wo von den schönen Täuschungen die Rede ist, deren sich das Herz so ungern und so langsam entwöhnt, da scheinen den Dichter die Geister hingeschwundener Seligkeiten festzuhalten, seine Verse werden fließend, seine Worte sprechen innige Begeisterung aus.

O Zeit der Jugend, wie noch unbefangen
Und unschuldsvoll wir kindlich froh gespielt,
Verlornes Eden, ach, du bist vergangen
Auf immer, immer! keine Thräne kühlt
Das brennende, das pochende Verlangen
Der kranken Brust nach dir. Erziehung stiehlt
Dich uns! Sie lügt von einem Kelch voll Freuden,
Zwingt ihn uns auf, wir leeren ihn — und Leiden

Sind unser Loos! Dann ists zu spät, es führen
Nur alle Wege vorwärts, keiner bringt
Uns in den Tempel wieder, dessen Thüren
Vergangenheit bewacht, vergebens ringt
Der Wandrer seine Hände, sie zu rühren,
Ja selbst der blaßen Reue Bitte bringt
Ihr nicht zu Herzen. Wir sind reich geboren.
Gibt uns vielleicht der Tod, was wir verloren?

Eine reine Vaterlandsliebe, der Wunsch dieses theure Vaterland mit allen seinen Einrichtungen in höherer Vollkommenheit dastehen zu sehn, spricht sich an mehreren Orten mit einer Leidenschaftlichkeit aus, die es bezeugt, daß das heiße Herz des Dichters noch nicht von dem kalten Hauche der Politik und Konvenienz berührt worden ist. Doch findet man keine tadelnswerthen, keine anmaßenden Aeußerungen, nur die harmlosen Träume eines Gemüthes, das sich gewöhnt hat, bey dem Namen: „Vaterland" auch zugleich die innigsten und uneigennützigsten Beziehungen zu demselben sich zu denken. Das beweisen vorzüglich die Strophen 94 — 97 des 3ten Gesanges *); wo der Dichter von Deutschland sprechend sich also äußert:

Es liegt ein alter Fluch auf deinen Gauen!
Seit ersten Zeiten hat der Fürsten Zwist
Zerrißen dich mit seinen scharfen Klauen,
Und in der Wunde fleischte fremde List:
Aus den mit Bürgerblut gedüngten Auen
Schoß endlich jezt noch reife Saat! Du bist
In deinem Mark vergiftet, denn es haßen
Sich deine Stämme, — werdens nimmer lassen.

Und so gesprengt, ein Spiegel, der zerschlagen
In Theile nicht, in Theilchen selbst zerstückt,
Zeigt Nord und Süd zwey Reiche, ohne Zagen
Bereit zum Kampf mit einer Welt! Gedrückt
Hat sie der Feind, jedoch empor getragen
Von ihren Völkern, lorbeerreich geschmückt,
Sind aus dem Schutt die Adler aufgestiegen,
Reich an verjährten nicht, an neuen Siegen!

Ach wären wir ein Volk, nach freyen Rechten
Von altem Fürstenhaus beherrscht! Das Blut
Des Deutschen wallt, für seinen Herrn zu fechten
Und um den Vorrang streitet Treu mit Muth.
Bis heut, seit jener Zeit, wo wild sie zechten,
Mit ihren Herrschern hielten stets sie gut!
Verrath selbst lehrte sie nicht sich empören!
Von welchem Volk kann man dasselbe hören?

Europa gährt, und was die künft'gen Zeiten
Gebären, liegt in Nacht; des Dichters Wort
Verhallt im rauhen Lärm der Wirklichkeiten
Und seine Wünsche trägt ein Luftzug fort!
Er sieht der Heimath Kämpfe sich bereiten!
Liebt Euer Volk, Ihr Fürsten, und ein Hort
Wird es Euch werden in den heft'gen Stürmen
Zu denen sich im Osten Wolken thürmen!

Daß der Dichter die Wahrheit berichten mußte, daß er nicht den liebenswerthen aber wankelmüthigen Heinrich zum treuen Ritter und die arme verzweifelte Fleurette zu einem muthigen Weibe mit der Heldenseele umschaffen durfte, das begreift sich leicht. Wer es ihm zum Vorwurf machen wollte, daß er eben diesen Gegenstand zu seinem Gedichte gewählt, und nicht einen andern vorgezogen habe, dessen Moral reiner und in die Augen fallender sey, der dürfte gefragt werden: ob die Moral nicht schon darin liege, daß auf den Fehler die unausbleibliche Strafe gefolgt sey, daß im Momente des höchsten Genusses die Nemesis die Arme ereilt habe, die dem Geschlechte zugehörend, welches vorzugsweise und oft ungerecht sowohl Tadel als Strafe trifft, es nicht vermochte, die eine und den anderen zu ertragen, und deshalb dahin eilte, wo sie eine höhere Milde erwartete, als die Menschen ihr gegeben haben würden. Der Dichter darf wohl am ersten in seinen Versen Dinge berühren, die in dem gewöhnlichen Leben nicht gefunden werden sollten oder getadelt werden müssen, wenn sie sich ereignen; seine Elegien versöhnen die strengen Sittenrichter mit dem, was Vernunft und Ueberlegung nicht billigen können. Bey diesen bittet Fleurettens leise Klage um Nachsicht mit denen, die das Leben und seinen Schmerz nicht zu tragen vermögen, und an ihrem Ohre vorüberziehen die Laute:

„Ich habe genossen das irdische Glück
„Ich habe gelebt und geliebet!"

*) Diese vier Strophen finden sich nicht in allen Abdrücken des Buches und dürfen auch darum schon hier am rechten Orte stehen.

N°. 20.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 10. März 1829.

Zeitgeschichte.

Mémoires historiques et militaires sur les événements de la Grèce, depuis 1822 jusqu'au combat de Navarin; par Jourdain, colonel au service du gouvernement grec. II. tomes. Paris, 1828.

Nach längerer Zeit wieder einmal eine Schrift über Griechenland, von einem Philhellenen! Das soll aber für sie kein Tadel seyn, denn daß sie die Anzahl der frühern vermehrt, ist weniger ihre Schuld, als die der früheren, die leider — besonders ist von denen deutscher Philhellenen die Rede — gar nicht hätten erscheinen sollen. Von allen bisher über den griechischen Freyheitskampf bekannt gewordenen Schriften ist sie die umfassendste, denn sie verbreitet sich über die Zeit vom April 1822 bis zum Okt. 1827, indem sie, keineswegs über alle einzelnen Ereignisse dieser Zeit mit gleicher Genauigkeit berichtend, zwar nur Materialien zu einer künftigen Geschichte jenes Kampfes, aber doch recht brauchbare Materialien, enthält. Ihr Verfasser ist bereits in früheren Schriften über Griechenland, von Franzosen und Deutschen, rühmlich genannt worden, theils in Betreff seiner militärischen Kenntnisse und diessfallsigen Brauchbarkeit für Griechenland (er war früher französischer Fregattenkapitän), theils in Beziehung auf seinen uneigennützigen und thätigen Eifer für die Sache der Griechen, wofür auch schon seine Ausdauer im Dienste derselben spricht. Seine Memoiren sind vorzüglich interessant in Betreff der innern Angelegenheiten Griechenlands, der Faktionsstreitigkeiten, über welche sie, mit Rücksicht auf die hiebey leitenden Intriguen, in der That neue und wichtige Aufschlüsse gewähren. Schon seit Anfang 1824 gab es in Griechenland eine englische und eine französische Partey, und wenigstens der englischen gibt der Verf. nicht nur Intriguen mancher Art, sondern auch geradezu eine allerdings unpatriotische und verderbliche Verbindung mit der englischen Regierung selbst Schuld. Als Agent derselben bezeichnet er vorzüglich den Kommandanten der englischen Flotte im Archipelagus, Hamilton; er nennt diesen, unter andern, als den Urheber der Erklärung vom Juli 1825 und Mai 1826, wodurch die damalige griechische Regierung den Schutz und die Intervention Englands zur Vermittlung des Friedens mit der Pforte in Anspruch nahm; er schreibt ferner den Plan der Expedition des Ibrahim Pascha nach Morea (im J. 1824) nur der Politik des englischen Kabinets zu, und ein hier (II. 140) wieder abgedruckter Brief an Ibrahim, d. d. 17. Juli 1825, macht es allerdings nicht unwahrscheinlich. Der Verf. theilt über diese Intriguen der englischen Regierung und der englischen Partey in Griechenland so genaue und specielle Nachrichten mit und hat sogar selbst in diese Angelegenheiten, insofern er die Rechte der griechischen Nation dagegen kräftig und öffentlich in Schutz nahm, so thätig eingegriffen, daß man dem, was er Thatsächliches hierüber erzählt, wohl Glauben beymessen kann. Indeß darf nicht übersehen werden, daß es ein Franzose ist, der uns dies Alles sagt, daß Manches mit frühern Angaben, wie man sie z. B. in der Briefsammlung des Engländers Stanhope findet, in Widerspruch ist, daß der Verf. nicht selten hier und da Intriguen einer Partey gefunden zu haben scheint, wo ihn selbst nur eine andere Ansicht der Dinge leitete. Als das Haupt der englischen Partey in Griechenland bezeichnet er Alex. Maurokordatos; ein Umstand, der, wenn man die in den vorliegenden Mémoires ausgesprochenen Urtheile über ihn liest, die Befangenheit des Verf. nur gar zu leicht erkennen läßt. Noch ehe der Verf. von einer englischen Partey spricht und damit einer solchen das politische Benehmen des Maurokordatos in Verbindung setzt, sogleich bey der ersten Gelegenheit, wo J. mit ihm (im Mai 1822) zusammenkommt, erkennt er in ihm „mehr Ambition und Intrigue, als Fähigkeit,“ spricht er von seinen Prätentionen und seinem Streben nach der höchsten Macht (I. 51. 34), und da, wo er von dem den Philhellenen so unglücklichen Treffen bey Peta (4. 16. Juli 1822) berichtet, wirft er die ganze Schuld dieses Unglücks auf Maurokordatos, da sie doch bisher von allen, die hierüber berichtet haben, nur dem Verrathe des Gogo zugeschrieben worden ist und wohl

auch nur diesem zugeschrieben werden muß, und spricht von seinen ehrgeitzigen und gefährlichen Plänen (I. 88. 89), zu deren Erreichung er sich mit einigen Gliedern des Senats verbunden habe. Endlich geht er sogar so weit, der genannten englischen Partey fast alles Unheil, das Griechenland durch die Invasion des Ibrahim im Jahre 1825 erlitten, zuzuschreiben, von Maurokordatos und einigen andern zu sagen, daß sie (1824) den Bürgerkrieg veranlaßt, die Einkünfte Griechenlands, das aus dem Verkaufe der Nationalgüter und der englischen Anleihe gelöste Geld vergendet, die Preß- und Gedankenfreyheit unterdrückt haben, u. s. w. (II. 153); den Lord Byron, von dem kaum zu glauben ist, daß er sich zur Erreichung der Absichten der englischen Regierung habe brauchen lassen, und den Obrist Stanhope, dessen Briefe wenigstens das nicht vermuthen lassen und einer solchen Deutung eher im Wege zu stehen scheinen, soll M., zur Erreichung der Pläne seiner Partey, an sich gezogen haben u. s. w. Selbst offenbare Betrügereyen werden dem M. zur Last gelegt (II. 200. 214). Ueber Thatsachen dieser Art hat Ref. kein Urtheil, aber was die hier ausgesprochene, in einer Reihe von Beschuldigungen durch das Buch sich durchziehende, Deutung der Rolle, welche M. gespielt haben soll, anlangt, so muß er bemerken, daß es dem Versuche, ihm die Absicht und das System, Griechenland an England zu verkaufen, unterzulegen, noch an der nöthigen Unparteylichkeit der Entscheidungsgründe fehlt. Wenn allerdings schon von Andern dem Maurokordatos erst (1822) ein Hinneigen zu den Franzosen, dann (1825, 1826) zu England vorgeworfen, wenn ihm sogar (1824) Schuld gegeben worden ist, Morea an England verkaufen zu wollen und nach dem griechischen Throne zu streben; so ist doch die Anklage, wie sie hier geltend gemacht wird, noch zu wenig motivirt, und der Ankläger selbst ist nicht ganz unverdächtig. Nachdem im Juli 1825 die englische Partey, nach Jourdain's Aussage, die Berufung der griechischen Regierung auf den Schutz Englands herbeygeführt hatte, äußerte sich J. öffentlich gegen eine solche verderbliche Maßregel. Er ward deshalb im August 1825 in Nauplia gefänglich eingezogen und bald darauf bedeutet, Griechenland zu verlassen. Alle diese und ähnliche Maaßregeln gegen sich schreibt er dem Maurokordatos zu. Dagegen müssen die günstigen Urtheile, die, außer vielen Philhellenen, namentlich sogar Stanhope ausspricht, für Maurokordatos angeführt werden, wollte man auch seine Handlungen selbst nicht gelten lassen; noch kann er selbst dagegen sagen, was er im Mai 1824 an den bekannten Philhellenen Blaquiere schrieb: „Man hat behauptet, ich habe Griechenland an England verkauft. Noch steht Griechenland, und die Ueberbringer meiner Briefe nach England wissen wohl, was sie enthielten und ob ich mein Vaterland verkauft habe. Ich glaube, ihm Dienste geleistet zu haben; das war meine Pflicht. Jezt heißt es, ich wollte einen Despoten; nein, gerade weil ich keinen will, werde ich angeklagt. Ich wünsche, daß die Gesetze herrschen und nicht von hundert Despoten abhängen, die sie mit Füßen treten. Ich habe stets das Beyspiel des Gehorsams gegeben und bin noch bereit dazu; wenn es aber beschlossen ist, daß Griechenland zu den Füßen eines Militärdespotismus fallen muß, so will ich weder das blinde Werkzeug noch der gehorsame Diener dieser neuen Tyrannen seyn." (S. „Griechenland in den Jahren 1823 und 1824" u. s. w. Von L. Stanhope. Deutsch, Weimar, 1826. S. 333.) Feinde hat allerdings Maurokordatos in Griechenland gehabt, und wie Stanhope selbst durch einen solchen gegen ihn eingenommen worden zu seyn fast ausdrücklich zugibt, so müssen überhaupt die ungünstigen Urtheile über M. geprüft werden, ehe man ihnen einigen Werth beylegen kann. Allerdings hat auch schon der Franzose Villeneuve in seinem „Journal fait en Grèce" (1827) bemerkt, daß die Berufung auf den Schutz Englands — im Juli 1825 — von Feinden der griechischen Freyheit ausgegangen, daß Maurokordatos die Seele dieser englischen Partey gewesen sey, und in den ehrgeitzigen und unpatriotischen Absichten dieser Partey gehandelt habe, nicht ohne tyrannische Maaßregeln. Allein noch hat eine solche harte Beschuldigung zu sehr den Anstrich von Parteylichkeit, und die Unmöglichkeit einer mildern Deutung des Benehmens des M. ist noch nicht dargethan. Sagt in den vorliegenden Mémoires der Franzose Jourdain, daß Maurokordatos und seine — die englische — Partey an Griechenland schlecht gehandelt und ihm nicht wenig geschadet habe, so ist das früher und nicht ohne Grund von der sogenannten Militärpartey, der M. entgegen zu arbeiten mit Recht suchte, bemerkt worden; wird hier, zu Gunsten des Demetrius Ypsilanti, dem M. Ehrgeiz und Herrschsucht vorgeworfen, so hat sich jener, Ypsilanti, zu manchen Zeiten des griechischen Kampfes theils ehrgeitziger Absichten schuldig gemacht, theils selbst der den Plänen der Griechenland so verderblich gewordenen Militärpartey hingegeben. Es ist zu wünschen, daß die in der Schrift von Jourdain gegebenen Aufschlüsse über die Rolle des Alex. Maurokordato und seine Beziehungen zur Politik Englands näher geprüft und beleuchtet werden; zur Zeit kann Rec., was die Mittheilungen über die Politik Englands und die Intriguen seiner Agenten in Betreff der Angelegenheiten Griechenlands anlangt, nach dem früher hierüber bekannt gewordenen demselben nur Glauben beymessen, in Betreff des Maurokordatos aber muß er andere Angaben abwarten, ehe den hier mitgetheilten durchaus zu trauen ist. So viel ist einleuchtend, daß die auswärtige Politik und ihre Intriguen theils einzelne Unglücksfälle der Griechen allerdings verschuldet, theils die Faktionsstreitigkeiten im Innern Griechenlands veranlaßt und genährt haben. Man

hätte sich in der That hierbey bisweilen des Virgilianischen: „timeo — et dona ferentes“ doch besser erinnern sollen! — Uebrigens kann Rec. nicht unterlassen, zu bemerken, daß der Verf. der Mémoires, der doch selbst auch eine französische Partey in Griechenland erwähnt, Nichts von den etwanigen Intriguen dieser uns berichtet hat, so wie er z. B. bey der Absicht, dem Sohne des Herzogs von Orleans die Krone von Griechenland anzubieten, die, nicht ohne Antheil des General Roche, des Agenten des Pariser Griechenvereins, hieran, im J. 1825, in Griechenland zur Sprache kam, Nichts davon mittheilt, ob auch hierbey Alles mit rechten Dingen zugegangen sey.

Den Nutzen, den die Mémoires von Jourdain gewähren, insofern sie zur geographischen, statistischen und militärischen Kenntniß des Landes beytragen, will Rec., als einen untergeordneten, nicht sehr hoch anschlagen. Wohl aber können sie im Allgemeinen zur Würdigung des griechischen Volkes und des Charakters, den der Freyheitskrieg selbst angenommen, dienen, und Rec. bemerkt das um so mehr ausdrücklich, als noch immer Vorurtheile gegen die Griechen geltend gemacht und hin und wieder falsche und ungegründete Vorwürfe gegen sie ausgesprochen werden. Der Verf. ist keineswegs für die Griechen eingenommen, aber er fragt bey Würdigung der Wirkung nach der Ursache derselben, er legt nicht dem Volke die Fehler und die Schlechtigkeit Einzelner zur Last, so wie er diese nicht verschweigt und das an dem Volke Tadelnswerthe nicht ungesagt läßt. In dieser Beziehung ist die Bemerkung, die er Thl. I. S. 94 macht, beachtenswerth. „On ne peut voir, sagt er, sans étonnement, qu'un peuple, auquel les fers, dont il a été accablé si longtemps, auraient dû communiquer quelque chose du caractère atroce de ses oppresseurs et les moeurs lâches et cruelles compagnes de l'esclavage, ait déployé dans cette guerre autant de générosité.“ — Besonders will Rec. noch, was den historischen Werth der Mémoires betrifft, bemerken, daß J., unter anderm, von der griechischen Regierung gewählt ward, die Rechte der griechischen Nation auf dem Kongresse von Verona zu vertreten, und daher bey Gelegenheit der Mittheilung über diese fruchtlose Gesandtschaft nicht nur mehrere interessante Details, sondern auch manche nicht werthlose Aktenstücke, (z. B. die Schreiben an Gonsalvi, an die versammelten Monarchen, an den Papst, theils von Seiten der griechischen Regierung, theils der Gesandten) mittheilt. (Unter andern Gründen, warum man die Abgesandten der griechischen Regierung bey dem Kongresse nicht zulassen könne, ward aufgeführt, daß der Graf Metaxas, einer derselben, von Cephalonia verwiesen worden sey. Allerdings war er wegen seiner Theilnahme am Kampfe der Griechen seiner Güter und Bürgerrechte vom Gouverneur der jonischen Inseln für verlustig erklärt worden.) Ferner ward J. im J. 1823 nach Paris gesandt, um besonders eine Anleihe zu Gunsten Griechenlands zu bewirken, und auch sonst auf mögliche Art für dasselbe sich zu verwenden, bey welcher Gelegenheit er, Namens der griechischen Regierung, mit dem Orden der Malteserritter in Verbindung trat, dem die Insel Rhodus abgetreten werden, und welcher der griechischen Regierung durch eine Anleihe Finanzmittel verschaffen sollte; aber die Sache zerschlug sich, und die Anleihe ward nachher im J. 1824 in London gemacht. Auch über diese Angelegenheit, das Projekt der Wiederherstellung des Ordens der Malteserritter betreffend, hat der Verfasser interessante Aktenstücke mitgetheilt, wie denn überhaupt unter der Rubrik: „Pièces justificatives“ Dokumente mancher Art, wichtige und bisher unbekannt gewesene, neben freylich schon bekannten und unbedeutenden, am Schlusse eines jeden Bandes enthalten sind. Leider muß Rec. noch bemerken, daß es der Herausgeber mit der Orthographie der Eigennamen nicht gar zu genau genommen hat.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder eines fahrenden Schülers von Wilh. Wackernagel. Berlin bey Laue 1828.

Der junge Dichter, von dessen Bruder R. Wackernagel wir früher wohl hie und da zerstreute Gedichte lasen, gehört zu der Zahl der „Minne-Liederlichen,“ wie Fr. Aug. Wolf den seligen Wilh. Müller von andern Müllern scherzhaft zu unterscheiden pflegte. Wie nämlich in der vergangenen Zeit das sogenannte klassische Alterthum für Dichter und Prosaiker das einzige Vorbild gewesen, so hat sich neben jener Nachbildung englischer, italienischer, spanischer und morgenländischer Muse in den altdeutschen Dichtungen ein reichhaltiger Quell frischer Herzstärkung ergossen, aus der man Wiederverjüngung in ungeschmückter Kindlichkeit trank. Es bedurfte nach der Perücken- und Haarbeutelzeit einer solchen Wiedergeburt. Freylich soll hier von keinem Zurückgehen zu Ungelenkheit die Rede seyn, so wenig in der Malerey die Nachäffung der starren anatomischen Leibesformen und der steifen Gewandfalten uns in der Kunst weiter führt; aber so wie in den altdeutschen Bildern Haltung, Geberde und Zusammenstellung der Personen das Gepräge inneren Lebens tragen, so in den alten Liedern eine sinnige, wir möchten sagen Fleisch gewordene, nicht durch Verstand verflüchtigte Gemüthsbeschauung, die sich ohne Schmuck und Prunk ergießt. — Aus diesem Lebensborne scheint W. Wackernagel tiefe Züge gethan zu haben,

wie es aus dem Gedicht „des Knaben Wunderhorn“ als seine eigene Ansicht hervorzublicken scheint:

Zum Zauberberge sprengt er vor,
Erschließt mit Schall das verborgene Thor,
Es erwachen die Ritter und Jungfraun hold;
Neu glänzt an der Sonne das alte Gold.

Treue Liebe ist der Grundgedanke seiner Lieder. Ueber alle liegt eine gewisse Wehmuth als Schleyer ausgebreitet, in einigen wird sie zur Ironie, wie in der Perlenschnur:

Zur Faschingszeit im Winter
Da war ich auch nicht weise,
Ich band mir eine Perlenschnur
Aus hellem klaren Eise.

In diesem heißen Lenze
Da ist am Scheln der Sonnen
Mir meine schöne Perlenschnur
Im Wasser all' zerronnen.

Was tropft mir aus dem Auge?
Was brennt mir auf der Wange?
Ich meint', ich hätt' die Perlenschnur
Verloren also lange.

Unter den Gedichten mit literarischer Beziehung finden sich leider auch sechs Gedichte auf M. G. Saphir. Treffender meistens sind die, züm Theil nur „namenlosen Xenien,“ worin sich wenigstens ein waches Auge für die Abirrungen unserer Poesie, und ein jugendlicher Uebermuth kund gibt, der sich zulezt ausspricht:

Alle höhnst du, keinen schonst du;
Kannst du denn was Bessers machen?
Davon ist hier nicht die Rede,
Sondern nur vom besten Lachen.

Müllner, Raupach, Houwald, Klingemann, Förster, Willibald Alexis und J. H. Voß sind bey ihrer schwachen Seite gepackt, also ist vom Autoritätsglauben beym Verf. keine Rede. Vielmehr trifft sein „Froschgeschrey im Lenz“ das lallende Nachbetervolk des großen Bekannten gewiß gründlich:

Die ganze Welt ist anders jezt,
Seit er sie auf den rechten Fleck gesezt.
Drum macht sie vor Sr. Excellenz
Auch billig die tiefste Reverenz.

Zwölf Lieder in mittelhochdeutscher Mundart schließen den Kranz und belegen augenscheinlich unser obiges Urtheil über des Verf. Studium. Schon vor zwey Jahren hatte sich W. W. den Spaß gemacht, ein eigenes, angeblich aus einer alten Handschrift entlehntes Bruchstück eines Gedichtes drucken und zu mehrerer Beglaubigung der Aechtheit mit einem scheinbar antiken Holzschnitte versehen zu lassen. Mehrere anerkannte Sprachforscher des Alt-Germanischen hatten sich täuschen lassen, und bereits Scholien, Glossen und Hinweisungen dazu gemacht, als zu ihrem Aerger der Scherz verrathen ward. Auch diese zwölf Lieder haben die Mundart und den Geist jener alten Dichtungen gut und doch frey nachgebildet. Möge zur Probe eines derselben folgen, woran sich unsere freundlichen Leserinnen versuchen mögen:

Spar dich der riche got gesunt
Der vlêge ich in tûsent stunt
Unde wis dû min je getriuwe
Liep, viel reines magedin:
So mac ich wol gemeit sin.

Des brunnen grund ist riuwe und leit
Dâ man daz wazzer in treit
gelogeniu minne und valschiu liebe
Die berent dicke leet und zorn
Und hant nâch süeze scharpfen dorn.

Dâ liep von herzeliebe schiet
Dâne wehset gras noch blumen niet
Unde gelwet die liehte gilije
Die rôse vallent ab ir zwi
Dane singet niemen vogeli.

„Du bist min, ich bin din
Des solt dû gewis sin
Du bist beslozzen in minem herzen.
Verloren ist daz sluzzelin
Du must iemer drinne sin.“

Wenn dieser Versuch in dem mittelhochdeutschen Dialekt auch zu weiter nichts beytragen könnte, als uns jene Sprachformen wieder näher zu bringen, so hätten wir damit schon etwas gewonnen, und der Menge Leser, welche nur nach Adelung, Heinsius oder Heyse urtheilten, würde ein Schatz trefflicher Dichtungen eröffnet, während jezt sogar die herrlichsten Kirchenlieder wegen veralteter Sprachformen zurückgesezt werden, obgleich ihr Inhalt eine Begeisterung und eine Tiefe blicken lassen, die unsrer Zeit sehr zu wünschen wären.

C. D.

N°. 21.

Literatur-Blatt.

Freitag, 13. März 1829.

Geschichte.

Philosophie der Geschichte. In achtzehn Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1828. Von Friedrich von Schlegel. Zwey Bände. Wien, 1829, bey Carl Schaumburg und Komp.

Der plötzliche, mit der Erscheinung des vorliegenden Werkes beynah gleichzeitige Tod des berühmten Verfassers mußte zu einem Streit die Losung geben, nicht ungleich dem Streite homerischer Krieger um die Leichen ihrer gefallnen Helden. Hier sehn wir den göttlichen Achill um den Verlust des Patroklos, um die Beschimpfung seiner eignen Waffen rasen und dort wiederum Achill im Uebermuth des Sieges das edle Antlitz des gefallnen Hektor im Staube schleifen. Die Parteyen haben einander nicht viel vorzuwerfen, der Streit ist alt, von den Vätern geerbt, und beyde Theile haben beständig Repressalien geübt.

Ich darf wohl das fromme Amt eines Todtenpriesters übernehmen, und unbekümmert um der Parteyen Zwist der Leiche eines großen Mannes die gebührende Ehre erweisen. Gereinigt hat ihn der Tod von den Schwächen oder Fehlern der materiellen Natur. Diese sind mit ihm ins Grab gesunken. Nur sein unsterblicher Geist lebt unter uns fort.

Dieser Geist war ein reicher, fruchtbarer, großer Geist, und auch, wenn man ihn unfrey nennen könnte, Herkules würde selbst an Omphalens Spinnrocken noch Herkules seyn. Sollen wir den Schatten Samuels heraufbeschwören, soll der nun auch ruhende Voß wieder auftreten und fragen: „wie ward Fritz Schlegel ein Unfreyer?" Kann man nicht mit Wahrheit auf diese Frage antworten: der Verstorbene folgte frey dem Hange seiner Natur, dem Zuge seines Herzens, und der Mensch ist nur dann frey, wenn er seiner Natur folgt. Allerdings wurde Friedrich von Schlegel durch seine Neigung zu einer Partey geführt, und er hat den Charakter dieser Parteylichkeit nie verläugnet. Auch das hier uns vorliegende, sein leztes Werk, ist in diesem Sinne eine Parteyschrift zu nennen und voll Polemik gegen die entgegengesezte Partey, sogar voll Haß, der wieder Haß hervorrufen muß. Insofern haben seine Gegner ein unbestrittnes Recht, die Herausforderung zu erwiedern und ihn ritterlich zu bekämpfen; allein dieser Kampf darf nur der Sache gelten, die Person muß dabey aus dem Spiele bleiben. Man kann, darf und soll seine Sache angreifen, aber man soll ihm nur nicht persönlich vorwerfen, daß er diese Sache zu der seinigen gemacht hat, da offenbar seine ganze Natur dahinneigte. So völlig entschieden ist das Rechte bey keiner Partey, daß nicht auch große Männer und edle Geister zu der entgegengesezten hinneigen sollten. Wie das Recht, so ist auch das Genie ziemlich gleich auf beyde Seiten vertheilt, und sobald eine zu überwiegen anfängt, erfolgt auch wieder eine starke Rückwirkung von der andern. Dahin sollte man doch endlich übereingekommen seyn, daß Legitimität und Liberalismus, Katholicismus und Protestantismus sich die Waage halten, daß sich an beydes gleich viel Großes und Kleines knüpfen läßt, daß die Geschichte auf beyden Seiten gleich viel Herrliches und Gemeines hervorgebracht hat, und daß schon seit mehrern Jahrhunderten die größten Helden, Denker und Dichter nicht weniger wie die Massen der Völker auf beyde Seiten sich vertheilt haben. An diese historische Ansicht, die zugleich, wenn man will, eine ästhetische ist, halte ich mich wenigstens fest, und bin überzeugt, daß dies auch die Ansicht der Nachwelt seyn wird. Von dieser Ansicht aus will ich aber auch das lezte Werk des Herrn von Schlegel prüfen, und zu zeigen suchen, was darin von der Wahrheit, was vom Parteyhaß diktirt ist.

Das Werk behandelt die ganze Weltgeschichte von ihrem Anbeginn bis jezt, von einem philosophischen Standpunkt aus, und sucht die den Ereignissen zu Grunde liegenden Principe von denselben zu abstrahiren, gleichsam aus dem Körper der Geschichte ihren Geist herauszuholen. Die Resultate sind folgende: Schlegel sezt drey Urkräfte, die in aller Geschichte walten: 1) den freyen menschlichen Willen, der sich zum Guten oder Bösen, Hohen oder Niedern wenden kann; 2) die rohe Naturkraft, die in den Leidenschaften und Instinkten der Menschen eben so

konsequent wirkt, wie in der ganzen übrigen Natur, aber nur dann zur Herrschaft gelangt, wenn der Mensch seine Willenskraft mißbraucht und zum Thier herabsinkt; 3) die göttliche Vorsehung, die mit liebender Hand den Menschen aus dem Verderben zum Heil, aus der Gewalt der Natur zur Freyheit zurückführt und nach einem uns unerforschlichen Plan alle Geschichte zu einem heiligen und höchsten Ziele lenkt. Sofern nun die Menschen die ihnen verliehene Freyheit der Vorsehung oder der Naturkraft unterordnen, entstehn die zwey großen Erscheinungen der Legitimität und des Liberalismus, die beständig einander widerstreiten und deren Kampf einzig und allein die ganze Weltgeschichte ausfüllt. Das Kennzeichen der Legitimität ist Relativität, d. h. Rücksicht, Billigkeit, Liebe. Das Kennzeichen des Liberalismus ist das Absolute, d. h. ausschließendes Festhalten an einem Grundsatz, wenn auch alles darüber zu Grunde gehn müßte. Demnach ist die Legitimität immer historisch, jeder Zeit anpassend, der Liberalismus aber immer eigentlich antihistorisch, jederzeit um des Einen willen gegen alles Andre vernichtend. Beyde Prinzipe gehn durch alle Erscheinungen der Religion, des Staats und der Philosophie hindurch. Alles Absolute, also auch die absolute Autokratie, erscheint dem Herrn von Schlegel illegitim, und er spricht in diesem Sinn, Bd. II. S. 215, ausdrücklich von legitimen Rechten der Nachbarn von außen und des Volkes von unten im Gegensatz gegen despotische Willkühr. Man würde mithin sehr irren, wenn man seine Ansicht von Legitimität mit derjenigen verwechselt, die anderwärts herrschend ist. Er stellt nicht, wie die meisten Andern, die Legitimität dem Liberalismus als ein Absolutes dem Andern gegenüber, sondern als das Nichtabsolute. Selbst das Recht, die Freyheit, die Vernunft erscheinen ihm, sobald sie absolut werden, als Unrecht, Sklaverey und Unvernunft, und er verlangt dafür Billigkeit, Selbstbeschränkung, Liebe, als wesentliche Bedingungen alles Legitimen. Er nimmt an, daß es weniger auf die höhern oder niedern Gaben der Menschen, als auf die Anwendung derselben ankomme, und daß auch die edelste Gabe mißbraucht werde, sobald sie etwas Absolutes seyn oder erreichen will. Gerade das scheint ihm der Schlüssel zur ganzen Weltgeschichte, daß die göttlichsten Vorzüge der menschlichen Natur durch die Tendenz zum Absoluten in etwas Teuflisches verwandelt werden konnten und können. Mit dieser unläugbaren Wahrheit verknüpft er eine andre, die noch näher seinen Begriff von Legitimität bestimmen soll. Er erinnert nämlich daran, daß dem Absoluten, welches immer die Personen dem System unterordnet, die Persönlichkeit, als das Legitime, entgegengesezt werden müsse, und er findet das Vorwalten dieser Persönlichkeit und der mit ihr verbundnen Liebe und Billigkeit über das Absolute und der mit ihr verbundnen starren Ausschließlichkeit und grausamen Gerechtigkeit, vorzüglich im Christenthum, im altgermanischen Staatenleben, und in der schönen Durchdringung beyder zum christlichen Staate, in welchem der Monarch eben so persönlich nicht nach einem starren Gesetzesbuchstaben, sondern nach väterlicher Billigkeit das ihm vertrauende und an ihn glaubende Volk regiert, wie Gott in Bezug auf alle Menschen. Demnach sezt er diesem legitimen christlichen Staate auch ganz folgerecht nicht blos den Götzendienst des todten Gesetzes in der absoluten Republik, sondern auch den Götzendienst des absoluten Despoten, z. B. Ludwigs XIV., entgegen. Mich dünkt, die Billigkeit gegenüber der Gerechtigkeit und die Vorzüge der an das Persönliche geknüpften Relativität gegenüber dem Absoluten seyen noch nie so klar und erfolgreich gewürdigt worden, als hier. Dennoch hat sich der Verfasser der in der Theorie so sehr gerühmten Billigkeit praktisch bey seiner Schätzung der historischen Thatsachen nicht sehr befleißigt.

Man weiß, daß Friedrich von Schlegel an der Spitze derjenigen Partey unter den Historikern oder Geschichtsphilosophen steht, die im ganzen Gange der Weltgeschichte weniger ein Aufsteigen zum Ideal, als einen Abfall vom Ideal, oder wenigstens nur insofern ein Aufsteigen sieht, als damit eine Rückkehr zum verlornen Paradiese gemeint ist. Diese Ansicht wird hier sehr ausführlich entwickelt. Der Verfasser nimmt ein heiliges, mit höhern Kräften von Gott ausgestattetes Urvolk an, das sich von Stufe zu Stufe verschlimmert, und in dieser Degeneration geistig und physisch getrennt und zersplittert habe. Der Verfall ist ihm ein Mißbrauch der Freyheit und demzufolge ein Hinabsinken unter die rohe Naturgewalt. Weil aber über der Natur und der menschlichen Willensfreyheit erhaben eine göttliche Vorsehung die Geschichte lenkt, so nimmt er an, daß nicht durch die wieder zum Bessern sich wendende menschliche Freyheit, sondern durch Gottes Gnade und Offenbarung die Menschheit immer wieder aus jener Naturgewalt gerettet worden sey. Es ist charakteristisch, daß er eine Selbsterhebung des Menschen, wenn er einmal der Naturnothwendigkeit anheim gefallen, für unmöglich hält, und er befolgt darin eine so strenge Konsequenz, daß er sogar die prophetische Behauptung aufstellt, die durch die Reformation entstandne Verwirrung, in welcher wir der Naturgewalt einmal erlegen sind, werde nun und nimmer durch Menschenhand gelöst werden, sondern durch eine neue, unmittelbare, göttliche Einwirkung. Daraus folgt denn auch seine Ansicht von einer dreyfachen Offenbarung Gottes in der Geschichte. Gott der Vater habe sich ursanfänglich den ersten Menschen offenbart im Worte, dem himmlischen Erbtheil der ältesten Völker; zum zweyten Mal sodann Gott der Sohn in der Kraft, als Christenthum; und nun harren wir noch auf die Offenbarung des heili-

gen Geistes im Lichte der Erkenntniß, zu welcher die Geschichte hinneigt.

Der Abfall, die Entartung begann nach Herrn von Schlegel schon im patriarchalischen Urvolk selbst, und um so furchtbarer, je mächtiger jene ersten Menschen durch die höhern, ihnen von Gott mitgegebnen Kräfte waren. Daher die Gräuel der liberalen Kainiten, wodurch selbst die legitimen Sethiten angesteckt wurden, und deren Ende die Sündfluth war. Die Völker nach der großen Fluth sind kleiner und schwächer an Lastern, wie an Tugenden, je mehr sie sich vom göttlichen Quell ihres Ursprungs entfernen.

Von den bekannten Völkern der alten Welt nun gibt Herr von Schlegel eine sehr geistvolle Charakteristik, bey welcher ich indeß die Anordnung nicht billigen kann. Er beginnt mit den Chinesen. Ich glaube aber, daß unter allen möglichen Völkern die Chinesen, Phönizier und Holländer am wenigsten geeignet sind, eine Geschichte einzuleiten. Die Chinesen liegen an einem Extrem, und man sollte doch wohl in der Mitte anfangen. Diese Mitte hätte Herr von Schlegel ohne Zweifel bey den Indiern finden können, denen in jeder Hinsicht das Primat in Asien, wie den Griechen in Europa gebührt, wenn wir sie auch nicht gerade als Prototypen annehmen wollen. Von dieser, im Ganzen gleichgültigen Rangordnung abgesehn, scheint uns dasjenige wichtiger, was der Verfasser zum Unterscheidungsgrund der alten Völker macht. Einer an sich sehr nahe liegenden Analogie zu Folge, nimmt er gewisse psychologische Unterschiede auch als nationelle an, und indem er dem Menschen vier Grundvermögen zuerkennt, vertheilt er dieselben unter die vier alten Hauptvölker dergestalt, daß die Chinesen vorzugsweise die Vernunft, die Indier die Phantasie, die Aegypter den Verstand und die Juden den Willen repräsentiren sollen. Es wäre thöricht, solche Analogien für eine bloße Spielerey auszugeben; doch hätte der Verfasser wohl besser gethan, wenn er sich in diesem ersten Abschnitt seiner Geschichtsbeurtheilung nicht so streng an ihre Konsequenz gebunden hätte, da er sie schon beym folgendenden Abschnitt wieder fallen läßt. Mich dünkt, er hätte sein psychologisches Netz entweder über alle Völker bis auf unsre Zeit ausdehnen, oder auch an jene vier ersten Völker gar nicht erst anlegen sollen. Weit mehr ist er seiner Konsequenz in so fern treu geblieben, als er überall, wie schon vor der Sündfluth beym Kampf der Kainiten und Sethiten, den Antagonismus der Legitimität und des Liberalismus durchführt. Dieser tritt hervor bey den Chinesen in der Legitimität des Confu-tse, und in dem darauf folgenden Liberalismus des Rationalisten Tao-sse; bey den Indiern im Kampf der Braminen und Buddhisten, bey den Aegyptern in den Reibungen der Priester- und Kriegerkaste, und selbst bey den Juden in ihren Parteyen.

Was der in diesem Felde bekanntlich einheimische Verfasser über die Geistesrichtung, Philosophie und Poesie der Chinesen und Indier sagt, ist von dem größten Interesse und so gründlich gedacht und klar ausgesprochen, als nirgends sonst. Er verbreitet über jene dunklen Parthien altorientalischer Weisheit bey weitem mehr Licht, als von einer allgemeinen Uebersicht der Weltgeschichte sich erwarten ließ, und dies hat auch ein gewisses äußeres Mißverhältniß in der Anordnung des Werkes veranlaßt, indem wir weit über ein Drittheil desselben durchlesen müssen, ehe wir nur bey den Griechen und Römern anlangen, deren Charakteristik mit der ganzen antiken, mittelalterlichen und modernen Welt in die folgenden zwey Drittheile zusammengedrängt ist. Den Chinesen, Indiern und Aegyptern, welchen gleicherweise eine Tendenz zum Alten, ein Rückblick zum Ursprung und eine Abgeschlossenheit in sich selbst eigenthümlich ist, setzt der Verfasser theils die Juden mit ihrer prophetischen Tendenz, mit ihrem Vorblick in die Zukunft, theils die Perser mit ihrer Tendenz zur Eroberung und Völkervermischung entgegen. Die leztern führen uns erst aus der mythischen in die historische Zeit ein, und von Asien nach Europa, zunächst zu den Griechen hinüber.

Die Griechen werden vom Verfasser etwas kurz behandelt, indem er allerdings hier schon fast alles als bekannt voraussetzen konnte. Er sagt von ihnen in der That nichts neues, und das Bemerkenswertheste dürfte seine seltsame Vertheidigung der griechischen Demokratie seyn. Er hebt es nämlich nicht ohne ein gewisses Selbstbehagen hervor, daß die Griechen ungleich den Römern die Monarchen niemals gehaßt, ohne große Erschütterungen sie abgeschaft und wieder angenommen hätten. Ueberhaupt sucht er so viel nur immer möglich ihre Legitimität zu retten. Desto ungerechter ist er gegen die Römer. Sie sind ihm schlechterdings illegitim, und die sogenannte römische Tugend ist ihm nur ein blinder Götzendienst des Staats. Er äußert, seltsam genug, einen Haß gegen sie, als ob sie noch existirten. Dies steht in völligem Widerspruch mit dem, was er sonst von der einem Geschichtsforscher ziemenden Billigkeit sagt. Wenn er die Barbarey des Mittelalters keineswegs läugnet, jedoch mit vollem Recht verlangt, man solle dabey nicht vergessen, daß sie der Zeit gemäß, natürlich, nothwendig und darum zu entschuldigen gewesen sey, so ist durchaus nicht einzusehn, warum nicht die nämliche Entschuldigung auch auf die Römer angewendet werden sollte. Mit Recht findet es Herr von Schlegel abgeschmackt, daß die flachen, liberalen Aufklärer der jüngsten Zeit das ganze Mittelalter verdammt haben: wie mag er nun seinerseits die ganze alte Römerzeit verdammen?

Ich erlaube mir, hier eine Bemerkung anzuknüpfen, die mir Beherzigung zu verdienen scheint. Herr von Schle-

gel hat sich selbst gefragt welchen Maaßstab er bey der Beurtheilung einer historischen Erscheinung anlegen wolle, und dabey fand es sich, daß er einen theologischen, juridischen, ja sogar medizinischen Maaßstab im Vorrath gehabt (Bd. II. S. 220). Warum aber keinen ästhetischen? Diese Frage liegt doch wohl bey einem Koryphäen der Romantik, bey einem Freunde der Schellingischen Philosophie sehr nahe. Hätte Herr von Schlegel überall einen ästhetischen Maaßstab angelegt, er würde gewiß billiger geurtheilt haben. Jene Römerwelt, was sie auch Schreckliches ausgeboren, die Erhabenheit wird man ihr nimmer abstreiten können, und ich meine, das Erhabne hat ein Recht zu existiren, wie das Schöne; selbst das Schreckliche möcht' ich so wenig wie das Lächerliche aus dem großen Gemälde der Weltgeschichte hinwegwünschen. Warum ist Herr von Schlegel gegen die lächerlichen Chinesen nicht so streng, als gegen die furchtbaren Römer? Sehr viel würde sein Werk gewonnen haben, wenn er sich mehr von seinem ästhetischen Gefühl, als von einem vorgefaßten politischen Grundsatz hätte leiten lassen, wenn er die Weltgeschichte überhaupt nur wie ein schönes Kunstwerk um ihrer selbst willen betrachtet, und nicht so ängstlich darin die Beziehungen auf unsere politische Gegenwart gesucht hätte. Oder ist es nicht eine Aengstlichkeit zu nennen, wenn er schon in Kain, bey den Chinesen und sofort überall die zwey Gespenster, Napoleons Despotismus und den jakobinischen Freyheitsschwindel, hervorblicken sieht?

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Einige Gedichte aus der Sammlung der Schweizer-Reise von Albert Zimmerlin von Zofingen. Basel, im Verlage bey J. J. Holdenecker und Söhne. 1828. 48 S. 8.

Die kleine Sammlung von Gedichten, die hier den Freunden der Poesie angeboten wird, gehört freylich nicht unter die bedeutenden, indem bey ächtem Dichtergenie und der Begeisterung, welche die hohe, herrliche Gebirgsnatur des Schweizerlandes auch den prosaischen Seelen einflößen muß, unzweifelhaft weit mehr geleistet werden könnte, und vor allem die Unverständlichkeit zu tadeln ist, die mit ihren mystischen Orakelsprüchen die Vergangenheit enthüllen und die Gegenwart deutlich machen möchte, während sie mit unnützem Wörtergeklingel beydes nur dichter verschleyert. Liebe zu der Kunst und Anhänglichkeit an sein schönes Vaterland läßt sich indessen dem Verfasser nicht absprechen, und im Besitz dieser beyden Eigenschaften dürfte es ihm immer noch gelingen, mit der Zeit etwas tüchtigeres zu liefern, wenn er sich selbst überzeugen könnte, daß er den Gipfel des Parnassus noch nicht erstiegen habe, sondern sich blos am Fuße desselben befinde. Besonders wäre zu wünschen, er möchte sich einer einfacheren und dadurch verständlicheren Sprache bedienen, als es z. B. in den beyden folgenden Strophen geschieht, von denen die eine nebst vielen ähnlichen Schwestern in „Huldigung der Stadt Basel" sich findet; die andere aus „Schloß Orlesheim" entnommen ist:

Dir Benedikt, deß Name heisset Segen,
Der du dein Amt mit Bischofswürde führst,
Die Vaterstadt mit neuen Straßen zierst,
Der St. Johannis Vorstadt offne Länge,
Wo breiter Straße wich das alte Bette,
Ringsum erhob sich neuer Häuser Kette,
Zum Schattenplatz verwandelst Klostergänge,
Dir tritt das schönste Zeugniß hier entgegen.

— — — —

Ihr späteren Jahrhundert möget ruhen
Im Schooße niederer Vergessenheit.
Als Pfaffenkrug, der Landesvögte Ränke
Entweiheten des Rechts, der Kirche Bänke,
Entflohen war der Ritter Minne-Zeit,
Wo kaum die Kuh im Stalle durfte muhen.

Daß dem Dichter nicht alles Talent abgesprochen werden kann, daß er bey mehreren Natürlichkeiten, und wenn er nicht die edle, aber uneinträgliche Dichtkunst zu seiner alleinigen Beschäftigung machen, und mithin, koste es auch was es wolle, dichten müßte, allerdings auch Erfreuliches zu leisten vermöchte, das geht aus einigen Stellen hervor, die man mit Vergnügen liest. Ein Beyspiel davon mögen wieder zwey Fragmente liefern, von denen das erste einen Theil der „Peters-Insel-Fahrt der Großfürstin Helena" ausmacht, das andere in „dem Herbstmorgen" sich findet:

Seht Ihr vor Euch das Eiland
Mit den schattigen Hainen,
Und dem Kranze der Pappeln —
Wie es tauchet den Fuß
Nieder ins klare Gewässer?
Blauer erschließt sich der Himmel
Friedlicher grüßen die Schatten
Helena.

— — — —

Die Sonne steigt durch goldne Wolkenheere
Und licht umschleyert wachen Berg und Thal,
Die Nebel kämpfen mit dem Strahlenmeere
Und fliehen aufgelöset ohne Wahl.

Der See empfängt sie, und sie ziehen weiter,
Vermenget mit der Städte warmem Rauch,
Und steigen sie, so wird der Himmel heiter,
Und sanfter kost der Lüftchen zarter Hauch.

Lebt wohl, Ihr holden, friedlich stillen Thäler!
Mein Fuß entweicht zum öden Isarstrand;
Lebt wohl, Ihr kräftig großen Heldenmähler!
Ich denk an Euch im geist'gen Vaterland.

N°. 22.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 17. März 1829.

Geschichte.

Philosophie der Geschichte. In achtzehn Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1828. Von Friedrich von Schlegel. Zwey Bände. Wien, 1829, bey Carl Schaumburg und Komp.

(Beschluß.)

Indem aber Herr von Schlegel sich von den Gegenständen seines Hasses zu denen seiner Liebe, zum Christenthum, zu den Deutschen und zum christlich-deutschen Staate wendet, bleibt er nicht nur der Wahrheit vollkommen treu, sondern erschöpft sie mit tiefem philosophischen Geist. Ohne im mindesten zu übertreiben, spricht er hierüber nicht nur die richtigsten Ideen, sondern auch mit einer so überzeugenden Klarheit und gewinnenden Wärme aus, daß wir uns wundern müssen, so viel Gerechtigkeit und Maaß im Lobe neben so viel Ungerechtigkeit und Uebermaaß im Tadel zu finden. Seine Erklärung des christlichen Staatsprincips, auf die er im ganzen Werke den Ton legt, ist das trefflichste und fruchtbarste vielleicht von allem, was je aus seiner Feder geflossen ist. Es scheint allerdings ungerecht, alle frühern und spätern Staaten schlechterdings an diesem Richtmaaß messen zu wollen, da die historischen Bedingungen andre waren und andre geworden sind oder werden können; allein es ist unzweifelhaft, daß bey der Geschichte des Mittelalters, so weit es die abendländische Welt betrifft, nur dieser und kein andrer Maaßstab angelegt werden darf, und jede Geschichtsdarstellung, die anstatt dieses Maaßes etwa von antiken oder modernen Staatsmaximen ausgehn wollte, würde so fehlerhaft und schief seyn, als es die meisten dieser Darstellungen bisher wirklich gewesen sind. Jene unglückliche Inconsequenz des Verfassers aber, bey beständigem Predigen gegen das Absolute dennoch selbst alles absolut an seiner fixen Idee vom christlichen Staate wie in einem Prokrustesbette messen zu wollen, wo er denn freylich alles andre zu kurz oder zu lang finden muß, verleitet ihn auch zu einer Ungerechtigkeit gegen den Muhamedanismus, an dem er auch nicht das mindeste Gute, nicht einmal etwas Poetisches lassen will. Sobald er aber auch diese feindselige Parthie wieder verläßt, und nun ohne fernere Unterbrechung beym christlichen Abendland verweilt und dessen große Geschichte durch das ganze Mittelalter charakterisirend verfolgt, ist seine Darstellung auch wieder durchgängig gerecht, klar und in jeder Beziehung meisterhaft. Wer möchte nicht billigen, was er zum Ruhme der großen Zeit unter den Ottonen und Saliern sagt, da in einem wahrhaft idealen Wechselverhältniß die geistliche und weltliche Macht zu ihrem beyderseitigen Heil einander controllirten, und hier Otto dem Mißbrauch der päpstlichen, dort Gregor VII. dem Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt steuerte. Das folgende Zeitalter der Hohenstauffen bezeichnet der Verfasser als ein feindseliges, indem es das schöne Gleichgewicht der geistlichen und weltlichen Macht gestört, und vermöge seines negirenden, vernichtenden Princips Deutschland an den Rand des Verderbens gebracht habe. Er nennt dieses Zeitalter das scholastisch-romantische, und wenn er auf der einen Seite das poetische Element in den Hohenstauffen nicht verkennt, so kann er sie auf der andern nicht streng genug verdammen wegen des scholastischen Elements, welches Friedrich I. durch Einführung des römischen Rechts und Friedrich II. durch Einführung der aristotelischen Philosophie ins Mittelalter eingetragen haben. Allerdings mit Recht stellt er diese spätern Scholastiker tief unter die frühern Kirchenväter. Man ist seit langer Zeit gewohnt, die Hohenstauffen gegen die Päpste, die Ghibellinen gegen die Guelfen in Schutz zu nehmen; es ist daher heilsam, die Sache auch einmal von der andern Seite anzusehn. Allerdings ist eine parteyische Verunglimpfung der erhabnen und hochtragischen Hohenstauffen unziemlich; aber eben so gröblich täuschen sich die, welche den Hohenstauffen gegenüber nur heillose Pfafferey sehn wollen.

Das der Reformation vorhergehende Zeitalter nennt der Verfasser das heidnisch-antiquarische, das der Reformation selbst aber das polemisch-barbarische, und somit faßt er das Charakteristische dieser Zeiten wirklich in einen sehr passenden kurzen Ausdruck zusammen. Nach allem

was bisher gesagt worden, versteht es sich von selbst, daß er die Reformation und den Protestantismus, wenn nicht mit so starken Ausdrücken, wie das Römerthum und den Muhamedanismus, verdammt, doch bitterlich beklagt. Was ihn hier einen etwas mildern Ton anstimmen läßt, ist zweierley, einmal die Schonung, die er den bestehenden Verhältnissen schuldig zu seyn glaubt, und sodann die Hoffnung, ja die bestimmte, zuversichtliche Erwartung, daß alle Protestanten noch einmal, vielleicht und wahrscheinlich in nicht zu langer Zeit, in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren würden. Er ist billig genug, zuzugeben, daß sich in diese Kirche große Mißbräuche eingeschlichen hatten, daß eine Reformation nothwendig war, allein er behauptet, die Reformatoren seyen zu weit gegangen, und hätten durch ihre Absonderung und neue Lehre ein feindseliges Princip in sich aufgenommen, daher auch das Tridentiner Concilium nothwendig zu einer ähnlichen Abschließung des Katholicismus gezwungen worden sey. Dies ist nicht ganz der Wahrheit gemäß. Wären die katholischen Häupter früher gegen die gerechten Ansprüche der Reformationsparteν ein wenig billiger gewesen, so würde die leztere nicht so sehr zu Extremen fortgerissen worden seyn. Herr von Schlegel erlaubt sich hier, die Sache geradezu umzukehren, was bey so allgemein bekannten Thatsachen ein politischer Fehler des Parteyschriftstellers ist. In diesem Sinne muß ich es auch rügen, daß der Verf. nur der durch Protestanten bewirkten Gräuelscenen, unter Heinrich VIII., im Bauernkrieg, in Münster ꝛc. ausführlich gedenkt, dagegen von der Pariser Bluthochzeit gänzlich schweigt. Und wer wird ihm endlich glauben, daß alle Sünden des Jesuitenordens nur einzelnen Individuen, nicht dem Institut zugeschrieben werden dürfen? wer wird seiner unschuldigen Miene trauen, wenn er von den neuesten Jesuiten sagt, es sey ja nur eine kleine Anzahl, die doch wohl auf Toleranz Anspruch machen dürfen? Warum wagt er es nicht, die Wiederherstellung dieses Ordens viel wichtiger zu nehmen und höher zu stellen, da er ja sonst so große Hoffnungen von der Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken hegt, zu welcher doch offenbar die Jesuiten mitwirken sollen?

Dem Herrn von Schlegel ist der Protestantismus durchaus nur ein Menschenwerk, welches dem Katholicismus, als einem Gotteswerke, nicht lange werde widerstehn können; ein Irrthum, welcher der Wahrheit im Katholicismus werde weichen müssen; ein Extrem, von welchem die Menschen zur Mitte des Katholicismus zurückkehren müssen. Er sezt sich aufs entschiedenste der hergebrachten Meynung entgegen, als sey der Katholicismus in der Religion, und die Legitimität im Staate selbst nur ein Extrem, oder eine Seite, eine Partey; er betrachtet sie vielmehr als über alle Parteyen erhaben, gegen alle gerichtet, als das ursprünglich Göttliche in der Mitte aller irdischen Erscheinungen, wovon alle Parteyen nur abgewichen sind. Darum scheint es ihm auch außer allem Zweifel, daß der Protestantismus in der Kirche, wie die Liberalität im Staate nur etwas Vorübergehendes seyn könne, etwas Menschliches, das sich zum Göttlichen zurückwenden werde. Diese Umkehr scheint ihm sogar nahe zu liegen. Er bezeichnet das ganze achtzehnte Jahrhundert als das vorzugsweise protestantische, das neunzehnte dagegen, in welchem wir leben, als das katholische, und findet in der religiösen wie politischen Reaktion gegen das aufgeklärte und revolutionäre Jahrhundert wesentlich katholische Elemente. Schon ist die Kirche glänzender wieder hergestellt; ihre geschwornen Vertheidiger, die Jesuiten, leben wieder auf; die Regierungen huldigen dem legitimen Princip und gründen das Wesen des Staats nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, auf die Vernunft, sondern auf Religion; die Wissenschaft und Kunst selbst wird wieder religiöser, und in so fern auch katholischer; die Romantik und die Naturphilosophie hat entschieden diese Richtung genommen. Nun frägt sich der Verfasser, wie weit wird und soll diese Reaktion zurückgehn? Er findet es kleinlich, zu verlangen oder nur zu glauben, sie werde nur bis vor die Revolution zurückkommen. Er ist überzeugt, sie müsse und werde viel weiter, bis in das frühere Mittelalter, mit einem Worte bis zur glänzendsten Periode des Papstthums, bis zu dem Momente hinabsteigen, da die geistliche Macht der weltlichen vollkommen gleich stund. Dies ist das höchste und zugleich nächste Ziel, das Herr von Schlegel der Weltgeschichte steckt, und dies ist auch der Schlüssel zu seinem ganzen Werke.

Er sieht wirklich die Zukunft in einem so milden rosenfarbnen Lichte, daß es der Seele wohlthut, auch wenn man seine Täuschung erkennt. Er spricht seine Hoffnungen mit einer, sonst an ihm ungewöhnlichen, Frömmigkeit und Innigkeit aus, daß ich nicht glauben kann, er habe, selber ungetäuscht, nur Andre damit täuschen wollen. Die ganze Stimmung vielmehr, in welcher das Buch geschrieben ist, verräth eine ahnungsvolle Erhebung der Seele, vielleicht ein Vorgefühl des nahen Todes, und wirklich ist ja der Verfasser unmittelbar nach Vollendung dieses Werkes gestorben. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, der Hingeschiedne habe, ohne es vielleicht selbst zu wissen, seine persönlichen Aussichten in die himmlische Seligkeit mit den Aussichten Europas in die irdische Zukunft verwechselt. Wer möchte wenigstens läugnen, daß dergleichen Verwechslungen möglich sind!

Was nun diese goldne Aussicht Europas selbst betrifft, so ist sie gewiß nur eine Täuschung. Gäben wir auch zu, daß mehr Wahres und Gutes im Katholicismus enthalten sey, als im Protestantismus, so ist doch in dem erstern noch gerade so viel Irriges und Schädliches, als im

leztern Wahres und Heilsames, daß durchaus von keinem absoluten Uebergange des einen in den andern, sondern nur von einer harmonischen Ausgleichung beyder die Rede seyn kann. Nimmt der Katholicismus nicht das bessere Element des Protestantismus in sich auf, das ihm fehlt, so ist schlechterdings an keine Vereinigung beyder zu denken, oder wenn sie je zu Stande käme, würde sie eine neue Scheidung zur Folge haben. Abgesehn von dieser Einseitigkeit, die durchaus keine Reciprocität zwischen den kirchlichen Hauptparteyen gestatten will, begeht der Verfasser noch darin eine große Nachlaßigkeit, daß er einer dritten Partey, der pietistischen, nur gedenkt, um sie als etwas Unbedeutendes sogleich wieder zu beseitigen. Es scheint aber denn doch, daß ein künftiger Sieg der Religion über die jezt entschieden weltliche Richtung durchaus durch keine äußern kirchlichen Mittel, sondern nur durch innere religiöse Begeisterung herbeygeführt werden könne, und daß insofern dem Pietismus eine weit größere Bedeutung für die Zukunft zuerkannt werden müsse, als es jezt noch geschieht. Hier und nirgends anders liegt die tiefste Quelle religiöser Reaktion gegen die Weltlichkeit; hier und nirgends anders liegt das verbindende Mittelglied zwischen den äußerlich getrennten Kirchenparteyen. Jene katholische Reaktion ist fast ganz als eine blos weltliche, politische zu betrachten, und kann höchstens zum Siege der politischen Legitimität, keineswegs aber zum Siege der Religiosität führen. Somit mag auch, nach der Hoffnung des Herrn von Schlegel, dieser weltliche Sieg nahe liegen; der religiöse dagegen liegt gewiß sehr, sehr weit entfernt, und ehe die innerliche Belebrung zum Göttlichen wieder allgemein wird, müssen noch ungeheure Dinge geschehn, noch ungeheure Revolutionen im Leben und Wissen vor sich gehn. Unser ganzes Daseyn ist gegenwärtig noch so tief in der weltlichen Richtung befangen, daß die religiöse Begeisterung darin als etwas ganz Fremdes erscheint, oder mannichfaltig mit weltlichen Leidenschaften vermischt und getrübt ist. An eine plötzliche Heiligung unsrer oder der nächsten Generationen ist um so weniger zu denken, als die Weltlichkeit, in der wir befangen sind, auch keineswegs durchaus verwerflich ist, sondern zahllose Elemente enthält, deren wir uns nie mehr entäußern werden, die nur allmählich mit der Religion versöhnt, und von derselben gewissermaaßen geweiht werden können. Unsre praktische, wissenschaftliche und ästhetische Bildung entbehrt allerdings noch dieser religiösen Weihe, allein wir werden sie nicht mit einer Religiosität vertauschen, welche dieser Bildung nicht vollkommen vermittelt ist. Diese Vermittelung aber, die Versöhnung religiöser Begeisterung mit unsrer weltlichen Kultur, bedarf noch einer langen und sehr allmählichen Pflege.

Ich kann von dem großen Geiste, der in dem hier beurtheilten Werke zum lezten Mal zu uns gesprochen, nicht Abschied nehmen, ohne die über seinem Grabe kämpfenden Parteyen noch einmal vor einer doppelten Uebertreibung zu warnen; seine Vertheidiger nämlich vor der übertriebenen Sentimentalität, die nicht zugeben will, daß der Verstorbene als ein öffentlicher Vorkämpfer seiner Partey auch öffentlich, gleichviel ob lebend oder todt, bekämpft werde, und die bey einem Koryphäen der Gegenpartey eine solche Sentimentalität gewiß lächerlich finden würden; seine Gegner aber vor dem Mangel an Großmuth, welcher zufällige Fehler der Person zu nothwendigen Fehlern der Sache macht, und an der Person selbst körperliche Schwächen zu geistigen. Das Persönliche, das Privatleben sollte auf jeden Fall bey dem Streite weggelassen werden. Man sollte es weder benutzen wollen, um mit dem Mantel der Liebe auch den öffentlichen Charakter des Parteyschriftstellers zuzudecken, noch um etwas Gehässiges oder Lächerliches darin aufzusuchen, wodurch ein nachtheiliges Licht auf jenen öffentlichen Charakter fallen würde.

Wolfgang Menzel.

Rechtspflege.

Beyträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände von Dr. Johann Christian August Clarus, Königl. Sächsischem Hof- und Medizinalrathe u. s. w. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1828.

Auf dem wichtigen Gebiete, auf welchem Philosophie, Rechtswissenschaft und Heilkunde sich berühren, hat sich der Verfasser der vorliegenden Schrift längst einen ausgezeichneten Namen erworben. Er besizt in hohem Grade die Eigenschaften, welche dem Gerichtsarzte nicht fehlen dürfen, Gründlichkeit und Treue der Beobachtung, Feinheit, Umsicht und Schärfe des Urtheils, klare Erkenntniß von seiner Stellung und Befugniß als Arzt gegenüber den gerichtlichen Behörden. Die Grundidee des Werkes ist: Bisher hat man bey richterlichen Entscheidungen nur gefragt, ob der Verbrecher frey war, als er sich zu dem Verbrechen entschloß und es ausführte. Allein der Begriff der Freyheit reicht hier nicht aus und ist so vieldeutig, daß er die Richter zu großer Ungerechtigkeit verleiten kann. Man kann und soll nur fragen, ob der Verbrecher vernünftig war, und nur dann ist er zurechnungsfähig und strafbar, wenn er den Gebrauch seiner Vernunft hatte; nur dann ist er zu entschuldigen, wenn er wahnsinnig war oder in einem kranken Seelenzustande

sich befand, der ihm den Gebrauch der Vernunft raubte.

Nachdem der Verfasser diesen Unterschied in seiner ganzen Strenge durchgeführt und gegen die juridische Definition der Freyheit seine Definition der Vernunft auf eine überzeugende Weise geltend gemacht hat, theilt er mehrere specielle Untersuchungen über kranke und zweifelhafte Seelenzustände mit; so die Geschichte und Untersuchung einer Brandstiftung, die im Zustande geistiger und körperlicher Abstumpfung durch fortgesezten Mißbrauch geistiger Getränke nach vorausgegangenenen Visionen und epileptischen Anfällen mit der Absicht verübt worden war, sich zu einer sorgenfreyen Lebenslage im Zuchthause zu verhelfen; ferner die Geschichte eines Todtschlags, der, bey Abstumpfung des Verstandes und des Gefühls, nach vorhergegangenen Gesichten nud phantastischen Einbildungen, unter Umständen, welche einen Einfluß des Hungers und der Schlaftrunkenheit auf die Seelenstimmung als möglich erscheinen ließen, im Zustande der Erbitterung durch höhnische Vorwürfe und verneinter Nothwehr begangen worden, u. a. m. Voil großem Interesse ist namentlich die Beleuchtung der Frage, ob die Annahme eines Mittelzustandes, der die Zurechnung zwar nicht vollkommen gestatte, aber auch nicht vollkommen aufhebe, theoretisch richtig und praktisch nützlich oder nothwendig sey? Jede Abweichung vom normalen Zustande, heißt es S. 178, ist eine Abnormität, und jede Abnormität der Seele und des Körpers ist eine Krankheit; mithin muß die Existenz einer Abweichung vom normalen Zustande, die weder Gesundheit noch Krankheit, sondern ein Mittelzustand zwischen beyden wäre, nach strengen pathologischen Begriffen mit eben dem Rechte geläugnet werden, als jede Abweichung von der geraden Linie eine krumme, und jede Abweichung vom Recht Unrecht genannt wird. In den Fällen aber, in denen es sich mit Gewißheit nicht entscheiden läßt, ob ein Zustand für gesund oder für krankhaft zu erklären sey, liegt die Ursache hiervon nicht in der Natur des Zustandes an sich, sondern entweder in der Beschränktheit menschlicher Einsichten überhaupt, oder in der ermangelnden Kenntniß der zur Beurtheilung nöthigen Thatsachen; folglich ist auch kein Grund vorhanden, die Ursache der Ungewißheit durch Annahme eines Mittelzustandes auf das Objekt überzutragen und überhaupt eine andere als eine blos subjektive Ursache derselben anzunehmen. In dieser Verwechselung des Objektiven und Subjektiven liegt nicht blos ein Zurückhalten der Wahrheit, durch das man sich selbst und Andere täuscht, sondern auch ein praktischer Uebelstand. Gesezt nämlich, daß während der Aufbewahrung eines verdächtigen Menschen im Zuchthause seine Schuld oder Unschuld an den Tag kommen sollte, welches immer wenigstens einen Theil des Zweckes jener Maaßregel ausmacht; so würde man genöthigt seyn anzunehmen, daß nunmehr der Mittelzustand aufgehört habe, ohne daß in dem Zustande selbst etwas verändert worden wäre. Die Veränderung hat sich dabey blos in unserer Erkenntniß zugetragen, — aus dem Zweifel ist Gewißheit geworden, und darum muß auch der frühere Zustand nicht ein Mittelzustand, sondern ein zweifelhafter genannt werden. Der Unterschied liegt hier nicht in den Worten, sondern in der Sache. Denn das Beywort zweifelhaft drückt die dermalige Relation der Sache zu unsrer Erkenntniß aus, mithin das, was wir von derselben wirklich wissen und mit Grund der Wahrheit aussagen können. Der Ausdruck Mittelzustand aber bezieht sich auf die Qualität der Sache, von der wir nichts wissen und von der uns auch dieser Begriff nichts lehrt, weil seine Merkmale blos darin bestehen, daß sich von ihm keine deutlichen Merkmale angeben lassen, und der deshalb eben so gewiß ein dunkler Begriff ist, als seine Anwendung nur dunkle und schwankende Urtheile erzeugen kann. — Tritt nun bey solcher Ungewißheit die praktische Nothwendigkeit ein, dessen ungeachtet zu handeln und Maaßregeln anzuordnen, wie es nicht nur in der richterlichen, sondern auch in der ärztlichen Praxis sehr oft der Fall ist; so entsteht eine ganz neue Frage, deren Beantwortung nicht aus dem inneren Zustande des Individuum selbst, welcher vor der Hand unentschieden bleibt, sondern aus den, so lange die Ungewißheit dauert, als möglich denkbaren, und aus der Erfahrung bekannten äußeren Verhältnissen desselben hergenommen werden muß. Offenbar kann zur Wahl dieser Maaßregeln der Begriff eines Mittelzustandes keine Anleitung geben. (S. 192 bis 194.)

In seinen gerichtsärztlichen Untersuchungen und Relationen hat sich der Verfasser der alten, strengen Methode der Darstellung bedient, welche die ganze Fülle der Materialien in Eine umfassende Periode zusammenfaßt. Das Ganze wird dadurch freylich schwerfällig und liest sich nicht so leicht, wie eine Novelle; aber, sagt der Verfasser in der Vorrede S. IX., solche Arbeiten sind auch nicht für Romanleser bestimmt, sondern für Männer, die an prägnante Kürze gewohnt sind. Uebersichtlicher wird allerdings der Aufsatz durch dieses strenge Rüstwerk; allein wir glauben, daß die Deutlichkeit bey dem lebhafteren und natürlicheren Vortrage in den kriminalistischen Arbeiten eines Hitzig, Feuerbach u. A. nicht verloren gehn. In den übrigen Theilen seiner Schrift zeichnet sich jedoch der Verfasser durch eine klare und lebhafte Darstellung aus.



N°. 23.

Literatur-Blatt.

Freitag, 20. März 1829.

Die Philippide von Viennet.

Der beliebte französische Dichter Viennet, Sohn des sogenannten „ehrlichen Mannes der Konvention,“ und den man, weil die Akademie ihn troß aller seiner Leistungen sich mehrmals umsonst bey ihr bewerben ließ, durch Siß und Stimme in der Kammer der Abgeordneten getröstet hat, ein Dichter ganz eigenthümlicher Art, von vielem Humor und fast ohne Feile, der sich deutlich gegen die Romantiker erklärt und selbst ziemlich romantisch schreibt, ein Satyriker, dem es weniger um das treffende Aussprechen seiner Ansichten als um das Durchseßen derselben zu thun ist, und dem man es gut ansehen kann, daß er seine Begeisterung mehr im Leben, auf dem Schlachtfelde, in den Zirkeln, als aus einem tiefen Studium der *Ars poetica* schöpfte, mit einem Worte, Viennet, Verfasser des *Siège de Damas*, *Sigismond de Bourgogne etc.* muß einem Deutschen eine noch angenehmere Lektüre gewähren als dem Franzosen. Die zehnsylbigen Verse, welche er in der Philippide gebraucht, die schönsten oder am wenigsten einschläfernden französischen Verse, deren sich Voltaire mit so vielem Glücke zu einer seiner wißigsten und verschrieensten Schriften bediente, jene Verse sind es noch mehr als der Inhalt des Gedichtes, bey welchen der Dichter zu selten die Feile anlegte, wiewohl er 28 Jahre daran arbeitete; der französische Leser aber sieht viel auf Form und Versbau des Gedichtes, seine Phantasie wird nicht ergriffen, wenn sein Ohr im geringsten beleidigt wird, und sogar der spaßhafte Vers muß, wenn er ihm gefallen soll, wohlklingen. Daher kömmt es auch, daß die französischen Zeitschriften der Philippide wenig Aufmerksamkeit schenkten, während deutsche Leser, weniger streng gegen kleine Nachlässigkeiten des Versmaßes, besonders des ausländischen, an jenem lustigen Heldengedicht Vergnügen finden werden. Vielleicht ist aber auch in Frankreich weniger über das Gedicht geschrieben worden, weil es — keine Vorrede hat, die Kritiker sich also nothwendiger Weise durch das Lesen desselben ein eigenes Urtheil suchen müssen.

Nach Anrufung der Muse oder vielmehr irgend eines begeisternden Geistes

> Qui que tu sois, ange, diable ou genie,

verspricht der Dichter, ein weitläufiges Thema zu besingen den Sieger von Bovines (Philipp August), seinen würdigen Sohn (Ludwig der Löwe), seine tapfern Krieger, die innern Kriege der Albigenser, die Streitigkeiten der deutschen Fürsten, ihren und Englands Kampf gegen Frankreich. Die Zeit Philipps (Ende des 12ten und besonders Anfang des 13ten Jahrhunderts) zu malen, nicht zu erfinden, ist sein Zweck, sein Motto:

> Je peins ce siècle et ne l'invente pas.

Sein Vorbild ist der Dichter des Roland,

> ce poète aimable et gracieux,
> Grave et léger, tendre et malicieux.

Johann, genannt ohne Land, nicht zufrieden, sich den englischen Thron angemaßt zu haben, schifft sich ein gegen Frankreich, wird verschlagen, seine Flotte landet an den verschiedensten Punkten; bey Boulogne landet Johann's Bruder, der tapfre Salisbury; drey französische Helden, als Pilger verkleidet, wagen sich in das Lager, in die Gelage der Engländer und trinken vor Salisbury und dem kühnen Renaud, der an Philipp zum Verräther geworden, auf das Wohl Frankreichs. Sie kämpfen mit dem englischen Heere, und entkommen in das Lager von Guerin, dem treuen Feldherrn Philipps. Guerin sieht, wie die Gefahr sich vergrößert, und eilt selbst nach Paris zum König. Philipp August hält Rath, weist die verschiedenen Kommando's an, wählt für sich das schwierigste, gegen Renaud, Salisbury und seine Vasallin Johanna von Flandern — aber er ist vom Papste (Innocenz III.) gebannt, weil er seine Gemahlin Isemberge (Ingiborg) verstoßen, das Volk flieht ihn, und Saint Denis verweigert die Oriflamme.

Gesang II.

Agnes, die Geliebte Philipps, beschwört ihn, sie zu verlassen, um Rom auszusöhnen, aber Philipps Liebe ist eben so stark als sein Heldenmuth. Der junge Arthur (Herzog von Bretagne), welchem Englands Thron ge-

hört begleitet ihn in den Kampf, und die Feste von Tournai ist der erste Schauplatz ihrer Tapferkeit. Philipp läßt den Damm eines Teiches durchbrechen, sezt die ganze Gegend unter Wasser und gewinnt dadurch die Stadt. Die eigne Gefahr gebot diese Grausamkeit, wobey der edle Charakter Philipp's und Arthur's ins Licht gesezt wird.

Unterdessen vergißt Johann ohne Land des Krieges und entführt Isabelle, welche die Gemahlin des tapfern Lusignan werden soll. Lusignan wird wüthend. Eine Fee neckt ihn mit tausenderley Täuschungen; er geräth unter Banditen, Cotereaux; die binden ihn.

Gesang III.

Neben Lusignan ist ein Mönch festgebunden, welcher nach Frankreich gesendet ist, gegen Philipp zu predigen, und noch ein Unbekannter. Der Mönch wird gegen ein Lösegeld entlassen, die beyden andern sind zum Flammentod bestimmt.

Ritter sprengen herbey und befreyen sie. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich; der Unbekannte ist der tapferste, und nachdem er den Räuberhauptmann Saccamant hingestreckt, verschwindet er. Besondere Tapferkeit entfaltet Kunigunde, die Geliebte Saccamant's. Der Kampf ist ganz romantisch beschrieben, wiewohl Viennet, wie gesagt, sich gegen die Romantiker erklärt hat; wie denn überhaupt die französischen Klassiker anfangen, etwas romantisch zu werden, und wie schon die Alten, Vorbilder der Klassiker, zum Theil eben so romantisch dichteten als die Deutschen und Engländer.

Gesang IV.

Einleitung: Man rühmt die Eroberer, aber nicht die Banditen, welche ihre Zwecke nicht durchsezten:

Gemach! erwiedert man; verdammte Cotereaux,
Die Saccamant von Ort zu Ort gezogen,
Was waren sie? ein Haufen Räubervolk.
Ich sag': Gemach! es waren zehen tausend.
Und die Normannen, Herren in Sizilien,
Die Flüchtlinge der Mauern Ilions,
Gefeiert von der Muse des Virgil,
Und die Verbannten, welche Dido folgten,
Und die Karthago's stolze Macht gegründet,
Des Chlodwig, Hengist und des Rollo Männer,
Von welchen Britten und Franzosen stammen,
Und die Gefährten des gepries'nen Gama,
Die Meuchelmörder, die gen Montezuma
Des großen Cortez Kriegesmuth gesendet,
Sie zählten wen'ger Krieger in den Schaaren,
Als Saccamant mit seinen Abenteurern.
Des Mahomet Gesez, so blutbegierig,
Beherrscht ein Drittel wenigstens der Menschheit;
Er trieb Kameele vordem, wie ein andrer;
Er war ein Vagabund und ohne Brod,
Der Freunde vierzehn, an sein Loos geknüpft,
Die würd'gen Ahnen muselmänn'scher Razen,
Beraubten, um zu leben, Karavanen.
Hätt' man in Mecca Mahomet erdrossest,
Was wär' sein Name? was der Ruhm von Mecca?
Die Beduinen spuckten auf den Namen,
Das Weltall hätte nie davon geredet.
Allein dieweil sein Kopf nicht hing am Galgen,
So wandelt sich der Treiber zum Propheten.
Vom Pruth zum Kap, vom Ganges zu dem Atlas
Glaubt fest der Mensch an Mahomet's Kalender;
Nach Mecca ziehen dreyßig Nationen
In Prozessionen hin zum heil'gen Grabe.
Was folgt hieraus? Es richtet nur der Ausschlag.
Das Recht ist nichts und Alles macht der Ausgang.
Die Sieger nennen wir Erob'rer, Helden,
Und die Besiegten sind — die Straßenräuber.
Ist dieses klar, nun wieder zur Geschichte, u. s. w.

Der Unbekannte war Raymund, Graf von Toulouse, Gemahl der Schwester von Richard Löwenherz, und berühmt durch seine Thaten im Kreuzzuge und durch den Widerstand, den er im Kreuzzuge gegen die Albigenser leistete. Als Albigenser wird er im Kloster, wo er seine Gemahlin und den erwähnten Mönch findet, verstoßen, und sucht ein Nachtlager. Er weckt einen Ritter auf, dieser stürzt ihn dafür in einen Keller und reitet fort, um des Lärmens, welchen Raymund im Keller macht, los zu werden. Unterwegs trifft er andere Ritter, welche, angereizt durch die Predigt des Mönchs, gegen Philipp aufstehn, da erscheint Agnes, die Geliebte des Königs, erklärt ihren Willen, ins Kloster zu gehn, und stimmt die Ritter um. Aber Philipp und Arthur suchen Agnes auf, Arthur erkennt sie. Da erinnert ihn der Mönch, Arnaud, an den Kampf gegen Ranulf, der seine Mutter Konstanze gefangen hält, Arthur zieht mit Louis (dem Löwen, Philipps Sohn) und mit Lusignan gegen Johann von England, der aber mit Isabellen Frankreich verläßt und sein Heer preis gibt.

Gesang V.

Die Einleitung besingt auf die lieblichste Weise das Lob Amors. Denn Louis findet die zufällig vorbeyreisende Blanche von Kastilien, und fühlt sich angezogen zu ihr, die ihn bittet, sie nicht zu fesseln. Die Zusicherung des Königssohnes, seine Begeisterung beruhigt sie.

Ach! mir ist unbekannt, so spricht sie zitternd,
Wer mich als Eh'gemahl besitzen werde.
Es frei'n um mich die Könige, die Helden,
Der Zufall aber wird allein entscheiden.
Ein Lanzenbrecher wartet in Kastilien,
Der Sieger wird als Beute mich empfangen.
Kommt Ihr vielleicht, o Herr! zu dem Turniere?

Louis folgt ihr. Da raubt ihm ein Negromant die Geliebte, sperrt den kämpfenden Louis in einen unterirdischen Kerker; ihn selbst aber sticht eine Viper, als er die fliehende Blanche verfolgt, und um selbst gerettet zu

werden, muß er Blanche und Louis frey lassen und seinen Talisman herausgeben. Mauléon, der den ihm angehörigen Talisman zurückbekömmt,

Berührt die Wunde, heilet den Giganten,
Der Muth, die Stärke kehren diesem wieder.
Er stößt und wirft und bahnet sich den Weg.
Und rechts und links vertheilt er derbe Schläge,
Gewinnt den Strom, erreicht das Ufer jenseits.
Verlacht, verhöhnt das pudelnärr'sche Volk;
Läßt Steine regnen aus den vollen Händen;
Erblickt auf fettem Weideboden Schaafe,
Ergreifet eins; gequält von heissem Hunger
Verschlingt er es im Angesicht des Schäfers.
Ihr wundert Euch? „Ein Schaaf? das ist ein Mährchen:
„Ein ungeschunden Schaaf und ohne Sauce?“
Was ist ein Schaaf für einen solchen Rachen?
Gargantua, bedenkt, in solchem Falle
Hätt' sicherlich die ganze Heerd verschlungen.
Das Frühstück ist so wahr als die Genesung,
Ich sage nichts, was Ihr mir läugnen könntet.

VI. Klagelied über das Ende der Zauberey. Nach andern Episoden kehrt der Dichter zu Philipp zurück. Agnes aufsuchend begegnet er einem fliehenden Eber, rettet den Jäger, auf den das wüthende Thier losstürzt, und man weiß nicht, ob man mehr die lebhafte Beschreibung der Eberjagd loben soll oder die schöne Zeichnung von Philipps Charakter, der in den Jägern alte und neue Freunde findet:

Die Rechte beut er Nevers und Sancerre,
Dem Gui d'Auvergne, dem Tapfern von Burgund,
Durchblickt die Reue, lächelt ohne Rache,
Und schweiget edel ihrer alten Feindschaft,
Das Aug' allein verkündet die Verzeihung.

Der Ritter, welcher den Grafen Raymund in den Keller geworfen, ist — Waldemar, König von Dänemark (Waldemar II., der Sieger), Bruder der von Philipp verstoßenen Isemberge. Er kömmt Philipp entgegen, höhnt, fordert ihn; die Vasallen Philipps wollen den fremden König niederstoßen, Philipp hält sie zurück. Die beyden Fürsten kämpfen. Aus dem nahen Kloster ertönt das Klagelied Isembergens, der Kampf wird dadurch unterbrochen. Waldemar eilt zu seiner Schwester, der König selbst wird von seinen Freunden hingerissen; er führt die Königin unter lautem Jubel des Volkes nach Paris zurück.

VII. Aussöhnung von Liebenden. — Philipp wird in Soissons vom Banne losgesprochen. Innocenz III. erklärt sich für Kaiser Otto gegen Kaiser Philipp und schickt Legate gegen die Albigenser.

(Der Beschluß folgt.)

Pädagogik.

Die neue Levana oder Natur, Kunst und Schönheit. In zwey Bänden, enthaltend: 1. Die Philanthropine. 2. Die Blumengötterchen. Erziehlehre von Franziska Lennig. Darmstadt 1828.

Es würde in der That Anmaßung genannt werden müssen, wenn es Jemanden — und sollte dies eine Dame seyn — einfiele, nach Jean Paul eine zweyte, wirklich neue Levana zu schreiben. Dieß zu thun, ist sogar rein unmöglich, weil die Levana ein ganz aus der Eigenthümlichkeit Jean Pauls hervorgegangenes Werk ist, wie Alles, was er gedichtet und gedacht hat. Von solchen Originalwerken läßt sich keine Nachahmung oder gar, so Gott will, vervollkommnete Darstellung, nur ein Nachdruck, denken. Auch hat die Verfasserin weder an das Eine, noch an das Andere gedacht, sie hat nur, laut der Vorrede, versucht, Jean Pauls Gedanken, deren Darstellung sie für manche Leser und Leserinnen zu unverständlich findet, zu popularisiren. Dieser Versuch ist ihr in der That zum Theil gelungen, und im zweyten Theil, in welchem sie Ansichten über Erziehung und Unterricht vorträgt, hat sie sehr viele schlagende Aussprüche Jean Pauls, mitunter auch Jean Jacques excerpirt, und mit eignem verständlichen Räsonnement verbunden. Zu bedauern ist, daß ihre Klage über Jean Pauls Unverständlichkeit nur zu viel Grund hat, indem es ihr wenigstens selbst nicht immer gelungen ist, Jean Pauls Ansichten zu fassen. Gewöhnlich polemisirt sie dann gegen ihn. Einmal bedauert sie den Seligen sogar, daß ihn sein böser Genius nicht zu Frauen, sondern zu Hyänen geführt habe, weil er — jähzornigen Müttern, deren von ihm entworfenes Porträt in zahllosen Originalen unter uns kursirt, verbietet, ihre eignen Kinder zu stillen. Wenn er freylich hier und an andern Orten ins Grelle malt, so muß man vorerst Jean Pauls ganze Manier kennen, um ihn in solchen einzelnen Aeußerungen richtig zu beurtheilen. Wie oft führt er uns nicht die äußersten, lezten Consequenzen des Unnatürlichen, Unschönen, Unsittlichen vor die Seele, um durch den Abscheu, den er uns so davor erregt, uns selbst dem Sittlichen, Schönen, Natürlichen wieder zu gewinnen. Es gäbe gewiß keinen größeren Triumph für Jean Paul, als wenn er es noch erlebt hätte, wie tief seine Philippica gegen unnatürliche Mütter und die damit verknüpfte Drohung, ihnen ihre Kinder ganz zu entziehen, ein Weiberherz getroffen und begeistert hat, das Recht der Mütter um jeden Preis in Anspruch zu nehmen, dagegen aber auch zur Erfüllung jeder Mutterpflicht aufzufordern. — Warum die Verfasserin ihre wohlverbundnen Auszüge aus Jean Paul und Rousseau „Blumengötterchen“ genannt hat, das hat uns nicht ganz

klar werden wollen. — Der erste Theil des Werkes ist mehr ihr Eigenthum. Sie entwickelt darin ihre Ansichten über die zweckmäßigste Einrichtung von Mädchenerziehungsanstalten. Viele davon und der Geist, den sie im Allgemeinen athmen, verdienen Lob. Sehr richtig sieht sie solche Anstalten nur für Surrogate einer besseren, häuslichen Erziehung an, zu denen nur dann gegriffen werden dürfe, wann die leztere, ungünstiger Umstände wegen, den Mädchen nicht zu Theil werden könne. Es folge hieraus, fährt sie fort, daß die Erziehung in Mädcheninstituten einer vernünftigen, häuslichen so ähnlich, als möglich, gemacht werden müßte. Es folgt hierauf ein recht anschauliches Gemälde von einer nach dieser Ansicht eingerichteten Anstalt. Besonders das, was über körperliche und sittliche Erziehung gesagt ist, verdient selbst von Müttern für ihre im Haus bleibenden Töchter beherzigt zu werden. Auch mit den vorgetragenen Ansichten über intellektuelle Bildung der Weiber kann man im Allgemeinen und in vielen einzelnen Punkten übereinstimmen. Im Allgemeinen ist die Forderung richtig, aus dem weiblichen Unterricht jeden wissenschaftlichen und gelehrten Anstrich zu verbannen. Was die Verfasserin deshalb über den natürlicheren Gang des Unterrichts in der Naturkunde, Erdbeschreibung ꝛc. erwähnt, ist richtig, aber nicht so neu, wie sie vorauszusetzen scheint. Aehnliches ist längst für die Volksschulen gefordert, in einigen schon eingeführt worden. — Wie sich aber mit diesem Natürlichkeitsprincip die einseitige Vorliebe fürs Französische verbinden konnte, welche die Verfasserin hegt, läßt sich vernünftiger Weise nicht einsehen. Wir geben ihr zu, daß die Erlernung einer fremden Sprache die Einsicht und Gewandtheit im Gebrauch der eignen zu erhöhen im Stande sey, obgleich die sprachgewandtesten Redner ihrer eignen Sprache, die Griechen, es nicht durch Erlernung fremder Sprachen geworden sind. Wir geben ihr ferner zu, daß, wenn einmal gefordert wird, daß Mädchen französisch sprechen und schreiben lernen, diese Forderung nur durch die vielseitigste, praktische und theoretische Einübung der französischen Sprache erfüllt werden könne. Wir läugnen aber auf das bestimmteste, daß ein fast alleiniger Gebrauch der französischen Sprache für den lezteren Zweck nöthig, und eben so, daß derselbe vortheilhaft für den mündlichen und schriftlichen Ausdruck in der Muttersprache sey. Die Verfasserin, die wirklich in dem Fall zu seyn scheint, mehr französisch zu reden, zu lesen, zu denken, als deutsch, liefert hiefür den besten Beweis. Ihr deutscher Styl ist zwar lebhaft und fließend, aber ihre dem Französischen nachgebildeten Sätze fallen oft aus einander, ja sind in Wendungen und Ausdruck nicht selten eben so undeutsch, als französisch. Man beachte z. B. nur folgende Beyspiele: S. 67. „Die beyden Arme gehören auf den Tisch fest aufgelegt zu werden, die rechte Schulter ist sonst in Gefahr höher zu werden, als die linke.“ S. 47. Wie unwissend sind doch die meisten Städterinnen mit den Produkten des vaterländischen Bodens!“ Wir könnten diese Beyspiele häufen, bemerken inzwischen nur noch, daß die Verfasserin eben so oft gegen die richtige Wortstellung, noch öfter gegen den richtigen Gebrauch der Zeiten gefehlt hat. Unzählige Male steht die jüngstvergangene Zeit, wo wir im Deutschen mit Recht nur die vergangene Zeit erwarten. Das ist doch etwas zu viel, wenn man unsere Töchter durch übertriebenes Französischlernen dahin bringen will, Gallicismen in ihre Muttersprache aufzunehmen, damit sich nur ja kein Germanism mehr in ihren französischen Ausdruck einschleicht. Aller Unterricht in Geschichte, Geographie, Naturgeschichte ꝛc. soll in ihrem Normaltöchterinstitut französisch gegeben werden. Wir dächten, es wäre mit häufigen Lese- und Schreibübungen, mit täglichen Konversationsstunden übrig genug. Einem schönen Munde steht der zur andern Natur gewordne gebildete Ausdruck in der Muttersprache nicht übel an, und dieser will um so fleißiger geübt seyn, je schwerer uns dessen Aneignung dadurch fällt, daß unser Ohr täglich an ungebildetes Reden der Muttersprache gewöhnt und zur Wiederannahme des Ungebildeten verleitet wird. Auch auf die Aussprache des Deutschen wirkt der zu häufige Gebrauch des Französischen nicht so wohlthätig, wie die Verfasserin sich einbildet. Was im Französischen wohllautend ist, die vielen Nasentöne, das modische Schnarren des R, das Verschlucken vieler Sylben, das fast Accentlose, ja das begriffswidrige Accentuiren ist eben darum im Deutschen übelklingend. Ein zweyter, obwohl aus guter Quelle fließender Irrthum der Verf. ist der, daß sie allen Unterricht, selbst den Religionsunterricht, in ihrem Töchterinstitut von Weibern gegeben wissen will. Zu jedem eigentlichen Fachunterricht, nicht allein, wie die Verf. meint, zum Rechnenunterricht, gehört eine gewisse Strenge, Schärfe, Bestimmtheit, womit das Wesentliche hervorgehoben werden muß, welches der weiblichen Neigung, alle Ecken mit Wellenlinien zu umkleiden, nicht gelingen dürfte. Wenn es richtig ist, daß ein Mann im Umgang mit Weibern allein eine gewisse, auch ihn zierende Gefälligkeit des Benehmens erwerben kann, indem hier seine angeborne Schroffheit, ohne jedoch völlig zu weiblicher Weichheit zu werden, gemildert wird, so ist es gewiß noch richtiger, daß das Weib all' sein bestimmtes Wissen nur von Männern gewinnen kann, welche dessen angeborner Neigung zu schwankenden, schwebenden Vorstellungen bestimmte, strenge, scharfe Begriffe entgegensetzen, wodurch Haltung in das Schweben und Schwanken kommt. Ein nur von Weibern unterrichtetes Weib dürfte, der Regel nach, zu einem breyartigen Wissen gelangen.

W. B. M.

N°. 24.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 24. März 1829.



Die Philippide von Viennet.

(Beschluß.)

VIII. Sittengemälde der damaligen Zeit. — Die ersten Abgesandten von Innocenz richten nichts aus.

In Kastilien hat ein Maure alle Mitbewerber besiegt, als Louis erscheint, zum zweytenmal „kömmt, sieht, siegt" und die entzückte Blanche zur Gemahlin erhält. Beym Stiergefechte, das zu den Festlichkeiten gehört, erscheint der rasende Lusignan, richtet ein Blutbad unter den Stieren an, aber Mauleon entführt ihn; Lusignan schifft sich ein gegen England, wird an die französische Küste geworfen, und findet Arthur, der gegen Raulf zieht.

IX. Faustrecht. — Arthur erlegt den Ranulf im Zweykampf und befreit seine Mutter Konstanze. Nach Poitou ziehend, findet er in einer Kapelle den Grafen Raymund, der in der Absicht, seine Frau im Kloster zu besuchen, sich verkleidet hatte, und den man für den leibhaftigen Teufel hielt. Raymund kehrt nach vielen spaßhaften Vorfällen in seine Staaten zurück.

Der Infant von Portugal, Ferrand, von seinem Bruder verbannt, und seine Schwester Berengère, die als Page verkleidet mit ihm reist, waren der erste Grund, daß Raymund aufgefunden wurde, und als jene nun weiter ziehen, Philipp ihren Beystand anzubieten, finden sie Beatrix, Tochter des siegreichen deutschen Kaisers und Geliebte des besiegten Otto's, die mit einem einzigen Begleiter nach Ronen, wo Otto Johann ohne Land um Hülfe bittet, hinreitet, um diesem Otto von Seiten Philipps die Erbschaft des Reiches anzubieten. Beatrix sieht ihren Begleiter ermordet und sich selbst verfolgt von einem Ritter; es ist ein anderer Otto, der sie liebt, der Nebenbuhler des besiegten Otto. Der Infant geleitet Beatrix; sie begegnen einem Ritter, es ist —

X. Einleitung: Wie wohlthätig ist der Rath der Frauen. — Es ist Otto, der besiegte Kaiser, nicht erhört von Johann. Er will dem Rathe der Geliebten nicht folgen, sie läßt ihn, da kehrt er um. Die Infanten verlieren jene aus den Augen, und finden Philipp vor den Mauern von Lille. Philipp siegt. Lille steht in Flammen. Im Kampfe rettet Waldemar Berengèren, und Ferrand befreit in der Stadt Johanna von Flandern, Tochter Balduins, der in Konstantinopel herrschte, aus den Flammen.

XI. Unglück des Volks in Kriegszeiten. — Philipp vergibt dem Rebellen Renaud. Der Infant begleitet Johanna nach Paris; auf die Nachricht von Balduins Tod eilt er nach dem byzantinischen Reiche, ihn zu rächen. Unterwegs trifft er Kaiser Otto, der seine Geliebte Beatrix im Kloster gelassen, und nach Rom geht, wo er nicht angehört wird, da die Trennung Raymunds von seiner Gemahlin und die Albigenser den römischen Stuhl beschäftigen.

XII. Sittengemälde der Zeit. — Otto warnt den Grafen Raymund, dem er begegnet, nach Rom zu gehen. Daher wendet sich dieser, in Frankreich verlassen, an Johann ohne Land.

Der Herrscher von der Themse dachte nach,
Ein großer Plan erheischte seine Sorge —
Mit Pembrock spielt er eine Schachpartie.
„Bewahrt die Königin vor diesem Ritter."
Johann erschrickt, erholt sich aber endlich.
Erwiedert stolz: „Ich biete Schach dem König."
Und weh' dem Unglücksel'gen, welcher wagte,
In einem solchen Hauptcoup ihn zu stören!
Ein großer Kerl, am Eingang aufgepflanzt,
Bedroht mit frechem Blick den Grafen Raymund,
Und sperrt den Eingang ihm mit seiner Pike.
Vom Kopf bis zu den Zehen mißt er ihn
Und rufet: Halt da, Niemand darf hinein.
Dem Grafen fällt des Menschen Antlitz auf.
Der Pförtner guckt ihn an; und stutz'gen Blicks,
Die Arme hängend, stehn sie wie versteinert.
„Ho ho!" sagt der, „Hm Hm!" erwiedert jener.
„Ich hab' dich umgebracht!" entgegnet Raymund.
„Hab' ich dich nicht verbrannt?" versezt der Pförtner.
„Du wunderst dich; ich wundre mich nicht minder."
Und warum waren beyde denn so stutzig?
Ei vor dem Grafen stand der — Saccamant,

der, von einer Zauberin geheilt, bey Johann in Dienste getreten war. Saccamant wird von diesem ausgesendet,

dem Grafen zu helfen, und begegnet **Kunigunden**, welche ihm den Weg zeigt, Arthur zu entführen.

XIII. Fatalismus. — Sie treffen Philipp, aber im Augenblick, da er die Hände Arthurs und Mariens, seiner Tochter, in einander legen will, entdeckt man Agnes, welche ungesehen Zuschauerin des Glückes ihrer Tochter seyn wollte. Der König bietet ihr die Krone, sie eilt weg, Philipp folgt ihr. Kunigunde entwendet den Ring Mauleons und Arthur wird von Saccamant entführt. Louis und Blanche kommen von Spanien, lassen Philipp aufsuchen und die Räuber Arthurs verfolgen. Philipp wird bey der sterbenden Agnes gefunden, welche von dem unbekannten Ritter gepflegt wird, der sie bisher begleitet hatte. Dieser Ritter, der früher von ihr verschmähte **Leopold von Mähren**, eilt nach dem Tode der Agnes nach Deutschland, Otto gegen Philipp von Frankreich aufzureizen, und findet in Bayern den Mönch **Arnaud**, der gegen **Raymund** den Kreuzzug predigt.

XIV. Die Einleitung, über die damaligen Missionäre, schließt wie folgt:

Et quand on voit en calèche, en landau,
Des médecins, des commis de bureau,
Des procureurs, des acteurs, des libraires,
Il est certain qu'un pontife, un prélat
Ne peut aller à pied comme un goujat.
Or pour avoir de brillans équipages,
Il faut de l'or, et pour avoir de l'or,
Il faut avoir des biens, des apanages;
Pour en avoir, il faut des héritages,
Des testateurs, et d'encor en encor,
De nouveaux saints confirmant les adages,
Je conclurai que l'abbé de Citeaux
Faisait très-bien d'avoir de beaux chevaux.

Arnaud, der Abt von Citeaux, rettet Missethäter vom Galgen, damit sie gegen die Albigenser ziehen, nur einen nicht, welcher ein Kloster bestohlen. Diesen befreit aber ein unbekannter Ritter — der Infant **Ferrand**, der mit dem Haupte des Bulgarenfürsten zu Johanna von Flandern zurückeilt. Er findet bey Mannheim die eingekerkerte **Berengère**, und **Waldemar**, rettet jene, vermählt sie mit dem Dänenkönig, dem sie als Page gefolgt war, eilt nach Paris — aber Johanna ist entflohen; begibt sich zu Philipp und Louis und siegt mit ihnen über Pembrock.

XV. Reue. — Kunigunde, reuig, will Arthur retten, aber Johann kömmt ihr zuvor, ermordet ihn und läßt seinen Leichnam in die Seine werfen. Die herbeyeilenden französischen Ritter finden den Leichnam auf. Philipp citirt Johann vor das Gericht der Pairs. Seine Ritter nehmen Johanna gefangen, und Ferrand bringt ihr des Bulgarenfürsten Haupt. Aber sie will ihre Hand nur einem Feinde Philipps reichen, und der unglückliche Ferrand eilt nach der iberischen Halbinsel; bey seiner Ankunft ist der Sieg über die Muselmänner, gegen welche er kämpfen wollte, schon erfochten.

XVI. Ruhm; Freude der Frauen über den Sieg. — Unglück der Albigenser; Ritter Trencavel, der sich von Anfang an den Missionären widersezt hatte, zum Flammentode verurtheilt.

XVII. Scheinheiligkeit. — Trencavel wird im Gefängniß ermordet. Raymund, der sich gedemüthigt hatte, erklärt sich von neuem gegen die Missionäre, Peter von Aragon eilt den Albigensern zu Hülfe, und Bischof Diego erklärt sich gegen die Missionäre:

C'est dans l'éclat, le faste et l'opulence,
Que votre orgueil prêche l'humilité.
C'est par le fer, la haine et la vengeance,
Que vous serves un Dieu de charité.
— — — — — — — — —
Je hais le sang, ajoutait son Eglise;
Et pour le meurtre attestant son horreur,
Trois fois cent ans elle resta soumise
Aux volontés de son divin auteur.
Mais Constantin lui remit sa puissance;
Et le chrétien connut l'intolérance,
Et de martyr devint persécuteur.
Le glaive alors propagea l'Evangile.
Pour de vains mots les chrétiens partagés
Furent alors l'un par l'autre égorgés. etc.

Johann wird von Philipps Baronen verurtheilt. Château-Gaillard wird von Philipp durch Sturm genommen, Rouen kömmt in seine Hände, Frankreich ist ihm unterworfen.

XVIII. Recht des Stärkeren. — In England bricht eine Empörung gegen Johann aus. Er läßt sich von Saccamant die undurchdringlichen Waffen des Mauleon geben, beauftragt **Brise-tout**, der Arthurs Leichnam vor Kunigundens Augen in die Seine geworfen hatte, den gefangenen Lusignan umbringen zu lassen, um sich gegen Isabellen zu rächen, welche ihm vorgeworfen hatte, des Papstes Abgesandten mißhandelt zu haben. Brisetout begegnet der als Troubadour verkleideten Kunigunde, sie überlistet ihn, rettet Mauleon, gibt ihm seinen Ring wieder, befreit Lusignan und die anderen Gefangenen. Brisetout und der Gouverneur der Festung büßen mit dem Tode.

XIX. Werth der Freyheit. — Vom Papst in den Bann gethan, unterschreibt Johann, um sich zu retten, die Charte, eilt aber rachsüchtig fort, und läßt Saccamant mit den Zauberwaffen zurück, anzukündigen, daß er den Eid nicht halten werde.

XX. Lob der Wahrheit. — Saccamant, durch den Ring Mauleons besiegt, verdankt einem Zufall sein Leben, und geht in ein Kloster. **Blanche**, von mütterlicher Seite mit dem englischen Königshause verwandt, wird als Königin ausgerufen. Philipp, erfreut, seinen Sohn Louis auf den englischen Thron kommen zu sehen, ist im Be-

griff, mit seiner Flotte nach London aufzubrechen, da bringt Ferrand die Nachricht, daß der undankbare Renaud an der Spitze einer zahlreichen Ligue gegen ihn ziehe, und Kaiser Otto (IV.) auf dem Wege nach Flandern sey. Philipp, welcher Johanna von Flandern durch Wohlthaten besiegt zu haben glaubt, vermählt sie mit Ferrand, und es gelingt Johanna, ihren Gemahl gegen Philipp zu gewinnen.

XXI. Beständigkeit. — Der tolle Lusignan findet Isabellen und eilt mit ihr und ihrem Prinzen weg, um sie nach Frankreich zu führen. Als Mauleon sich eben einschiffen will, wird von einem Reiter ausgerufen:

— — „Tod den Hunden von Paris!
„Hoch leben die Plantagenets und England!“
Doch Mauleon entblößet seinen Pallasch,
Und haut mit einem Hieb dem Pferd den Kopf ab,
Ergreift den ungeschliffnen Kerl am Nacken,
Erhebet ihn vier Fuß hoch von der Erde.
„Du lügst, gesteh' sogleich, du Galgenschwengel,
„Es lebe Frankreich! ruf', es lebe Ludwig!
„Wofern du nicht erdrosselt, aufgespießt,
„Als Schild an jener Schenke hängen willst.“
— „Hoch lebe Ludwig!“ ruft der arme Wicht.

Unterdessen fahren aber die Ritter mit Kunigunden allein ab und lassen Mauleon, der sie begleitete, am Ufer. Er bekömmt endlich ein andres Schiff, fährt ihr nach bis — Tanger in Afrika; hier lacht man ihn aus, er richtet ein Blutbad an, findet drey Ritter, unter ihnen — Johann ohne Land.

XXII. Schicksal.

In Albion will König Philipp landen
Doch führet sein Verhängniß ihn nach Poitou.
Nach Poitiers begibt sich König Johann,
Und Mauleon erkiest den Weg nach Flandern,
Das Schicksal führet alle zwey nach Tanger.
Krümmt sich Johann darum ein einzig Härchen?
Wofern er Wein und keine Schlachten findet,
Gleich ist er aller Orten wie zu Hause.
Hier mit dem Emir des Marocco-Volkes
Hat er in Freude, Festen und Gelag
Drey Tage lang die Sorgen sich verscheucht;
Und Kunigunde, landend in Marocco,
Dem Mohamed als Jungfrau dargeboten,
Allein erkannt von Johann ohne Land,
Den Schmaus belustiget durch ihre Leiden,
Als Mauleon an diese Küste kömmt
Und alles in Verwirrung sezt und Schrecken.
Doch ist mit einem Wort der Streit geschlichtet,
Dem Mauleon erstattet man die Schöne,
Und in dem ersten Rausche seines Glückes
Umarmt er Johann ohne Land.

Johann, auf dem Wege nach Rom verschlagen, verlangt von Mahomed Hülfe gegen England und Rom. Er beleidigt aber Mahomed, der deshalb die ganze Gesellschaft nach Rom einschiffen läßt. Das ist nicht Mauleons Weg, und wüthend gegen Renaud, der an seiner Fahrt nach Tanger Schuld war, und den er zur Rede stellen will „ob der Weg von England nach Flandern über Gibraltar führe,“ lenkt er das Schiff nach Barcelona und findet dort Raymund. Peter von Aragon, gebannt, war im Kampfe für die Albigenser gegen Montfort, Trencavels Mörder, gefallen, und sein Erbe Don Jayme lag in Banden; diese zu rächen, zieht Mauleon mit Raymund fort. Johann wird in Rom anerkannt.

XXIII. Religiöse Streitigkeiten. — Auf dem Wege durch Italien trifft Johann Otto und Beatrix, die ebenfalls in Rom anerkannt waren. Montfort wird durch einen Stein, den die Geliebte Peters von Aragon auf ihn schleudert, zerschmettert. Raymund wüthet gegen seine Feinde, Mauleon haut einen feindlichen Ritter mit einem Streiche in zwey Stücke.

XXIV. Aberglaube. — Dieser Ritter war von einem Mönche zum Kreuzzuge beredet worden; Mauleon findet in dem Hause des Ritters den Mönch, und Kunigunde erkennt in ihm — Saccamant, den Mauleon verwundet und zum Fenster hinauswirft. Der Leichnam fällt auf — Johann, und gibt ihm den Abschiedskuß. Johann flieht vor dem siegreichen Philipp nach England, wird dort von Lusignan und seiner Frau überrascht und stirbt vor Schrecken. Salisbury überredet die Barone, sich dem Sohne Johann's, Heinrich, zu unterwerfen, und Louis schickt seine Gemahlin Blanche zu seinem Vater Philipp. Wiewohl der römische Legat es verbietet, bricht dieser gegen England auf.

XXV. Glück der Könige, auf das der Unterthanen gegründet. — Die Königin Isemberge bringt ihrem Gemahle ein Heer; die frühere Liebe zu ihr ist in sein Herz zurückgekehrt. Aber von allen Seiten stehen Feinde gegen Philipp auf. Salisbury landet in Frankreich, Johanna von Flandern steht ihm bey, Philipps Flotte wird verbrannt, durch die Vermittlung des römischen Legaten muß Louis England räumen; Lusignan, Gemahl Isabellens, wird Vormund Heinrich's und verspricht ihm sein Poitou. Dahin schickt Philipp seinen Sohn Louis, er selbst zieht gegen Renaud, Salisbury und Otto.

Selbst Heinrich von Brabant, Gemahl seiner Tochter Marie, erklärt sich gegen Philipp, natürlich auch Leopold, sein früherer Nebenbuhler, sein Todfeind Renaud und der verleitete Ferrand, Alles waffnet sich gegen Philipp. Die feindlichen Heere nahen, und Philipp redet zu seinen Kriegern.

XXVI. Der Dichter zeigt, daß die damaligen Schlachten der Dichtung ein schöneres Feld darboten als die jetzigen,

Was für ein dumm Geschenk Apollo's Kindern,
Den Schreibern und den Malern neu'rer Schlachten
Der Berthold Schwarz verlieh'n mit seinem Pulver — —

unterläßt aber nicht, in der Beschreibung des Kampfes einige Vergleichungen vom Kanonenfeuer herzuholen.

Die Schlacht bey Bovines (1214) entscheidet für Philipp. Einer seiner tapfersten Gegner ist der Lusitanische Infant Ferrand.

Schon hat Leopold den König Philipp niedergestreckt, als Destaing jenen erlegt. Salisbury, Ferrand und Renaud werden gefangen genommen; Danklieder werden angestimmt.

Die Philippide ist das beste Gedicht des genre épisodique von denen, welche in den letzten Jahren in Frankreich erschienen sind. Die Mannichfaltigkeit der Vorfälle, die geschickte Verbindung derselben, indem der Dichter jede Person, die ihm begegnet, begleitet und plötzlich den verlorenen Faden wieder aufnimmt, die gute Schilderung der Charaktere, besonders Philipps, des Helden, und des tollen Lusignan's, der unterhaltende Styl endlich zeichnen die Philippide aus. Man sieht dem Gedichte sehr wohl an, daß die einzelnen Theile in sehr verschiedenen Zeiten verfaßt worden sind, aber der ursprüngliche Gedanke ist genau durchgeführt. Durch das ganze Gedicht herrscht eine joviale Laune, eine selten bittere, gewöhnlich lächelnde Satyre wider die Gegenwart.

Viennet's Philippide, in zwey Bändchen, dem dritten und vierten seiner Werke, sind in Paris 1828 erschienen; einzelne Theile waren schon vor mehr als zehn Jahren bekannt gemacht.

Epische Dichtkunst.

Die Zauberinsel, ein romantisches Gedicht in vier Gesängen, nebst einigen lyrischen Gedichten von F. W. Reimnitz. Potsdam, 1828. Verlegt bey F. Riegel. 8. VIII und 139 S.

Trotz der schönen Lettern, trotz des schönen Papiers, trotz der schönen Worte, trotz der schönen Verse kann Ref. in dem romantischen Gedichte des Verfassers doch dasjenige nicht entdecken, was ein Gedicht erst zum Gedichte macht: Eigenthümlichkeit der Erfindung, Nothwendigkeit und Neuheit der Form. Die Reinheit des Strebens und die Höhe des Zieles, von welchem Herr R. in der Vorrede mit schöner Wärme spricht, kann die Kritik nicht entwaffnen, deren Pflicht vielmehr ist, in einer Zeit, wo die höchste Ausbildung der Sprache und der äußerlichen Dichtformen so viele verführt, und dasjenige, was allgemeines Eigenthum der geistigen Nationalkultur ist, für eignes poetisches Talent halten läßt, diesen Irrthum zu bekämpfen, und die wahre Poesie aus der Masse des Alltäglichen und Unächten, von der sie erdrückt zu werden und unter der sie zu verschwinden droht, hervorzuheben und sie allein in ihrem unerborgten Glanze hinzustellen.

Ein liebend Paar von einer grausamen Fee verfolgt und aus seinem Schiffe von ihr in den Sturm geschleudert, ein Oberon, der dem Dichter in eigner Person den Weg zu ihrer Zauberinsel zeigt, wo er alles Gräßliche in ihrem Pallast, außerhalb aber eine herrliche Natur und in einem greisen Barden einen verstoßenen König, den Großvater der Jungfrau, findet, der ihm sein Unglücksgeschick erzählt, und wie der Nachfolger seines siegreichen Feindes der Bräutigam seiner Enkelin ward, und wie die Zauberin dieses Glück stört; die Ueberraschung, wie endlich doch das schöne Paar gerettet auf einem Kahn angeschwommen kommt: — Was ist diese Erfindung nach dem Mährchen Ariosts oder auch nur Wielands? Zwar kann aus dem ärmsten epischen Stoffe durch Charakterzeichnung durch guten Haushalt mit Scenen und Situationen, und durch eine reiche darstellende Phantasie noch immer sehr viel gemacht werden; aber auch dieses ist hier nicht geschehen. Der Greis, Otilo, Saruna und Merilde sind keine neue, nicht einmal neugezeichnete Gestalten und Physiognomien, die Begebenheiten folgen und drängen sich nicht, um das nöthige Interesse zu erregen, auch sind sie allzuhäufig von lyrischen Ergüssen unterbrochen; die Darstellung ist wohl fließend, aber nicht strömend zu nennen; einzelne Natur- und andere Beschreibungen, die für sich wohl gelungen sind, können uns nicht für die Gewöhnlichkeit des Ganzen entschädigen. Auch die beygefügten lyrischen Gedichte sind mehr ein Denkmal der Sprachgewandtheit und einer reinen Gesinnung, als daß sie sich über den Dunstkreis der Tagespoesie emporschwängen. „Mögen,“ sagt der Verf. in der Vorrede, „die reiferen Jahre und größere Kenntnisse eines Verfassers seinen Dichtungen eine gewandtere und feinere Sprache, dem Gedanken mehr Genauigkeit, der Färbung des Ganzen mehr Glanz und Milde geben: ein gewisser innerer Kern der dichterischen Natur wird dadurch weder hervorgebracht noch ersezt. Ob nun von solchem etwas in mir sey oder nicht, das, hoffe ich, werden diese Gedichte wohl beurtheilen lassen; und jedes offene von Erfahrung und ästhetischer Bildung zeugende Wort eines Kunstrichters über diesen Punkt wird für mich von der größten Bedeutung seyn.“ Ref. hält sich für keinen Kunstrichter, er ist nur ein Kunstjünger; als solcher spricht er gegen seinen Mitbruder und vor dem Publikum sein Urtheil mit der Freymüthigkeit aus, zu welcher die edle Sprache der Vorrede herausfordert. Diese Vorrede scheint uns eben so gewiß ein allgemeines, noch unbestimmtes Talent zu verrathen, als die Dichtung selbst kein ausgezeichnetes poetisches bewährt.

N°. 25.

Literatur-Blatt.

Freitag, 27. März 1829.

Rechtspflege.

1) Zeitschrift für deutsche und ausländische Kriminal-Rechtspflege. Herausgegeben von Julius Eduard Hitzig, Direktor des Kammergerichts-Inquisitoriats und Mitgliede des Kriminal-Senats des Kammergerichts zu Berlin. Erstes, zweytes, drittes Heft. Berlin, bey Ferdinand Dümmler. 1828.

Des verehrten Verfassers „Zeitschrift für die Kriminal-Rechtspflege in den preußischen Staaten, mit Ausschluß der Rheinprovinzen“ hat nicht nur unter Rechtsgelehrten, sondern auch unter dem übrigen Publikum so viele Leser und so ungetheilten Beyfall gefunden, daß er sich entschloß, vorliegendes, mit jenem früher begonnenen parallel laufende Werk anzufangen und gleichfalls dadurch an lebendigen Beyspielen zu zeigen, wie sich im übrigen Deutschland und im Auslande der Zustand der Kriminal-Rechtspflege verhalte. Dieses Werk, wie jenes frühere, dient nicht blos zur Grundlage für kriminalistische Studien des Gelehrten, noch weniger blos zur Befriedigung der Neugierde solcher Leser des Tages, welche in der Lektüre von Vergehungen, Schand-, Raub- und Mordthaten allein eine ihrem Gaumen zusagende Speise finden und ihren Heißhunger lieber an Erscheinungen der Wirklichkeit als an Fiktionen der Romanwelt stillen. Herr Direktor Hitzig hat durch seine Sammlungen krimineller Vorfälle und Untersuchungen zugleich die dankenswerthesten Verdienste um die Erfahrungsseelenlehre, um die Erforschung der menschlichen Verirrungen und Leidenschaften sich erworben. Aus diesem lezteren Gesichtspunkte vorzüglich empfehlen wir die Lesung der vorliegenden Hefte dem gebildeten Publikum, und bemerken zugleich, daß der eifrige Sammler als einen geistvollen Ordner der einzelnen Fälle sich zeigt, indem er durch die oft trefflich gewählten Ueberschriften, Leben und Interesse zu bringen und durch Beziehungen auf literarische Erscheinungen, durch Hinweisung auf historische Vorkommenheiten und einzelne feine Bemerkungen dem Gegebenen eine zeitgemäße Gestalt und mehrfachen Reiz zu verleihen weiß.

Für die späteren Hefte hat der Verf. die Zusage gehalten, aus dem größeren Reichthum der an ihn eingelaufenen Materialien nur Gutes und Treffliches zu geben; so wie denn auch für die Zukunft zu hoffen ist, daß seine Verbindung mit vorzüglichen Männern in den verschiedenen europäischen, ja sogar in außer-europäischen Ländern, wie Nord- und Südamerika, ihn in den Stand setzen werde, interessante direkte Korrespondenz-Nachrichten mitzutheilen. Indeß ist schon im ersten Heft eine sorgfältige Auswahl von Auszügen aus den neuesten Gerichtszeitungen Englands, Frankreichs u. s. w. dargeboten.

Die geschehenen Mittheilungen geben ein treues Bild von dem moralischen und socialen Zustande und von der Rechtspflege der einzelnen Länder; sie zeigen den Unterschied wohl geordneter Staaten von anderen, namentlich z. B. der pyrenäischen Halbinsel, von den Unordnungen und Meutereyen im geselligen, bürgerlichen und Familienleben des spanischen Volkes, unter welchen wir folgende kurze Nachricht hier anfügen. Sie hat die Ueberschrift: Nichts in Spanien so wohl organisirt, als das Diebswesen. (Madrid, 10. März 1828.) „Die Verfolgungen gegen einen hier als Diebeshelfer verhafteten Pfarrer haben eine förmlich organisirte Diebesunterstützung zur Kenntniß der Regierung gebracht. Die Diebe bilden nämlich hier eine vollkommene Innung mit bestimmten Gesetzen. So existirt eine Diebspensionskasse. Diejenigen nämlich, die von den Richtern zum Gefängniß verurtheilt werden, erhalten aus dieser Kasse eine tägliche Unterstützung, um angenehm daselbst leben zu können; Verwundete werden auf allgemeine Diebes-Unkosten bis zu ihrer Heilung auf's Beste verpflegt, ja sogar die Wittwen und Waisen derjenigen, die das Unglück haben, den ruhmvollen Tod für ihr Diebesvaterland oder ihren Diebesstaat am Galgen zu sterben, werden anständig pensionirt. Diesen lezten Artikel der Diebeskonstitution hat man von einem Spitzbuben erfahren, der kürzlich zu Madrid gehangen wurde, und versicherte, es würde seiner Frau und seinen Kindern an nichts fehlen. Ein anderer Pfarrer,

als der oben erwähnte, war ebenfalls Mitglied dieser Gesellschaft, hat sich aber durch die Flucht gerettet; auch ein Juwelenhändler gehörte dazu und hatte das Amt, gestohlnes Gold und Silber in Barren umzuschmelzen, worauf es leicht ins Ausland gebracht wurde.“ (3. Heft, S. 102 f.)

Der merkwürdigste aber unter den ausführlich mitgetheilten Kriminalfällen ist ohne Zweifel die Geschichte von dem bayerischen Priester Franz Sales Riembauer, welche das dritte Heft der vorliegenden Zeitschrift aus der Hand des Herrn Staatsraths von Feuerbach in Ansbach enthält, und welche die treffenden Worte „Tartüffe als Mörder“ zur Ueberschrift hat. Der genannte Priester, eines armen Tagelöhners Sohn, aber wegen seiner guten Verstandesanlagen und wegen seiner großen Lernbegierde frühe dem geistlichen Stande gewidmet, erwarb sich nicht gemeine Kenntnisse auf seiner Studienlaufbahn, bildete aber hauptsächlich seinen Verstand durch die Künste der Dialektik und sein Gemüth nach der Casuistik jesuitischer Moral, und scheint sich besonders tief in P. Benedikt Stattlers Werke einstudirt zu haben. Man sah in ihm ein Sittenmuster für den ganzen Klerus. Schon sein Aeußeres machte durch Wuchs und Gesichtsbildung nicht blos, sondern auch durch ernsthafte freundliche Miene, durch wortreiche und gewandte Rede, durch gefälliges und einschmeichelndes Benehmen eine empfehlende Erscheinung. Seine priesterlichen Verrichtungen übte er mit Anstand, Pünktlichkeit und Würde. Seine Predigten waren voll Feuer und Salbung; er eiferte besonders oft und sehr stark gegen die Laster und Ruchlosigkeiten der Welt, und erschien den Gemeinden, bey welchen er in einer Reihe von Jahren als Vikar, Kaplan und Pfarrer angestellt war, wie ein verklärter Frommer, wußte auch unter dem Volke den Aberglauben zu pflegen, als stehe er mit der unsichtbaren Welt in unmittelbarer Berührung; obgleich die Besseren und die Hellerdenkenden kein gutes Zeichen darin fanden, daß der Heilige Niemanden in die Augen sah. — Derselbe Priester nun ließ im Stillen den Trieben der sinnlichen Natur eine Freyheit, welche das Gesetz seiner Kirche verbietet, welche jedoch Riembauer dadurch gesetzlich und heilig zu machen suchte, daß er seine Beischläferinnen, diejenigen wenigstens, die er sich auf längere Zeit beylegen wollte, durch feyerliche Handlung, wobey er den Priester und Bräutigam in seiner Person vereinigte, sich als Gattinnen förmlich antraute. Desgleichen erlaubte er sich zuweilen, seinem Unterrichte anvertrauten Kindern den Lehrsatz praktisch begreiflich zu machen, daß sich ein Mädchen mit einem geistlichen Herrn gewisse kleine Sünden wohl erlauben dürfe. Solche Verirrungen der Zärtlichkeit ließ Riembauer nicht als seine Sünden gelten, sondern betrachtete sie ruhig und unangefochten als Sünden des Cölibats, und seine Philosophie und theologische Moral lieferte ihm eine ganze Reihe der triftigsten Beweise dafür, daß er durch sein Verfahren nicht nur nichts Strafbares, sondern sogar etwas Löbliches, dem Himmel Wohlgefälliges begehe, da er Gottes Reich zu vermehren diene, somit nichts thue, was der Vernunft oder dem Rathschluß Gottes oder dem Heil der Kirche oder dem Wohlergehen des Staates zuwiderlaufe. Er sorgte auch, soweit immer seine Verhältnisse dies erlaubten, für die von ihm erzeugten Kinder, und genoß das Glück, als Kandidat des Priesterexamens eben in München und in dem Hause gegenwärtig zu seyn, in welchem seiner Geliebten eine von einem gesunden Knaben entbunden wurde. — Uebrigens hatte R. auch ein Bauerngut auf betrügerische Weise an sich gebracht und die früheren Besitzer desselben, deren ältere Tochter nun in seiner höchsten Gunst stand, im Hause behalten. Eine frühere Konkubine besucht ihn, fordert eine Schuld ein, verlangt wiederum seine Köchin zu werden, und droht ihm im Weigerungsfall öffentliche Klage. Der geängstigte Priester holt sein Rasirmesser und zieht dasselbe durch die Kehle des Mädchens, dem er mit der Bewegung sich genähert hatte, als wolle er liebkosend ihren Hals umschlingen. Der Einschnitt war tief, und ehe noch die Unglückliche zu Boden fiel, rief ihr der Mörder zu: „Mariandel! ich bitte dich und Gott um Verzeihung! du wolltest es selbst so! Bitte zu Gott um Verzeihung deiner Sünden, und ich gebe dir die Absolution.“ Und bis die am Boden Röchelnde ihre lezten Lebensgeister aufgegeben hatte, sprach ihr der priesterliche Mörder mit geistlichen Trostgründen zu. Darauf begrub er sie in seiner Scheune und war zufrieden, daß in kurzer Zeit zwey wirkliche Mitwisser starben, unruhig jedoch, daß die dritte, eine jüngere Schwester seiner Konkubine, die den Mord durchs Schlüsselloch belauscht hatte, sein Haus verließ. — Durch diese kam endlich nach sechs Jahren die Geschichte an den Tag. Riembauer befolgte vor Gericht die große, hohe Politik der Verbrecher, welche im Gegensatz der kleinen und gemeinen, die alles ohne Unterschied abläugnet, auf dem Grundsatze beruht: alle Thatsachen, für welche Beweise vorhanden sind, zuvorkommend einzuräumen, aber dem Eingeräumten einen solchen Zusammenhang zu geben, daß es als wahr angenommen werden könne, ohne daß darum zugleich die Schuld des Bekennenden als wahr angenommen zu werden braucht. Er folgte der zuvor geschehenen Anzeige Schritt für Schritt und vertauschte nur die Personen; die beyden schon gestorbenen Mitwisserinnen sollten die That verübt, und was diese aus Furcht vor ihm verheimlichten, sollte er aus christlicher Liebe verschwiegen, blos in sein priesterliches Herz verschlossen haben. Im Gefängniß machte er zwar den Versuch, seine Wächter zu bestechen, falsche Zeugen durch Beweggründe ächtjesuitischer Scheinheiligkeit zu gewinnen und sich Kennt-

niß von den Untersuchungs-Akten zu verschaffen. Sobald er aber merkte, daß alles entdeckt sey, erklärte er dem Richter, er habe das Unglück gehabt, durch einen Anfall von Melancholie in vorübergehenden Wahnsinn zu verfallen, in welchem er Briefe geschrieben habe, welche gerade so aussehen möchten, als sey er seines Verstandes und Willens völlig Herr gewesen; und dabey sezte er den Unterschied zwischen einem menschlichen sensus externus, internus und intimus aus einander, mit der Betheurung, daß er bey jenen Bestechungen, Briefen u. s. w. zwar noch den sensus externus und internus beysammen gehabt, aber des sensus intimus, auf welchen doch alles ankomme, ganz ermangelt habe. Solche Erklärungen hielten den Prozeß vier Jahre hindurch auf, und nach 99 Verhören war der Richter mit dem schlauen Priester nicht zum Geständniß gekommen. Der leztere wußte durch allen Aufwand der heiligsten Beschwörungen, durch ruhige Gelassenheit des schuldlosen Dulders, durch Entrüstung über die Schlechtigkeit, die nur der Satan ihm habe andichten können, besonders aber durch die höchste Kunst dialektischer Gewandtheit das Verbrechen von sich abzulehnen. Endlich im hundertsten Verhöre, das er sich selbst erbeten hatte, gestand er seine That ein, suchte sie aber nun mit demselben theologischen Eifer und mit derselben jesuitischen Moral zu rechtfertigen, womit er sie bisher als die schändlichste aller Verläumdungen verdammt hatte. Namentlich berief er sich auf eine Stelle in des Jesuiten Stattler, seines früheren Lehrers, Ethica Christiana, woran er deutlich vor der Ausführung der That gedacht habe und wornach ein Mord zur Erhaltung der Ehre gestattet ist. Seine Absicht bey der Handlung sey die beste gewesen, Verhütung des öffentlichen Skandals, Rettung seiner eigenen und der Ehre des gesammten Klerus. Aus gleichen Gründen habe er auch — ad majorem Dei gloriam — sein Verbrechen vier Jahre lang geläugnet. Es wurden bey der Untersuchung noch andere Vergehungen des Priesters, Betrug an Geld, mordbrennerische Absicht u. a. m. entdeckt. Gleichwohl blieb der Heilige ohne Reue. Das Gericht zweyter Instanz sezte die Strafe des Mörders auf Festungsstrafe des ersten Grades fest, weil ein Mangel am Thatbestande vorhanden, nämlich Riembauer nicht mit aller Bestimmtheit als die eines Mordes fähige Person bezeichnet sey.

Unter der Rubrik: Außer-Europäisches, gibt der Herausgeber folgende für die Freunde klassischer Literatur und alter Philosophie merkwürdige Nachricht: „Kurz nach Einführung der Geschwornengerichte auf Ceylon ward ein reicher Bramin, der sich durch seine Härte sehr unbeliebt gemacht hatte, beschuldigt, seinen Neffen ermordet zu haben, und deßwegen vor Gericht gezogen. Er wählte eine Jury aus seiner eignen Kaste; die Beweise gegen ihn waren aber so stark, daß unter 13 Geschwornen 12 von seiner Schuld die vollkommenste Ueberzeugung hatten. Der, welcher ihre Meynung nicht theilte, war ein junger Bramin von der Insel Ramissaram (zwischen Ceylon und dem Festlande von Indien): er stand auf, erklärte, daß der Angeschuldigte nur das Opfer einer Kabale sey, und bat, daß man die sämmtlichen Zeugen, welche gegen ihn aufgetreten waren, zurückberufen möge. Dies geschah, der junge Bramin befragte sie mit einer so bewundernswürdigen Gewandtheit und mit solchem Scharfsinn, daß sie sich bald im Widerspruche verwickelten, und die Jury, statt den Bramin zu verurtheilen, ihn für unschuldig erklärte. Diese Angelegenheit machte großes Aufsehen auf der Insel; der Oberrichter (Sir Alexander Johnston, ein sehr gelehrter Kenner der asiatischen Sprachen) ließ den jungen Mann vor sich kommen, und ertheilte ihm über das Talent, welches er bey dieser Gelegenheit an den Tag gelegt, große Lobsprüche. Der Bramin erwiederte hierauf, daß er seine Gewandtheit im Fragen namentlich dem Studium eines Buchs zu danken habe, welches er „den Stärker des Geistes“ nannte, das er von einigen Pilgrimen in Ramissaram erhalten habe, die es aus Persien mitgebracht, und er habe es sich aus dem Sanskrit übersezt, in das es aus dem Persischen übertragen worden sey. Sir A. Johnston wünschte das Buch zu sehen, und war nicht wenig erstaunt, als er bey genauerer Untersuchung der ihm von dem Braminen gebrachten tamulischen, auf Palmblätter geschriebenen Handschrift fand, daß es eine Uebersetzung der Dialektik des Aristoteles war.“

2) Geschichte der Zerstörung einer Fabrik falschen preuß. Papiergeldes in England im Jahr 1821 und der deßhalb in Berlin und London geführten Untersuchungen. Von Julius Eduard Hitzig, Direktor des Kammergerichts-Inquisitoriats zu Berlin. Mit einer Vorrede von Dr. S. H. Spicker, königl. Bibliothekar. Berlin, bey Ferdinand Dümmler 1827.

Schon in den Jahren 1815 und 1816 war in London, und zwar in einer meistens von Juden bewohnten Gegend der eigentlichen Stadt, Moorfields genannt, ein Verein entdeckt worden, welcher sich mit Nachahmung von Preußischem gemünzten Gelde im Großen beschäftigt hatte. Von der Nachahmung fremden Papiergeldes aber war bis zum Jahre 1821 in England noch kein Beyspiel vorgekommen, wenn gleich die Versuche, englische Banknoten zu verfälschen, unzählbar gewesen waren. Im Mai 1821 wurden in Berlin falsche Ein-Thaler-Tresorscheine zum Vorschein gebracht. Die Polizey hatte bald die Juden aufgefunden, durch welche das unächte Geld vertheilt worden war, und der Richter sah sich durch die Aussage ei-

nes gefänglich eingezogenen Theilnehmers nach England als dem Vaterlande dieses gefährlichen Fabrikats hingewiesen. Der königl. preuß. Polizey-Inspektor Eckert, zu dessen großer Ehre der ganze Verlauf der politischen Thätigkeit in dieser Sache gereicht, reiste nach London und selbst nach Paris, und wohnte den Untersuchungen und Verhandlungen der englischen Gerichte bey, deren Resultat aber dennoch endlich dahin ausfiel, daß der Angeklagte, ein Jude Goldstone, auch Goldstein genannt, zu London, in Freyheit gesetzt wurde. Ganz anders wäre das Urtheil der Richter ausgefallen, „wenn man bey den preußischen Papieren früher solche Kennzeichen angebracht hätte, welche sie unzweifelhaft in die Klasse englischer Staatspapiere, deren Fälschung durch die Parlamentsakte verboten ist, setzen.“ Denn ein Hauptpunkt der Vertheidigung beruht auf einem Umstande, der bey der Anfertigung der preußischen Tresorscheine gar nicht in Betracht kommen konnte, nämlich daß das darauf Gesetzte zwar wohl mit der Form eines Wechsels, eines Zahlungsversprechens, übereinkomme, daß es einen Mann, Namens Altenstein gebe, der dieses ertheile, daß man aber durchaus nichts darauf bemerke, was das Papier zu einem Staatspapiere mache. Der Sachwalter des Klägers wußte es zwar durch die Aussage der Zeugen, welche bey den englischen Gerichten bekanntlich von der höchsten Bedeutung und dem größten Einfluß ist, dahin zu bringen, daß vom Oberrichter der Name Altenstein für den Namen dessen, der vermöge seiner Stellung im Staate die Befugniß habe, seinen Namen unter die Tresorscheine zu setzen, angenommen und erklärt wurde, das in Rede stehende Papier falle in die Kategorie der durch die englische Parlamentsakte bezeichneten Papiere. Was aber als nicht zu überwindendes Hinderniß für den Kläger stehen blieb, war der Umstand, daß der allgemeine Inhalt des Papiers nicht gehörigermaaßen, d. h. nicht in englischer und zwar buchstäblich treuer Uebersetzung, ohne welche das Gericht der höhern Instanz zu keinem Erkenntniß kommen könne, in den Record oder die Anklageakte aufgenommen war.

Die Geschichte des ganzen Prozesses ist mit größter Genauigkeit mitgetheilt, und der Scharfsinn der englischen Sachwalter leuchtet daraus aufs Klarste hervor.

Biographie.

Mittheilungen aus dem Leben und Wirken des Königs von Sachsen, Friedrich August des Gerechten. Leipzig, 1829. Verlag von C. H. Reclam.

Der ungenannte Verfasser war nicht sowohl mit dem verstorbenen Könige Friedrich August selbst, als mit mehreren Personen seiner näheren Umgebung und seines vertrauteren Umgangs in solcher Berührung, wodurch ihm genauere Nachrichten über den Charakter und die Handlungsweise dieses Regenten zuflossen. Die meisten der hier mitgetheilten Anekdoten und Charakterzüge sind bisher nicht gedruckt worden, ja selbst im Königreiche Sachsen wohl nur den wenigsten bekannt gewesen. „Selbst im Lande war ja die tiefe Einsicht, der vertraute Umgang mit Kunst und Wissenschaft, die seltene Ordnung und Gewandtheit in den Geschäften des Königs und der ununterbrochen thätige Antheil, den er, als Chef des geheimen Kabinets, im eigentlichsten Verstande, unmittelbar an den Regierungsgeschäften nahm, nur Wenigen genau, Vielen aber zum Theil gar nicht, zum Theil nur höchst oberflächlich bekannt. Im Auslande hielten sogar Mehrere den König nur für einen in Fasten und Beten und in steifen Ceremonien und alten Gewohnheiten befangenen, höchst unbedeutenden und befangenen Regenten, daher wurden auch in den Jahren 1813 bis 1815 Mehrere zu Berlin, namentlich Gelehrte, nicht wenig überraicht, als sie den König Friedrich August von ganz andern Seiten kennen lernten.“ — „Die Beybehaltung der scheinbar steifen Etikette war von dem Könige wohl mehr auf strenge Ordnung und Zeitersparniß berechnet, denn die Zeit wußte er zu schätzen, und er hat sie nicht in Unthätigkeit verträumt oder verspielt und sich nie unwürdigen Zeitverkürzungen hingegeben, sondern er hat sie im ernsten Hinblicke auf das Höhere nur zur eignen Vervollkommnung und Veredlung und zum wahren Wohle seines Landes und seiner Unterthanen stets wohl genützt.“

Merkwürdig sind allerdings mehrere der angeführten Züge, die nicht blos von Menschlichkeit, von Gerechtigkeitsliebe, von Wohlthätigkeit, von religiöser Zuversicht und Standhaftigkeit — Tugenden, welche die Mitwelt längst dem verewigten Könige von Sachsen zuerkannt hat, sondern namentlich auch von religiöser Aufklärung und kirchlicher Toleranz zeugen, über deren Aufnahme unter die Vorzüge Friedrich Augusts die Meynungen des Publikums getheilt waren. Hieher gehört unter anderem, was S. 12 f. erzählt wird: „Es wurde in einem Gespräche mit dem Könige von einem Evangelischen der drey christlichen Religionssysteme und vorzugsweise, vielleicht um nicht anstoßen zu wollen, des der katholischen Kirche gedacht und dabey bemerkt, daß man doch nicht wissen könne, welches wohl eigentlich das vorzüglichere Religionssystem seyn möchte? Der König Friedrich August erwiederte hierauf freundlich: „„Wir bewegen uns Alle wie in einem Ringe dem einen Mittelpunkt zu, und da werden wir auch einst Alle zusammenkommen!““

No. 26.

Literatur=Blatt.

Dienstag, 31. März 1829.

Dichtkunst.

Klamer Schmidts Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessem Sohne Wilh. Wern. Joh. Schmidt, Divisionspred. und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt; und Schwiegersohne Friedr. Lautsch, Prediger zu Halberstadt. I. Bd. 1826. 537 S. — II. Bd. 1827. 483 S. — III. Bd. 1828. 404 S. gr. 8. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Es werden in vorliegender Sammlung den deutschen Musenfreunden die Werke eines Dichters übergeben, dessen Andenken gewiß noch in dem Herzen Vieler lebt, welche in den lezten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts an den Erscheinungen auf dem deutschen Parnaß lebhafteren Antheil nahmen. Es ist dieser Dichter in neueren Zeiten vielfältig schief und ungerecht beurtheilt worden, theils weil die früheren Sammlungen seiner Werke sich vergriffen haben, theils weil die späteren Erzeugnisse seiner Muse niemals gesammelt sind, sondern in vielen Musen=Almanachen, Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut stehen. Man urtheilte daher meist nur nach einzelnen Gedichten, die man hier und da gefunden hatte; man konnte nicht läugnen, von diesem oder jenem Liede lebhaft ergriffen zu seyn; und selbst diejenigen Kritiker, welche gern über den ganzen Dichter den Stab gebrochen hätten, mußten doch eingestehen, daß demselben eine feurige Liebe für die Poesie, welche er stets besessen und auch vor dem Andrange mancher ungünstigen Zeiten zu bewahren gewußt habe, nicht abzusprechen sey. Durch die oben genannte Sammlung wird endlich einem bisherigen Mangel in unsrer deutschen Literatur abgeholfen, und zugleich die Kritik in den Stand gesezt, ein gründlicheres Urtheil über Klamer Schmidt zu fällen. Leider ist es diesem Dichter ergangen, wie es seinem früher verklärten Freunde Gleim erging: er hat die Sammlung seiner Werke nicht mehr selbst veranstalten können; indessen erhellet doch aus der Vorrede des Herausgebers so viel, daß Klamer Schmidt vor seinem Tode weit mehr vorbereitende Anstalten zur Herausgabe seiner sämmtlichen Werke getroffen hatte, als Gleim, und daß die jezt veranstaltete Sammlung im Wesentlichen und auch in ihrer äußerlichen Gestalt das enthält, was Klamer Schmidt selbst gegeben haben würde. Es ist möglich, daß er selbst bey einer nochmaligen Revision, bey der Strenge, womit er im höheren Alter seine Geisteskinder beurtheilte, noch Manches mit dem Vernichtungskreuz bezeichnet hätte, was hier stehen geblieben ist; aber er hätte vielleicht dann auch manches duftige Blümchen ausgereutet, welches seine Freunde troz einiger Flecken doch nicht gern sich nehmen ließen; oder wenn er es auch stehen ließ, hätte er durch die zu scharfe Feile vielleicht den frischen Blüthenstaub davon abgestreift. Sonach wird man mit dem Herausgeber nicht darüber rechten dürfen, wenn er Manches mitaufnahm, was dieser oder jener wegwünscht, da er vor Allem den Willen des Verstorbenen, wie derselbe in mündlichen Unterredungen, oder in den hinterlassenen Papieren sich ausgesprochen, zu Rathe zog. Vergleicht man das hier Zusammengestellte mit den zahlreichen dichterischen Erzeugnissen, welche Klamer Schmidt in einer fünfzigjährigen Thätigkeit lieferte, so wird man jene Sammlung mit Recht eine Auswahl nennen können. Und diese Auswahl liefert nicht blos schon Gedrucktes, sondern auch, wie aus dem Inhaltsverzeichniß sich ergibt (wo bey jedem Gedicht bemerkt ist, ob und wo dasselbe schon früher einmal gedruckt sey), manches noch ungedruckte, das des Erhaltens werth war. Doch wir wenden uns zum Einzelnen.

An der Spitze des Ganzen steht das Leben Klamer Schmidts, von dem Schwiegersohne des Dichters bearbeitet. Dasselbe enthält zuvörderst von S. 1—27 den Anfang einer Autobiographie (die der Verf. leider nicht vollenden konnte), und ist auch hinterher meist aus den eignen Briefen des Dichters zusammengesezt, so daß darin ein recht treues Bild des Verstorbenen sich abmalt. Hier und da sind auch interessante Bruchstücke aus den an Klamer Schmidt gerichteten Briefen berühmter Zeit-

genossen, eines Klopstock, Gleim, Bürger, J. G. Jakobi u. A. eingeschaltet. Aus der ganzen Biographie geht deutlich genug hervor, daß Klamer Schmidt nicht zu den Glückskindern gehörte, sondern vielmehr öfters in einer höchst gedrückten Lage sich befand, die durch körperliche Schwäche noch peinlicher wurde. Desto mehr ist es zu achten, ja zu bewundern, daß er durch alle äußere Bedrängnisse die Schwingen des Genius sich nicht lahmen ließ und mit edler Anspruchlosigkeit im harmlosen Genuß selbstgeschaffener Freuden sich für den Mangel größerer Gunstbezeugungen des Glücks schadlos zu halten wußte.

Die Gedichte sind von dem Sohne des Dichters redigirt und in fünfzehn Bücher vertheilt worden. Die Anordnung geschah nach der Folge der Zeit, worin Klamer Schmidt, zuerst in den verschiedenen Dichtungsarten sich versuchte; und auch in jedem Buche sind die Gedichte streng chronologisch geordnet worden. Der erste Band enthält außer dem Leben die beyden ersten Bücher der Gedichte, nämlich Lieder und Sinngedichte. Mit Recht macht das Buch der Lieder den Anfang, da das Erste, womit Klamer Schmidt öffentlich auftrat, die fröhlichen Gedichte waren, welche 1769 zu Halberstadt erschienen und außer einigen wenigen Sinngedichten hauptsächlich Lieder enthielten. Aus dieser ganzen Sammlung ist jedoch nur Ein Lied, der glückliche Schäfer, aufgenommen, welches demnach die Reihe der Lieder bedeutungsvoll eröffnet. Liebe, sowohl die über alles Irdische weit erhabene petrarchische Liebe, als auch die edlere Gattenliebe, uneigennützige Freundesliebe und hochherzige Vaterlandsliebe war es, was den Dichter zu den schönsten Liedern begeistert hat. Unter achtzig Liedern, welche in die Sammlung aufgenommen sind, machen wir, außer dem bekannten anakreontischen Trinkliede S. 339: „Da lieg' ich auf Rasen u. s. w.,“ welches noch immer im Munde der Musensöhne lebt, besonders aufmerksam auf das Frühlingslied S. 328: „Es guckt sich so gülden In's Frühjahr hinein u. s. w.,“ dem schon Voß einen eigenthümlichen Charakter beylegte; das hohe Mailied S. 332, das Reiselied S. 417, die Post des Lebens S. 436 und Lieb um Liebe S. 413. Außerdem hat das Verhältniß des Dichters zu der edeln Gräfl. Stolbergischen Familie und zu Gleim ihn zu manchem trefflichen Festliede begeistert, wie das Lied der sieben Tugenden S. 390 und der Jahrmarkt des Lebens S. 434 dazu Beweise liefern.

Das zweyte Buch, welches den lezten Raum im ersten Bande einnimmt, enthält 119 Sinngedichte, unter welchen besonders viele treffliche Grabschriften sich finden, durch deren Anfertigung der Dichter beym Tode so manches geliebten oder geschäzten Mannes ein Bedürfniß seines Herzens befriedigen wollte. Doch auch an manchen Stacheln, besonders für die Kritikaster, fehlt es nicht; und besondern Beyfall hat jene doppelte Vergleichung S. 179 zwischen dem Mädchen und der Uhr, und zwischen dem Herzen und der Uhr gefunden, wovon die erste lautet:

Mein Mädchen, meine Uhr, worin vergleich ich die?
Die zeigt die Stunden an, bey der vergeß' ich sie.

Der zweyte Band enthält fünf Bücher der Gedichte vom dritten bis zum siebenten. Im dritten Buche finden sich die poetischen Briefe. Aus den beyden Sammlungen dieses Inhalts, welche der Verf. schon in den Jahren 1782 und 1790 herausgegeben, ist das Meiste, jedoch nicht ohne Verbesserung, aufgenommen, und der Dichter hat hierbey treulich den Rath seines Freundes Gleim befolgt, der, wie er selbst S. 74 sagt:

Der zeitig schon den großen Schwur
Mich ließ beschwören: stehn zu lassen
Von hundert Versen zwanzig nur!

Das erste Stück in dieser Sammlung: An den Pantoffel, gehört wohl nicht zu den poetischen Briefen im eigentlichen Sinne, kann jedoch dazu beytragen, den Leser sogleich in die rechte Stimmung zu versetzen, die er zum Lesen der folgenden Stücke mitbringen muß. Eine muntre Laune und eine heitre Lebensweisheit ist es, die sich in diesen Episteln leicht, wohlklingend, und ungezwungen ausspricht, und auch dem Leser sich mittheilen wird, wenn derselbe einmal der ernsten Schulweisheit entgehen will. Bisher ungedruckt war in diesem Buche, wenigstens nach dem Inhaltsverzeichniß, der 42ste Brief an Tiedge, worin der Verf. auf eine launige Art halb in Prosa und halb in Versen den Antritt seiner Vikarie beschreibt; und der lezte 51ste Brief an Krieger aus dem Jahr 1812.

Das vierte Buch, welches dem dritten an Stärke beynahe gleichkommt, enthält die Elegien und Phantasien nach Petrarka's Manier. Die Gedichte dieser Gattung waren es bekanntlich, welche den Ruhm des Dichters zuerst begründeten, nachdem 1772 die Phantasien nach Petrarka's Manier und 1773 die Elegien an meine Minna erschienen waren. Gleichwohl sind unter den 66 Nummern dieses Buchs nur fünf aus jenen Phantasien und nur acht von diesen Elegien aufgenommen worden. Ein Beweis, wie streng auch hier der Dichter über sich selbst geurtheilt hat, und wie willig er den Warnungen der Kritik sein Ohr geliehen. Man fand ihn in diesen Dichtungen weich und zärtlich, aber oft zu wortreich; man munterte ihn auf, lieber seinem eignen natürlichen Gefühl zu folgen, als sich sklavisch in die Lage und Empfindung eines Andern hinein zu versetzen. Gleim, so hülfreich und freundschaftlich sonst für unsern Dichter,

erwies ihm doch dadurch nicht den besten Dienst, daß er ihn mehrmals zu solchen Nachahmungen aufforderte. Aber freylich bey dem damaligen Stande und erst beginnenden Aufblühen der deutschen Literatur war man auf nichts mehr bedacht, als gewisse vermeintliche Lücken darin auszufüllen, und so sollte auch Schmidt nach Gleim's Willen für uns Deutsche werden, was ein Petrarka, ein Katull, ein Lafontaine, ein Horaz für ihre Landsleute geworden seyen. Am meisten athmet jener petrarchische Geist in dem bekannten Selbstgespräch Petarka's S. 205, das so anfängt: „Nacht beschattet die Gefilde", und welches seine Freunde in der jetzigen Gestalt wohl wieder erkennen werden, da nur einzelne Härten und verfehlte Ausdrücke daraus weggeschafft sind. Nachher überließ sich der Verf. in diesen Elegien mehr seinem eignen Gefühl; und wir haben diesem Gefühl einige der schönsten Stücke dieses Buchs zu verdanken, als das Lied von der Trennung S. 276; an Laura S. 283: „Immer noch, du Herrliche, du Eine u. s. w.;" an Fanny; Versicherung neuer Treue S. 291. Dazwischen sind einige kleinere liebliche Lieder von rührender Schönheit eingestreut. In spätern Jahren verweilte die elegische Muse des Verf. mehr bey Verlusten theurer Freunde und Angehörigen, wie denn die Elegien Wilhelmine Schmidt S. 298; Gute Nacht S. 311, die Landpfarrerin S. 323 (fast mehr Idylle, als Elegie); an Gleim's Seele S. 340 und Orion S. 344 solchen Verlusten ihren Ursprung verdanken. Das lezte Stück, so wie mehrere kleinere aus früherer Zeit, waren noch ungedruckt.

Zu dem fünften Buche, welches 17 geistliche Lieder enthält, bildeten die schon im J. 1773 erschienenen Gesänge für Christen den Stamm. Gleichwohl sind von 25 Gesängen, die sich hier finden, in die neue Sammlung nur sieben, und zwar in sehr verbesserter Gestalt aufgenommen. Der Verf. wollte dabey, wie er in der Vorrede zu jenen Gesängen sagt, zwischen Cramer und Gellert auf der einen Seite, und Lavater auf der andern Seite die Mitte halten. Aber eben wegen solches Strebens lassen die meisten dieser Lieder kalt, weil solche Gesänge nur aus reiner Andachtsglut ohne alle Nebengedanken hervorgehen müssen. Nur mehrere von den spätern, zum Theil bisher noch ungedruckten Liedern sprechen mehr an, weil sie in einer individuellen Lage und Gemüthsstimmung entstanden, wie das Danklied nach dem großen Schloßenwetter S. 377 und der Psalm der Hoffnung während der Kriegs-Unruhen 1806. S. 382.

Das sechste Buch ist den Hendekasyllaben gewidmet, einer Dichtungsart, zu welcher der Verfasser durch das Lesen des Katullus aufgemuntert wurde, so daß schon im J. 1773 von ihm ein Bogen voll solcher Hendekasyllaben und 1771 die Katullischen Gedichte erschienen. Die Kritiker bemerkten schon damals, daß in diesen Versen mehr eine gewisse komische Tändeley, als Katull's weiche Zärtlichkeit herrsche. Der Verfasser selbst fühlte dies und behielt aus beyden Sammlungen nur 4 Stück bey, von denen drey Uebersetzungen aus Katull sind. Gleichwohl sprach ihn das Sylbenmaaß sehr an, und er gebrauchte es später in mehreren Gedichten, die eine kindliche Zärtlichkeit ausdrücken, oder mit komischen, spielenden Schilderungen untermischt seyn sollten. Die Hendekasyllaben auf Musäus, Bürger's und Abel's Tod haben deshalb einen sehr gemüthlichen Anstrich, und die Exequien für die große Linde S. 435, so wie der Hendekasyllabes auf Henning S. 438 möchten wohl jener berühmten Nänie Katull's auf den Tod eines Sperlings nichts nachgeben.

Das siebente Buch mit 19 Sonetten schließt den zweyten Band. Schon die Elegien an meine Minna enthalten ein sonettartiges Gedicht, welches in diesem Buche den Anfang macht, aber freylich noch nicht ganz die regelrechte Form hat, so wenig als die um 1776 im deutschen Merkur von Klamer Schmidt erschienenen Sonette. Da sich dieselben gleichwohl durch ihren Inhalt empfehlen, so machten sie dieser Dichtungsart in Deutschland wieder freyere Bahn. Von des Dichters weicher Seele läßt sich auch in dieser Gattung nichts Schlechtes erwarten; und noch in den lezten Jahren seines Lebens, da ihm zu Gedichten von langem Athem das Feuer erloschen war, gelang ihm manches liebliche Sonett, wie das 16te meine Geburtsfeyer S. 464 hierzu einen Beweis liefert.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

1. Viaggio in Savoia ossia Descrizione degli Stati oltramontani di S. M. il Rè di Sardegna, per Davidi Bertolotti. Turin 1828.
2. Voyage dans une Vallée des Alpes, ou description topographique et lithologique de la Vallée de Sixt. Chambery 1828.

Es gehen jährlich viel Reisende über die savoyischen Alpen, sie sehen aber von dem Lande nur den kleinen Theil, der an der Heerstraße von Frankreich nach Italien liegt. Das lange Thal der Provinz Maurienne, das immer zwischen hohen Bergwänden fortläuft, und wo man kaum den Himmel recht sieht; die Einwohner, die seit einem Menschenalter an der großen Straße wohnen, ihre geistige Gestaltung und Sitten, alles dies ist keineswegs hinrei-

chend, um Savoyen kennen zu lernen, gar Manches kann da sogar einen übeln Eindruck machen.

Freunde großartiger und herrlicher Natur besuchen freylich die Thäler, Alpen und Gletscher Faucigny's. Sie kommen von den reizenden Ufern des Genfersees über Cluse ins Land und verlassen es bey Valorsine wieder. Sie sehen also auch nur wenig davon. Ueberdies ist die Chamounirstraße fast schon eine Heerstraße geworden mit all den Uebeln, die der Staub und Schmutz dieser Wege mit sich bringt.

Der größte Theil des innern Savoyens bleibt den Mehrsten unbekannt. Daher kommen die vielen unrichtigen Angaben und Nachrichten über dies Land, die ein Schriftsteller dem Andern nachsagt, und von dem sich neuerdings vieles in Malte-Bruns geographisches Werk eingeschlichen hat. Unwissender als Alle sind die Italiener, obgleich Savoyen politisch einen Theil ihres Landes ausmacht. Die Wenigen, die nach Frankreich reisen, gehen über Genua und Nizza.

Der Verf. wünscht sie durch sein gegenwärtiges Werk aufmerksam auf Savoyen zu machen. Sie kennen ihn schon durch sein interessantes Buch: Viaggio al lago di Como, von dem — unerhört in Italien — in Kurzem mehr denn sechstausend Exemplare verkauft wurden.

Zuerst enthält die Reise eine allgemeine Uebersicht des Landes, spricht darin von dessen natürlicher und industrieller Beschaffenheit; das gute Obst wird dabey so wenig vergessen, wie der Honig von Chamounir und Käs und Butter aus Faucigny, Abondance, Tarantaise und Maurienne. Nun kommen die Angaben, die dem Geologen und Naturhistoriker interessant seyn können. Auch die Alterthümer des Landes, die Römerstraßen, die alten Gebäude, die Bäder, Denkmäler und Inschriften, ferner die Spuren aus der Völkerwanderung, der Feudalregierung und des Ritterthums werden besprochen. Es ist natürlich, daß ein Buch, welches in Turin erscheint, nicht so vom Feudalwesen und dem Ritterunfug des Mittelalters sprechen kann, wie es die Landesgeschichte verlangt, daß es auch nicht der musterhaften Städteordnungen und Provinzialkonstitutionen aus dem XIII. und XIV. Jahrh. gedenken darf, weil man heut zu Tage nichts davon wissen will, was jene entfernten Zeiten Treffliches hatten. Savoyens Einwohner, sagt der Verf., gelten vielfach für beschränkt und für geistig arm, wie sie denn häufig durch einen kärglichen Boden sehr dürftig sind. Und doch sinds die kräftigen, starken Männer, die in den Hauptstädten und Seehäfen wegen ihrer Athletenkräfte bewundert werden und sich bey der größten Anstrengung dem rauhesten Klima aussetzen. Einige dienen ihrem Landesherrn, Andere kämpfen mit Ruhm in fremden Ländern. Manche erwerben durch Treue, Fleiß und Anstrengung bedeutendes Vermögen, oder zeichnen sich in bürgerlichen Aemtern aus. Viele sind vorzügliche Mitglieder europäischer Akademien, Allen aber ist Rechtlichkeit, Beharrlichkeit, Treue und Höflichkeit nachzurühmen.

Eigenes hat der Verf. wenig in dem Buch gesagt. Das bey weitem mehrste ist Compilation aus De Saussure, Albanis-Beaumont, Verneith, Palluel, Grillet, Costa de Beauregard u. A. Ueber das Ganze ist ein sentimental-pittoresker Lack gezogen, den eingesetzte Verse und Seitenlange Citate noch glänzender machen sollen. Statt dessen hätten wir ein tieferes Eingehen in des Volks ganz eigenthümliches Leben und Weben, in dessen Sitten im innern Land, in die unverkennlichen Spuren seiner Vorzeit u. s. w. gewünscht. Eine gute Schrift über Savoyen und sein Volk ist also noch zu liefern.

Verdienstlicher in dieser Beziehung kann Nr. 2. genannt werden, wiewohl die kleine Schrift wenig mehr ist, als ein Auszug des Itineraire déscriptif de la Vallée de Sixt, das vor einigen Jahren in Genf erschien.

Das Sixtthal, nördlich vom Montblanc gelegen, ist nicht so bekannt und berühmt wie sein Nachbar, das Chamounirthal, verdient aber nicht weniger Aufmerksamkeit wegen der Großartigkeit seiner wunderbar aufgethürmten Felsen, wegen seines wilden Charakters und des Reichthums an herrlichen Wasserfällen. Sie bilden hier ein Gemälde, dessen Gleichen sich wahrscheinlich nirgend anderswo findet. Die Caskade du Dard fällt tausend Fuß hoch herab, ungeheuer im Umfang ist die Fontani. Die prächtigste Caskade durch ihre Formen und Umgebungen heißt la Gouille, das reiche Wasser stürzt von mächtiger Höhe gerade auf einen Felsen, zerstäubt da, und zieht sich als eine ungeheure Staub-Glocke hernieder. Außerdem hat das Thal noch eine Menge anderer Caskaden.

Auch dies Thal wie das benachbarte von Servez und Chamounir war ehemals ein See und wurde im Anfang des XII. Jahrhunderts von Augustinern ausgetrocknet, denen auch Aimon I., Herr von Faucigny, das ganze Thal schenkte, wo sich diese Mönche immer mehr ausbreiteten, und am Ende reich und üppig wurden.

Es stürzten seit 1341 mehrmals Flanken der furchtbar rauhen Tête noire ein und verschütteten mehrere Dörfer.

Wer dies Thal im Julius und August besucht, kann sich überzeugen, welch gutes, biederes, treues und fleißiges Volk die Savoyer sind. Diese armen Leute theilen ihre Weiden mit den Gemsen. Denn dahinauf an schreckliche Abhänge klettern sie, um einige armselige Halme Gras zu erbeuten. Die Glücklicheren haben ihr Land auf abschüssigen Felsen, wo sich kaum eine Ziege halten kann, und wo sie Alles mit den Händen bearbeiten müssen. Und doch sind diese Menschen sehr heiter, froh und glücklich. Von Ackerbau und Viehzuchtkenntnissen wissen sie wenig mehr als ihre Voraltern im XIII. Jahrhundert. Ihre Genügsamkeit hat selbst in dem übrigen armen Lande ihres Gleichen nicht.

In der Nähe liegt der durch de Lucs Besteigung und Versuche interessante Buet, der de Saussures Sorgfalt entgangen ist.

N°. 27.

Literatur-Blatt.

Freitag, 3. April 1829.

Dichtkunst.

Klamer Schmidts Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessem Sohne Wilh. Wern. Jos. Schmidt, Divisionspred. und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt; und Schwiegersohne Friedr. Lautsch, Prediger zu Halberstadt. I. Bd. 1826. 537 S. — II. Bd. 1827. 483 S. — III. Bd. 1828. 404 S. gr. 8. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beschluß.)

Der dritte und lezte Band enthält acht Bücher, nämlich vom 8ten bis zum 15ten. Im achten Buche finden sich 78 Oden, gröstentheils in alten Sylbenmaaßen, wobey auch 13 Uebersetzungen aus Jakob Balde und einem ungenannten lateinischen Dichter des 17ten Jahrhunderts. Die Oden sind mehr in horazischem, als pindarischem Geiste; sie halten sich mehr im mittleren Tone der Begeisterung, als auf dem höchsten Gipfel des lyrischen Schwunges; und wir dürfen uns hierüber nicht wundern, da Klamer Schmidt sich so viele Jahre lang mit der Uebersetzung des Horaz beschäftigt hat. Zuweilen erhebt sich der Dichter in kühnerem Fluge, wie in dem Säculargesang für die Preußen S. 84. In diesem Gesange sowohl, als auch in mehrern andern Oden spricht sich eine warme Vaterlandsliebe aus, die wenigstens nach dem Tode des Dichters Anerkennung finden möge. Es gehört zu den Mängeln unsrer Zeit, daß begeisterte Sänger, weil sie nur durch den todten Buchstaben und nicht durch das lebendige Wort sich der Nation mittheilen können, nicht mehr so wohlthätig auf den Nationalcharakter einwirken, als dies im Alterthum, besonders bey den Griechen, der Fall war. — Am glücklichsten ist der Dichter im Ausdruck der Gefühle der Wehmuth und der Entsagung, und mehrere der rührendsten, ergreifendsten Oden verdanken diesen Gefühlen ihren Ursprung, als z. B. an Elisa. Ueber Sophia's Tod. S. 9; an das Euphon S. 18; Sehnsucht nach Ruhe S. 91; Maria S. 117 u. A. Die Oden aus Jakob Balde enthalten eine schöne Nachlese zu Herder's Terpsichore, deren Erscheinen selbst den Dichter zu einem seiner feurigsten Gesänge an den Verfasser der Terpsichore S. 44 begeistert hat.

Das neunte Buch enthält Romanzen, Balladen und poetische Erzählungen, zusammen 13 Nummern. Fast alle komischen Erzählungen, deren der Verfasser viele, aber anonym geliefert hat, sind verworfen worden, wie auch alle seine Fabeln und Idyllen, deren 1776 ein ganzer Band von ihm herauskam. Das jezt Mitgetheilte sind zum Theil Nachbildungen, z. B. die bekannte Ballade aus dem Landprediger von Wakefield, Edwin und Angelina S. 156, welche der Verfasser für die Uebersetzung seines Freundes Benzler von diesem Roman (welche Uebersetzung, beyläufig gesagt, wie die übrigen schätzbaren Uebersetzungen Benzler's aus dem Englischen, da sie anonym erschienen, noch jezt häufiger benuzt, als genannt werden) bearbeitete. Originell ist die Romanze Mellus und Mella S. 138 und die Volkssage aus der alten Griechenzeit Agathon S. 162, ein höchst rührendes und sinniges Festgedicht zum Geburtstage des damals schon erblindeten Gleim. Ueberhaupt ist es interessant, aus der ganzen Sammlung zu ersehen, wie mannichfaltig und immer neu in einer so langen Reihe von Jahren der Dichter den zweyten April zu feyern wußte. Auch das folgende zehnte Buch, an Personen überschrieben, 40 Gelegenheitsgedichte im edlern Sinne des Worts enthaltend, liefert Belege dazu; und die zwey hinzugefügten Theaterreden werden den wandernden Bühnen als herzliche Pro- und Epiloge willkommen seyn. Das eilfte Buch gibt uns eine ländlich-malerische Dichtung unter dem Titel: Klamersruh, die früher schon in den Becker'schen Erholungen gestanden hat, aber

jezt sehr verbessert ist. Wenn jeder edlere Mensch, besonders im Blüthenalter des Lebens, gern Pläne für die Zukunft entwirft, und das Bild derselben nach seinen Wünschen sich ausmalt, so lebt wohl der Dichter, besonders wenn die Wirklichkeit ihn nicht sehr begünstigt, am liebsten in solchen Bildern und wird gewiß für sein Idyll viele theilnehmende Leser finden. — Die 29 Triolette des zwölften Buchs empfehlen sich durch eine leichte Versifikation und auch meist durch einen solchen kleinen Musenkindern angemessenen Gedanken. Nur Nro. 17 und 18 scheint uns nicht zart genug, während die beyden Triolette an Stamford und das an Luise wohl zu den gelungensten in dieser Gattung gehören mögen.

Die 169 Sprüche des dreyzehnten Buchs sind meistentheils zum ersten Male gedruckt. Sie enthalten freylich, was auch der Verfasser selbst eingesteht, manche schon oft gesagte Wahrheit, aber immer in einem neuen und oft sehr ansprechenden Gewande, so daß sie sich dem Gedächtniß leicht einprägen und so zur Veredlung des Charakters viel beytragen können. Manche lassen auch einen Blick in den individuellen Charakter des Dichters thun. Andre berichtigen Sprichwörter, wie Nr. 17. Ueberlegung S. 270.

Auf bloßes Wollen kommt's nicht an;
Wer Ueberlegt, – s will, der kann.

Unter allen wird jeder Leser doch etwas finden, das ihm gefällt.

Die 53 Räthsel des vierzehnten Buchs wurden, wie sich aus dem Inhaltsverzeichniß ergibt, zunächst für das Becker'sche Taschenbuch gedichtet. Manche davon, wie Nr. 18. Oben blau und unten grün u. s. w. S. 311 machten zur Zeit ihres ersten Erscheinens gewissermaaßen Sensation in der geselligen Welt, und zogen dem seligen Becker häufige Anfragen zu von ungeduldigen Lesern, die nicht bis zum Erscheinen des nächsten Taschenbuchs auf die Lösung des Räthsels warten wollten. Mit den Schiller'schen Räthseln können sich diese nicht messen; doch sind sie nicht ohne Geist und manche enthalten angenehme Spiele des Witzes, wie Nr. 27 S. 314:

Was ich fliehe, sucht mich alle Tage,
Was ich suche, flieht mich alle Tage,
Wenn mich findet, was ich fliehe,
Flieht mich nicht mehr, was ich suche.

Die ganze Sammlung schließt mit dem fünfzehnten Buche, welches drey prosaische Erzählungen enthält. Der Verfasser hat sich zu diesem Felde am spätesten gewandt, und wurde unstreitig durch seine Theilnahme an den Beckerschen Erholungen und an den von Nachtigal und Hoche herausgegebenen Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück dazu veranlaßt. Kleine häusliche Gemälde gelingen ihm am besten. Zu Erzählungen von größeren, verwickelteren Plänen scheint er weniger Anlage oder Ausdauer gehabt zu haben. Das einzige Werk dieser Art, Palmhorst, wovon sich der Anfang in den Erholungen abgedruckt findet, ist unvollendet geblieben und deshalb, wiewohl das Gelieferte zu den gelungensten Arbeiten des Verfassers gehört, nicht mit in diese Sammlung aufgenommen. Die hier sich vorfindenden Erzählungen werden einige Stunden angenehm verkürzen, und wenn die erste (die große Begebenheit aus kleiner Ursache S. 319) ein wehmüthiges Gefühl bey dem Leser zurückläßt, so stimmen dagegen die beyden andern (die gelungene Redoute S. 331 und Klopstock's Sieg über den frischen Häring S. 360) bey dem muntern, gemüthlichen Tone, worin sie vorgetragen sind, zu Heiterkeit und unschuldigem Lebensgenuß.

Sollen wir unser Urtheil über Klamer Schmidt's Werth als Dichter im Allgemeinen abgeben, so würden wir ihm den Rang zwischen seinen verklärten Freunden Göckingk und J. G. Jakobi anweisen. Tiefes Gefühl in seinen elegischen und lyrischen Gedichten und heitre Laune in seinen poetischen Briefen macht seinen Hauptcharakter aus; und wenn man ihm zum Vorwurf machen will, daß er kein Werk von größerem Umfang geschaffen oder nicht in einem gewissen Tone gesungen habe, so heißt das nichts Anderes, als einem Anakreon vorschreiben, daß er Pindar oder Sophokles werden solle. Jeder originelle Geist und jede Zeit hat ihren eigenthümlichen Ton. Es war aber eine schöne Zeit unsrer deutschen Literatur, da Klamer Schmidt seine Dichterlaufbahn begann. Seine Werke dürfen Niemanden fehlen, der diese Zeit in ihren wichtigsten Momenten auch nur historisch auffassen will, und das Lesen derselben wird gewiß jedem reinen Gemüth auch einen reinen Genuß verschaffen.

Biographie.

The life and adventures of Alexander Selkirk; containing the real incidents upon which the romance of Robinson Crusoe infounded

with an appendix etc. by John Howel, editor of the Journal of a Soldier etc. 1828. Leben und Abentheuer Alexander Selkirks, die wahren Begebenheiten enthaltend, auf denen die Geschichte Robinson Crusoe's begründet, nebst einem Anhange ꝛc. von John Howel, Herausgeber des Tagebuchs eines Soldaten ꝛc. 1828.

Selten hat wohl ein Buch so viele Leser gefunden, ist in so viele Sprachen übersezt worden und hat so viele Nachbildungen gehabt als De Foe's Robinson Crusoe. Wer erinnert sich nicht noch aus seinen Kinderjahren des lebhaften Interesses, mit dem er Robinson auf seiner wüsten Insel begleitet, seine Leiden und Sorgen, so wie seine Freuden, wenn es ihm gelang, sich sein einsames Leben zu erleichtern und endlich selbst einen Gefährten zu finden, mit ihm getheilt hat? — Es ist bekannt, daß De Foe seinen Roman auf die wirklichen Begebenheiten des englischen Matrosen Alexander Selkirk oder Selcraig gegründet hat. Der Verfasser des gegenwärtigen kleinen Werks hat mit großer Sorgfalt, aus allen ihm zu Gebote stehenden mündlichen und schriftlichen Quellen, das ganze Leben Alexander Selkirks zusammengestellt und sich dadurch um die zahlreichen Freunde Robinson Crusoe's verdient gemacht.

Alexander Selkirk war 1676 in Drumochik geboren, welches zu Nether Largo, einem kleinen artigen Dorfe, an dem Busen desselben Namens in der schottischen Grafschaft Fife gelegen ist. Sein Vater, John Selkirk oder Selcraig, war ein wohlhabender Gerber und Schuhmacher. Unser Held hatte Scharfsinn und einen lebhaften Geist, allein er war eigensinnig und von seiner Mutter verzogen, die aus Aberglauben, weil er der siebente Sohn war, große Hoffnungen auf ihn sezte. Sie ermunterte ihn, seinen Lieblingsplan auszuführen und zur See zu gehen, welches zu vielen häuslichen Streitigkeiten führte, da sein Vater den lebhaften Wunsch hegte, seinen jüngsten Sohn zu Hause zu behalten, um ihn in seinem Handwerke zu unterstützen. Er hatte sich ziemlich bedeutende Kenntnisse vorzüglich in der Schiffahrt erworben, und da seine Sonderbarkeiten und unordentliche Lebensart zunahmen, so entzog er sich endlich in seinem achtzehnten Jahre ganz der väterlichen Gewalt und folgte seiner frühern Neigung, indem er zur See ging. Während sechs Jahren nach der Ausführung dieses Entschlusses weiß man wenig von ihm, doch geben mehrere Umstände der Vermuthung Wahrscheinlichkeit daß er unter den Bucaniers in Amerika gelebt. Im April 1703 ward er zum Bootsmann eines Schiffs ernannt, das bestimmt war, gegen die Spanier in der Südsee zu kreuzen. Der Kapitän des Schiffs starb, und sein Nachfolger, Stradling genannt, war ein Mann von so wilder und grausamer Gemüthsart, daß Selcraig, der sich höchst unglücklich unter seinen Befehlen fühlte, sich entschloß, lieber Gefahr zu laufen, auf einer unbewohnten Insel zu sterben als länger unter ihm zu dienen.

Seinem Verlangen gemäß ward Selcraig im Sept. 1704 mit seinen Habseligkeiten auf der Insel Juan Fernandez gelandet; allein kaum hatte das Boot, das ihn ans Ufer gebracht, sich nach dem Schiffe umgewandt, so begann sein Entschluß zu wanken; die Furcht, vielleicht auf immer dort verlassen und einsam zurück zu bleiben, kam über ihn; er warf sich ins Wasser und flehete seine alten Gefährten an, ihn an Bord zurück zu führen; allein Stradling, dessen Stolz beleidigt worden, blieb taub gegen alle seine Bitten und spottete seiner Verzweiflung. Was zuerst seine freye Wahl gewesen, ward nun zur bittern Nothwendigkeit, und anderthalb Jahre verliefen, ehe er sich mit seinem Schicksale aussöhnen konnte. Lange vermochte er, sich mit nichts zu beschäftigen, als am Ufer über das unermeßliche Meer hinzustarren um ein fernes Segel zu erspähen — oft brachte die verfehlte Hoffnung ihn an den Rand der Verzweiflung und er war im Begriff, sein trauriges Daseyn zu enden — doch endlich erwachten bessere und tröstendere Gefühle in seiner Brust; in der einsamen Natur, die ihn umgab, erkannte er den Urheber und Geber Alles Guten, früher eingepflanzte und längst erstickte Gefühle wurden aufs neue angeregt, und er fing an sich nicht mehr so verlassen zu finden — er begann nun auch auf die Verbesserung seiner äußeren Lage zu denken, er baute sich ein Obdach gegen die regnichte Jahrszeit, und statt sich mit Fischen und Austern zur Befriedigung seines Hungers zu begnügen, bemühte er sich nun, wilde Ziegen zu fangen und zu zähmen, welches ihm eine gesundere Nahrung verschaffte, während die Bewegung, wozu er sich genöthigt sah, zugleich seinen Körper stärkte. Seine Schwermuth verlor sich; die reine Luft, die einfache Nahrung, alles trug dazu bey, ihm Gesundheit und Heiterkeit zu schenken; die Schönheit ohne Gleichen der ihn umgebenden Natur erfüllte seine Seele mehr und mehr mit höheren Gefühlen. Er verschaffte sich Gefährten in den Thieren, welche er zähmte, und lebte so in Ruhe und Frieden. Vom September 1704 bis zum Februar 1709 brachte er auf Juan Fernandez zu; zu dieser Zeit langten zwey Schiffe, die ebenfalls gegen die Spanier kreuzten, bey der Insel an, und Selcraig ließ sich nicht ohne Mühe überreden, eine Stelle als Bootsmann auf einem derselben anzunehmen. Er war diesmal glücklicher als bey seiner frühern Fahrt und kehrte mit einem kleinen Vermögen in sein Vaterland zurück. Allein er hatte eine Liebe zur Einsamkeit und Abneigung gegen das geräuschvolle Leben mit sich gebracht, die ihn oft seine Rückkehr in die Welt beweinen machte. Bey Largo auf einer Anhöhe hinter der Wohnung seines Vaters, von der man

eine entzückende Aussicht über den Meeresarm hin und dessen reizende Ufer hat, bildete er sich eine Grotte, wo er oft Stundenlang über die blaue See hinblickte und sich nach seinem geliebten Eiland zurücksehnte. — Liebe zog ihn endlich ins gesellige Leben zurück — auf seinen einsamen Wanderungen ward er mit einem hübschen, jungen Mädchen bekannt, die eine Kuh, ihren einzigen Reichthum, auf jener Anhöhe weidete; — aus Furcht durch diese plötzliche Aenderung seiner Gesinnungen lächerlich zu erscheinen, führte er seine Geliebte nach London, wo sie seine Gattin ward, und diese Verbindung war, wie es scheint, so glücklich, daß, nachdem er drey Jahre später seine theure Sophie verlor, er nicht Anstand nahm, eine zwente Ehe zu schließen. Von dieser Zeit an ist wenig mehr aus seinem Leben bekannt. Das kleine Buch wird allen Lesern des Robinson Crusoe eine willkommene Erscheinung seyn und wäre wohl einer Uebersetzung werth.

E r z i e h u n g s k u n d e.

De la nécessité de l'éducation domestique, pour seconder l'instruction publique dans le Canton de Vaud, par A. Gindrox, professeur à l'académie de Lausanne. Lausanne. Imprimerie de Hignon ainé 1828. 84 pag. 8.

Die drey Reden des Hrn. Prof. Gindrox, deren gründliche Vortrefflichkeit keiner von allen denjenigen verkennen wird, die sich einige Ideen über Erziehung gesammelt haben, wurden in den Jahren 1825, 26 und 27 bey Anlaß der Schulpromotionen in Lausanne gehalten, und es ist ihnen eine Einleitung zugegeben, die in wenigen Worten die Absicht des Verf. beym Druck derselben und den Hauptinhalt einer jeden von ihnen andeutet. Das Ganze mag aber nicht nur in dem Kanton Waadt, für den es eigentlich bestimmt ist, mit Interesse und herzlicher Billigung gelesen werden. Die, zu den öffentlichen Studien vorbereitende h ä u s l i c h e E r z i e h u n g wird in dem ersten Vortrage eben so zweckmäßig als anmuthig beleuchtet. „Man hat gewiß noch nie so lebhaft wie in unserm Zeitalter die volle Wichtigkeit des Unterrichts empfunden; nie hat man noch besser eingesehen, wie sehr er dazu diene, den Charakter einer Nation zu entwickeln, die Einrichtungen vorzubereiten, die ihr Glück sichern, und die Menschen zu bilden, deren Gedanken, deren Gefühle und Betragen dem großen Interesse der menschlichen Gesellschaft gewidmet seyn sollen. Europa gibt heute das Schauspiel, das in der Geschichte einzig ist, einer allgemeinen Kraftanstrengung, um der Erziehung der Jugend die Verbesserung zu verschaffen, deren sie von Jahrhundert zu Jahrhundert bedarf. Wenn in einigen Gegenden die Politik sich der Erziehung aus Absichten bemächtiget hat, die von dem Zwecke der Erziehung selbst abweichen, so sind doch überall die Regierungen inniger als je überzeugt, daß ihre Pflicht wie ihr Interesse sie zur Aufsicht über die Jugend beruft." — In der zweyten Rede wird die Nothwendigkeit, nebst der öffentlichen Erziehung auch die häusliche fortzusetzen, deutlich gemacht, und auf das Bedürfniß ernster Beschäftigung und mehrerer Zurückgezogenheit von gesellschaftlichen Zerstreuungen hingewiesen, welche die tüchtige Ausbildung der Jünglinge in unseren Zeiten immer schwieriger machen und oft den Trieb nach Wissenschaft im Keime ersticken. In der dritten endlich, werden die Gründe erörtert, warum, auch nach vollendeten Studien, welche nur die intellektuellen Fähigkeiten der Menschen bilden können, der Einfluß der häuslichen Umgebungen auf die Entwicklung der Gefühle und des Willens eines lebenskräftigen Menschen noch nicht aufhören dürfen und selbst alsdann erst beynahe am wichtigsten werden: „Es ist nicht hinreichend, heißt es da, einen jungen Mann zu dem Unterrichte seiner Lehrer und Professoren vorzubereiten, und diesen Unterricht, um seinen Erfolg zu sichern, mit allem Erforderlichen unterstützen zu wollen. Es ist nicht genug, daß der Mensch unterrichtet sey, um sein Schicksal zu erfüllen, und die Erziehung des Verstandes ist nichts, wenn sie nicht von der Bildung des Herzens gehalten und gestärkt wird. Das innere Daseyn, das moralische Leben der Seele, die Quelle aller menschlichen Betriebsamkeit hat keine geringeren Rechte auf die Vorsorge der Erzieher der Jugend, als das Gedächtniß und das geistige Wesen." Ueberall in der ganzen Schrift bleibt der Gedanke vorherrschend: daß die häusliche Erziehung allein der öffentlichen ein genügendes Resultat verschaffen könne, daß, wo die erstere fehle, oder die junge Seele sich von abstoßenden und empörenden Verhältnissen umgeben sehe, die leztere nur in seltenen Fällen Ausgezeichnetes hervorzubringen vermöge. Mit ernstem Ermahnen weist der Verfasser besonders auf jene frühesten Jahre des sich entwickelnden Lebens hin, die in ihrer anscheinenden Unbedeutenheit so wichtig und folgenreich sind, und in denen die jugendlichen Gemüther allein den häuslichen Beziehungen zur Bildung hingegeben seyn können.

No. 28.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 7. April 1829.

Reiseliteratur.

A pilgrimage in Europe and America, by J. C. Beltrami, London 1828. 2 in 8.
Lettres from Europe, by N. H. Carter. New-York, 1827. 2 in 8.

Beltrami gehört zu den Reisenden, welche mehr Verstand als Kenntnisse und noch mehr Glück als Verstand zu haben scheinen; Italiener von Geburt, seinen Ansichten nach Engländer, reist er durch die Welt der Nase nach — und entdeckt die Quellen des Mississippi; schreibt Alles auf, was er vor Augen sieht oder was ihm durch den Kopf fährt — und muß gerade sehr wichtige, interessante Scenen ansehn, die ihm zu allerley guten Gedanken Anlaß geben. So erscheint wenigstens sein Reisewerk, wenn man es liest; doch wer es studirt, oder wer das Glück hat, den Verfasser zu kennen, möchte glauben, er wisse recht viel und stelle sich blos oft leichtfertig, und es sey ihm sogar in seinen Schriften mehr um Belehrung als um Unterhaltung zu thun. Ist dem aber auch so, sind doch die neuen Thatsachen und die gelehrten Untersuchungen so sehr in den sentimentalen und abentheuerlichen Styl verflochten, daß man sich blos unter der Bedingung, unterhalten zu werden, belehren kann.

Die zwey Bände, wovon sich einer mit Europa, der andere mit Amerika beschäftigt, sind in Neu-Orleans und seitdem umgearbeitet in London vom Verfasser herausgegeben. Es scheint, daß in der neuen, wie in unserer alten Welt hoch- und tiefgelahrte Schriften weniger Leser finden als amusirende; und da ein Entdecker seine Entdeckungen gerne aller Welt auseinandersezt (diejenigen etwa ausgenommen, wofür er einträgliche Brevets d'invention bekommen kann), so zauderte Beltrami nicht, Citate, Kommentare und dgl. den Grazien aufzuopfern, und widmete sein Werk dem schönen Geschlecht. Nun schmerzte es viele Amerikaner, daß Major Long an der Spitze einer offiziellen Expedition nicht so weit ins Innere von Nordamerika habe vordringen können, als der einzelne fremde Reisende, der, er weiß selber nicht wie, ins Binnenland gerathen war, den größten Theil seiner Baarschaft an der Küste gelassen hatte, keine andere Protektion mitbrachte als die seiner Entschlossenheit; und da Beltrami statt des Barometers eine Flinte, statt des Chronometers Spielzeug für die Wilden, statt des Sextanten einen Bogen trug, und mit Bogen, Spielzeug und Flinte weder Höhe, noch Breite, noch Länge der Mississippi-Quellen ganz genau bestimmen konnte, so glaubten jene Amerikaner zum Heile ihres Nationalruhms am besten zu thun — Beltramis Nachrichten für unwahr zu erklären. Ja in Philadelphia, wo Major Long zu Hause ist, wurden alle Exemplare, welche Beltrami hinschickte, damit sie von dort aus durch die östlichen Staaten vertheilt würden, in Beschlag genommen, wiewohl in dem ganzen Buche kein böses Wort gegen die Amerikaner geredet wird, außer etwa gegen den Major Long. Während nun die aufrichtigen amerikanischen Blätter jene Anschuldigung widerlegten, und „der große Patriarch der amerikanischen Freyheit, der Cincinnatus von Monticello," d. i. Thomas Jefferson, dem Verfasser einen ehrenvollen Brief schrieb, war eine dem Erscheinen des Werkes vorangeeilte Kritik nach Paris gerathen und in einer französischen Zeitschrift so systematisch ausgesponnen worden, als ob der französische Rezensent das Buch gelesen hätte oder die Quellen des Mississippi besser kennte als Herr Beltrami; glücklicher Weise kam bald darauf das Werk selbst nach Paris, versehen mit einem (in der Londoner Ausgabe gedruckten) Briefe des Reisenden, und der französische Zoilus nahm seine Angriffe zurück.

Kein Wunder, daß nach dieser Ehrenrettung, nach dem Briefe des edlen Jefferson, nach den Lobsprüchen der nordamerikanischen Journale, wie auch des Gouverneurs, der Professoren und Gelehrten Gesellschaften von New-York ꝛc. der Verf. beynahe stolz geworden ist. Ich glaube, sagt er, die Zeit hat jezt über mich gerichtet. Die Welt, bemerkt er ferner, urtheilt oft, wie ein Harlekin, blos nach dem Namen eines Schriftstellers.

Beltramis Werk wimmelt von Abentheuern. Viele Leute können sich nicht einbilden, warum so viele Schriftsteller mehr Abentheuer haben als andere Leute, und be-

denken nicht, daß man Abentheuer blos zu suchen braucht, um zu finden. So erzählt Beltrami einen Schwank, der sich in der französischen Stadt Arles ereignete. Den Abend nach seiner Ankunft ging er dort ins Theater. Er glaubte zu merken, daß viele Forscherblicke auf ihn gerichtet waren, und sah, wie der Polizey-Kommissär und seine Gensd'armen ihre Posten einnahmen. Er dachte mit Recht, sein Gesicht und seine Person müßten mit irgend einem Signalement etwas zu thun haben, und fand für gut, die Leute in ihrem Irrthume zu bestärken. Er spielte also den Verlegenen; jene glaubten, der Vogel sey im Netz, und man konnte an ihren Gesichtern lesen, wie der eine auf Belohnung, der andere schon auf eine höhere Stelle rechnete. Nun fand Beltrami den Roman reif, mit entschlossener Miene steht er auf, man läßt ihn zur Thüre hinaus, aber die Thüre, welche nach der Straße ging, war verschlossen. Er fragt, was man ihm anhabe? Man verlangt seinen Paß. „Den tragen blos Schwindler bey sich," ist seine Antwort; „wollt ihr meinen Paß sehen, so müßt ihr mir nach dem Hotel folgen." Der Kommissär geht mit sechs Gensd'armen nach, Beltrami zeigt ihm seine Papiere, so viel er nur will, und sagt ihm beyläufig seine Meynung über diese nicht sehr artige Weise, den Fremden lästig zu fallen.

Die zwey Bände sind, wie der Verf. selbst sagt, ein wahres Potpourri, aber nicht blos von Schwänken und Abentheuern, sondern auch von kurzweiligen Wahrheiten und Thatsachen. Der Styl trägt das Gepräge der Behandlungsart. „Es ist wohl der Styl eines Mannes, dessen Lage, Umstände und Gedankenfolge, oft zwey, dreymal wechseln, während er eine einzige Seite schreibt; eines Mannes, der in aller Eile von Berg zu Thal herabsteigt, vom Erhabnen zum Scheußlichen, vom Ueberfluß zur Dürftigkeit, von der raffinirtsten Kultur zur vollkommensten Wildheit (savageism); der manchmal vom Trauerspiel zum Lustspiel, von der Geschichte zum Roman, von der Wissenschaft zum Empirismus übergeht; gelegentlich von Menschen auf Thiere kömmt und umgekehrt, von der Aufrichtigkeit auf Heucheley, von Tugenden auf Laster, von der Religion auf Jesuiten, von den höchsten Himmelsbewohnern auf die niedrigsten Erdkreaturen."

Den Missisippi nennt er den Achilles seiner exploits, das Schild, worauf sein gewissenhafter Stolz oft mit Entzücken ruhe; und wenn man die Gefahren berechnet, gegen welche Beltrami anzukämpfen hatte, bis er die Quellen jenes Riesenstroms erreichte, welchen er dann bis zur Mündung verfolgte; wie er Bären, Wölfe, Büffel, Wasserfälle, und besonders Menschen zu fürchten hatte und alle Gefahren durch Entschlossenheit besiegte, gönnt man ihm seinen Stolz. Er beschreibt einen ungeheuren, von keinem civilisirten Reisenden bisher besuchten Länderraum, und ist troß seines Stolzes aufrichtig genug, die Mängel einzusehen, welche der Bericht eines weder in Naturwissenschaften noch in praktisch-mathematischen Kenntnissen bewanderten Reisenden nothwendig an sich trägt. Seine Dedikation an das schöne Geschlecht ist ein Muster von Zartheit; und wer die gelehrten Forschungen seines Werkes näher zu kennen wünscht, kann sich an die Herren Hunt and Clarke, York Street, Covent Garden (mit 1 Pfund, 11 Schilling und 6 Pence) wenden, die auch wohl bald die andern Schriften Beltrami's, über Canada, Meriko u. a. m. herausgeben werden, die bereits im vorliegenden Buche versprochen sind.

Sehr verschieden von Beltramis Briefen durch Europa und Amerika sind des Amerikaners N. H. Carter Briefe über Irland, England, Schottland, Frankreich, Italien und die Schweiz. Die zwey starken, enggedruckten Bände (5 Dollars) sind in Neu-York bey G. und C. Carvill, 108 Broadway, Ende 1827 erschienen. Carter ist ein sehr anspruchloser Mann, dem es so sehr um Wahrheit zu thun war, daß man in seinem Werke wenig von den Kontrasten findet, die den Schriften der Reisenden, welche nur das Auffallende einzelner Erscheinungen suchen, so viel Anziehendes gibt. Carter's Reisebuch ist daher interessanter für den Amerikaner, der sich belehren, als für den Europäer, der das Bekannte in eine neue Form eingekleidet von neuem hören will. Für uns bietet es aber den Vortheil dar, daß sich darin vieles über die in Europa lebenden Amerikaner und Philamerikaner zusammengestellt findet; auch lernt man, wenn ein Fremder es der Mühe werth hält, irgend eine Sitte, eine Erscheinung in unserm Welttheile zu schildern, daß dieselben in seinem eignen Welttheile verschieden seyn müssen. Wir beginnen mit einigen Worten über seine Fahrt von Neu-York nach Europa:

„So sicher man sich auch auf dem Meere dünken, so gefaßt man auf jede Gefahr seyn mag, wird doch die Einbildungskraft, aufgeregt durch das Krachen der Maste, das Pfeifen der Winde, das Klatschen der Wogen, zuweilen nach dem Grunde des Ozeans hinabsteigen und sich da unten Schreckliches träumen. Sie wird aber auch ihre Wanderungen durch Korallenhaine und durch jene grüne Einsamkeit fortsetzen, welche von Dichtern und nicht weniger einbildungsreichen Naturforschern geschaffen sind. Buffon dachte, die Tiefe der See zeige eben die Mannichfaltigkeit von Berg und Thal, Erde und Felsen, wie sie auf trockenem Lande zu sehen ist, und daß die Pflanzen dort eben so regelmäßig vertheilt seyen; andern zufolge haben Vegetation und Produkte unterhalb des Meeres die grellsten und glänzendsten Farben, wetteifern an üppiger Schönheit mit den malerischen Landschaften der Erd-Oberfläche. Die Phantasie kann einen Schritt weiter gehen, und jene lichten Wohnungen mit den Eingebornen der Tiefe bevölkern, mit jenen fabelhaften, von den Dichtern des Alterthums ins Daseyn gerufenen Gottheiten. Laßt

uns aber nochmals zur Oberfläche emporsteigen. Nie habe ich die Schilderungen und die von allen Autoren, von Homer bis Byron, gegebenen Epitheta so bewährt gefunden als auf dieser Reise. Die Schilderung Byron's im ersten Verse des Corsair: „Ueber die frohen Wasser der dunkelblauen See" ist ganz der Wahrheit angemessen; dunkelbau ist das Weltmeer, wo es tief, wo kein Ankergrund mehr zu finden ist. Je mehr man sich von der Küste entfernt, desto mehr verwandelt sich das Seegrün in das Cärulische. Ein geschickter Seemann unterscheidet sehr genau mit dem Auge, ohne Hülfe des Senklei's, die Anzahl der Faden, welche des Meeres Tiefe beträgt. Sonne, Mond und Sterne gewinnen an Interesse, wenn man sie vom Weltmeer aus sieht, besonders beym Auf- und Untergang. Zuweilen erscheint, wenn der röthliche Kreis in das Meer sinkt, die Scheibe länglicht, der Glanz blizt durch die Wellen, und die Sonne zeichnet eine Lichtpyramide von der leuchtendsten Farbe. Diese grelle Erscheinung gegen Abend ist um so glänzender, wenn man sie mit der Dunkelheit des Ostens vergleicht, wo keine Erhebung den Strahl des Tages zurückwirft, wenn die Sonne den Stand des Horizontes erreicht hat. Die Scheibe sieht aus, als ob sie von den Wogen gefärbt und allmählich gelöscht werde, und nimmt im Sinken hundert verschiedene Formen an."

Der Verfasser sucht seine Landsleute besonders mit neuen europäischen Erfindungen bekannt zu machen, und so spaßhaft er auch zuweilen von denselben spricht, scheint doch sein Zweck zu seyn, sie in Amerika einzuführen. Zu diesen Erfindungen gehören auch die Eilwagen, Accélérées, Berlines, Gondoles, oder wie man sie nennen mag.

In der Pariser Polizey fällt unserm Reisenden auf, daß nicht blos die Namen aller Fremden, sondern auch aller Bürger einregistrirt sind, und daß man Pässe oder Erlaubnißscheine nehmen muß um sich in Paris aufhalten zu dürfen. Folgende Anekdote ist ihm erzählt worden und er charakterisirt den Nutzen der auf der Pariser Polizey herrschenden Ordnung. Ein Fremder, der nicht mit der Stadt bekannt war, wagte sich in die Straßen und verirrte sich bald dermaaßen in dem Labyrinthe, daß er den Heimweg nicht mehr finden konnte, dazu war ihm Haus und Nummer außer Gedächtniß gekommen. Lange wanderte er vergebens herum, da kam er auf den Gedanken, bey der Polizey nachzufragen, hier erfuhr er, wo er wohnte, und man zeigte ihm den nächsten Weg.

In Paris, berichtet Carter, sind nicht weniger als hundert Personen aus allen Theilen der vereinigten Staaten. Mehrere derselben gehören zum diplomatischen Korps: der Gesandte, sein Sekretär, die früheren und jetzigen Konsuls, wie auch der Geschäftsträger für Schweden, der Konsul für die Insel Wight und der Legationssekretär für Madrid, welche den Winter in Paris zubringen. Andere Amerikaner treiben daselbst Handelsgeschäfte, oder reisen der Belehrung, Gesundheits halber u. s. w. Viele junge Aerzte aus fast allen Städten zwischen Neu-Orleans und Portland bilden sich in den medizinischen Vorlesungen aus. Wir fanden einen Gentleman von den grünen Bergen, einen andern von den Ufern des Ohio, einen dritten von den Wildnissen der Arkansas, zwey, dreyhundert englische Meilen westlich vom Mississippi, welche alle ihren Tour in Europa machen und die alte Welt mit der neuen vergleichen.

Verweilen wir auch bey einem Mittagessen nach französischer Art, wozu Carter beym Gesandten der vereinigten Staaten eingeladen war; es ergibt sich daraus zum wenigsten, was einem Nordamerikaner in einer Pariser Gesellschaft am meisten auffällt. „Um 6 Uhr kömmt man zu Tische. Die Gäste treten mit Hut und Handschuhen ins Gesellschaftszimmer. Der Name eines Jeden wird von einem Bedienten ins Zimmer hineingerufen, er wird keinem in der Gesellschaft besonders vorgestellt. Bey Tische werden keine Plätze angewiesen, sondern jeder kann sich um Platz für sich und für die Dame, welche er führt, umsehen. Die Franzosen, so viel sie auch auf Wohlleben halten, machen aus dem Essen ein Geschäft anstatt eines Vergnügens, und die Hauptsache dabey ist, so schnell als möglich durchzukommen. Anderthalb Stunden ist die längste Zeit, die auf ein fashionables Diner verwendet wird; in dieser Zeit bekömmt der Gast vielleicht dreyßigerley Speisen, und eben so viele Arten (?) Wein. Eine Reihe von Gerichten wird in Einem fort von einem Zuge von Aufwärtern herumgetragen, und jeder Gast, auch die Damen, greifen zu dem, was ihnen vorgeschnitten zur Seite angeboten wird, selber zu. Ein andrer Zug von Bedienten trägt die Weine herum, und nennt sie vor dem Einschenken mit Namen. Es wird keine Gesundheit getrunken, es wird nicht laut über die Tafel gesprochen, nichts von der lärmenden Festlichkeit eines englischen oder amerikanischen Mittagessens. Jeder Gast spricht in leisem Tone mit seinen Nachbarn. Ein Pariser würde es für roh halten, die Aufmerksamkeit der Tafel auf sich zu ziehn. Damen und Herren treten zu gleicher Zeit ins Gesellschaftszimmer, wo Kaffe gereicht wird, und im Laufe des Abends zuweilen noch Thee. Aber hierauf werden nicht wie bey uns Erfrischungen herumgeschickt; ich habe fünf, sechs Stunden in fashionablen französischen Zirkeln zugebracht, ohne zu essen oder zu trinken."

Carter spricht von der Ruhe, welche die Zuschauer in den französischen Theatern beobachten; in England wird bekanntlich oft das Spiel durch Scenen unter den Zuschauern unterbrochen, welche zuweilen ein tragischeres Ende nehmen als das Theaterstück selbst; so ist es, nach unserm Reisenden zu schließen, wohl auch in Nordamerika.

Er bemerkt mit Recht, daß man in Paris, wenn man seinen Sitz im Schauspiel verläßt, nur einen Handsch u oder sein Schnupftuch liegen zu lassen braucht, fügt aber hinzu: „Man könnte eben so gut seine Uhr, seine Börse oder sein Portefeuille liegen lassen, ohne daß diese in Gefahr kämen.“ Sollte Carter's Reisewerk ins Deutsche übersezt werden, kann man getrost zu diesem lezten Satz drey Fragezeichen hinzufügen. Die Behauptung war wohl nur ein Spaß seines Cicerone.

Das Buch enthält mancherley Anekdoten über die Staatsmänner, Dichter u. s. w. des westlichen Europa's; besonders interessant schien mir der Besuch bey Lafayette auf dessen Landgut La Grange. Das Leben Lafayette's in politischer Hinsicht ist zu bekannt, als daß Carter es mit einem einzigen Worte berührt hätte, sein häusliches Leben dagegen war noch nicht geschildert, und gewiß konnte ein Nordamerikaner seinen Landsleuten keinen wertheren Dienst erzeigen, als durch die Skizze des häuslichen Glückes eines Mannes, dem die vereinigten Staaten so viel zu danken haben, den sie vor wenigen Jahren mit so großem Enthusiasmus in ihrer Heimath wiederbegrüßten, und dessen Sinn für Volksglück auch in Frankreich in der lezten Zeit durch die Wahl zum Abgeordneten belohnt worden ist.

D.

Uebersetzungsliteratur.

Das Lied des lezten Minnesängers. Ein Gedicht in sechs Gesängen von Walter Scott. Aus dem Englischen von Friedrich Lennig. Mainz, 1828. In der S. Müller'schen Buchhandlung.

Die schöne Dichtung vom Lied des lezten Minstrel hat in Herrn Lennig ihren dritten metrischen Uebersetzer in Deutschland gefunden. Die erste Uebertragung war die des verstorbenen Professors Storck in Bremen, die zweyte die von Willibald Alexis. Während Storck die Dichtungen Walter Scotts in freyerer Form zu verdeutschen suchte, hat sich Willibald Alexis in Sprache und Form der Darstellung des Originals so eng als möglich anzuschließen gesucht. In der Mitte zwischen diesen Beyden scheint uns der dritte Uebersetzer sich zu halten, und sich sowohl vor ängstlicher Gebundenheit als vor einer den Geist und Ton des Originales leicht verläugnenden Freyheit zu hüten. Im Ganzen ist auch seine Uebertragung dem Ohre wohltönend, und manche Stellen sind wirklich in Einem vollendeten Guße geschrieben. Oft aber begegnet dem Leser eine unsichere Form, eine unbestimmte Breite und ein Fehler der Diktion, wie z. B. S. 106:

Der Kenntniß naher Erlösung beraubt,
Gefiel der Vorschlag jedem schottischen Haupt.

Auch möchten Licenzen um des Reimes willen, wie bezeichent statt bezeichnet auf vergleichend allzugewagt seyn. Doch muß dem Werke das Zeugniß gegeben werden, daß es nur selten Anstößiges in dieser Hinsicht enthält.

Wir überlassen dem Leser ein weiteres Urtheil und eine fernere Vergleichung der vorliegenden Uebersetzung mit den frühererschienenen, indem wir einige Beyspiele ausheben.

Dritter Gesang S. 55.

Und sagt' ich, meine Glieder wären mit,
Und sagt' ich, meine Adern wären kalt,
Und sagt', daß Liebe eine Flamme fodre,
Die in erstorbner Brust mir nicht mehr lodre,
Drum dürft' ich sie nicht zu besingen wagen? —
Wie könnt' ich doch am liebsten Gegenstande,
Den je der warme Traum des Dichters kannte,
In meinem irren Wahn verzagen!
Wie könnt' ich nur den Namen Liebe nennen,
Und nicht geweckt mein Herz in süßen Liedern brennen?

Im Frieden tönet sie des Schäfers Rohr,
Im Kriege besteigt sie des Kämpfers Roß;
Mit heit'rem Glanz erscheinet sie im Schloß;
Im Dörfchen tanzet sie den Frühlingsreigen vor.
Der Hof, der Hain, das Feld beherrschen ihre Triebe,
Kein Mensch, kein Heiliger, der ihr nicht zinsbar bliebe,
Denn Lieb' ist Himmel, und Himmel ist Liebe.

Sechster Gesang S. 143.

Lebt hier der Mann mit so kaltem Gemüth,
Der nie sich selber konnte sagen:
Hier ist mein eigenes, mein Vaterland.
Er, dessen Herz im Innern nicht erglüht,
Da, nach der Wanderschaft an einem fernen Strand,
Sein Fuß zur Heimath ihn zurückgetragen? —
Ist er's, dann gehe, merke dir ihn recht, (?)
Für ihn wird keine Sängerbrust entzücket,
Mag stolz sein Name seyn, erhaben sein Geschlecht,
Sey er mit Gütern gränzenlos beglücket;
Troz Ruhm und Titel, diesem eiteln Schein,
Der Elende, sich alles selbst allein,
Verliert im Leben schon des guten Namens Glück,
Und doppelt sterbend, sinket er zurück
Zum niedern Staub, aus welchem er entsprungen,
Ruhmlos und unbeweint und unbesungen.
O Caledonien schroff und wild! — Du schon
Der Wiege Pflegerin dem Dichtersohn!
Land der Gebirge, Land der Heidefelder,
Der Wässer und der bunten Wälder,
Land meiner Väter! welche Menschenhand
Kann jemals lösen das kindliche Band,
Das mich geknüpfet hält an deinen rauhen Strand?!
Noch kann ich jede mir bekannte Scene sehen,
Noch denk' ich, was geschieht und was geschehen,
Doch scheint es mir, von all den Theuren, Lieben,
Sey'n deine Wälder nur und Ströme mir geblieben,
Und während mich der Gram verzehrt,
Sind sie mir eben doppelt werth.
Laßt irren mich um Yarrows Flußgestade,
Wankt ohne Führer auch mein Fuß auf rauhem Pfade,
Die Luft mich trinken, die von Ettrick mich umwallt,
Weht sie mir auch die welke Wange kalt.
Gönn't, daß auf Teviots Stein mein Haupt ich niederlege,
Schlägt auch vergessen dort, allein und ohne Pflege,
Mein Dichterherz die lezten Todesschläge.

Der Leser wird an den vorstehenden beyden Stellen der Uebersetzung die Leichtigkeit und Sprachfertigkeit nicht verkennen, aber auch zugleich bemerkt haben, wie leicht der Vf. den Fehler des Hiatus an mehreren Orten hätte vermeiden können. — Dem Buche muß übrigens auch das Lob einer sehr schönen, typographischen Ausstattung ertheilt werden.



N°. 29.

Literatur-Blatt.

Freitag, 10. April 1829.

Trauerspiele.

1) Dramatische Dichtungen von Grabbe. Nebst einer Abhandlung über die Shakespearo-Manie. Zwey Bände. Frankfurt a. M., Herrmannsche Buchhandlung 1827.

Eine so seltsame poetische Individualität, wie die des Herrn Grabbe, konnte sich nur in einer Zeit erzeugen, in welcher die Poesie das goldne Alter schon überlebt hat, in Verfall geräth und excentrisch nach allen Seiten zu Extremen abschweift. Man hat längst und oft die Bemerkung gemacht, daß das Herabsinken der Poesie von irgend einer einmal erreichten Höhe jederzeit mit einem handwerksmäßigen Nachahmen der durch große Dichter eingeführten Formen beginnt, indem aus diesen todten Formen der lebendige Geist selbst entweicht. Man hat aber auch ferner bemerkt, daß immerdar, sobald diese zünftigen Stylisten und Formenschneider überhand nehmen, auf der andern Seite einzelne Opponenten aufstehn, die den entschwundnen Geist wieder lebendig machen möchten, aber in gleicher Einseitigkeit, theils die Form absichtlich vernachläßigen, theils den Geist von allem Maaß, von aller Anmuth entblößt, in nackter cynischer Wildheit austoben, und sich allen Uebertreibungen und krankhaften Ausgeburten desselben absichtlich überlassen, um, wie sie vermeinen, seine Freyheit gegen den Zwang, seine Lebendigkeit gegen den Tod der Stylisten geltend zu machen. Wenn nun unläugbar in der gegenwärtigen Zeit eine Unzahl von poetischen Fabrikanten existirt, die Jahr aus Jahr ein völlig maschinenmäßig in den hergebrachten Göthe'schen und Schiller'schen Formen fortschreibt, ohne Geist, ohne Leben, Kraft, schöpferische Phantasie und Eigenthümlichkeit; so ist es auch wohl ziemlich natürlich, daß hin und wieder ein wildes Genie, wie das des Herrn Grabbe, daran Aergerniß nimmt, und die Lust nicht unterdrücken kann, den mattherzigen, nüchternen Nachahmerpöbel mit einem unerhörten cynischen Uebermuth zu erschrecken. Hr. Grabbe verkennt und verläugnet diese polemische Beziehung seiner Schriften keineswegs. Er bedeutet uns vielmehr geradezu, daß man den heutigen ästhetischen Stutzern gegenüber nicht grob genug seyn könne. Allein er bedenkt nicht, daß, wenn er auch, was unmöglich ist, mit seiner Opposition durchdringen könnte, dies doch nur eine ganz negative Wirksamkeit seiner Poesie wäre, und welchen bleibenden Werth kann wohl eine solche Poesie ansprechen, die allein darauf berechnet ist, zu opponiren, deren absichtliche Uebertreibungen nur durch ein vorübergehendes Partey-interesse erklärt und entschuldigt werden können. So ganz in Polemik versunken steht der Dichter eigentlich mit seinen Gegnern völlig auf gleicher Linie. Sie haben ein Extrem gewählt, er das andere; beyde gehn darüber zu Grunde.

Wenn Herr Grabbe richtig erkannt hat, daß nicht blos eine gefällige Form, geschickte Handhabung des Styls und besonders des Verses den Dichter macht, warum hat er nicht auch erkannt, daß Geist, Phantasie, Kühnheit und Fülle der Gedanken und Bilder an und für sich auch noch nicht den Dichter machen? Mögen diese innern Gaben des Geistes höher stehn, als jene äußern der Form, so ist doch eben deshalb auch an den Besitzer jener Gaben eine weit höhere Anforderung zu machen, und der arme Stylist, dem die Natur einmal den Geist versagt hat, dürfte eher zu entschuldigen seyn, als der geistreiche Dichter, der seine Gaben mißbraucht, absichtlich übertreibt, und das schöne Maaß, in welchem jeder edle Geist sich selbst beschränkt, mißkennt, den Schleyer der Grazien zerreißt und wie ein Wahnsinniger zwar stärkere Kräfte hat, als der gewöhnliche Mensch, doch sie unnütz oder verderblich anwendet. Wo keine Kraft ist, kann man freylich nichts erwarten, aber desto unangenehmer ist es, wenn unsre Erwartung da betrogen wird, wo wir zu derselben berechtigt sind.

Indem ich mich nun unbedingt gegen den Mißbrauch erkläre, den Herr Grabbe von seinen Anlagen gemacht hat, ja mich davon empört fühle, scheint es mir doch nothwendig, ihn gegen die Partey in Schutz zu nehmen, deren Feind er ist und die bereits seine Blößen benutzt hat, um ihn als einen räuberischen Wolf aus dem lieben Schaafstall deutscher Belletristik gänzlich hinauszuwerfen.

Ein niedrig denkender Berliner Rezensent ist so weit gegangen, ihn für einen malkontenten armen Teufel auszugeben, der aus bloßem Hunger satyrisch und grob wird, und gewiß ganz zahm schreiben würde, wenn er ein einträgliches Aemtchen hätte. Was soll man zu solcher Misere sagen? Verdient ein talentvoller Mann, selbst wenn er sein Talent übel anwendet, nicht einige Rechtfertigung gegen die schamlosen Gemeinheiten solcher Gegner? Ich weiß nichts von den persönlichen Verhältnissen des Herrn Grabbe, allein jedermann weiß, daß der am meisten cynische, menschenverachtende, gotteslästerliche Dichter unsrer Zeit, Lord Byron, seinen Spleen gewiß keiner Hungerleiderey verdankt.

Inwiefern trotz aller seiner ins Frazzenhafte ausschweifenden Phantasie, trotz seines im Gräßlichen und Scheußlichen mit grausamer Wollust behaglich wühlenden Cynismus, Herr Grabbe dennoch wegen großer poetischer Anlagen zu schätzen sey, wollen wir aus einigen Proben darthun.

Der erste der vorliegenden Bände enthält das Trauerspiel: Herzog Theodor von Gothland. Demselben ist eine kurze briefliche Beurtheilung von Ludwig Tieck vorangedruckt, in welcher es heißt: „Ihr Werk hat mich angezogen, sehr interessirt, abgestoßen, erschreckt und meine große Theilnahme für den Autor gewonnen.“ Dies Urtheil ist nicht seltsamer, als das Werk selbst. Indem dieses alles weit überbietet, was Müllner und Grillparzer, was Schiller in den Räubern, Shakespeare im Titus Andronikus im Gräßlichen geleistet, enthält es doch auch wieder herrliche Geistesblitze, edle Gesinnungen, große Gedanken, treffliche Bilder in sehr kraftvoller Sprache. Für beydes mögen folgende Stellen den Beweis führen. Es sind Ausbrüche der Verzweiflung bey einem Brudermörder:

Der Mensch
Trägt Adler in dem Haupte
Und steckt mit seinen Füßen in dem Kothe.
Wer war so toll, daß er ihn schuf?
Wer würfelte aus Eselsohren und
Aus Löwenzähnen ihn zusammen? Was
Ist toller als das Leben? Was
Ist toller als die Welt?
Allmächtiger Wahnsinn ists,
Der sie erschaffen hat.
Wahnsinn? Nein!
So gräßlich wäre Wahnsinn nicht.
(Donnerschläge.)
Horcht! Horcht!
Das sind die Fußtritte des Schicksals!
Oh.
Jetzt erst, jetzt erst begreif' ich euch,
Ihr himmelstürmenden Giganten!
— Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einanderkettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit, und schleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefangnen mit sich fortreißt,
Das Weltall hintendrein!
Die Himmelsbogen sind gekrönte Würmer
Und krampfhaft ringeln sie
Sich unter seinen Füßen!
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf es geht! — O immer, immer mehr
Begreif ich euch, Giganten!
Was ist natürlicher, als Himmelssturm!

* *

Das Geschick ist grausam und entsetzlich,
Doch planvoll, tückisch, listig ist es nicht.
— Allmächt'ge Bosheit also ist es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört!
Was zitt're ich?
Weswegen flüstre ich's so leise?
— Ja, Gott
Ist boshaft, und Verzweiflung ist
Der wahre Gottesdienst!
(Donnerschläge.)
Hu, wie
Die Nachtigallen zwitschern.
— Weil es verderben soll,
Ist das Erschaffene erschaffen.
Deshalb ist unsres Leibes kleinster Nerv so
Empfänglich für den ungeheu'rsten Schmerz,
Deshalb sind unsre Glieder so gebrechlich,
Deshalb sind wir so fasernackt geboren!
Daß die Verführung sicher uns
Beliste, wurden wir
Mit Dummheit reichlich ausgestattet, und
Unsterblich sind wir für — die Höllenstrafen!
Wie ein riesges Henkerrad
Kreist dort der sogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond
Und Sterne sind
Wie arme Delinquenten drauf geflochten, und

Mit aufgesparten Gnadenstößen
Zerrädert und zermalmt er sie.

* * *

Ein Pallast der Stürme ist
Mein Haupt; wie 'n tollgewordner Hund
Schlägt mein Gewissen seine Zähne
Die Tiefen meiner Seele; meine
Gedanken würgen, meine Glieder
Betriegen sich —
Ich bin ein Haufe von zusammen-
Gesperrten Tiegern, die einander
Auffressen. —

Dies ist indeß noch nicht das ärgste. Es kommen Stellen in dem Trauerspiele vor, gegen welche nicht nur das moralische, sogar das physische Gefühl sich empört, weil sie ganz ekelhaft sind, Stellen, gegen welche die eben angeführten noch in reiner Erhabenheit glänzen. Dennoch versichert der Verleger, er habe viele noch weit beleidigendere Stellen im Manuscript gestrichen und gar nicht abdrucken lassen. Dies mag dem geneigten Leser einen Begriff von der Kühnheit der Grabbeschen Phantasie geben. Was den dramatischen Werth dieses Trauerspiels betrifft, so hat bereits Tieck dem Verfasser erklären zu müssen geglaubt, daß er die dramatische Poesie nicht für dessen eigentlichen Beruf halte, und das mit Recht. Schon unter der Last der ungeheuern, fast wahnsinnigen Hyperbeln geht alle Wahrheit des Dialogs verloren, und im Scenischen erlaubt sich der Dichter unbedenklich die größten Willkührlichkeiten, ja Unmöglichkeiten. Offenbar würde die freyere elegische Form besser als die gebundene dramatische für Grabbes Geist sich eignen. Wir könnten dann so schauderhafte, aber auch so großartige Nachtstücke von ihm erwarten, wie Byrons Finsterniß.

Der zweyte Band enthält ein kleines Trauerspiel, ein Lustspiel und das Fragment eines größern Trauerspiels. Das erste, Nannette und Maria, ist, obwohl kurz und gewissermaaßen nur skizzirt, doch das in sich vollendetste Gedicht der ganzen Sammlung, und die zwey weiblichen Hauptcharaktere sind so vortrefflich angelegt, daß sie einer weitern Ausführung wohl werth gewesen wären. Besonders Maria, die in ihrer stolzen, großmüthigen Seele die tiefste glühendste Leidenschaft gewaltsam zurückdrängt und an die Donna Uraka im Cid erinnert, erscheint als die schönste Gestalt, die aus der Schöpferkraft des Dichters hervorgegangen ist, und beweist, daß derselbe wohl im Stande seyn wird, vom Uebermaaß zum Maaß, von der Kraft zur Anmuth zurückzukehren.

Das Lustspiel: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung ist, wie sein wunderlicher Titel schon ahnen läßt, eine Satire gegen mancherley Thorheiten der modernen Poesie. Obgleich es gänzlich undramatisch, zügellos, toll ist, so wird es doch niemand lesen können, ohne herzlich dabey zu lachen, und das ist am Ende doch immer der Zweck und Lohn jedes Lustspiels. Welches auch das Mittel sey, der Zweck bleibt immer, Lachen zu erregen. Herr Grabbe ist im Lustspiel eben so witzig, wie er im Trauerspiel erhaben ist, aber er verfällt auch hier eben so wie dort in cynischen Uebermuth, und mag er sich noch so sehr mit dem Zweck der Satire und mit der Nothwendigkeit der Grobheit entschuldigen, so bleibt es doch immer bedauernswürdig, daß er so wenig Scheu vor dem Eckelhaften bewiesen hat. Er zeigt auf der einen Seite einen so feinen Witz und Verstand, ein so feines moralisches Urtheil, daß wir uns wahrhaft gekränkt fühlen müssen, wenn wir auf der andern Seite wieder die plumpsten und derbsten Eulenspiegeleyen und manches finden, das als unflätig niemals, am wenigsten in Verbindung mit so vielem Wahren und Guten gesagt werden sollte. Um auch von der komischen Darstellungsweise des interessanten Dichters eine Probe zu geben, wähl' ich einiges aus einem Gespräch zwischen dem Teufel und dem Dichter Rattengift aus:

Rattengift.

Gott im Himmel! Herr Teufel, ich merke, daß man in der Hölle nicht blos meine Gedichte, sondern die ganze deutsche Literatur kennt! Wie erklärt sich das?

Teufel.

Ganz natürlich! In die Hölle kommt nicht allein das Böse, sondern auch das Jämmerliche, Triviale: so sitzt der gute Cicero eben so wohl darin als wie der schlechte Catilina. Da nun heutzutage die neuere deutsche Literatur das Jämmerlichste unter dem Jämmerlichen ist, so beschäftigen wir uns vorzugsweise mit dieser.

Rattengift.

Merkwürdig! merkwürdig! — Sagen Sie mir, wissen Sie auch im Himmel Bescheid?

Teufel.

Warum nicht? Erst jüngst habe ich den Samiel aus dem Freyschützen, der in die Hölle kam und durchaus ein Vetter von mir seyn wollte, wegen seines Edelmuthes, den er an dem Jägerburschen Max bewiesen, mit Gewalt dahin zurück geführt. Er sträubte sich zwar entsetzlich, aber endlich, als ich ihm einen eisernen Ring durch die Nase zog, sagte er mit hohler Stimme: „das findet sich!“ und folgte mir zur Pforte des Himmels nach, wo ihn auch Sokrates mit offnen Armen empfing, und sogleich zum Barbier führte, damit er sich den Bart abscheeren ließe und etwas kultivirter aussähe.

Rattengift.

O, da Sie also im Himmel Bescheid wissen, so beschwöre ich Sie, erzählen Sie mir, was beginnen jene unsterblichen Heroen der Tugend, die ich zu den Leitsternen meines Lebens und meiner Dichtungen erwählt habe? Vor allem, was macht das erhabene Muster der Freundschaft, der göttliche Marquis Posa?

Teufel.

Sie meinen den, der im Don Carlos auftritt.

Rattengift.

Denselben, den Maltheser!

Teufel.

Da irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß der im Himmel wäre; der sizt bey mir in der Hölle.

Rattengift.

Wie?

Teufel.

Ja, ja, eben so sehr als sich Samiel verwunderte, daß er in den Himmel mußte, verwunderte sich Marquis Posa, daß er urplötzlich in der Hölle stand. Aber wir nahmen ihm sein gewaltig schallendes Sprachrohr ab, und gaben ihm die Bestimmung, zu welcher er die meisten Talente besaß. Er ist Kuppler geworden, und hat einen Bierschank angelegt, mit dem Schilde: zur Königin Elisabeth.

Wie fein und richtig ist nicht dieses Urtheil! Ferner äußert der Teufel noch: „Die härteste Strafe eines Verdammten besteht darin, daß er die Abendzeitung und den Freymüthigen lesen muß. — Shakespeare schreibt Erläuterungen zu Franz Horn, Dante hat den Ernst Schulze zum Fenster hinausgeschmissen, Schiller seufzt über den Freyherrn von Auffenberg ꝛc.“

Anderwärts heißt es von den modernen Trauerspielen: „Dichten Sie künftig nichts als Trauerspiele! Wenn Sie denselben nur die gehörige Mittelmäßigkeit verleihen, so ist es unmöglich, daß Sie nicht den rauschendsten Applaus einärnten. Sie müssen insbesondere den Plan der Stücke hübsch winzig und flach gestalten, sonst möchte ihn nicht jeder kurzsichtige Schaafskopf überblicken können, — Sie müssen dem Verstande und dem Forschungsgeiste der Leser nicht das geringste zumuthen, und, wenn durch ein Unglück eine hervorstechende Scene mitunterlaufen sollte, sorgfältig hinterdrein bemerken, was sie abzwecken und in welcher Beziehung auf das Ganze sie zu nehmen sey, — Sie müssen beyleibe alles hinlänglich weich knäten, denn das Weiche gefällt, und wenn es auch nur nasser Dr—ck wäre. — Vorzüglich aber müssen Sie stets den Geschmack der Damen im Auge behalten, denn diese, welche noch niemals von einem wahren Dichter als berufene Richterinnen anerkannt sind, gelten jezt im Reiche der Kunst als oberste Appellationsinstanz; ob man sie wegen ihrer kränklichen Nerven oder wegen ihrer Geschicklichkeit im Charpiezupfen dazu erwählt hat, ist eine unentschiedene Frage. Desto entschiedener ist es, Herr Rattengift, daß man Sie, wenn Sie Gewalt genug besitzen, eine dieser Regeln zu verachten, als einen blindlaufenden, verrückten, rohen Phantasten verschreit, der Schönheiten und Erbärmlichkeiten neben einander kleckst. Ständen Homer und Shakespeare erst jezt mit ihren Werken auf, so wären Beurtheilungen zu erwarten, in denen die Iliade ein unsinniges Gemengsel und der Lear ein bombastischer Saustall genannt würde; ja, manche Recensenten gäben vielleicht dem Homer einen wohlgemeinten Fingerzeig, sich nach der bezauberten Rose empor zu bilden, oder geböten dem Shakespeare, fleißig in den Romanen der Helmina von Chezy und der Fanny Tarnow zu studiren, um daraus Menschenkenntniß zu lernen.“

Das lezte Trauerspiel: Marius und Sulla, ist noch unvollendet, doch beweisen die vorliegenden Fragmente, daß der Dichter die drey Hauptcharaktere, Marius, Sulla und Mithridates in ihrer tiefsten Bedeutung aufzufassen verstanden hat. Auch ist die ganze Dichtung mäßiger, gewählter, würdiger, als der Herzog von Gothland, und es wäre zu wünschen, daß der Dichter sein Werk vollendete.

Zu den Sonderbarkeiten des Herrn Grabbe gehört auch die, daß er das Publikum auffordert, zu entscheiden, ob er zu dichten fortfahren soll oder nicht, dasselbe Publikum, das er in seinem Lustspiel scharf genug gegeißelt hat, dem er die Urtheilsfähigkeit eigentlich abgesprochen hat. Indeß ist es löblich, daß er eingesteht, das Gewissen habe ihn gerührt. Mißtrauen in seine eigne Kräfte ist dem Ueberschätzen dieser Kräfte keineswegs entgegengesezt. Wer auf der einen Seite allzu keck auftritt, ist gewiß auf der andern Seite allzu furchtsam. Der Mensch fällt nie aus dem Gleichmuth, ohne hier zu tief zu sinken, dort zu hoch zu steigen. Wenn es aber, wie wir hoffen, Herrn Grabbe gelingt, jene gleichmüthige Ruhe der Seele, die unentbehrliche Herrschaft des Dichters über sich selbst, zu erringen, so wird er mit uns einsehn, daß seine Zweifel an sich selbst, seine feige Appellation ans Publikum eben so übertrieben war, als sein Cynismus, als sein derbes Dreinschlagen, und in dem Maaße, in welchem er seine Keckheit zügelt, wird er auch mehr wahren Muth in sich finden und sich von seinem angebornen und echten Beruf zum Dichter überzeugen, indem er ihn immer ruhiger und anspruchsloser erfüllt. Leicht wird Herr Grabbe sich über seine literarischen Feinde wegsetzen können, wenn er erst den Feind in sich selbst besiegt hat, und dieser ist einzig und allein Mangel an Gleichmuth.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 30.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 14. April 1829.

Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

2) Der Vierzehnender. Drama von Dr. Theodor Mörtl. München, bey J. J. Lentner. 1828.

Der Vorhang geht auf. Wir erblicken das Innere einer einsamen (Förster-) Wohnung, wie in Müllners neun und zwanzigstem und Werners vier und zwanzigstem Februar. Die Försterin Käthe und ihr Sohn Max warten noch spät in der Nacht auf die Rückkehr des Försters. Käthe beginnt:

> Wie die düstern Wolken sich vermehren!
> Will die Nacht noch eine Nacht gebären?

(Schiller: als wollte das Meer noch ein Meer gebären.)

Sie ängstigt sich aber nicht sehr, denn der Wintersturm kommt ihr nur wie das Keifen eines kindisch gewordenen Greises vor:

> Ja, die Zeit beginnt jezt alt zu werden,
> Und darum sich kindisch zu geberden.

Max will den Vater suchen und prahlt mit seiner Furchtlosigkeit und mit seinen bisherigen kleinen Heldenthaten. Dies bringt Käthen auf den wilden Sinn ihres Mannes und zu folgender Apostrophe:

> Wahrlich, eisern sind der Männer Herzen,
> Riesentritte können sie nur schmerzen,
> Was auf leichten Schwingen uns umschwebt,
> Leise durch des Herzens Saiten bebt,
> Für des Lebens zartgeschwungne Laute
> Ist denn doch das Weib nur die Vertraute,
> Von dem Fühlen zarterer Natur
> Findet sich bey Männern keine Spur.

Nun scheint es ihr einzufallen, daß Jean Paul einmal Schillers Lied von der Freude getadelt hat und sie sucht es zu verbessern:

> Nein, du göttlichster der Menschentriebe,
> Du, o himmlisch reine Mutterliebe,
> Schöne Tochter aus Elysium,
> Du warbst nur des Weibes Eigenthum.
> Dich, o freudereicher Götterfunken,
> Warf die Gottheit, als sie wonnetrunken
> Einst das All in ihre Arme schloß,
> In des Erdenweibes zarten Schooß.

Es schlägt schon eilf Uhr:

> Horch, es ringt sich mühsam aus dem Sturme
> Schon der eilfte Glockenschlag vom Thurme,

und der Vater kommt immer noch nicht. Nun wird auch dem Sohn bange, und er, der Neunjährige, spricht folgende Phrase:

> Alle meine Glieder zittern, wanken,
> Und um Worte betteln die Gedanken,
> Denn nichts weiß ich, als ein weinend Ach.

Jezt kommt Robert, der Vater, und Käthe empfängt ihn so ruhig, als ob er nur aus dem Wirthshause käme.

> Robert, bist du endlich einmal da?
> Aber ernster, als ich je dich sah!
> Deiner Käthe doch gesteh es offen,
> Hat ein Unglück dich vielleicht getroffen?

Allerdings ein Unglück, denn er hat — einen Vierzehnender geschossen. Käthe begreift das sogleich.

> Wie, ein Vierzehnender! Ist es wahr?
> Gott, nun wird dein finst'rer Blick mir klar.

Dem Leser bleibt er noch unklar, doch Robert sagt:

> Das Unglück kehret bey mir ein.
> Horch nur, horch, es kommt ja schon gegangen.

Endlich erfahren wir, daß es den Jägern Unglück bedeute, wenn sie einen Vierzehnender schießen. Das Ehepaar fängt an über den Werth solcher Vorbedeutungen zu philosophiren. Käthe meint:

> Künft'ges ahnen können wir, nicht wissen,
> Der Verstand hat nie den Schley'r zerrissen,
> Welcher uns die Zukunft streng verhüllt.
> Nicht wer rechnet, lüpft ihn, wer sich fühlt.

Robert meint:

Aller Weisen hochgelehrte Sätze
Nichts sind sie, ein albernes Geschwätze.

Man vergesse nicht, daß der Verfasser ein Doktor, wahrscheinlich der Philosophie, ist. Robert meint ferner, er halte sich an die Erfahrung, und diese lehre ihn, daß die Vierzehnender Unglück bringen.

Nahte sich mir eine schwarze Stunde,
Stets gab mir das gleiche Zeichen Kunde,
Kam ein Vierzehnender mir die Quer, —
Richtig lief der Teufel hinterher.

Käthe tröstet ihn:

Auf die eigne innre Kraft vertrau'
Und es thürmet sich ein Riesenbau —
Stark genug, um Stürme zu verachten,
Kühn aus des Gemüthes tiefen Schachten,
Und es wölbt aus Himmels-Sympathie
Sich zur Kuppel dann die Phantasie,
Und du siehst sie auf der Ahnung Schwingen
Durch des Lebens Nebelwolken dringen,
Und das volle Herz schaut hocherfreut
In die offene Unendlichkeit.

Käthe frägt Robert, ob ihn nicht etwa eine geheime Schuld drücke? Er weicht aber dieser Frage durch folgendes bescheidne Gleichniß aus:

Blicke freudig in der Sonne Licht,
Kümm're dich um ihre Flecken nicht.

Dennoch erzählt er ihr sogleich alles, was sie zu wissen begehrt.

Käthe, der in deinem Arm gelegen,
Brust und Lippe dir geküßt, verwegen
Sich in deinen reinen Himmel stahl,
Zu ersticken des Gewissens Qual,
Hast du's an der Stirn ihm nicht gelesen,
Daß ein niedrer Mörder es gewesen?

Käthe (erschrocken).

Großer Gott! Unmöglich! Robert, du —

Robert.

Graut dir schon, Liebchen? Hör nur zu?
Alles, was ich stets von mir berichtet,
Alles, alles war nur rein erdichtet!
Käthe komm' und setz' dich zu mir her —
(Sie setzen sich auf die Ofenbank.)

Er erzählt nun, er sey am Rhein geboren und habe sich, als ein wilder Bursch, dem Waidwerk gewidmet. Wegen seiner Rohheit von allen Genossen geflohn, hab er nur an Kaspar einen treuen Freund gefunden. Die Namen des Freundes Kaspar und des Sohnes Max erinnern bereits an den Freyschützen, noch mehr aber, was folgt. Roberts Herr, der Förster war gestorben, und

Nach des Grafen baldigem Befehle
Sollte die vakante Försterstelle —
Und sie trug ein hübsches Sümmchen ein —
Jenem alsogleich verliehen seyn,
Der von uns als Schütz beym nächsten Jagen
Würd' den ersten Preis nach Hause tragen.
Alles ward von kühnem Muth bewegt,
In der Brust die Hoffnung aufgeregt,
Ja, zum Höchsten Jubel ward die Kunde,
Daß des Försters schöne Kunigunde,
Wär' sie anders auch dem Sieger hold,
Noch mit einem schweren Beutel Gold,
Den der Graf der Schönen geben wollte,
Mit dem Sieger Hochzeit machen sollte.

Robert verfehlt nicht, wenn nicht in der Wolfsschlucht, doch

In der Berge finstern Geisterklüften,
In des Kirchhofs schauerlichen Grüften

Freykugeln zu gießen, thut dann den besten Schuß, indem er einen Vierzehnender erlegt, und der Graf sagt: Nimm die schöne Kunigunde

Und zugleich den vollen Beutel Gold!

Allein hinter dem Vierzehnender kam der Teufel her. Man warf dem Mädchen vor:

Dieses Mädchen, sonst so stolz gesinnt,
Wählt zum Gatten sich ein Hurenkind?

Robert, über die Aufdeckung dieses Mackels auf's höchste erbittert, stürzt fort und trifft auf seine Mutter.

Alle Sinne waren ganz zerrüttet,
Nicht gefleht wie sonst, es wurd' gewüthet:
Mutter, nenne meinen Vater mir,
Rief ich brüllend, wie ein wildes Thier.

Die Mutter weigert ihm die Antwort, und er — stürzt sie von der Brücke in den Fluß hinab. Kaspar kommt dazu.

Fluch dem Mörder, rief er, und behend
Stürzt er sich ins schäumend' Element.

Robert sieht sich weiter nicht darnach um, sondern entflieht, wird Soldat und irrt umher, bis er Käthen findet.

Ich begann von deinen süßen Lippen
Wieder frische Lebenslust zu nippen.

Käthe versichert ihn ihrer Liebe, ob er gleich ein Muttermörder sey.

Jeder Puls, der meiner Brust entbebet,
Sey als Liebesbote dir gesendet.

Robert zweifelt:

Schau ich in dein innerstes Getriebe,
Mitleid find ich, aber nimmer Liebe.

Sie versichert ihn dagegen, wie Hamlet die Ophelia:

Läugne, daß sich Tag und Nächte gatten,
Läugne, Robert, deinen eignen Schatten,
Läugne Sonnen-, Mond- und Sternenlicht,
Aber Gott und meine Liebe nicht.

Robert versinkt in düstre Träumereyen und sieht im Geist, wie Müllners Oerindur — das Schaffot.

Robert.

Käthe, sieh, was kommt denn jezt heran?

Käthe.

Nichts.

Robert.

Ey horch, es rasselt — sieh, ein Karren
Kommt ganz dicht an uns vorbeygefahren!
Sieh mit grauem Kittel, bloßem Kopf,
Blaß und bleich, den Schedel ohne Zopf,
Fährt ein Mann voll Schweiß und Todesbangen,
Auf dem Rücken eine Tafel hangen,
Mit dem Crucifixe sizt er dort
Und ein Priester predigt immerfort 2c.
— Kanntest du ihn nicht?
(Nach einer Pause wild auflachend.)
Es war dein Mann!

Doch, meint er, so weit soll es nicht kommen, denn er trage auf alle Fälle ein Fläschchen mit Gift bey sich.

Damit, Weibchen, hab ich gut gesorgt
In die Ewigkeit den Paß geborgt.
Nicht vom Henker werd' der Stab gebrochen.

Käthe.

Horch, ich höre an der Thüre pochen.

Ein Fremder tritt herein, bittet um Obdach und hält mit dem Wirth folgende kleine Conversation.

Fremder.

Habt ihr etwa auf das Glück zu schelten?

Robert.

Nein, das Glück ist eben mir nicht groll,
Denn ich habe reichlich, was ich soll.

Fremder.

Schäze hat's auch nicht an mir vergeudet,
Doch ich lebe still und unbeneidet,
Habe immer das, was mir gebricht.

Auf einmal kommen sie sich näher und erkennen sich. Der Fremde fährt auf:

Wie, was seh' ich? Alle Elemente!

Und Robert ruft: Kaspar! Ja, der Fremde ist Kaspar, der seiner Mutter einst ins Wasser nachgesprungen. Damit nun Robert Zeit hat, in einem Monologe sich zu besinnen, was er thun will, geht Kaspar mit Käthen in eine Nebenkammer, um — den Reisebündel abzulegen. Unterdeß meint Robert:

Als Sinnbild diene mir des Erdballs Lauf,
Die Sonn' muß einer Hälfte untergehn,
Sonst geht sie nicht der andern Hälfte auf.

Daraus folgt, daß entweder Er oder Kaspar untergehn müsse.

Wohlan, in strengen Waageschaalen
Wieg ich den Werth von unsrem Leben ab.

Die Waagschale neigt sich natürlich auf Roberts Seite, denn er ist noch jung und hat Weib und Kind, während Kaspar schon alt und ein Hagestolz ist. Also ist Kaspar des Todes schuldig. Ob er, der seiner Mutter das Leben hatte retten wollen, der stets sein Freund gewesen, jezt nach so langer Zeit nicht großmüthig schweigen werde, darnach wird nicht gefragt. Robert nimmt an, Kaspar werde ihn verrathen, und, ohne eine Erörterung abzuwarten, gießt er in den gastlichen Becher das Gift, das er bey sich getragen. Allein er besinnt sich von neuem. Nicht etwa, daß es ihn reute, einen alten Freund zu morden, o nein, er findet nur, daß beym Licht besehn das Leben nicht viel werth sey, und dies bewegt ihn, den Mord in ein Gottesurtheil zu verwandeln. Er stellt seinen Becher neben den vergifteten und beschließt, Kasparn die Wahl zu lassen. Dieser tritt wieder ein, Robert ist ziemlich trotzig, und hilft sich mit einer merkwürdig galanten Moral:

Was die Welt an mir auch schmäht und tadelt —
Gleichviel, hat mein Weib mich doch geadelt!

Sie trinken. Kaspar nimmt den unvergifteten Becher und Robert trinkt muthig das Gift. Jezt erst erzählt Kaspar mit der gemüthlichsten Ruhe, daß er damals, als er Roberts Mutter ins Wasser nachgesprungen sey, dieselbe — wirklich gerettet habe, und daß Robert also ferner außer Sorgen seyn könne. Allein das Schicksal muß erfüllt, der Wille muß wie die That bestraft werden und der Vierzehnende muß Recht behalten. Robert sagt:

Herr — du hast — gerecht — — gerichtet!

und stirbt. Der Vorhang fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Ismalie, ou la mort et l'amour, Roman-poème par M. le Vicomte d'Arlincourt. Première partie. Paris, Ponthieu et Comp. 1828.

Dieses Werk beginnt mit einer Einleitung über das Verhältniß des Klassischen zum Romantischen, so wie

der altfranzösischen Poesie zu der neuern. So schön auch der Dichter hier sein poetisches Glaubensbekenntniß ausspricht, so können wir ihm doch einige unsrer Einwürfe nicht vorenthalten. Wenn er sagt, es gebe zwar wirklich einen Unterschied zwischen antiker und moderner Poesie, es sey aber dennoch in jener auch das romantische, in dieser auch das antike Moment enthalten, das leztre aber, wie dort das erstere vorherrschend, so scheint uns dieses Urtheil aus einer unrichtigen Ansicht über diese beyden Arten der Poesie hervorgegangen zu seyn. Er betrachtet diese beyden als verschiedene Dichtungsarten, die man wählen könne, als Abtheilungen einer und derselben Zeitpoesie, in denen sich der Dichter nach Belieben aussprechen könne. Dies aber ist in der That der Unterschied nicht. Es ist eine ganze Welt, die hier in das Wort „romantisch“ dort in das Wort „antik“ eingeschlossen wird, wenn auch die Gränzen wirklich etwas in einander laufen. Der Dichter, der sich zum Klassischen durch seine Bildung und sein Naturell hinneigt, wird, wenn er auch dem Antiken ähnlich dichtet doch ganz modern bleiben, wenn wir von Aeußerlichkeiten absehen. Und wie seltsam ist die Charakteristik des Klassischen, als eines nur die strenge Nachahmung verlangenden, während dem Romantischen die Erfindung zu Grunde liege! Nein, gerade Nachahmung ist die klassische Poesie nicht, wenn man nicht etwa die altfranzösische, welche sich pedantisch an einzelne Regeln hielt und sie auf Alles ausdehnte, darunter verstehen will, sondern sie ist die lebendigste Schöpfung, aber eine solche, in der durch die Totalität und Harmonie des menschlichen Wesens, wie es damals erstrebt wurde, Stoff und Form in unzertrennlicher Einheit mit einander erscheinen, während die neuere Poesie, die auf dem Gebiete der Selbstergreifung oder Reflexion sich bewegt, diese Einheit erst hervorbringen und künstlich bilden muß, da ihre Gebilde ursprünglich innerlich und ideell wie die der antiken Anschauungsweise, das im Materiellen sich bereits aussprechende und mit ihm identische Ideelle sind. Es ist über diesen Unterschied in der Poesie schon so viel hin und wieder gesagt worden, daß auch die fernere Ausführung dieser Sätze ohne ihre philosophische Begründung ganz nutzlos wäre; wir wollen daher zum Gedichte selbst, das wir zu beurtheilen haben, uns wenden.

Die Sage, welche ihm zu Grunde liegt, ist auf dem dichterischen Boden der Normandie entsprungen und zu der Art von Poesie, in der sie der Verf. geben wollte, sehr geeignet. Sie ist folgende:

Das Schicksal des Hauses St. Paër, von Richard vom Walde an mit Schuld belastet, brach über die unschuldige Ismalie, Tochter des Besitzers dieses Schlosses unter Richard Löwenherz herein. Längst hatte die Zauberin Oinetzer geweissagt, es würde die Rache kommen, wenn Nauffle (ein benachbartes Schloß) in Flammen aufgehe, wenn ein Ritter mit goldnem Helm zu St. Paër sich einfände, wenn die Sonne sich verfinstere. All diese Zeichen wurden plötzlich erfüllt, als der Vetter Ismaliens, Graf Oscar von Romelien, während des Krieges zwischen Richard Löwenherz und Philipp August das Schloß besuchte.

Er liebt die schöne Ismalie, sie ihn, aber eine furchtbare Erinnerung und ein Gelübde binden ihn, nie seine Liebe zu erklären. Die Hochzeit ist festgesezt. Die Zauberin erscheint Ismalien und heißt sie Oscarn das Wort „Azila“ den Namen seiner frühern Geliebten, von der übrigens Ismalie nichts weiß, nennen, und die Worte von ihm fordern: „Je t'aime.“ Es nahet sich unter schauderhaften Zeichen die schicksalvolle Stunde, Ismalie schwört, Oscarn nicht zum Altare zu folgen, bis er die verhängnißreichen Worte gesprochen, er spricht sie aus und stürzt in seinem Blute nieder.

Hier bricht der erste Theil des Gedichtes ab. Es rechtfertigt sich hier auch in der Ausübung des Verf. unbestimmtes theoretisches Urtheil über den Unterschied antiker und moderner Poesie; er mischt alles, Nachahmung der Alten nach französischem galantem Zuschnitt, fantastisch-romantische Erscheinungen, schöne Balladen aus der Normandie, Zauberer, Geister, Ritterthum und moderne Liebe zusammen, so daß der Leser nicht mehr zu scheiden weiß. Er umringt uns, wo die Sage selbst spricht, mit den Schaudern einer furchtbaren Ahnung, die mindestens beym Dichter nicht als Rache des Schicksals an der Unschuldigen für die Sünden ihres Geschlechts hätte erscheinen sollen, besonders da es ein Schicksal ist, dem die Arme nicht den geringsten Widerstand entgegen zu setzen vermag. Aber um doch das Gefühl nicht in diesem Schauderhaften untergehen zu lassen, ist der Verf. so mitleidig, dasselbe durch lange, oft unpoetische, meist aus unbedeutenden Reflexionen bestehende Tiraden wieder abzukühlen. Ueberhaupt wird sich jedermann überzeugen müssen, daß nicht selten eine Leerheit des Gefühls und eine unbefriedigende Dürre, ein gänzlicher Mangel an poetischer Anschauung hinter dem übermäßigen Schimmer und Gepränge verborgen liegt, das nur zu glänzen, aber nie zu ergreifen vermag.

Hätte der Verf. sein Nachdenken doch nicht auf das Romantische in der Poesie, sondern auf das Wesen der Poesie selbst gewandt, vielleicht wären seine Resultate geeigneter gewesen auf den zweyten Theil seiner Ismalie begierig zu machen. — Was die Form des Werkes betrifft, so ist sie sehr anmuthig und geläufig und hätte einen bessern Inhalt verdient.

N°. 31.

Literatur-Blatt.

Freitag, 17. April 1829.

Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir in Herrn Grabbes dramatischen Dichtungen trotz ihrer ungeheuern Ausschweifungen die Spuren einer hohen tragischen Kraft, und in der Schicksalsfarçe des Herrn Mörtl trotz ihrer Müllnerischen Korrektheit ein trauriges Beyspiel der tiefsten Erniedrigung Melpomenens erkannt haben, wenden wir uns von diesen äußersten Enden des tragischen Gebietes zur Mitte, das heißt zur lieben Mittelmäßigkeit. Hier treten uns schaarenweise jene Tragiker entgegen, welche Herr Grabbe so trefflich gegeißelt hat, jene mattherzigen Jammerfabrikanten, die Jahr aus Jahr ein am Kothurn fortschustern und uns in jeder Messe mit ein Paar Dutzend fünfaktigen, reinlich in Jamben geschriebenen Trauerspielen beschenken. Ich bin weit entfernt, diesen Mittelmäßigen ihr kleines Talent absprechen zu wollen, aber eben das macht sie bedauernswürdig, daß sie weder etwas ganz Schlechtes noch etwas ganz Gutes leisten, daß sie in uninteressanter Halbheit weder eine rechte Liebe, noch einen rechten Haß im Leser erwecken. In diesem Sinne darf ich behaupten, daß jeder Leser von Geist aus der Mißgeburt des Herrn Mörtl mehr Vergnügen schöpfen wird, als aus irgend einem der Schwächlinge, die wir sofort betrachten werden, denn über eine Karrikatur kann man wenigstens lachen. Das Talent der Mittelmäßigen beschränkt sich auf ein bloßes Geschick in der Form, im Styl, in den Versen, und ich gestehe, daß ich es nicht hoch anschlage, denn es ist in der That nicht schwer, in dem tausendmal befahrnen Jambengleise des deutschen Thespiskarrens fortzufahren. Was den Mittelmäßigen aber abgeht, ist Erfindungskraft, Phantasie, tiefe Empfindung, warme lebendige Darstellung und vor Allem Geist. Ohne alle Originalität bringen sie uns immer wieder das tausendmal abgeleyerte Thema vom kühn aufstrebenden Helden, der gestürzt wird, und vom jungen Liebespaar, das sterben muß. Die Helden wie die Liebenden sprechen immerfort in den nämlichen Phrasen. Kaum schwimmt einmal ein neues oder großartiges Bild, oder ein Gedanke auf dem nassen Jambenmeer wie ein paar sparsame Fettaugen auf einer Wassersuppe herum. Neue Gedanken? neue Aufschlüsse über die Tiefe der menschlichen Seele? geistreicher Humor? das sind den Mittelmäßigen wildfremde Dinge. Daß ein Trauerspiel auch ohne sie sein Daseyn durch zehntausend langweilige Jamben fortschleppen, ja sogar gefallen könne, haben sie hinlänglich bewiesen, und was brauchen sie mehr? In der neuern Zeit haben diese Mittelmäßigen vorzüglich große historische Stoffe behandelt, als ein mattes Nachbild der historischen Romane, aber der große Gegenstand macht nicht den Dichter groß, im Gegentheil erprobt er dessen Kleinheit.

Ich weiß zwar wohl, daß alle Bemühungen strenger Kritik bey diesen Mittelmäßigen vergeblich sind, denn deutlicher als jede Kritik sprechen die Beyspiele großer Tragiker, die sie ja hinlänglich kennen. Sie würden ihre Sache gewiß besser machen, wenn sie nur könnten. Ihnen predigen zu wollen, wäre lächerlich. Doch bleibt es heilige Pflicht des Kritikers, wie des Publikums, darauf zu achten, daß die Mittelmäßigen nicht etwa, weil zufällig kein großer Dichter da ist, den vakanten ersten Platz für sich in Anspruch nehmen. Indeß können sie sich nicht einmal des falschen Ruhmes recht erfreuen, selbst wenn das Publikum ihn aufs reichlichste spendete. Wo so gar viele Leute berühmt sind, vertheilt und verkleinert sich der Ruhm von selbst. Nach dem Ausspruch eines nicht unweisen Mannes, würde sogar eine Armee von Newtons nur noch Pöbel seyn.

3) Raphaele, Trauerspiel in fünf Akten, nach einer neugriechischen Sage von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, bey Hoffmann und Campe, 1828.

Der Held dieses Stücks ist ein türkischer Kaufmann, Abdallah, der für das Glück seiner Kinder zu sorgen gedenkt, indem er seine Tochter Melula mit einem mächtigen Pascha, seinen Sohn Osmin aber mit der Griechin Raphaele, die seine Mündel ist, vermählen will. Es findet sich aber, daß Raphaele sich schon mit einem andern

Liebhaber, dem Griechen Heliodor, versehn hat, und in dem Augenblick da dieser mit seinem Nebenbuhler Osmin zusammentrifft, erdolcht er denselben ohne weitres und wird von einem Freund desselben wieder erdolcht. Raphaele erfährt nichts davon und wartet bey Nacht im Garten auf Heliodor, während ihre Freundin Ykelula an ihrer Stelle in ihrem Bette schläft. Abdallah sieht die Leiche seines Sohns, will ihn durch Raphaelens Tod rächen, und — spekulirt dabey auf die Schätze Raphaelens, die er bisher nur verwaltet hat und die er nun nach ihrem Tode zur Aussteuer seiner Tochter verwenden will. Er eilt in Raphaelens Schlafzimmer, und erdolcht im Finstern Ykelula. Sobald er seinen Irrthum erkannt, wird er wahnsinnig, und Raphaele geht ins Kloster.

Ist nun wohl in dieser wüsten Mordgeschichte Poesie? Was auch etwa Rührendes in dem Schicksal des unglücklichen Liebespaares liegen mag, so ist es doch etwas gar zu Alltägliches. Eine Mündel, die dem Vormund trozt und hinter dessen Rücken dem Liebhaber ein Rendezvous gibt, ein zärtlicher in den gewöhnlichen Phrasen abgehaltener Dialog zwischen den Liebenden, endlich ein Nebenbuhler und zwey Dolchstiche, das ist ja nur das tägliche Brod der Melpomene. Die Verwechslung Ykelulens mit Raphaelen scheint etwas pikanter, ist aber wirklich auch nur ein gewöhnlicher Theaterstreich und schon gar oft da gewesen. Ueberdies sträubt sich das poetische Gefühl gegen die unglaubliche Gemeinheit eines Vaters, der, indem er den Tod des einzigen Sohnes rächen will, mitten im Zorn sich Zeit nehmen kann, kaufmännisch den Geldvortheil dabey zu berechnen. Diese Gemeinheit wird um so unerträglicher, als uns Abdallah anfangs als ein edler Mann geschildert wird. Damit nehmen es aber unsere Dichter nicht genau. Stellt doch Müllner sogar seinen Hugo Oerindur, den erbärmlichen Schuft, der einen ehrlichen Freund von hintenher erschießt, als einen würdevollen Heros dar. Wenn sich das Laster erbricht, sagt Schiller, sezt sich die Tugend zu Tisch.

Herr Raupach gehört übrigens immer noch zu den bessern unter den mittelmäßigen Dichtern, deren Mangel an Geist wenigstens mit einer gewissen Ahndung des Geistes verbunden ist. Er fühlt, daß die Sprache des tragischen Dichters sich über die alltägliche Jambenprosa erheben müsse; es ist ihm nicht unbekannt, daß alle großen Tragiker, besonders aber die uns Neuern noch am meisten verwandten, Shakespeare, Calderon, endlich Goethe, Schiller, Tieck durch ihre Gedanken- und Bilderfülle in jeder Zeile ihrer Werke eben so groß sind, als durch eine erhabene Grundidee des Ganzen. Er strebt also über die wasserhelle Prosa hinaus und müht sich um Bilder und Sentenzen. Allein sie gehn nicht aus der Fülle seines Geistes hervor, sie sind etwas Erzwungenes und lassen dies nur zu deutlich merken, daher ihre Wirkung verloren geht. Als Beleg dafür will ich unter andern eine Stelle anführen, worin, was in simpler Prosa heissen würde: „Es dauert doch verdammt lange. Ich habe schon den ganzen Tag vergebens gewartet," auf folgende qualvolle Weise zur Poesie hinaufgeschraubt wird:

Hab ich nicht schon
Gewartet und geharrt und mich geduldet,
Hab ich des Tages eckelhaft Getränk
Nicht langsam und doch standhaft ausgeschlürft.

Ich frage nicht, ob Shakespeare sich ein solches Bild erlaubt haben würde; ich sage, es ist in jedem Fall unästhetisch. Indeß kann ich nach so vielem Tadel nicht umhin, zu bemerken, daß das vorliegende Drama eins der schwächsten Werke des Verfassers ist, und daß, wenn man im Allgemeinen über ihn urtheilen will, man sein bestes Werk, Isidor und Olga, zu seinen Gunsten sprechen lassen muß.

4) Kaiser Friedrich der Zweyte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Hamburg bey Hoffmann und Kampe, 1828.

Ich habe mich schon vor mehreren Jahren in diesen Blättern über Immermanns Cardenio und Celinde und im vorigen über sein Trauerspiel im Tyrol tadelnd ausgesprochen und finde das vorliegende Drama noch matter als jene frühern.

Es würde mir leicht fallen, auch hier wieder, wie bey dem Trauerspiel in Tyrol, dem Dichter nachzuweisen, daß sein Gedicht weit hinter der Poesie der Geschichte selbst zurückgeblieben ist. Doch wem sollte das Poetische in den Charakteren und Schicksalen der Hohenstauffischen Kaiser und namentlich Friedrich des Zweyten unbekannt seyn? Ich erspare mir daher, Herrn Immermann auseinanderzusetzen, daß, und warum er seinen Horizont ein wenig erweitern und im Interesse seines Dramas etwas mehr als ein gewöhnliches Familien-Interesse hätte suchen sollen. Ich will nur auf das sehn, was Herr Immermann uns dargestellt, und es ihm erlassen, daß er selbst mehr hätte sehn und darstellen sollen. Er schildert uns das Ende jenes wunderbarsten unter den Helden des Mittelalters, und wenn ein so großer Gegenstand uns nicht einigermaßen rühren sollte, so müßte der Darsteller wahrlich ein Stümper seyn. Unser Dichter aber hat auch hier wieder, wie im Trauerspiel in Tyrol, die Poesie der Geschichte für unzureichend gehalten und dieselbe durch eine eigne Erfindung erst aufputzen zu müssen geglaubt. Ein äußerst mißliches Unternehmen, das nur im dringendsten Nothfall und auch alsdann nur mit der vorsichtigsten Delikatesse ausgeführt seyn will. Die Erfindung des Herrn

Immermann ist doppelt verwerflich, weil sie vom wahren und großen historischen Interesse des Dramas abführt, um ein falsches und kleines Familieninteresse an dessen Stelle zu setzen, und weil sie eine bloße Nachahmung der Braut von Messina ist. Der Dichter läßt nämlich die beyden Söhne Friedrichs, Enzius und Manfred, in die schöne Norelane sich verlieben, die, ohne daß sie es wissen, ihre Schwester, eine natürliche mit einer Sarazenin in Asien erzeugte Tochter des Kaisers ist. Diese ganz chimärische Liebe zieht nun allein alle Aufmerksamkeit auf sich, und der große Kampf des Kaiserthums mit der Hierarchie, ja die Person des Kaisers selbst wird dadurch viel zu weit in den Hintergrund geschoben. Dies alles möchte noch angehn, wenn nur aus dieser Liebe selbst etwas Ordentliches würde. Aber da ist alles Halbheit, und der Dichter muß, um nicht gar zu arg gegen die Geschichte zu sündigen, desto ärger gegen seine Erfindung, oder, wenn man lieber will, gegen die Braut von Messina, sündigen. Beyde Brüder lieben die Schwester, die ebenfalls von ihrer nahen Verwandtschaft nichts weiß. Enzius ist der glückliche, Manfred der verschmähte Liebhaber. Beyde wenden sich an ihren Vater. Dieser unterrichtet Enzius von der Wahrheit; als aber der stürmische Manfred auftritt, erzürnt er sich über denselben so, daß er sagt: „Warte nur, Bursche, jezt will ich dir auch nicht sagen, was du eigentlich wissen solltest. Jezt will ich dich zu deiner Qual zappeln lassen, und du sollst glauben, Enzius sey noch dein glücklicher Nebenbuhler." Oder liegt ein andrer Sinn in den Worten:

Zermalmt von einem Worte liegst du da
Und küssest mir den Staub von meinen Füßen!
Du aber bist nicht werth, es zu vernehmen.

Diese wohl eher einem alten Weibe als einem Kaiser anständige Tücke, dem verzweifelnden Sohne die so wichtige Nachricht, daß Norelane seine Schwester ist, zu verschweigen, wird das Motiv der folgenden Unglücksfälle, indem sie Zwiespalt und Unordnung im Heer der Brüder und bey den Maaßregeln gegen den Feind veranlaßt. Ein artiges Motiv! Was wir selbst dem gemeinsten Ifflandschen Komödienvater und alten Poltrer verdenken würden, wird hier dem großen Hohenstauffen Friedrich aufgebürdet. — Doch es ist noch nicht genug. Enzius wird gefangen, Friedrich verwundet, und Norelane, die sonst so zärtlich geschilderte Tochter, ist nicht etwa besorgt um den Vater, beschäftigt sich nicht etwa mit seiner Pflege — nein, sie hängt nur ihrer thörichten Liebe zum Bruder Enzius nach, und kann sich gar nicht trösten, daß es nur ihr Bruder, nicht ihr Geliebter seyn soll. Wie widerlich und unnatürlich ist dies Verhältniß! Hier hätte sich Herr Immermann wohl an die Delikatesse Lessings in der Behandlung eines ähnlichen Verhältnisses zwischen dem Tempelherrn und Recha erinnern sollen. Doch auch das ist der Abgeschmacktheit noch nicht genug. Norelane will nicht einmal etwas für den gefangnen Geliebten thun, sie läßt ihn gutes Muths im Kerker sitzen und ihren Vater auf dem Krankenlager verschmachten, und — vergiftet sich. Mißgriffe dieser Art bedürfen weiter keines Kommentars. Nur einem Umstand will ich dem Dichter noch zu Gemüthe führen. Die Geschichte hat ihm einen höchst energischen und glaubensstarken Papst, hat ihm die Hierarchie in ihrer furchtbarsten, aber auch erhabensten Gestalt gezeigt, und gerade das macht das Schicksal der Hohenstauffen so tragisch, daß sie keiner gemeinen Uebermacht des Bösen, sondern einem seltnen und unglaublichen Aufschwung religiöser Begeisterung erlagen. Dem Herrn Immermann hat es aber beliebt, einem leider in den protestantischen Ländern fast allgemein verbreiteten, lächerlichen und unhistorischen Vorurtheil zu Liebe sich jene großartige und begeisterungsvolle Hierarchie als bloßes bösartiges Pfaffenthum vorzustellen, und als Repräsentanten desselben einen Kardinal zum obligaten Bösewicht seines Dramas zu machen. Diese Auffassung der Geistlichkeit und ihres großen Ringens mit der weltlichen Macht ist kleinlich und unwürdig.

5) Der Kampf der Hohenstauffen, Trauerspiel von Friedrich von Heyden. Berlin, 1828, bey Reimer.

Auch dieses Trauerspiel hat eine Hauptscene aus dem Leben des genannten Kaisers zum Gegenstande, nämlich den Zwist Friedrichs mit seinem ältesten, während seiner Abwesenheit zum deutschen König ernannten Sohne Heinrich. Diese Begebenheit erinnert an Don Karlos, obgleich hier das poetische Recht auf der Seite des Vaters ist. Heinrich empörte sich aus jugendlichem Ehrgeiz, aus Herrschbegierde gegen seinen Vater und machte seinen Fehler dadurch unverzeihlich, daß er sich mit des Vaters bittersten Feinden in Verständniß sezte. Er unterlag, Friedrich ließ ihn verhaften und er starb im Gefängniß. Der Dichter hat mit Recht in beyden Hauptcharakteren die feurige Kraft der Hohenstauffen darzustellen gesucht, die jeder Abhängigkeit von Natur aus feindselig, den erstarkenden Sohn gegen den noch nicht geschwächten Vater bewaffnen mußte. Daß er in dem Sohne neben dem leidenschaftlichen Feuer noch viel jugendlichen Leichtsinn, im Vater aber ruhige Besonnenheit vorherrschen läßt, ist löblich, und dadurch erscheint der Sieg des Vaters eben so natürlich motivirt, als es der Kampf selbst durch die Reibung der Kraft an der Kraft, des Willens am Willen in zwey von Natur gleich starken Seelen ist. Allein der

Dichter hat eine so schöne dramatische Anlage nicht glücklich genug ausgeführt, und auch hier ist es wieder wie bey Herrn Immermann, und bey fast allen Dichtern historischer Trauerspiele und Romane die neue und fremde Zuthat aus des Dichters Phantasie, welche die im geschichtlich gegebenen Gegenstande liegende Poesie verunstaltet. Herr von Heyden hat hauptsächlich zweyerley hinzugedichtet, eine Liebe nämlich und eine Freundschaft. Als Zankapfel zwischen Vater und Sohn war ihm der deutsche Reichsapfel nicht genug, er fügte noch den Apfel des Paris hinzu. Der junge und der alte Held sollten sich nicht nur um die deutsche Krone, sie sollten sich auch um ein Mädchen streiten. Dieses Mädchen ist die Gräfin Rutina, die anfangs von Heinrich räuberisch entführt, aber wieder gerettet und nachher von Friedrich geheurathet wird. Ich kann dieses Liebesverhältniß nicht billigen, weil es ein fremdes und kleines Interesse an die Stelle des wirklichen und großen jenes Zwistes sezt. Der Dichter hätte ja wohl eine andere Liebe in sein Gedicht einflechten können, ohne sie gerade zur Hauptsache zu machen. Die Hohenstauffen erscheinen groß, so lange sie um die Krone streiten, sie sinken aber zu ziemlich gemeinen Nebenbuhlern herab, sobald nicht mehr die Krone, sondern ein Mädchen Gegenstand des Streites ist. Friedrich verliert ungemein dadurch, daß er die Geliebte seines Sohnes heyrathet, und wenn Heinrich darüber wahnsinnig wird, so erscheint er ebenfalls nur wie ein gemeiner junger Werther und fällt ganz aus der Rolle des hochgesinnten Kronenräubers. — Eben so unpassend scheint es mir, daß der Dichter dem Hochmeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, als dem Freunde sowohl des Sohnes wie des Vaters, über beyde ein so enormes Uebergewicht gegeben hat. Er verhält sich zu ihnen beynahe, wie ein Hofmeister zu zwey zankenden Schulknaben. Immer ist er es, der den Willen der beyden Kämpfer und ihr Schicksal lenkt, ja er ist gewissermaßen das personifizirte Schicksal selbst. Heinrich will sich mit dem Papst gegen seinen Vater verbinden, und schon unterhandelt er, da tritt Herrmann mit dem absoluten Veto dazwischen. Heinrich will Rutinen entführen und hat sie schon ergriffen, da tritt Herrmann wieder als Ehrenretter auf. Friedrich hält seinen Sohn belagert und will stürmen, da nimmt sich Herrmann wieder Heinrichs an und rettet ihn. Vater und Sohn gerathen wegen der schönen Rutina in einen erbaulichen Zweykampf, da tritt Herrmann wieder zwischen sie und befiehlt ihnen, die Schwerter einzustecken. Kurz ohne diesen Deus ex machina, ohne diesen dienstfertigen Ueberall und Nirgends wäre gar nicht abzusehn, wie die handelnden Personen mit einander fertig werden sollten. Diese Maschinerie ist gewiß zu plump, und da Herrmann sonach eigentlich die Hauptperson des Trauerspiels ist, so sieht man nicht ein, warum es der Dichter den Kampf der Hohenstauffen, warum er es nicht lieber wie Iffland: Dienstpflicht genannt hat?

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Im Literaturblatt vom 23. Oktober 1827 wird der Guzla, einer Sammlung aus dem Illyrischen ins Französische übersezten Volksgesänge, rühmlich gedacht. — Der Uebersetzer gibt sich in der Vorrede als einen gebornen Italiener an, dessen Mutter eine Morlakin wäre, weshalb ihm die illyrische Sprache geläufig und er in verschiedenen Gegenden der Provinz gereiset sey ic., welches Alles in der deutschen Anzeige aufgenommen und hinzu gesezt ward: „Daß die vorliegende Sammlung den Leser nicht nur in das Volksleben jener Länder einführt, sondern auch manche liebliche Blüthe der Volkspoesie derselben enthält.“ — Einige dieser Lieder oder Balladen sind auch aus dem Französischen ins Deutsche übersezt und einer Sammlung Volkspoesien beygefügt worden.

Nun findet es sich aber, daß diese Gedichte, die ein wirklich bedeutendes Talent verrathen, niemals illyrisch waren. — Der Verf., Herr Merrineet, den wir das Vergnügen haben, persönlich zu kennen, ist ein junger Mann mit ausgezeichneten Fähigkeiten, der niemals in Illyrien gewesen, und sich, wie er selbst sagt, den Spaß gemacht hat, diese kleine Sammlung zu schreiben, um seine Freunde damit irre zu führen, welches ihm denn auch aufs vollkommenste gelungen ist, da die Guzla nicht allein hier in den besten und gebildetsten Cirkeln, in denen der Verf. lebt, für illyrische Volkspoesie aufgenommen, sondern auch in Deutschland und England, von wo man an den Verf. geschrieben und um die Mittheilung des illyrischen Manuscripts gebeten, als solcher betrachtet worden ist. Die Balladen haben wirklich etwas so eigenthümliches und das Ganze ist mit so viel Kunst durchgeführt, daß die Täuschung sehr natürlich war — und selbst nun, da die Sache bekannt ist, wird das kleine Werk noch immer mit großem Interesse gelesen.

Hr. Merrineet hat außer der Guzla noch eine Sammlung angeblich aus dem Spanischen übersezter, in der That aber von ihm selbst verfaßter Schauspiele, — unter dem Titel: Théâtre de Clara Gazul herausgegeben, welche ebenfalls als ursprünglich spanisch mit vielem Beyfalle aufgenommen wurden, und noch ein andres Werk: la Jacquerie. —

Jezt wird er ein Bändchen in 8., betitelt: „1572. Chronique du tems de Charles IX.“ drucken lassen.

N°. 32.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 21. April 1829.

Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

6) Die Wäringer in Konstantinopel. Trauerspiel in fünf Akten von Oehlenschläger. Berlin, Schlesinger 1828.

Wer sollte nicht mit der größten Hochachtung für den Verfasser des Correggio und der Inseln im Südmeer erfüllt seyn? Wie viele seiner deutschen Nebenbuhler übertrifft nicht dieser bescheidene Däne? Doch sind seine Werke nicht von gleich hohem Werthe, und gerade die Werke, die ihn vorzüglich als Nordländer charakterisiren sollen, scheinen mir die verfehltesten und unbedeutendsten, und unter diesen auch das vorliegende Trauerspiel. Der Verfasser hat den Ruhm und das Verdienst, zuerst auf die zahlreichen poetischen Schätze aufmerksam gemacht zu haben, die in der norwegischen Chronik des Snorro und in der dänischen des Saxo verborgen liegen. Mit Recht hat er darin in unsrer dichterreichen, aber erfindungsarmen Zeit eine Fundgrube noch nicht verarbeiteter Stoffe erkannt und dieselben ans Licht gefördert. Allein die Art, wie er diese Stoffe behandelt hat, ist nicht die beste; die Façon paßt nicht zum Material. Ich fordre jeden auf, die altnordischen Sagen, wie sie in den Quellen bey Snorro treuherzig und herodotisch, bey Saxo mit fast orientalischer Farbenpracht erzählt sind, mit den Oehlenschlägerschen Trauerspielen zu vergleichen, und ich bin Bürge, daß jeder mit mir fühlen wird, die moderne Jambensprache der leztern reiche nicht an den lebendigen Ausdruck der erstern. Auch die dramatische Form scheint für jene Sagen nicht ganz angemessen. Diese Form nöthigt den Dichter, manches an der alten Sage fallen zu lassen, anders hinzuzudichten, und nur dann kann er etwas Großes schaffen, wenn er, wie Shakespeare sich die ausgedehnteste Freyheit erlaubt. Herr Oehlenschläger hat sich aber möglichst streng an die Sagen gehalten, und dadurch seinen nordischen Trauerspielen eine Trockenheit gegeben, die nur zu sehr an gewisse deutsche geschichtliche Schauspiele erinnert, in welchen man nur ein Fragment der Weltgeschichte in Jamben geschrieben findet. Man vergleiche z. B. die Sage von Palnatocke bey Oehlenschläger und die von Hamlet bey Shakespeare, zwey Sagen, welche beyde aus einer Quelle, dem Saxo Grammatikus, geschöpft sind.

Auch den Wäringern liegt eine nordische Sage zu Grunde, und da die Scene in Konstantinopel ist, bot sich dem Dichter allerdings ein schöner Kontrast der kräftigen Nordlandssöhne mit den verdorbenen Byzantinern dar. Harald Haarderaade, der König von Norwegen, tritt in Konstantinopel auf als Anführer der Wäringer, oder der aus Skandinaviern bestehenden Leibwache des griechischen Kaisers. Dieser Kaiser, Romanos Argyros, ist ein Schwächling, und seine Gemahlin Zoe, ein buhlerisches Weib, verliebt sich in Harald und bietet ihm den Thron an. Harald aber ist weit entfernt, die dem Kaiser schuldige Treue zu verletzen, und überdies liebt er Marien, eine junge Anverwandte der Kaiserin. In dem Augenblick aber, in welchem er sich mit dieser Maria verloben will, kommt Elisif, eine russische Fürstin, an, die er früher geliebt, aber todt geglaubt hat. Er gibt nun Marien auf, welche von Zoe, die von der Ankunft Elisifs noch nichts weiß, umgebracht wird. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Russin hätte wegbleiben können. Die blos halbe Theilnahme des Helden an der unglücklichen Maria hätte lieber eine ganze seyn sollen. Der Held, in allem so klar und einfach, hätte auch nur Eine lieben sollen, nicht zwey. Er erinnert etwas zu sehr an Kotzebues Grafen Benjowsky. Auch scheint es mir etwas gezwungen, daß der Dichter den alten norwegischen König Olaf Trygwason (der einer Sage nach in Syrien noch als Eremit leben sollte), als einen mystischen Einsiedler im Geschmack des Zacharias Werner einführt, ohne diesen großen Nordlandshelden eine wichtigere Rolle spielen zu lassen, als die eines warnenden Rathgebers der armen Maria.

7) Ezelin von Romano. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Freyherrn von Eichendorff. Königsberg, 1828. Im Verlage der Gebrüder Bornträger.

Die erste Scene dieses Trauerspiels erinnert an Goethes Götz von Berlichingen, und obgleich der Dichter bald nach dem Beyspiel Shakespeares und Tiecks die muntere Volksprosa mit dem tragischen Jambus abwechseln läßt, so ist es doch in jedem Falle zu loben, daß er es überhaupt gewagt hat, wieder einmal Prosa im Tempel der Melpomene hören zu lassen. Ich will die Ehre der Jamben durchaus nicht beeinträchtigen, allein es ist nur zu gewiß, daß sich unter wohlklingenden Jamben hohle Empfindungen und seichte Gedanken verstecken können, die in einfacher Prosa ausgesprochen in ihrer ganzen Blöße dastehn würden. Wie würden die meisten unsrer Tragiker vor sich selbst erschrecken, wenn sie einmal ihre Jamben in Prosa übersezt lesen sollten? Wie wenige würden die Probe Shakespeares aushalten, der immer Shakespeare bleibt, ob ihn Schlegel in Jamben oder Wieland in Prosa übersezt! Jeder begreift, daß man Trauerspiele in Prosa nie ohne Geist, Witz, Phantasie, nie ohne große Gedanken und Bilder schreiben kann, wenn sie nicht unerträglich werden sollen. Darum werden so selten Trauerspiele in Prosa geschrieben.

Daß der Dichter zur Darstellung lebhafter Volksscenen sich Götz von Berlichingen zum Muster genommen hat, verdient alles Lob und war ganz an seinem Platz, da die Zeit des Ezelin nicht weniger aufgeregt und tumultuarisch dargestellt werden konnte, als die des Götz. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß diese Volksscenen in Italien spielen, also für uns Teutsche nicht das vertraulich bekannte haben können, was uns in dem Göthe'schen Meisterwerk anzieht. Dann ist auch der Dichter wohl zu wenig originell, und zu wenig gedrängt. Etwas weniger Worte, etwas mehr Gedanken würde diesem dramatischen Gemälde mehr Kraft und Leben verliehen haben.

Was den Helden und sein Schicksal betrifft, so hat der Dichter sehr richtig gefühlt, daß er das Interesse an denselben durch mannichfaltige Dekorationen unterstützen, daß er mehr die Zeit, als den Helden allein schildern müsse. Denn der Held ist etwas zu abentheuerlich, als daß wir in seinem Charakter die echte tragische Würde finden könnten, und die Macht, die ihn zulezt niederbeugt, entbehrt dieser Würde ebenfalls. Man ist zwar der Meynung, daß es in der Poesie wie in der Mathematik nicht auf die äußere Größe, sondern nur auf das innere Verhältniß ankomme; allein dieß bestätigt sich nicht überall. Wenn Ezelin auch ein kleiner Napoleon ist, der durch kleine legitime Mächte gestürzt wird, so ist das in der That nicht so poetisch, als wenn er der große Napoleon wäre.

8) König Pedro. Trauerspiel in fünf Akten von F. Ismar. Hamburg bey Hoffmann und Campe. 1829.

Das oben Gesagte gilt zum Theil auch von dem vorliegenden Trauerspiel. Auch König Pedro ist ein Tyrann, der zulezt zum Heil des Volks gestürzt wird. Dieser Held ermangelt der tragischen Würde aber noch weit mehr, als Ezelin. Er strebt nicht nach Hohem, er ist schon im Besitz seiner Krone, und nur sein finstres grausames Gemüth treibt ihn an, sein Glück selbst zu zerstören, indem sein Argwohn, seine Tyranney selbst die zur Verzweiflung bringt, die ihm treu ergeben waren. Peter der Grausame, König von Kastilien, ist, wie sein Beyname schon erwarten läßt, ein Tiberius. Ein so finstrer Charakter muß poetisch dadurch gehoben werden, daß man ihm die leidende Unschuld, das unterdrückte Recht gegenüberstellt. Es kann aber wohl keine Frage seyn, daß es bey weitem poetischer ist, wenn die leidende Unschuld der Macht des Tyrannen erliegt, wie z. B. der edle Jüngling Germanikus der Macht des Tiberius, als wenn umgekehrt nach allerley Aengsten die unterdrückte gute Sache gerettet und der Tyrann abgestraft wird, wie z. B. in Parteyenwuth. Es ist schon oft genug gesagt worden, und immer mit Recht, daß die Abstrafung eines Bösewichts mehr vor die Kriminaljustiz, als auf die Bühne gehört. Der Dichter konnte freylich den gegebenen historischen Stoff nicht ändern, allein er hätte diesen Stoff gar nicht erst wählen sollen. Es ist nichts im Charakter und Schicksal Pedros, das uns Theilnahme einflößen könnte, und eben so wenig in dem seines Bruders und Nachfolgers, König Enrico, zubenannt der Brudermörder, durch den die Katastrophe herbeygeführt und Pedro umgebracht wird. Man kann den Brudermord als Nothwehr entschuldigen, allein er wird deshalb nicht poetisch. Man kann den neuen guten König dem alten Tyrannen vorziehn, allein diese politische Befriedigung ist noch keine poetische. Das Trauerspiel ist übrigens im ganz gewöhnlichen Jambenton geschrieben.

9) Franz von Sickingen vor Darmstadt. Historisches Drama von Bender. Darmstadt bey Schmitt, 1827.

Auch dieses Schauspiel hat eine ähnliche politische Tendenz und könnte man es ein konstitutionelles Drama nennen. Es stellt weniger einen Kampf, als einen Frie-

denschluß zwischen dem kecken Ritter Franz von Sickingen und dem Landgrafen Philipp von Hessen dar, hat ein ganz lokales, beschränktes patriotisches Interesse und bringt nur in langweilige Jamben, was in langweiliger Prosa schon hundertmal über die Gedanken: Einigkeit zwischen Fürst und Volk, Frieden, Bürgerglück rc. gesagt worden ist.

10) Cyrus, historisch-dramatisches Gemälde in fünf Abtheilungen. Nebst einem Vorspiele: der Traum des Astyages, in einem Akt, von Herrmann Michaelson. Berlin und Breslau 1828, Kommission der Maurer'schen Buchhandlung.

Dieses Schauspiel verfolgt das Leben des Cyrus bis zu seinem Tode, und hält sich einfach an die bekannte Geschichte. Der Dichter hat ihm indeß eine Art von poetischer Einheit dadurch gegeben, daß er im Munde des gefangenen Crösus, der die Stelle des Chorus vertritt, durch das ganze Stück einen Grundgedanken hindurchführt, den nämlich, daß alle irdische Macht und Größe vergänglich, und daß das Loos der Könige kein glückliches sey. Das ist alles recht gut und schön, allein es ist zugleich trivial. Wer möchte sich die Mühe nehmen, dergleichen uralte Wahrheiten immer wieder vorzutragen, als ob sie noch niemand gehört hätte? Indeß ist die Welt, so alt sie ist, doch der Jugend immer neu. Der Dichter scheint noch jung zu seyn, und seine ganze Arbeit ist höchst schülerhaft. Seine Jamben können kaum schlechter gemacht werden, und das will in einer Sprache, die von selber jambt, doch viel sagen. Ein Beyspiel S. 41:

Und welche waren denn des Glückes Gaben,
Der jener bloße Bürger sich erfreute,
Daß du so hoch ihn über alle stellst?

oder S. 49:

Verlange, Krösus, nicht des Sohnes Stimm
In deinem Hause schallend zu vernehmen,
Weit besser ist es ja für dich und ihn,
Je länger er der Sprache noch entbehrt;
Denn allzuerst (?) hörst du sie schrecklich tönen,
Am Tag des Unglücks.

11) Otto von Rheineck, Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. J. Reiff. Coblenz, bey Hölscher, 1828.

Wie man sich noch versucht fühlen kann, solch abgedroschenes Stroh immer wieder zu dreschen, scheint unbegreiflich. Der Held des Stücks, Otto, liebt die Nichte eines Erzbischofs, die aber gezwungen wird, einen Andern, den obligaten Bösewicht des Stücks zu heirathen, und er fällt durch die Hand dieses Bösewichts. Die Behandlung ist eines solchen Stoffs vollkommen würdig, und auch hier fließt wieder ein großer Jambenstrom ins Meer der Vergessenheit.

12) Die Sulioten, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von F. Metellus. Berlin bey Reimer, 1828.

Dieses Stück stellt wieder in der gewöhnlichen Manier à la Pouqueville eine Scene aus dem griechischen Freyheitskampfe dar, und erhebt sich über die verschiedenen ähnlichen Produkte, die uns von dieser Art zu Gesicht gekommen sind, keineswegs. Der Mangel an Poesie muß indeß durch den guten Zweck, Begeisterung für die griechische Sache zu erwecken, entschuldigt werden. Man sieht, der Dichter besizt einen reichen Vorrath von gewöhnlichen, in unsrer tragischen Jambensprache sich endlos wiederholenden Phrasen, allein er wendet sie etwas zu gedankenlos an. S. 222 heißt es:

Ich höre Stimmen: „Griechenland ist frey!“
Ich kenn' die Töne, unaussprechlich dringen
Sie mir zum Herzen.

Das liebe Wörtchen „unaussprechlich“ kommt in den Trauerspielen unsrer Jünglinge eben so oft vor, als das liebe Wörtchen „unbeschreiblich“ in den Romanen unsrer Damen. Fühlen sie sich nicht jedesmal, wenn sie es niederschreiben, im Gewissen gerührt, daß sie von Rechtswegen gar nichts aussprechen, gar nichts beschreiben sollten?

(Der Beschluß folgt.)

Reisebeschreibung.

Streifzug durch das östliche Ligurien, Elba, die Ostküste, Sizilien und Malta, zunächst in Bezug auf Pflanzenkunde im Sommer 1826 unternommen von S. Brunner, Med. Dr. in Bern. Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung. 1828. 334 S. 8.

Der Verfasser theilt seine Reisebeschreibung in sieben Abschnitte, von welchen der erste den Leser durch das östliche Ligurien von Genua nach Livorno führt; der zweyte enthält die Erzählung seines Besuches in Elba, der dritte die seiner Ueberfahrt von Livorno nach Milazzo. In dem vierten legt er von seiner Reise bis nach Messina Rechenschaft ab, der fünfte bringt ihn nach Katanea und

liefert die Beschreibung des Aetna; in dem sechsten gibt er von seinem zweymaligen Aufenthalt in Syrakus und dem zu Marzememi Nachricht, und im siebenten endlich reist er nach Malta, hält sich zu Valetta auf, besucht Civita vecchia und kehrt nach Livorno zurück.

Wenn irgend ein Zweig der Literatur häufigem und oft ungerechtem Tadel unterworfen ist, so sind es die Reisebeschreibungen, in welchen der Leser nicht nur die Wahrheit der Darstellungen und Angaben, die gedrängte Kürze dessen, was die Mehrheit nicht interessirt, sondern auch noch die Leichtigkeit und die Anmuth solcher Schriften finden will, bey welchen man mit Recht fordern darf, daß sie sich durch diese Eigenschaften vorzüglich auszeichnen sollen. Dabey sollte der jeweilige Verfasser viele romantische Beschreibungen schöner Standpunkte liefern, und auch hier und da irgend eine kleine wirkliche oder erdichtete Erzählung einschalten, die auf die Einbildungskraft der lesenden Welt einen angenehmen Eindruck zu machen, und die unvermeidliche Trockenheit zu mildern vermöchte, welche dieser Art von Lektüre eigen ist. Wenn auch in dem vorliegenden Buche dieser Menge von Forderungen nicht ganz entsprochen wird, so muß doch der Leser am Schlusse desselben sich gestehen, daß er eben so unterrichtend als angenehm unterhalten worden sey; denn obschon der Verfasser, wie er sich in seiner Vorrede selbst ausspricht, es verschmäht, die kleinen unschuldigen Mittel zu Verschönerung seines Werkes zu gebrauchen, und wenn vielleicht an mancher ausgezeichneten Stelle, wo man eine etwas enthusiastische Beschreibung erwarten dürfte, eine geflissentliche Kürze und Vermeidung alles Malerischen auffallen muß, so entschädigt er an den meisten übrigen durch eine gedrängte und dennoch klare Uebersicht dessen, was den Leser ansprechen und seine Neugierde befriedigen kann. Der Styl ist angenehm, die Notizen nicht ermüdend, und das Ganze trägt das Gepräge der Wahrheit an sich. Besonders anziehend ist alles, was über Elba gesagt wird, wo der Verfasser sich von dem Gedanken aufgeregt fühlt, daß dieser kleine Raum ein Jahr lang der Aufenthalt und das Besitzthum des größten Mannes unseres Zeitalters gewesen sey. Er fand das Land wie die Bewohner der Beachtung und der Theilnahme würdig: „Der Menschenbeobachter, (sagt er S. 55), wird einen arbeitsamen, wiewohl ungebildeten Schlag von Leuten kennen lernen, bey welchem Gastfreundschaft, Unbefangenheit, Sanftmuth und Redlichkeit noch nicht zu den ganz seltenen Eigenschaften gehören. Allein man lasse einmal den Modezug durch die Insel gehen, und ich stehe gut dafür, es vergehen keine zwey Jahre, so wird man über die Schlechtigkeit und Habsucht der Elbaner klagen, wie man jezt über die der andern Italiener klagt. Immer noch hoffe ich auf die Maremmen und sehe in ihnen das wahre Bollwerk für die Genügsamkeit der Elbaner.“

Besonders ergriffen wurde der Reisende von der Aussicht auf dem Gipfel des Aetna, bey dessen Besteigung er zwar viele Mühseligkeiten erfahren, aber dann auch in dem einzigen lichten Momente eine vollständige Entschädigung erhalten hatte. Er drückt sich hierüber (S. 148) also aus: „So war er denn erfüllt dieser Wunsch meiner frühesten Jugend, erreicht einer der Hauptzwecke meiner Herreise aus der fernen Heymath! Ausgebreitet zu meinen Füßen sah ich ganz Sizilien bis zum fernen Lylibäum, von drey Meeren umflossen, nicht zwar im lieblichen Schmucke des Frühlings, sondern seiner Saaten beraubt und nackt. Die romantischen Vorgebirge und Buchten der ganzen Ostküste, von den ernsten Höhen Tauromaniums bis ans flache, bedeutungslose Capo Pasaro nebst den schmalen Erdzungen von Agosta und Syrakus, dann Siziliens größter Fluß, der alte Simethus und jetzige Giannetta, wie er gleich einem Silberfaden Kataniens weite Ebenen durchschlängelt, der blanke, fischreiche See von Lentini, die pflanzenreichen Reborden, das binnenländische Enna, das wilde Thal von Bronte, wohin der Aetna seine meisten und schrecklichsten Laven sendet und im nahen Westen, die hohen Madonien-Gebirge bey Palermo im Fernen, im Norden die liparischen Inseln, welche gleichsam aus den Wellen empor zu wachsen schienen, das romantische Vorgebirg von Milazzo und im Osten die jenseitigen wilden Kalabrien, alles war in diesem Augenblicke geistig mein, ich herrschte, wie der schwebende Adler über Land und See, glaubte zu träumen und fühlte mich näher jener gewaltigen Urkraft, welche diese Erde so schön als wunderbar gestaltete und uns fähig machte, die Wohlthat zu empfinden.“

Sehr befriedigend und angenehm ist der lezte Abschnitt, der über Malta, das Wunderland längst vergangener Zeiten, und den Schauplatz gigantischer aus dem Dunkel der Vergangenheit mit eigenthümlichem Zauber hervorleuchtender Heldenthaten, einen ausführlichen Bericht erstattet, um so mehr, da selten einer aus der ungeheuren Zahl derjenigen, welche uns schon ihre wirklichen und geträumten Reisen nach Italien zum Besten gegeben haben, einen Absprung dahin gewagt hat, und wenn auch die Anspruchlosigkeit, welche der Verfasser von sich selbst rühmt, aus seiner Vorrede nicht ganz hervorzugehen scheint, so darf der Leser, welcher in dem ganzen Werke Genuß und Unterricht gefunden hat, demjenigen leicht einige Ansprüche verzeihen, der ihm diese beyden bey jeder Lektüre so nothwendigen Dinge zu verschaffen wußte.

Nº. 33.

Literatur-Blatt.

Freitag, 24. April 1829.

Trauerspiele.

(Beschluß.)

Eben da ich im Begriff bin, meine Betrachtungen über die neuesten Trauerspiele für diesmal zu schließen, erscheint ein Werk, welches in der Form des Lustspiels die schlechten Trauerspiele parodirt, dessen Betrachtung also hier ganz am rechten Orte seyn dürfte.

13) **Der romantische Oedipus. Lustspiel in fünf Akten von August Grafen von Platen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.**

Graf Platen ist ein rüstiger Kämpfer gegen die schlechten Tragöden, die in der jüngsten Zeit sich der Bühnenherrschaft bemeistert haben, und durch wechselseitige Lobhudeley sich eine Berühmtheit erkünsteln, die noch trauriger ist als die unverdiente Vergessenheit, welche so manchen bessern, aber anspruchsloseren Dichter trifft. Schon vor drey Jahren richtete Platen sein geistvolles Lustspiel „die verhängnißvolle Gabel“ (vergleiche Literaturblatt von 1826 Nr. 97) gegen Müllner; das vorliegende ist gegen Immermann gerichtet.

Wenn auch jeder Vernünftige, der nur einigermaßen im Stande ist, die jezt herrschenden Tragiker mit den großen Tragikern früherer Zeiten zu vergleichen, von der unverschämten Anmaßung der erstern empört werden muß, so scheint doch, den heroischen Müllner ausgenommen, kein Einziger als solcher bedeutend genug, um vorzugsweise zur Zielscheibe der Satyre zu dienen, und wir müssen allerdings fragen, warum Platen sich gerade Immermann ausgewählt hat? Hat nicht Immermann, wenn auch nur hin und wieder, manches Gute geschrieben? Verdient, daß er noch nie etwas Großes im Ganzen geleistet, eine so harte Rüge, so verdienen sie hundert andere nicht weniger. Oder hat Platen etwa gefürchtet, daß sich das deutsche Publikum von dem trefflichen Heine, dessen Sentimentalität zuweilen unwillkührlich ironisch wird, wie seine Ironie sentimental, im Ernst werde überreden lassen, sein Freund Immermann sey der größte Trauerspieldichter des neunzehnten Jahrhunderts? Nein, sein Unwillen gegen Immermann hat eine näher liegende Quelle. Er ist von Immermann beleidigt, mit dem Uebermuth, welcher der berühmt werdenden Mittelmäßigkeit eigen ist, verhöhnt worden, und dies hat Platen gereizt, ein Rachgedicht gegen ein Individuum zu schreiben, wo er nur ein Strafgedicht gegen die ganze Gattung hätte schreiben sollen. Dieser Umstand schadet dem sonst vortrefflichen Lustspiel ungemein. Personalsatyre erweckt immer einiges Mitleid mit dem Verspotteten und einigen Unwillen gegen den Spötter; aber was hier noch wichtiger ist, Immermann hat weder im schlimmen, noch im guten Sinne eine so ausgezeichnete literarische Persönlichkeit, daß ein Porträt derselben Interesse einflößen könnte, daß es nur der Mühe werth wäre, sich die alltäglichen Züge einzuprägen. Platen stellt uns daher in der That kein Bild von charakteristischer Eigenthümlichkeit, sondern nur das auf hundert deutsche Schriftsteller passende Bild eines anmaßenden Vielschreibers dar. Warum gibt er gerade diesem Einen den Vorzug und berechtigt ihn dadurch gewissermaßen, sich wirklich für wichtiger zu halten, als ein Dutzend Seinesgleichen?

Auch hat sich Graf Platen von seinem beleidigten Stolze zu weit führen lassen. Er mißhandelt auch Immermanns Freund, den Dichter Heine, der sich freylich auf die unbesonnenste Weise zu einem Lobhudler Immermanns hergegeben hat — und wenn je der Ausdruck Lobhudeley passend war, so ist er es hier — der aber dieser kleinen freundschaftlichen Schwachheit wegen keineswegs einen so boshaften, ja unanständigen Spott verdient hat, und dessen Gedichte ihm immer einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Humoristen sichern werden.

Der Uebermuth des Geistes ist gewiß nicht weniger zu tadeln, als der Uebermuth der Geistlosigkeit.

Scheiden wir diese Fehler aus, so ist in allem Uebrigen der romantische Oedipus ein tadelloses Kunstwerk von seltner Trefflichkeit. Platen hat sich diesmal in der Meisterschaft des Verses selbst überboten, und wo seine

Satyre nicht rein persönlich wird, wo sie den tragischen Unfug im Großen und Ganzen angreift, ist sie eben so sicher treffend und vernichtend, als würdig und vom edelsten Zorn diktirt.

Der Dichter führt das Publikum als redende Person ein, und versezt es in die Lüneburger Haide, wo der große Nimmermann von Seiten der Haidschnucken göttliche Verehrung genießt. Um ihm einen Beweis seines Talentes zu geben, führt Nimmermann vor dem Publikum eine seiner neuesten Tragödien, den ins Romantische übersezten Oedipus des Sophokles, auf, eine Quintessenz alles Abgeschmackten der modernen deutschen Trauerspiele, von Platen zu einer geistvollen Selbstpersifiage umgewandelt. Das Publikum ist anfangs sehr entzückt darüber, wird aber am Schluß durch den Verstand, der als ein „Exilirter aus Berlin" auftritt, abtrünnig gemacht, und Nimmermann bleibt verlassen bey seinen Haidschnucken zurück. Dies ist die einfache Skizze eines Gemäldes, das sich im Großen durch eine treffliche Haltung und geschickte Gruppirung, im Einzelnen aber durch eine überreiche Menge von satyrischen Zügen und höchst gelungene Parodien auszeichnet und an das bekannte Bild von Ostade erinnert, in welchem eine Heerde Affen mit ernsten, ja tragischen Mienen das Treiben der Menschen nachäfft. Ueber das ganze Gedicht aber hat Platen den unnachahmlichen Reiz des Wohlklangs ausgegossen, der seine Verse vor denen aller jezt lebender Dichter auszeichnet und ihn den besten Dichtern des Alterthums an die Seite sezt. Schon Aristophanes machte seine Satyren dadurch so pikant, daß er die verkehrtesten und lächerlichsten Personen in einer sehr harmonischen Sprache reden ließ. Platen aber übertrifft ihn noch an Wohllaut, und dieser Wohllaut allein ist schon die bitterste Satyre gegen den Unsinn, den er darein kleidet. Man kann den Esel nicht lächerlicher machen, als wenn man ihm eine Löwenhaut umhängt.

Fragen wir aber: was wird diese Satyre nützen? so kann die Antwort wohl nur betrübend seyn. Das Publikum ist noch nicht auf dem Standpunkt, auf welchen es Platen versezt. Was hat die mächtige Schlegelsche Schule gegen Kotzebues Bühnendiktatur vermocht? Was wird ein aus der deutschen Theaterrevolution nach Italien emigrirter poetischer Graf gegen die zahlreichen Revolutionstribunale und Revolutionsarmeen ausrichten, welche die vaterländischen Bühnen fast ohne Ausnahme überschwemmen? Wer mag das Beyfallgeklatsch von dreyßig entzückten Parterres, von dreyßig verbrüderten Rezensiranstalten überschreyen? Es kommt noch dazu, daß die heutigen Trauerspieldichter sich keineswegs mehr, wie der selige Kotzebue, mit dem Beyfall der Menge begnügen, sondern sich auch theils von ihren kritischen Söldnern, theils in Selbstrezensionen ganz dreist für die ersten und größten Poeten des Jahrhunderts ausgeben, und sich zum Theil sogar wirklich dafür halten. Wenn die Dummheit in Begeisterung geräth, mit welchen Waffen will man sie bekämpfen? Ich bin überzeugt, man würde, wenn es darauf ankäme, eher den Shakespeare, als den Herrn Müllner überreden, daß er ein schlechter Dichter sey.

Es ist wohl schon der Fall gewesen, daß ein ganz unpoetisches Zeitalter, z. B. das Zeitalter Ludwigs XIV., sich für poetischer gehalten, als frühere durch und durch poetische Zeiten; allein erst unser Jahrhundert gibt uns das merkwürdige Beyspiel einer Ueberschätzung des Unpoetischen, während das Poetische dicht daneben allen vor Augen liegt. Noch niemals wagten es die seichtesten Köpfe, die leersten Herzen so dummdreist und in solcher Nähe sich über echte Dichter zu erheben. Oder in welcher Zeit, an welchem Ort würde je eine Miserabilität wie die des Dresdner Hell sich erfrecht haben, einem unsterblichen Dichter, wie Ludwig Tieck, die Spitze zu bieten? Und hat er nicht sogar in den Augen des Pöbels über ihn den Sieg davon getragen? Solche Triumphe waren unsrer Zeit allein vorbehalten.

Wenn wir indeß gerecht seyn wollen, so müssen wir eingestehn, daß die bessern Dichter zum Theil selbst an diesem Unfug ihrer Gegner Schuld sind, indem sie ihnen das Feld überlassen und sich selbst etwas zu vornehm vom praktischen Bühnenleben zurückgezogen haben. Ich bin weit entfernt, Dichtern wie Tieck, Schlegel, Arnim, Platen das Untheatralische ihrer dramatischen Werke zum Vorwurf zu machen. Ist doch auch Goethes Faust untheatralisch, und können doch sogar viele der trefflichsten Werke von Shakespeare, Calderon, sogar Holberg bey der jetzigen Versunkenheit des Theaters nicht mehr als theatralisch gelten. Allein jene geistvollen deutschen Dichter dürfen sich nun doch über ihr Mißgeschick nicht wundern. Sie haben, anstatt sich, unter solchen Umständen, mit einiger Selbstverläugnung zur Bühne herabzulassen, vielmehr die Kluft zwischen der Bühne und der echten Poesie geflissentlich erweitert, indem vor allen Tieck vom Standpunkt der erstern aus der leztern geradezu den Krieg erklärt hat. Die sich selbst überlassenen Bühnendichter fröhnen nun ungescheut ihrer Gemeinheit, und im Besitz der wirklichen Theater lachen sie nur über die armen Poetischen, deren zarte Spiele nur wie eine Fata Morgana in der Luft hängen.

Bis einmal wieder ein großer Dichter auftreten wird, welcher zugleich echte Poesie mit echter Bühnenpraxis verbindet, werden die unpraktischen Dramatiker, mögen sie auch noch so poetisch seyn, den praktischen nie den Rang ablaufen. Allein es wäre mindestens zu wünschen, daß sie so lange der Bühnengemeinheit zum Gegengewicht dienen möchten, damit die schlechtere Partey nicht ganz allein die Oberhand behalte. Die bessern Kritiker und der bessere Theil des Publikums sollten dieses Gegengewicht ver-

stärken. Wir haben doch hoffentlich noch nicht alle Scham vor der Nachwelt und Vorwelt verloren. Wie müßten wir uns schämen, wenn wieder ein großer Dichter erschiene, unterdeß die goldnen Kälber angebetet zu haben. Und gesezt, es käme nie wieder ein Shakespeare oder Schiller, müssen wir nicht vor den Manen dieser Alten selbst erröthen, wenn wir ruhig zusehen, wie sich unsre jüngsten Poeten dutzendweise für ihresgleichen halten?

Stillschweigende Verachtung reicht nicht aus. Hier ziemt offner Kampf, selbst auf die Gefahr hin, daß die frechen Emporkömmlinge in ihrer Erboßung die lezte ehrfurchtsvolle Scheu vor den echten Dichtern und vor der Poesie selbst abwerfen und auf ihre große Anzahl gestüzt einen ehrlosen Sieg erkämpfen, einen schamlosen Triumph feyern sollten. Besser dem Pöbel zum Spott werden, als selbst zum Pöbel zählen! In diesem Sinne hat Platen muthig und männlich gehandelt, indem er zu den Waffen griff, obgleich ihn der Zorn zu weit fortgerissen hat. Die Uebertreibung war zu natürlich, als daß sie nicht entschuldigt werden sollte. Ein Krieg kann kaum ohne Grausamkeit geführt werden, und zufällige Barbareyen hindern nicht, daß wir einen gerechten Krieg nicht für heiliam halten sollten. Ich tadle den Dichter nur im Einzelnen, trete aber im Ganzen unbedenklich auf seine Seite, und unterschreibe gern, was er S. 97 von sich selbst sagt:

Wenn streng der Poet, voll feurigen Spotts, der empor sich schraubenden Ohnmacht
Schwerfälligen Wahn, der platt, wie er ist, den begeisterten Schwärmer sogar noch
Will spielen, wie einst in die Saiten Apolls des Silens Maulesel hineingriff:
Wenn streng der Poet ihn strafte, verdient er den Dank und die Liebe der Mitwelt.

Wolfgang Menzel.

Lyrische Dichtkunst.

Aus dem Nachlasse der Fürstin Louise zu Wied. Ihren Verehrern gewidmet. Frankfurt a. M. Gedruckt mit Andreäischen Schriften. 1828. gr. 8. 219 S.

Die erlauchte Verfasserin dieser Gedichte, die Fürstin Marie Louise Wilhelmine zu Wied-Neuwied, geborne Gräfin von Sayn-Witgenstein-Berleburg, ward am 15. Mai 1747 geboren, wurde am 26. Jan. 1766 an den damaligen Erbgrafen Friedrich Carl von Wied-Neuwied vermählt, und ward Mutter von acht Kindern. In den Jahren 1802 bis 1804, nachdem der Fürst die Regierung niedergelegt hatte, verwaltete sie dieselbe für den damals abwesenden jungen Fürsten. Sie starb am 15. Nov. 1823.

Der Herausgeber ihres dem Fürsten Johann August Carl von Wied gewidmeten Nachlasses, Herr Dr. Bernstein, entwirft uns mit Worten, die das Gepräge der Wahrheit tragen, ein edles, Achtung erweckendes Bild dieser fürstlichen Dichterin: „Holde Anmuth,“ sagt er, „stille Würde und menschenfreundliche Milde erhoben ihre Schönheit in jüngern Jahren, und blieben der Matrone eigen bis in ihre lezten Lebenstage. Ihre irdische Hülle war ein würdiger Tempel eines sehr hohen und edeln Geistes. Mit Leichtigkeit eignete ihr heller Verstand sich an, was Kunst und Wissen ihr darbot, und in allem, was sie ergriff, machte sie überraschend schnelle Fortschritte.... Was auf Menschenwohl Einfluß hat, fesselte ihre Aufmerksamkeit, und überall offenbarte sich ihr schneller und richtiger, ernster und unbefangener Scharfblick. Sie besaß in einem seltenen Grade die Gabe mit Hohen und Niedern aller Klassen und Stände auf eine ihnen wohlthuende Weise sich zu unterhalten... Für frohe und schmerzliche Eindrücke sehr empfänglich, zeigte sie doch bey allem Wechsel der Schicksale eine wunderbare Herrschaft über sich selbst.... So weit sie entfernt war ihre innige Frömmigkeit zur Schau zu tragen, so wurde diese doch in ihrem ganzen Seyn, in allen ihren Lebensverhältnissen sichtbar. Sie nahm gern und auf eine geistreiche Weise Theil an heiterer Unterhaltung und war mit den Fröhlichen froh; aber auch nicht von Ferne durfte diesen Kreisen etwas nahen, was Sittlichkeit verlezte, das Heilige entweihte, oder einem Herzen wehe thun konnte..... Selbst geistig gebildet, achtete und ehrte sie jeden geistigen Werth; (wie sie) selbst rein und edel (war, so) gewann der Edle und Redliche leicht ihr Vertrauen.....“

Diese Schilderung wird durch die nachfolgende Sammlung nicht Lügen gestraft; allenthalben offenbart sich in ihr eine reine, edle Seele, eine Hoheit der Gesinnung, die unabhängig ist von der Würde ihres Standes, ja von dieser leztern nichts zu wissen scheint; es sind Gedichte, wie sie wohl die mäßige Bildung eines unbefangenen Mädchens aus den mittlern Ständen hier und dort vor fünfzig Jahren erzeugt haben mag; sie tragen die allgemeine Physiognomie der Periode, die der großen Umbildung unserer schönen Literatur voranging; die späteren zeigen auch einige Spuren dieser Umwälzung selbst; alle sind der ungeschminkte Ausdruck des Nachdenkens und Gefühls in gewohnter Form; aber der edle Sinn, der aus allen gleichmäßig spricht, adelt auch das Gewohnte, und die strenge Wahrhaftigkeit, die man diesen Oden und Liedern auf der Stirn ansieht, macht einen, dem ästhetischen wenigsten analogen Eindruck.

Der Herausgeber selbst äußert sich mit vieler Mäßigung über die dichterischen Bemühungen der Fürstin. Sie selbst urtheilte sehr bescheiden von ihren Arbeiten... Nicht für das große Publikum, nur für den kleinen Kreis, in dem sie so freundlich und segnend wirkte, schrieb und dichtete sie. — Wir legen darum auch dem in dieser Sammlung Mitgetheilten weder hohen poetischen Werth noch strenge

Korrektheit bey; und nicht die Reihe der Meisterwerke deutscher Dichter glauben wir durch sie zu vermehren. Aber fest halten wir uns überzeugt, daß wir den zahlreichen Verehrern der unvergeßlichen Fürstin, und vielen selbst, die sie persönlich zu kennen nicht das Glück hatten, durch diese Sammlung eine sehr willkommene Gabe darreichen... Mag die Kunst an diesen Gedichten hie und da zu tadeln finden: wahrlich keiner, dessen Herz heilige Menschenliebe und frommen Glauben nährt, wird sie lesen, ohne den innigen Wunsch: möchte der reine freundliche, fromme Geist, der aus diesen Gedichten spricht, alle Frauen des deutschen Vaterlandes heiligen!

In Beziehung auf diesen reinen und frommen Geist zeichnen wir besonders aus: „Auf meiner Tochter Louise Geburtstag 1791." Hier der schöne Schluß des leichten und anmuthigen Liedes, dessen sämmtliche Verse balladenartig mit: Wieschen von Weda anheben:

„Wieschen von Weda, die Grazi'engestalt
Sicher vor Krankheit und Altersgewalt
Ist der nach oben gerichtete Sinn,
Niedriges zieht ihn zum Staube nicht hin.
Wieschen von Weda, so rage empor!
Kronen am Ziele — sie strahlen dir vor.

Wieschen von Weda, so muß ich dich sehn
Schimmern und lächeln, um nie zu vergehn!
Reif zur Vollendung durch irdische Nacht,
Unter dem Auge, das Welten bewacht!
Wieschen von Weda, macht Tugend dich schön —
Wohl dir, die Schminke wird Alter erhöh'n.

Wer sollte die Fürstentochter nicht glücklich preisen, die einer Mutter von solcher Gesinnung ihre Erziehung verdankte? Gleicher Adel der Empfindung beseelt auch die andern ernsten Gedichte der Sammlung; durch Würde des Tones oder Anmuth der Sprache ragen noch hervor: „Mitgefühl" S. 40. „Der lezte Schritt." S. 41. „Wechsel überall." S. 73. „Bey Gelegenheit, wo eine Leiche unsern eines Schauspielsaales lag." S. 137. „An Louise." S. 139. Am Neujahrstage 1796." S. 141. „Vollendung." S. 165. „An Gott, den Schicksalslenker 1792." S. 176. „Das Rosenfest." S. 115. Von den zahlreichen Uebersetzungen sind die zwey Gedichte Lamartine's, „das Gebet" und „der Mensch" ebensowohl Zeugen eines ausgezeichneten Sprachtalents, als eines bis ins hohe Alter empfänglichen Dichtersinnes der mehr als 70jährigen Bearbeiterin.

Aber höher als alle diese Gedichte stehen die prosaischen Zugaben, die ihre Vorhalle bilden: drey Briefe der Verewigten, der erste „an ihren in Militärdienste abgehenden Sohn," der zweyte „an ihren blessirten dem Tode nahen Sohn," der dritte „über einen in Spanien gebliebenen Sohn;" an den frühern Erzieher des Prinzen. Bey Abfassung von Gedichten denkt man immer mehr oder weniger an Oeffentlichkeit; der Schluß vom Ausdrucke sittlicher Gefühle in ihnen auf die Gesinnung und den Charakter ist daher nie ganz sicher. In solchen Briefen aber gibt sich der ganze Mensch, ohne durch die Form beengt, und durch Nebenabsichten verwandelt zu seyn, wie er ist; und so beglaubigen denn auch erst diese Briefe jene Gedichte; sie sind der unmittelbare Ausdruck eines von der Glorie sittlicher Schönheit verklärten Geistes. Wir können uns nicht enthalten, mit einigen Stellen des ersten Briefes, welcher Belehrungen enthält, deren Inhalt und Styl an das schöne attische Sittenbüchlein des Isocrates an Demonicus erinnert, diese kurze Beurtheilung zu beschließen.

„Beynahe in allen Ländern meint man, es gehöre zum Soldatenrock, über Gott und Religion zu spotten. Aber dennoch gibt es in allen Diensten und Verhältnissen edle und gescheite Leute, die sich mitten in der verderbtesten Gesellschaft, mitten im thörichten Haufen der Lacher durch Ehrfurcht gegen das große, gute Wesen, dem sie Alles, also auch den Menschenverstand (den Andere gebrauchen, ihn auszuspotten und wegzuläugnen) zu verdanken haben. Sey du, lieber, guter Jüngling, einer von diesen wenigen Klugen und Geschäzten. Laß den Gedanken an den Allgegenwärtigen Zeugen aller deiner Gedanken und Handlungen dir nie fremd, und noch viel weniger furchtbar werden. Er schüzt dich vor Entehrung deiner selbst, macht dir das Leben schön, zum wahren Segen, und den Tod — er komme wann er wolle — zum Freund und Beförderer höherer Glückseligkeit....."

Einen Fehler, Theurer! hast du an dir, der dir in deiner neuen Lage oft Verdruß zuziehen kann; es ist der, worüber deine treue Mutter dich schon manchmal tadelte — die Unvollkommenheiten des Andern nämlich so gern und lächerlich hervorzuziehen — es ist das, was mit mehrerer Strenge man Afterreden heißt. O Lieber! entwöhne dich davon! Denke ernsthafter als bisher, scherze nicht immer, und sieh das Gute und Edle am Nebenmenschen. Hebe es hervor, rede davon, das ist gottgefällig und macht auch bey Menschen beliebt........

Vor Lastern brauche ich den sich seiner Menschenwürde bewußten Jüngling nicht zu warnen. Du weißt, wie unglücklich die Wollust macht, und wie gefährlich der erste Schritt dazu ist. Fliehe wie die Pest Alles, was dazu Gelegenheit gibt. Lies keine schädliche, verführerische Schriften; verabscheue den Müssiggang. Du hast gelernt, dich zu beschäftigen; übe deine Talente und bereichere deine Einsichten. Arbeite täglich für Kopf und Herz: Verlebe nicht in ewigem Scherz und Gedankenlosigkeit deine Tage. Gewöhne dich bey Schlafengehen die Geschäfte und Gedanken und Thaten des Tages zu überdenken. Ueberhaupt suche in allem Guten zu wachsen. Wer nicht vor sich geht, geht zurück. Es gibt, wie du weißt, keinen moralischen Stillestand."

So schrieb an ihren Sohn eine deutsche Fürstin, die erzogen ward, als das Jahrhundert Ludwigs des Fünfzehnten die Leuchte der deutschen Höfe war! Wenn man diese Briefe durchlesen, so ruht der Blick mit Rührung auf dem Bilde der hohen Frau, welches dieser Sammlung voransteht. — Flavo pia anima!

N°. 34.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 28. April 1829.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1829.

Die diesjährige Ostermesse bringt beynahe dreyhundert Werke weniger als die vorjährige, und somit ist die seit vielen Jahren steigende Progression der Bücherzahl auf einmal unterbrochen. Die Ursache kann wohl nur eine zufällige, vielleicht versäumtes Einrücken von Büchertiteln, seyn. Die nächste Herbstmesse muß entscheiden, ob das Jahr 1829 wirklich an Büchern weniger produktiv seyn wird, als das vorige.

Der Meßkatalog enthält im Ganzen 3614 Artikel (der von Ostern 1828 enthielt 3883). Darunter sind 2568 fertig gewordene Werke in deutscher und in alten Sprachen; 83 Werke in neuen fremden Sprachen, die aber in deutschen Buchhandlungen erschienen sind; 180 Romane und 40 Schauspiele, zusammen 2871 fertig gewordene, in deutschem Verlag erschienene Bücher. Hierzu kommen noch 95 Landcharten, 33 musikalische Werke, 259 ausländische Kommissionsartikel und 356 im Voraus angekündigte Werke. Die meisten Verlagsartikel zählen: Franckh in Stuttgart 59, Reimer in Berlin 53, Basse in Quedlinburg 49, Hartmann in Leipzig 43, Industrie-Comptoir in Weimar 38, Campe in Nürnberg 35, Hennings in Gotha 35, Hilscher in Dresden 31, Enobloch in Leipzig 30.

Daß man sich aber auf diese Angaben nicht völlig verlassen kann, daß mancherley Mißverständnisse bey der Anfertignng des Meßkatalogs obwalten, davonmögen unter andern folgende Umstände Beweise liefern. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung vermißt folgende, von ihr eingesandte, aber im Katalog nicht abgedruckte Artikel:

Hain, Repertorium II. 1r.
Bonstetten, Philosophie der Erfahrung, zwey Theile.
Fernow, ital. Sprachlehre, zwey Theile, dritte Aufl.
Mistelhueber, über die Nothwendigkeit der Errichtung von Arbeits- und Erziehungsanstalten ganz verwahrloster Kinder.
Abhandlungen, naturwissenschaftliche. III. 1. 2.
Arndt, E., Israelitische Gedichte.

Ihren Einsendungen für den Meßkatalog nach beträgt die Zahl ihrer Fortsetzungen 29
— Neuigkeiten 35
zusammen 64;
rechnet man hiezu die Neuigkeiten der lit.-art. Anstalt ihrer Commandite zu München mit . . . 14
so beträgt dies im Ganzen . . . . 78.

Dagegen kommt ein Werk von Justinus Kerner im vorliegenden Meßkatalog zweymal vor, einmal als fertig, das zweytemal als künftig. Auch herrscht noch immer der Uebelstand, daß unter den für die Zukunft versprochenen Werken die nämlichen Bücher zuweilen vier- oder fünfmal in den auf einander folgenden Meßkatalogen wiederholt vorkommen. Dies ist unter andern bey Schleyermachers christlichem Glauben und Festpredigten, bey der Fortsetzung von Tiecks Aufruhr in den Cevennen, überhaupt bey Reimer'schen Verlagsartikeln der Fall, und wenn Herr Reimer mit Recht in seinen, dem Meßkatalog beygefügten Erklärungen gegen die doppelte Einrückung fertiger Bücher sich verwahrt, sollte er doch auch gegen die allzu häufigen Wiederholungen der künftigen Bücher strenger seyn. — Zu den in der neuern Zeit mehr als sonst überhand nehmenden Mißbräuchen gehört auch, daß der Meßkatalog so viele Werke bereits als erschienen angibt, die noch nicht gedruckt, zum Theil noch nicht geschrieben sind. Exempla sunt odiosa. Ich könnte deren auch in dem vorliegenden Kataloge nachweisen. Einige Verleger setzen die Titel noch nicht erschienener Werke blos versuchsweise in den Katalog, um aus den erfolgenden Bestellungen zu ersehn, ob das Werk, wenn sie es wirklich drucken ließen, auch Abgang finden würde. Lassen sich dann die Bestellungen gut an, so kommt das Buch vielleicht in Jahr und Tag heraus, und die Besteller müssen so lange warten. Gehn aber wenig Bestellungen ein, so erscheint häufig das angezeigte Buch gar nicht, obgleich es als längst erschienen im Meßkatalog steht. So wird nicht nur das Publikum, sondern es werden auch die Sortimentshandlungen von den Verlagshandlungen getäuscht. Könnten die Herren in ihren Zusammenkünften in Leipzig gegen solche grobe Mißbräuche nicht Vorkehrungen treffen? — Bey dieser

Gelegenheit scheint es auch passend, wieder einmal daran zu erinnern, daß die Rubriken des Meßkatalogs schlecht gewählt sind. Es wäre doch wohl schicklich, die ausländischen Kommissionsartikel in eine besondere Abtheilung zusammenzustellen, anstatt sie mit den einheimischen Verlagsartikeln bunt zu vermischen, und schicklich, die fertigen Werke nach den Realfächern, statt nach den Sprachen abzutheilen. Es wäre vielleicht an acht Fächern genug: Theologie, Philosophie, Staats- und Rechtswissenschaft, Geschichte, Naturwissenschaft, Gewerbe, Kunst und Poesie, vermischte Schriften. Man hätte dann wenigstens eine Uebersicht über die wichtigsten literarischen Gebiete, während jezt der Meßkatalog nur ein buntes Chaos darbietet.

So weit man aus bloßen Titeln schließen kann, ist die literarische Ausbeute des lezten Semesters nicht in allen Fächern gleich reichhaltig. Es kommen viele neue Schriftstellernamen im Meßkatalog vor, von denen wir im Voraus nur das Beste erwarten wollen, aber noch nicht nachweisen können. Indem wir uns nach der Gewohnheit dieser Blätter nur auf die Literaturzweige beschränken, die dem größeren Publikum interessant seyn müssen, also die strengen Fakultätswissenschaften ausschließen, heben wir folgende Erscheinungen hervor.

Unter den Schriften von religiösem Inhalt werden einige neue Auflagen ausgezeichneter Werke von Schleyermacher (der christliche Glaube, Monologen 2c.) und bereits eine dreyzehnte Auflage der berühmten Stunden der Andacht angekündigt; ferner ein allem Vermuthen nach sehr interessantes Werk des beliebten Arztes und Dichters Justinus Kerner: die Seherin von Prevost, worin wir das religiös-philosophische System einer merkwürdigen Somnambule zu erwarten haben. Unter den philosophischen Werken finden wir die neue Ausgabe einer Schrift von Baco, Herbarts Metaphysik, mehrere Schriften gegen Hegel, unter andern eine von Schubarth, dem bekannten Beurtheiler Goethes, und zwey Geschichten der Philosophie, von Rixner und Ritter. Im Voraus wird noch angekündigt eine Geschichte der Philosophie von Ast, eine Geschichte der scholastischen Philosophie von Hillebrandt, eine Logik von Troxler, eine Geschichte der Seele von Schubert, und eine zweyte Auflage der Oken'schen Naturphilosophie, so daß die philosophische Literatur diesmal verhältnißmäßig und in Vergleich mit frühern Semestern sehr reichhaltig und ausgezeichnet ist.

Auch die Geschichtsliteratur bietet manches Bedeutende dar, z. B. den vierten Band der Geschichte der Osmanen von Hammer, den vierten der Geschichte des Städtewesens im Mittelalter von Hüllmann, den dritten von Buchholz Geschichte Napoleons, den dritten von Mailaths Geschichte der Magyaren, eine Geschichte der Ommijaden in Spanien von Aschbach, eine Geschichte der Ostmongolen von Ssanang Ssetsen, herausgegeben von J. J. Schmidt, Originalbriefe von Wallenstein, Hubers Geschichte des Cid, Uebersetzungen von Lameths Geschichte der gesetzgebenden Versammlung, Deppings Heerzüge der Normannen, Bottas Geschichte von Italien, Jomini, Bausset, Ludwig Bonaparte über Walter Scotts Geschichte Napoleons 2c., endlich eine neunte Auflage von Kohlrauschs deutscher Geschichte und eine sechste von Beckers Weltgeschichte. Versprochen wird noch: von Thibaudeaus Geschichte Napoleons der sechste bis achte Band, von Niebuhrs römischer Geschichte der zweyte und dritte Band der zweyten Auflage, eine dritte Auflage von Mannerts Geographie der Griechen und Römer, eine Geschichte Indiens von John und Ritchie, und eine Geschichte der Empörung der Mauren in Granada von Mendoza. Unter den Biographien bemerken wir die Memoiren von Vidocq, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Cannings, Franklins Leben, das Leben des berühmten Schauspielers Devrient, ferner Biographien von Thomas Morus, Paul Gerhard 2c. Unter den staats- und rechtswissenschaftlichen Werken finden sich mehrere über Bayerns Verfassung und Landstände, z. B. von Behr, Graf Benzel-Sternau und Freyherrn von Freyberg, ferner Malchus Finanzwissenschaft, zwey Uebersetzungen von Says Nationalökonomie und der fünfte Theil des berühmten Werks von Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Unter den naturwissenschaftlichen Werken zeichnen wir aus: Cuviers Geschichte der Fortschritte der Naturwissenschaften; ferner einige Reisen von Rugendas nach Brasilien, von Beauclerc nach Marocco, von Berggren in Europa und Asien, Csaplovic Gemälde von Ungarn 2c.

Ueber Kunst und Literatur ist wieder manches Bedeutende geschrieben worden. Wir erhalten Solgers Vorlesungen über Aesthetik, herausgegeben von Heyse, den dritten Theil der berühmten deutschen Grammatik von Jakob Grimm, eine älteste Geschichte der deutschen Poesie von Wilhelm Grimm, den zweyten Theil der Vorschule Shakespeares von Tieck, Diez Leben der Troubadours, Wachlers Leben und Wirken der Literatur, zunächst in Beziehung auf Deutschlands Literatur unsrer Zeit, eine zweyte Auflage von Passows griechischer und römischer Literatur, Bärmanns Assonanzen der deutschen Sprache 2c.

Was die poetischen Werke betrifft, so sind dieselben durch ein seltnes Kleinod ausgezeichnet, nämlich durch die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern, und sie allein würden dieses Jahr in der Geschichte der Poesie unsterblich machen, wenn wir auch nicht noch einige andere bedeutende Dichterwerke zugleich erhalten hätten. Jeder Freund der Poesie wird mit Vergnügen bemerken, daß bereits eine vierte Auflage der trefflichen Gedichte Uhlands angekündigt ist. Wir bemerken ferner den zweyten Band der Gedichte von Gustav Schwab, den dritten von Heines Reisebildern, eine Sammlung der Gedichte und

Uebersetzungen von Gries. Uebrigens sind diesmal unvergleichlich weniger lyrische Gedichtsammlungen angezeigt, als früher. Unter den wenigen epischen Gedichten finden wir Oehlenschlägers Götter des Nordens. Unter den Uebersetzungen: eine dritte Auflage des Don Quixote von Tieck, den Roman des Fierabras von Bekker, Napoleon in Aegypten nach Barthelemy und Mery von G. Schwab, Thomas Moores Liebe der Engel, Coopers Nordamerikaner, Victor Hugos lezter Tag eines Verurtheilten, Bug Jargal und Notre Dame in Paris, und fortgesezte Uebersetzungen von Lord Byron, Chateaubriand, Florian, Voltaire, Boccaccio, Lady Morgan, Walter Scott, einiges von Horaz Smith, Pigault Lebrun, Frau von Staël ꝛc. Unter den deutschen Romanen ist uns eine dritte Auflage der Fiormona von Heinse (?) aufgefallen, ferner eine zweyte Auflage des Bastard und zwey Novellensammlungen von Spindler. Ueberdies haben folgende Herrn und Damen Romane oder Novellen geliefert: Freyherr von Bilderbeck, W. Blumenhagen, Bronikowsky, Frau von Fouqué, Wilhelmine von Gersdorf, Henriette Hanke, Herloßsohn, Elise und Henriette von Hohenhausen, Kind, Krug von Nidda, Kruse, Langbein, Laun, Leßmann, Friederike Lohmann, W. von Lüdemann, Manfred, Sophie May, Müchler, Müllner, Prätzel, A. von Schaden, Leopold Schefer, Schilling, Amalie Scheppe, Graf von Soden, A. von Tromlitz, Julius von Voß, Wolff, Caroline von Woltmann, der übrigen nicht zu gedenken. Auch sind zwey neue Almanache angekündigt, von A. Wendt und von Spindler. — Unter den dramatischen Werken bemerken wir den siebenten Band der Uebersetzung des Calderon von Gries, das Theater der Hindus nach der englischen Uebersetzung, Fortsetzungen der Voß'schen und Mayer'schen Shakespeare-Uebersetzung, Fortsetzung der neuen Ausgabe der Kotzebue'schen Stücke, die Schauspiele von E. von Schenk, den romantischen Oedipus vom Grafen Platen, Rübezahl von W. Menzel, die Geschwister von Rimini von E. Arndt, Castellis dramatisches Sträußchen, Deinhardsteins Hans Sachs, Grabbes Friedrich Barbarossa (woran sich eine ganze Reihenfolge von Trauerspielen, die Geschichte der Hohenstauffen darstellend, anschließen soll), Immermanns Schule der Frommen, der Dichter und der Uebersetzer von Maltitz, Anna Bullen von Waiblinger, den zwölften Band der neuesten Schauspiele von Johanna von Weissenthurn ꝛc.

Gesammtausgaben sind theils begonnen, theils fortgesezt von folgenden berühmten Schriftstellern: Goethe, Schiller (in einer neuen Ausgabe in Einem Band), Herder, Tieck, Börne, Hippel, Ulrich Hegner, Spittler, Krug, Carl Maria von Weber, Matthisson, Tiedge, Caroline Pichler, Saphir. Hieran schließen sich noch der dritte und vierte Band des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe, der Briefwechsel von Georg Forster, eine Auswahl aus den Schriften des Gailer von Kaisersberg.

Als Kuriosa möchten wir noch anführen: Rheinauers Entdeckung der Quadratur des Zirkels und Frankens Kunst, die Galopade zu tanzen. Auch verdient als Seltenheit erwähnt zu werden, daß sich einmal ein deutscher Schriftsteller gefunden hat, dessen Namen mit dem Y anfängt, nämlich: Yelin.

Lyrische Dichtkunst.

Kleine lyrische Werke von Leopold Schefer. Zweyte Ausgabe. Frankfurt am Main, bey Brönner. 1828. IV und 329 S. 8.

Wir treffen hier auf einen Dichter, der unstreitig das poetische Grundvermögen, die Phantasie, in hohem Grade besizt, und der dieses als erfindungsreicher Erzähler in Novellen geübt hat, die so wohl aufgenommen worden sind, daß der Verf. sich berechtigt glaubt, auch diesen Dichtungen den Namen kleiner lyrischer Werke zu geben. Diesen Titel wird aber die vorliegende Sammlung einst in der Geschichte der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts schwerlich führen. Denn von Werken eines Dichters verlangt die Kritik zum wenigsten zweyerley: Vollendung der Form, und Einheit des Tones. Aber beyde sind in Herrn Schefers Gedichten keineswegs herrschend. Hexameter zu hunderten, wie folgende:

Jeglichem gibst du etwas zu lieben, etwas zu beweinen
. . . .
Wie ein unmündiges Kind, dem die liebenden Eltern dahin sind,
Der Großmutter verbleibt . . . .
Daß sie begnügt, ohn' Angst, ihre kleine Geschäfte vollbringen

und Distichen zu fünfzigen wie:

Freylich in Einer umarmst du sie Alle, doch ist Jede neue
Andre, dann auch noch gleich Allen! o vielfaches All!

sind wahrlich keine Theile von Werken. Die antiken Sylbenmaaße können, wie fremde Pflanzen in botanischen Gärten, nur dann Glück bey uns machen, wenn sie in einer Vollkommenheit erzeugt werden, wie sie die ferne Heimath vielleicht selbst nicht zeigt; verkrüppelte Seltenheiten sind keine. Auch in den andern Gedichten hat es der Verf. mit der Form zu wenig genau genommen, den Reim sehr häufig verschmäht, oder sehr willkührlich angewendet, kurz die Bequemlichkeit des Prosaisten nicht verläugnen können. Eben so wenig herrscht in seinen Produktionen Einheit des Tons; wir wollen nicht einmal Eigenthümlichkeit verlangen; denn es kann ein Dichter einer Schule angehören, in derselben ganz nach einem fremden Muster gebildet

seyn, und doch Werke produciren. Aber er darf nicht das einemal mit Goethe singen (S. 36):

„Was soll ich dir sagen
Ach, in der Liebe
Seligen Tagen!
Kann ich dir danken,
Kann ich es fassen?
Will ichs erschöpfen,
Will ichs verdienen? —“

das anderemal mit Schiller (S. 129):

„In der Willkühr der Atriden
War die hohe Trojerstadt,
Ihnen nun von Zeus beschieden,
All des Mordens müd' und satt;
Und den beutesücht'gen Händen
War Aeneas kaum entflohn,
Selbst, den Tod von sich zu wenden,
Bot Andromache den Sohn.“

Freylich ist Jenes ein Lied und dieses eine Ballade; aber wer Lieder in jener Manier dichtet, sollte nicht Balladen in dieser machen, wenn er poetische Werke herausgeben will.

Doch auch wir sind des Tadels „müd und satt,“ und Herr Sch. soll keinen literarischen Feind in uns sehen. Es ist in diesen Gedichten eine so reiche Saat von hellen Bildern und zarten und warmen Gefühlen zerstreut, daß nur die Theilnahme und der Wunsch, das Zersplitterte gedrängt und als Schönheit beysammen zu sehen, einem redlichen Kritiker jenen Tadel eingeben konnte. Ref. denkt sich daher die phantasiereichen und zum Theil glühenden Hymnen in einer vollendetern Form des epischen Versmaaßes um, er denkt sich sämmtliche, nach Form und Inhalt mißgestaltete Distichen, denkt sich die unglücklichen, breiten, rhetorischen Balladen und Legenden, sodann einige Lieder, in welchen die Wollust statt der Jünglingsliebe singt, hinweg: — und immer noch bleibt ihm eine ansehnliche Sammlung reiner, wohlgeformter, vom Bilde durchleuchteter, vom Gefühle durchströmter Lieder, welche die Cadres zu des Verf. poetischen Werken bilden können. An aller Statt nennen wir das vortreffliche Frühlingslied in Tivoli, gesungen von deutschen Künstlern (S. 227), das unsern Tadel vergessen machen wird, und von dem wir gerade deßwegen einige Strophen vorlegen:

Der Wasserfall, die Wiesen,
Die gar so heitern Höhen,
Wenn wir sie recht besehen,
So ist's die Erde noch!
Sie ist's nach allem diesen:
So lebe denn die alte,
Die ewig neu gestalt'te,
Die Erde lebe hoch!

Und schön ist sie, wie nimmer,
Erst recht mit diesen Resten,
Bestreift von Blüthenästen,
So rührend, so allein!
Die alt ehrwürd'gen Trümmer,
Mit Epheu reich behangen,
Mit Himmelsglanz umfangen —
Kann etwas schöner seyn?

Und die dort blickt, die holde,
Dort um die alte Säule
Schon eine ganze Weile
Mit lieblichem Gesicht
So hell im Abendgolde —
Ich gäb' die jungen Glieder
Um frische Tempel wieder
Um zehn Sibyllen nicht!

. . . .

Ihr aber holt, Geweihten,
Aus aschenstillen Tagen
Die Lieder und die Sagen,
Holt alles Schön' herauf!
Verjüngt die alten Zeiten,
Erfüllt der Vorwelt Träume,
Und strahlt als Herrn der Räume
Gleich Frühlingssternen auf!

So blüht, nach dem Gewitter,
Wie neue Rosen schwellen
Auf alten Rosenstellen —
Die Erd' ist euch bereit!
Vor eurer Brust die Zither,
Beschwebt mit reinem Flügel
Die überbunten Hügel,
Sie sind nun euch geweiht.

Nun lagert sich die Sonne
Zu uns herab in Blüthen,
Die lang schon von ihr glühten,
O seht, sie kommt! sie blinkt!
Nur immer näher, Sonne,
Hieher, herein! erfülle
Mit deinem Glanz die Stille! —
Ach nein! sie geht, sie sinkt!

In diesem und manchen andern Liedern hat Schefers Poesie eine Persönlichkeit errungen, die ihr Niemand streitig machen wird; er hat zugleich hier (und auf eine andere Art in dem Brautkleide S. 88.) gezeigt, daß er auch die Form bemeistern kann, kurz er ist ein selbstständiger Dichter, sobald er will. Gerne gäben wir für diese Behauptung noch Proben aus den zarten und in sich lieblich abgerundeten Liedern Frühlingsahnung S. 180. Die Allwaltende S. 240. Auge der Musen S. 264. Auch die Lieder S. 44. 48. 55 (Herbstlied) 69. 75. 76 (das Lied vom Kusse) rechnen wir zu den gelungenen. Noch gedenken wir zum Schluß in Ehren der edeln „Gedanken und Sprüche“ des Verfassers (S. 281 ff.) deren sittliche Würde uns mit dem Trost erfüllt, daß es dem Dichter in den erotischen Liedern und dem römischen Kalender mit den flüchtigen Regungen eines gewissen Libertinismus, der jezt häufig für Genie gelten will, nicht der baare Ernst ist.

N°. 35.

Literatur-Blatt.

Freitag, 1. Mai 1829.

Ueber die Bibelgesellschaften.

1) The twenty-third Report of the British and Foreign Bible Society; MDCCCXXVII with an Appendix. London: Printed by J. Moyes, Took's Court, Chancery Lane.

2) Assemblée générale de la Société Biblique Protestante de Paris. 23 Avril 1828. Neuvième Anniversaire. A Paris, Imprimerie de J. Smith, Rue Montmorency. No. 16. 1828.

3) Dreyzehnter Jahresbericht der sächsischen Bibel-Gesellschaft. 1827. Dresden, gedruckt bey Karl Ramming.

4) Dreyzehnter Jahresbericht der preußischen Haupt-Bibelgesellschaft zu Berlin über das Jahr 1827. Berlin 1828. Gedruckt in der Decker'schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerey.

5) Fünfzehnter Jahresbericht der privilegirten Bibel-Anstalt im Königreiche Würtemberg, nebst mehreren Beylagen. Stuttgart, mit Steinkopf'schen Schriften. 1827.

6) Nachricht von der zwölften öffentlichen Versammlung der Bibelgesellschaft in Basel in der St. Martinskirche den 19. Juni 1827. Gedruckt bey Felix Schneider.

7) Bericht über die eilfte allgemeine Versammlung der Straßburgischen Bibelgesellschaft. Straßburg, bey Wittwe Dannbach.

8) Société Biblique Protestante de Colmar, 7e. Rapport annuel. Assemblée générale du 4 Juin 1827.

9) Zwölfter Jahresbericht der Wiedischen Bibel-Gesellschaft. 1828. Neuwied, bey Karl Wilhelm Lichtfers.

10) Dritter Jahresbericht der Rügischen Abtheilung der Bibelgesellschaft für Pommern und Rügen. Stralsund, K. Regierungs-Buchdruckerey. 1827.

11) Zwölfter Jahresbericht über den Fortgang der Schleswig-Holsteinischen Landes-Bibelgesellschaft. Schleswig, im K. Taubstummen-Institut. 1828.

12) Twenty-fourth Anniversary of the British and Foreign Bible Society, May 31, 1828. Printed by R. Watts, Crown Court, Temple Bar. London.

Unter allen Bewegungen des religiösen und kirchlichen Lebens, welche unsere Zeit erfahren hat, ist unstreitig das Unternehmen, die Bibel in christlichen und nichtchristlichen Ländern zu verbreiten, das großartigste. Es liegen Berichte der bedeutendsten europäischen Bibelgesellschaften vor uns, durch welche wir auf den Zustand dieser Anstalten und auf die Erfolge ihrer Bemühungen nicht nur in Europa, sondern auch in den übrigen Welttheilen den Blick unserer Leser hinzulenken in den Stand gesetzt sind. In den unruhigsten Zeiten, wo politische Reiche entstanden und vergingen und eine weltliche Universalmonarchie eben so schnell zertrümmert wurde, als sie sich zu befestigen begonnen hatte, ist das Werk der Bibelverbreitung von wenigen edeldenkenden Engländern ausgegangen, gleich als ahneten sie, daß diese Inselwaare mehr als irgend eine andere die Opposition des gewaltigen Korsen überdauern werde. Die Stiftung der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft fällt in das Jahr 1804. Bald schloßen sich in England, Schottland und Irland Tochtergesellschaften an die Mutter an. In der Schweiz entstand gleichfalls im Jahre 1804 die Gesellschaft in Basel; die zu Regensburg 1805; die zu Philadelphia 1808; die zu Stockholm 1809; die zu Calcutta 1811; die zu Abo, zu Preßburg, zu Zürich, zu Stuttgart, zu Colombo auf Ceylon 1812. Im Jahre 1813 wurde die große russische Bibelgesellschaft in St. Petersburg gegründet, und seitdem sind in allen europäischen Ländern, Oesterreich, Ita-

lien, Spanien, Portugal und die Pforte ausgenommen, verwandte Vereine entstanden.

Das Grundgesetz dieser Gesellschaften ist, daß die biblischen Schriften in der heimathlichen Sprache jedes Volkes und zwar ohne Anmerkungen und Erklärungen gedruckt und verbreitet werden. In Deutschland ist, was den protestantischen Theil seiner Bewohner betrifft, die kraftvolle Lutherische Uebersetzung beybehalten, für die Katholiken aber die wortgetreuere des Herrn van Eß in Darmstadt angenommen worden. Die Londoner Gesellschaft läßt aber fortwährend die Bibel auch in fremde Sprachen übertragen. Die Anzahl der Sprachen und Dialekte, in welche die Bibel durch unmittelbare oder mittelbare Wirksamkeit der Londoner Gesellschaft übersezt ist, beläuft sich nach der in Nr. 1. mitgetheilten Liste (S. 173. 174.) auf 147, darunter 57, in welchen die Bibel vor der Stiftung des Londoner Vereins nicht gedruckt worden war, ja manche, in welchen die Bibel das erste Buch ist, das ihren Völkern zu Gesicht kommt. Dabey verharrt aber die Londoner Gesellschaft so streng bey dem Grundsatze der Uebersetzung und Verbreitung des einfachen biblischen Textes, daß die von dem gewesenen Bischofe in Barcellona unternommene, von dem päpstlichen Nuncius sowohl als von dem Könige von Spanien genehmigte Uebersetzung der Bibel in den reinkastilischen Dialekt keine Unterstützung zur Herausgabe von jenem Verein erhielt, weil sie mit erklärenden Noten versehen ist; doch hat sich in England zur Verbreitung dieser Bibelübersetzung in Spanien ein besonderer Verein gebildet.

In den Berichten des Londoner und des Berliner Vereins ist ein Verzeichniß sämmtlicher mit der brittisch-auswärtigen Bibelgesellschaft verbundenen Bibelgesellschaften mitgetheilt. Dasselbe gibt die beste Schilderung der Wirksamkeit, welche seit 23 Jahren ihres Bestehens bis 1826 diese Institute geäußert haben. Wir wollen es deshalb unsern Lesern im Auszuge geben:

In Großbritannien: die Muttergesellschaft hat in 23 Jahren ausgegeben 4,303,393 Exemplare der heiligen Schrift.

Sie hat in Großbritannien:
- Hülfsgesellschaften 249.
- Zweiggesellschaften 372.
- Associationen 1415, darunter etwa 600 weibliche.

In den Kolonien und andern abhängigen Ländern:
- Hülfsgesellschaften 35.
- Zweiggesellschaften 35.
- Associationen 18.

Bibelgesellschaften in Verbindung mit der irländischen Bibelgesellschaft:
- Hülfsgesellschaften 62.
- Zweiggesellschaften 18.
- Associationen 162.

Auswärtige Vereine.

a) in Europa:

1) in Basel, gestiftet 1804, hat ausgegeben bis 1826, 146,670 Exemplare.

2) Zürich, gest. 1812,	—	21,510	—
3) Chur, gest. 1813,	—	10,256	—
4) Schaffhausen, gest. 1813,	—	4,522	—
5) St. Gallen, gest. 1813,	—	24,500	—
6) Aarau, gest. 1815,	—	7,208	—
7) Bern, —	—	51,116	—
8) Lausanne, gest. 1814,	—	20,000	—
9) Genf, gest. 1814,	—	8,000	—
10) Neufchatel, gest. 1816,	—	5,210	—
11) La Tour (Waldenser Bibel-Gesellschaft) gest. 1816,	—	4,238	—
12) Glarus, gest. 1819,	—	1,050	—
13) Preßburg, gest. 1812,	—	5,000	—
14) Stuttgart, gest. 1812,	—	152,285	—
15) Carlsruhe, gest. 1820,	—	14,000	—
16) Straßburg, gest. 1815,	—	25,500	—
17) Darmstadt, gest. 1817,	—	18,324	—
18) Hanau, gest. 1818,	—	3,026	—
19) Cassel, gest. 1818,	—	5,000	—
20) Regensburg, gest. 1805,	—	65,000	—
21) Hessen-Homburg, gest. 1816,	—		
22) Nassau, gest. 1816,	—		
23) Frankfurt a. M.	—	69,699	—
24) Pyrmont, gest. 1817,	—		
25) Detmold, gest. 1816,	—	2,133	—
26) Hannover, gest. 1814,	—	35,000	—
27) Bremen, gest. 1815,	—	6,027	—
28) Hamburg u. Altona, g. 1814,	—	34,598	—
29) Lübeck, gest. 1814,	—	2,589	—
30) Eutin, gest. 1817,	—	1,927	—
31) Ratzeburg, gest. 1816,	—		
32) Schwerin, gest. 1816,	—		
33) Rostock, gest. 1816,	—	8,067	—
34) Braunschweig.			
35) Berlin,	—	100,604	—
36) Eisenach, gest. 1818,	—		
37) Weimar, gest. 1821,	—	3,773	—
38) Köthen, gest. 1818,	—		
39) Dresden, gest. 1814,	—	104,505	—
40) Ebersdorf, gest. 1816,	—	100	—
41) Nürnberg, gest. 1821,	—	5,701	—
42) Island, gest. 1815,	—	4,974	—
43) Abo, gest. 1812,	—	21,135	—
44) Petersburg, gest. 1813,	—	704,831	—
45) Stockholm, gest. 1809,	—	240,405	—
46) Norwegen, gest. 1816,	—	16,000	—
47) Kopenhagen, gest. 1815,	—	87,000	—
48) Schleswig, gest. 1815,	—	68,000	—

49) Warschau, gest. 1816,		
50) Niederlande, —	—	42,100 Exemplare,
51) Paris, —	—	77,039 —
52) Jonische Inseln, —	—	6,642 —
b) In Asien:		
1) Calcutta, gest. 1811,	—	49,400 —
2) Bombay, gest. 1813,	—	26,298 —
3) Madras, gest. 1820,	—	6,000 —
4) Colombo (in Ceylon) g. 1812,	—	12,100 —
c) In Amerika:		
1) Neu-York, gest. 1816,	—	532,902 —
2) Philadelphia, gest. 1808,	—	100,659 —

Es sind gegen die Bemühungen dieser Vereine manche Stimmen unter dem Publikum laut geworden. Das einzige Krankhafte an dem Unternehmen liegt wohl darin, daß an mehreren Orten ein unlautrer Pietismus das Regiment dieser Anstalten an sich gerissen, und daß dadurch das Ganze den offenen, klaren, allgemein-brüderlichen Charakter verloren hat, welchen es haben sollte. Die Idee selbst und der Zweck der Bibelgesellschaften ist ächtchristlich und menschlich groß. Wir unseres Ortes können uns mit der Meynung derjenigen nicht einverständigen, welche das Christenthum in seiner wahren Kraft und in seiner praktischen Wirksamkeit ohne die unmittelbarsten Quellen christlicher Erkenntniß und Lebensweise erhalten zu können glauben. Die Gefahr, welche mit der Bibel entsteht, ist gewiß minder groß und in der That in keine Vergleichung zu setzen mit den religiösen und kirchlichen Uebeln in den Ländern und Orten, wo das Licht des evangelischen Wortes für den größeren Theil der Menschen unter den Scheffel gestellt ist, und sie des Dogmas und der Sittenlehre der Bibel nur durch das Glas eines Dritten gewahr werden. Die Bibelverbreitung entspricht vollkommen dem Geiste und den Zwecken der protestantischen Kirchen und ist deshalb auch in allen protestantischen Ländern der Christenheit mit Interesse bisher gefördert worden. Auch in andern Kirchen wird das Wohlthätige derselben anerkannt. Zwar haben päpstliche Verordnungen, und einzelne bischöfliche Hirtenbriefe ihr als einem verdammlichen Unternehmen entgegengearbeitet und die in Rußland unter der Pflege der Regierung gemachten Fortschritte sind, wenn nicht ganz gehemmt, doch verzögert worden durch den kaiserlichen Ukas von 1826, welcher das fernere Drucken der biblischen Schriften untersagt. Desto merkwürdiger sind dagegen nicht nur die fortwährend glücklichen Bemühungen des ehrwürdigen Herrn van Eß zu Darmstadt im katholischen Deutschland, sondern namentlich auch die Bibelverbreitung im spanischen Amerika, welche mit den übrigen bürgerlichen und kirchlichen Entwickelungen jener Staaten Hand in Hand geht. In Bogota hat sich bereits eine katholische Nationalbibelgesellschaft gebildet.

Man hatte neuerlich Zweifel gegen die Aechtheit und Genauigkeit vieler in lebende Sprachen übersetzter und von der britt. und ausl. Gesellschaft zu London vertheilten Bibeln hegen wollen. Es konnte auch wohl nicht anders geschehen, als daß gegen jede Uebersetzung, zumal gegen die in kürzerer Zeit gefertigten, Einwendungen und Vorwürfe in nicht geringer Anzahl vorgebracht wurden. Aber namentlich versuchte ein Edinburger Kritiker im Quarterly Review diese Beschuldigungen weiter auszuführen und zu begründen, wobey er ein Anathema über dieselben ausspricht. Einer der gelehrtesten Professoren Oxfords aber, Herr Thomas Pell Platt, hat in einer kleinen Schrift (Facts respecting certain Versions of Holy Scripture published by the British and Foreign Bible Society in Reply of an article in the 71 Number of the Quarterly Review by Thomas Pell Platt M. A. F. A. S, London. printed by Hatchard) die Einwürfe seines Gegners bestimmt widerlegt und dargethan, daß diese Versionen dem Ideale einer vollkommen treuen Uebertragung so nahe kommen, als dies bey der bisher erlangten Kenntniß z. B. der chinesischen Sprache (in welcher seit 18 Jahren an zwey verschiedenen Uebersetzungen der Bibel zugleich gearbeitet worden ist) immer möglich sey.

Ein noch merkwürdigeres Ereigniß der neuesten Geschichte der Bibelgesellschaften ist der englische Apokryphenstreit, welcher auf das Gedeihen und die Thätigkeit vieler europäischen Kontinentalvereine großen Einfluß oder vielmehr Nachtheil ausgeübt hat. Die britt. und ausl. Bibelgesellschaft zu London hatte zwar nie in England selbst englische Bibeln mit den apokryphischen Büchern des alten Testaments ausgegeben, obgleich die allgemein gebräuchliche und zum Kirchengebrauch autorisirte englische Bibel derselben nicht entbehrt; sie hatte jedoch bey den von ihr gestifteten Tochtergesellschaften auf dem Festlande darüber nichts verfügt, somit auf keinerley Weise auf Weglassung der Apokryphen aus ihren Bibeln gedrungen. Nun standen sowohl in England als namentlich in Schottland Eiferer auf, welche diese Duldung der brittischen Hauptgesellschaft zum Vorwurfe machten, indem sie behaupteten, daß die reichlichen Beyträge zu den Fonds der Gesellschaft nur zur Verbreitung der ächtkanonischen Bücher der Bibel gegeben worden seyen. Die Unzufriedenheit trat immer lauter und gewaltsamer hervor; Streitschriften und Pamphlets aller Art erschienen. So sah sich denn am Ende die Muttergesellschaft, um allem weiteren Zwiespalt zu begegnen, bewogen, an alle Töchtergesellschaften auf dem Kontinent und besonders in Deutschland Umlauf-Schreiben ergehen zu lassen, worin sie erklärte, daß sie fortan nur diejenigen Gesellschaften mit unmittelbaren Vorschüssen und Geldhülfen aus ihren Fonds unterstützen könne, welche Bibeln ohne die Apokryphen drucken und austheilen wollten; übrigens aber, wenn diese bey den Apokryphen beharrten,

weit entfernt sey, den alten Verband wechselseitiger Mittheilung aufzulösen. Denn sie erklärte sich bereit, und hat seitdem durch die That ihre Erklärung bestätigt, durch Uebersendung Neuer Testamente, welche gebunden den Vereinen zugestellt werden und über deren Austheilung oder Verkauf zu beliebigen Preisen Bericht und Rechnung an die Londoner Gesellschaft geschickt werden muß, ihre Theilnahme noch ferner zu beweisen. Der ganze Streit war von dem eifernden Geiste der Schottländer ausgegangen. Es wäre gewagt, in den Ländern, wo die Lutherische Bibel im Gebrauche, auf einmal mit der Ausschließung der Apokryphen, unter welchen namentlich Sirach und Tobias Lieblinge des Volkes geworden und besonders der erstere von großem Nutzen ist, den Anfang zu machen. Es haben sich aus diesen Gründen, und weil die Privilegien der deutschen Regierungen meist nur die kirchlich-autorisirte Bibel nach Luthers Uebersetzung zu verbreiten gestatten, die meisten deutschen Bibelvereine den Forderungen des englischen widersezt und namentlich hat sich hiebey die Berliner Hauptbibelgesellschaft, an deren Spitze die Herren von Schuckmann, Graf Danckelmann, Nicolovius und Rosenstiel stehen, durch ihr Antwortschreiben an die Londoner Gesellschaft aufs Glänzendste ausgezeichnet.

Zu den interessantesten Vereinen gehört der französische, dessen Mittelpunkt die Bibelgesellschaft in Paris ist. Die Anstrengungen dieses Vereins bringen der protestantischen Kirche Frankreichs zugleich den großen Vortheil, daß durch die Nachforschungen nach dem Bedürfnisse der Bibel unter dem Volke der allgemeine und besondere Zustand der protestantischen Gemeinden mehr bekannt wird, und diese durch den Einen Zweck der Bibelverbreitung enger verbunden werden.

G.

G e s c h i c h t e.

Histoire de la révolution grecque, par Alex. Soutzo. Paris, Didot. 1829.

Immer reichere und bessere Materialien zur einstigen Geschichte der griechischen Revolution kommen uns nun auf dem Wege des Buchhandels entgegen; reichhaltiger fließen nun die Quellen und die Leidenschaften lassen immer mehr ab, sie absichtlich zu trüben. So ist auch die vorliegende „Histoire“, aus der Feder eines Griechen, ein interessanter und wichtiger Beytrag zur Kenntniß der griechischen Revolution, theils was das Mitgetheilte selbst anlangt, theils in Betreff der ruhigen, leidenschaftslosen Darstellung desselben. Nur das harte Urtheil über Maurocordatos (S. 132, 374, 455 und öfter) scheint uns nicht ganz frey von Parteylichkeit, und diese Parteylichkeit scheint auch die etwas allzu günstigen Urtheile über Dem. Ypsilantis, Kolokotronis und Odysseus motivirt zu haben. Ueber die Hetairie (S. 13 ff.), über das Verhältniß des Alex. Ypsilantis zu ihr (S. 28, 33) und zum Kaiser Alexander in Betreff der griechischen Revolution (S. 51. 60), über Oestreichs Politik in Bezug auf die Festnehmung des Alex. Ypsilantis (S. 60. 86 ff. aus dessen in der Gefangenschaft gehaltenem Tagebuche), über den Kongreß von Astros im J. 1823 (S. 267 ff.), über die Intriguen der englischen und französischen Partey in Griechenland, u. s. w. enthält das Buch höchst interessante, historisch-wichtige Details, und sie kündigen sich auch, als aus guter Quelle entnommen, an. Zum Theil urtheilt der Verfasser selbst als Augenzeuge, wie er sich denn schon auf dem Titel als: „témoin oculaire d'une grande partie des faits, qu'il expose“ bezeichnet, obgleich er über die Zeit seines Aufenthalts in Griechenland etwas Näheres selbst nicht mittheilt; in dem Jahre 1826 war er jedoch, wie man aus einigen Stellen ersieht, dort. Die „Histoire“ von Soutzos reicht bis zum Frühjahre 1827. Sie gewährt, so weit Ref. aus der Ferne und nur nach Büchern, die er über den Freyheitskampf der Griechen seit dem Beginne desselben gelesen hat, urtheilen kann, ein treues Gemälde dieses Kampfes mit allen den Großthaten, die in ihm gethan wurden, mit den Beweisen der Kraft und des unbesiegbaren Willens, die er aufstellt, mit den Leidenschaften, die sich in ihm regten, auch mit den Freveln, die ihn begleiteten; und daß neben dem Lichte in dem Gemälde auch an Schatten es nicht fehlt; kann wohl nicht anders seyn. Wenn der Unbefangene auf die jahrhundertlange Sklaverey und auf den gegenwärtigen revolutionären Zustand Griechenlands sieht, darf er sich über jene Schattenseite nicht wundern und wird troß derselben auch die Lichtseiten zu würdigen wissen und zu der Ueberzeugung gelangen, daß in dem griechischen Volke die Elemente reichen und kräftigen Nationallebens sich finden, und daß es nur darauf ankommt, ob und wie die äußeren Verhältnisse dem innern Wesen der griechischen Nation entsprechen und ob diese Verhältnisse sich so gestalten werden, daß der Kern zur freyen Entwickelung gelangen könne. Das vorliegende Buch vermag jene Ueberzeugung zu geben und zu nähren, und auch in dieser Rücksicht empfiehlt es Ref. der Beachtung der Leser.

B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 33. S. 132. Sp. 2. Lin. 2 von unten statt Flave l. Have.

N°. 36.



Literatur-Blatt.

Dienstag, 5. Mai 1829.

Dichtkunst.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwey Theile. München, im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

Die seit einem Jahrtausend bewährte und sprichwörtlich gewordne Liebe der Deutschen zu ihren Fürsten ist mit dem englisch-französischen, rein politischen Gehorsam gegen die gesetzmäßig konstituirte Monarchie eben so wenig zu verwechseln, als mit der chinesisch-türkischen, rein sklavischen Vergötterung des Despoten. Jener politische Gehorsam, diese sklavische Vergötterung sind vielmehr in ihrem innersten Wesen völlig lieblos, und das Lieblose liegt darin, daß sie den Fürsten als eine Sache behandeln, nicht als eine Person. Ihnen ist der Fürst ein abstrakter Begriff des konstitutionell oder absolut legitimen Staatsoberhaupts, ein bloßer Rahmen, dessen Ausfüllung gleichgültig ist. Die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters hat aber von jeher gegen diesen abstrakten Begriff sich gesträubt, hat im Fürsten immer zuerst die Person gesehn, und weniger auf das geachtet, was er seinem Stande nach mit Andern seines Gleichen gemein hat, als auf das, was ihn als Individuum und als Menschen unterscheidet und auszeichnet. Die lange Reihe von Beynamen, die unsere Fürsten in der Geschichte führen, ist der Ausdruck dieses dem Volke inwohnenden Sinnes für die Persönlichkeit seiner Regenten, und obgleich von den beyden Hauptparteyen unsrer Zeit allerdings die eine mehr zu dem englisch-französischen, die andre mehr zu dem chinesisch-türkischen Begriffe hinneigt, ist in der breiten Mitte und Tiefe des Volks doch unzweifelhaft noch immer der alte deutsche Sinn, der jenen abstrakten Begriffen entgegen ist, der vorherrschende geblieben.

Sonach können wohl nur die Ultraliberalen auf der einen, die Ultralegitimen auf der andern Seite die Frage aufwerfen, ob es für einen König politisch sey, als Dichter aufzutreten, den reinsten Ausdruck der persönlichen Eigenthümlichkeit in Gesängen niederzulegen? Das Volk im Ganzen wird diese Frage gar nicht aufwerfen, sondern sich an der wunderbaren Erscheinung eines Dichters auf dem heimathlichen Throne nur erfreuen, wie es sich jederzeit erfreute, wenn die Persönlichkeit seiner Fürsten zu einem besondern Zweige des Schönen, Wahren und Guten hinneigte, wenn ein Fürst etwa zugleich ausgezeichnet religiös, oder ein Philosoph war, oder für Kunst, Wissenschaft, Handel und Ackerbau eine besondere Vorliebe hegte. Und das Volk wird sich um so mehr an einer solchen Erscheinung erfreuen, als ja die Dichtkunst zu den edelsten Beschäftigungen des Menschen gehört, und unter allen unköniglichen Künsten die königlichste ist. Wer möchte noch an der geheimen Wahlverwandtschaft der Dichter mit den Königen, und an Schillers schönem Ausspruch zweifeln:

> Es soll der Dichter mit dem König gehen,
> Denn beyde stehen auf der Menschheit Höhen!

Ist die Stellung, die der echte Dichter einnimmt, nicht eine wahrhaft königliche? Ueberblickt er nicht die Menschen und Völker, beherrscht er sie nicht in seiner unsichtbaren Welt, dem verschönernden Spiegel der wirklichen, und wird er ihnen nicht zum Heil, indem er aus der innern Fülle seines Geistes die Schätze einer höhern idealen Welt ihnen verschwenderisch mittheilt, sie adelt mit dem Adel der Seele, und sie richtet mit dem poetischen Rechte? Wem, nächst den Königen und Priestern, ist eine größere Macht über die Menschen gegeben, als den Dichtern? Und daß die Dichtkunst dem königlichen Geschäfte keinen Eintrag thut, bestätigt wenigstens die Geschichte. Wenn der Wittelsbacher Ludwig mit dem Hohenstauffen und Hohenzollern, dem Kaiser und König Friedrich II., das schöne Kleeblatt der echten gekrönten Poeten vollzählig macht, so beweisen zugleich alle drey, daß der Dichter nicht auf Kosten des Königs bevortheilt ist, daß sich die Gabe der Muse mit den höchsten Herrschertalenten und Regententugenden vereinigen kann.

Die Gedichte des Königs Ludwig sind indeß ungleich

bedeutender als die des kaiserlichen Minnesängers und als die des Philosophen von Sanssouci; denn jener betrachtete die Poesie nur als ein ritterliches und galantes Spiel ohne Beziehung auf seine Kaiserwürde, und dieser zertheilte sich gewissermaßen in zwey Personen und ironisirte in Versen den König, in Thaten den Dichter. König Ludwig dagegen ist als Dichter zugleich und durchaus König, seine Poesie steht im innigsten Einklang mit seiner Königswürde, die meisten seiner Gedichte beziehn sich auf sein Verhältniß als Fürst, und auch die, welche mehr an einen Privatmann erinnern, lassen sich auf jenes Verhältniß zurückbeziehn, indem sie uns im Fürsten den Menschen zeigen.

Da die Kritik einmal dazu verurtheilt ist, zu scheiden und zu trennen, wo des Dichters Geist einig und sich selber gleich nur ein sonnenheller Glanz ist, so kann ich es auch hier nicht vermeiden, den Lichtstrahl des königlichen Geistes in die sieben optischen Farben zu zerlegen.

Als die drey ursprünglichen Farben erkennen wir vor allem Andern des Königs Sinn für das Hohe und Heilige, für die Ideale der Andacht, Liebe und Ehre, seinen Sinn für unser gemeinsames deutsches Vaterland und seinen Sinn für das Schöne und die Kunst.

Wenn die Ideale der Andacht, Liebe und Ehre auch wie ewige Sternbilder überall gleich hoch erscheinen, ob wir sie aus dem tiefsten Thal oder vom höchsten Berge der Erde betrachten, so ist es doch eben deshalb nur selten der Fall, daß der Hochgestellte des scheinbaren Vorrechts sich begibt und eben so demüthig zu jenen höchsten Höhen hinaufblickt, wie wir unten im Thale. Nur zu oft wendet er die stolzen Blicke statt nach oben nach unten, und zieht auch die fremden, nach den Sternen gerichteten Blicke nur auf sich selbst. Ohne im mindesten den großen Fürstentugenden und der über jede Kleinmeisterey erhabnen Genialität Friedrichs des Einzigen zu nahe treten zu wollen, liegt doch eine Vergleichung dieses Königs mit dem König Ludwig als Dichter zu nahe, als daß wir sie umgehn könnten oder dürften. Diese Vergleichung aber zeigt den König Ludwig in einem schönern Lichte, als Friedrich. Bey dem leztern war der Verstand und in dessen Gefolge die Ironie, der vernichtende Spott, der Unglaube vorwaltend, bey dem erstern dagegen hat das Gemüth und mit ihm die Liebe, der heilige Ernst, die Würde des sittlichen Willens und ein erhabner Glauben das Uebergewicht. Daher war auch Friedrich als Dichter am meisten mit dem Fremdling Voltaire verwandt, Ludwig ist es mit unserm heimathlichen Schiller. Diese Uebereinstimmung mit Schiller liegt nicht nur in dem hohen Ernst des Gefühls, in der Gluth für Wahrheit und Recht, in der großherzigen und zugleich treuherzigen Gesinnung, sie spricht sich sogar im Ton, in dem Nachdruck und Schwunge des Verses aus.

Betrachten wir nun dieses Gemüth in seiner Sehnsucht nach dem Höchsten, wornach das menschliche Gemüth trachten kann, in seiner Selbsterhebung über das Gemeine und Unreine, in seinem unerschütterlichen Glauben an ein Heiliges und Göttliches in der Menschenbrust, so müssen wir vor Allem das Religiöse in den vorliegenden Gedichten hervorheben. Nicht nur sind einige Gedichte ausschließlich der Andacht und Erhebung zu Gott gewidmet, sondern es spricht sich auch in der ganzen Sammlung die bekannte religiöse Gesinnung des Königs aus, und es findet sich auch unter den heitern und scherzenden Gedichten nichts, was mit dieser echten und durchaus anspruchlosen Frömmigkeit in Widerspruch stünde. Die religiöse Weihe, deren nie und nirgends ein Dichter entbehren sollte, ist dem König zu Theil geworden. Nur der fromme Dichter ist der wahre Dichter. Wo das Prophetische fehlt, kann die Dichtkunst nicht viel mehr als eine Spielerey seyn. Folgende Stellen des Dichters mögen das Gesagte bekräftigen:

Es ist der Frieden längstens hier verschwunden,
Am Himmel suchet ihn von neuem wieder,
Von dorten kommt er in den Menschen nieder,
Von reinem Herzen wird er nur gefunden.

(Theil I. Seite 59.)

Dem Ew'gen, Himmlischen sind wir Verwandte,
Es ziehet uns zu edleren Naturen
In Sehnsucht hin zu überird'schen Fluren,
Die Seele nach dem alten Vaterlande.

In uns, die auf der Erde wie Verbannte,
Enthalten sind des Höhern treue Spuren;
Von außen nicht die Menschen es erfuhren,
Laut zum Gefühl, schwach spricht es zum Verstande.

Dem Lichte angehören unsre Seelen,
Die Kälte hält nur ihre Kraft gebunden,
Sie sehnet sich mit Wärme zu vermählen.

Wenn Frieden durch des Lebens Last entschwunden,
Dem Tiefgebeugten Trostesgründe fehlen,
Wird Ruhe in dem Himmel nur gefunden. (I. 47.)

Beneidenswerth ist, dem die Zweifel schweigen,
Wer kindlich glaubet, lebet in dem Glücke! (I. 69.)

Wenn um den ganzen Himmel Dunst gegossen,
Daß selbst der Sonne Strahlen matt erbleichen,
So müssen, daß sie licht sich wieder neigen,
Sie völlig werden erst dem Blick verschlossen.

Doch schon, da grau Gewölke sie umflossen,
Wird Blau sich anderswo am Himmel zeigen,
Die Wolken alle werden plötzlich weichen,
Vor den durchdringend raschen Sonnenrossen.

So muß, wenn Laubheit an dem Herzen naget,
Verloren Religion die Menge meynen,
Indem es doch von Neuem mächtig taget.

Trüb muß es werden, soll die Luft sich reinen,
Das neugeborne Herz nur würdig schlaget,
Das Licht wird siegend immer wieder scheinen. (I. 262.)

Es möchte gern der Sterbliche sich theilen,
Dem Geistigen und Sinnlichen gehören,
Läßt von der Hölle Lüge sich bethören
Und will doch wieder zu dem Himmel eilen.

Es gibt für ihn kein Ruhen und kein Weilen,
Ein Schiff, das Stürme drohen zu zerstören;
Gehorsam nur kann sie allein beschwören,
Die arg zerriss'ne Seele einzig heilen.

O wem das Licht der Wahrheit aufgegangen,
Der las in ew'gen Zügen Gottes Willen
Und kann nicht mehr die Sünde froh umfangen.

Bereits wird Qual und Wollust ihn erfüllen,
Nach Frieden trachten wird dann sein Verlangen,
Das Treue gegen Gott allein kann stillen. (I. 266.)

Dem, welcher Kost der Seligen genossen,
Kann ird'sche Nahrung ferner nicht genügen,
Nicht Sinnlichkeit den Menschen mehr vergnügen,
Dem sich der Himmel liebend aufgeschlossen. (I. 267.)

Froh zu seyn in diesem Erdenleben,
Schwinge dich aus seinem engen Kreiß,
Zu dem Himmel mußt du dich erheben,
Von demselben nur wird Glück gegeben,
Das kein Sinnlicher zu ahnen weiß. (II. 70.)

Im innigsten Einklange mit der Religiosität steht die ewig unbefriedigte **Sehnsucht des Dichters**. Es gab noch niemals einen großen Dichter, noch niemals ein poetisches Gemüth, eine schöne Seele, in der nicht diese Sehnsucht den Grundton angegeben hätte. Wer hat ein Herz und sagt nicht mit Shakespeare:

Die See hat Grund, die Lieb' und Sehnsucht nimmer!

Am schönsten und königlichsten spricht unser Dichter diese Sehnsucht in seinem herrlichen Abendlied aus:

Und schöner erscheinet die Bläue,
Himmelvoll nahet die Weihe,
Eine niemals empfundene Lust
Gläubig erfüllet die menschliche Brust.

Die Blumen im Sonnenreiz blühen,
Die Eiswände, die ewigen, glühen;
Hinweg von der Höhe Gebiet
Höher die sehnende Seele es zieht. (I. 57.)

Aber auch in vielen andern Liedern ist diese Sehnsucht ausgedrückt.

Nicht bey dem Glücke kann der Mensch verweilen,
Denn er muß immer sehnen, immer hoffen,
Die Welten liegen seinen Wünschen offen,
Rastloses Treiben spürt er, fortzueilen. (I. 35.)

Es treibet ein geheimes Dringen,
Des Menschen Bess'res zu dem Besten hin,
Zu Himmelshöhen will's ihn schwingen,
Zum Endelosen seine Seele ziehn. (I. 34.)

Aus der Gegenwart geengten Schranken
Immer wieder treibt es die Gedanken
Zu des Ideales Seligkeit.
Im Gefühle, daß wir sie gefunden,
Ist die flüchtige Gestalt verschwunden,
Sie verweilet nicht in Raum noch Zeit.

Reizend vor uns liegt des Himmels Bläue,
Fern doch nur der Blick sich ihrer freue,
Niemals, niemals dringen wir zu ihr!
Niemals bringen wir zum Ideale,
Wir erwärmen nur an seinem Strahle,
Ewig ferne weilt es von uns hier. (I. 257.)

Aus derselben Quelle ewiger Sehnsucht, aus welcher die Religiosität fließt, fließt auch die ewige **Liebe** des Dichters.

Wie die Sonne, wenn die trübe
Wolke selbe überzieht,
So erloschen scheint die Liebe,
Desto glüh'nder sie dann glüht.

Endend stets und sich erneuend
Lebet Liebe ewig fort,
Durch der Jugend Reiz erfreuend,
Ungebannt an Zeit und Ort.

Unabhängig von dem Willen
Ist die Lieb', kein Menschenspiel;
Ew'ge Glut, die nicht zu stillen,
Nicht zu bändigend Gefühl. (I. 82.)

Lieben muß ich, immer lieben,
Sey's auch meines Lebens Grab,
Lieben werde ich noch drüben,
Sinkt zur Gruft das Herz hinab. (I. 87.)

O Liebe, in Natur bist du geschrieben,
Es kann der Mensch nicht deine Macht ergründen,
Durch Liebe werden wir befreyt von Sünden,
Durch sie zur höchsten Tugend selbst getrieben.
Aus ihr die heiligsten Gefühle stammen,
Und Erd' und Himmel hält sie fest zusammen. (I. 89.)

Lieben will ich, ewig, ewig lieben!
Liebe ist die Seele der Natur,
Flammend steht sie überall geschrieben,
Alles zeiget ihre heil'ge Spur.

Ohne Liebe wäre nicht die Erde,
Ohne Liebe selbst der Himmel nicht;
Liebe, welche sehnend ich begehrte,
Du allein bist meines Lebens Licht. (I. 296.)

Aber nicht leere Sehnsucht, nicht thatenlose Frömmigkeit und Liebe soll das Herz allein erfüllen. Es soll auch glühen für die Ideale der **Sittlichkeit** im Leben, den Willen zur Tugend kräftigen und zum Kampfe für Wahrheit und Recht.

Aber nicht in ängstlichem Entsagen,
In wehmüth'ger Seufzer Traurigkeit,
Nicht mit sehnsuchtsvollen bangen Klagen
Bringe hin des Lebens kurze Zeit.
Leben sollst du, lebe du das Leben!

Aber wer dem Sinnenreiz gefröhnet,
Dem verschließet sich des Tempels Thor;
Es verstößt den, welcher Tugend höhnet,
Der Kamönen jungfräulicher Chor. (I. 165.)

Nur in der Tugend erhält sich die Stärke. (I. 157.)

Nicht für die Ruhe ist, zum Kampf geschaffen
Der Mensch; was ihm auch droht, er soll nicht zagen,
Für das, was recht und edel, Alles wagen,
Es darf dafür nicht seine Kraft erschlaffen. (I. 48.)

In des langen Friedens stillem Schatten
Muß der Muth der Sterblichen ermatten;
Streitend wächst der Baum dem Himmel zu.
Um zu kämpfen ist der Mensch geboren,
Kampflos geht das Leben ihm verloren. (I. 263.)

Kampf ist das Leben,
Immerwährender Streit;
Gegenbestreben,
Nie von Sorgen befreyt. (I. 81.)

Am schönsten spricht dieser männliche Muth, diese Begeisterung eines thätigen Kampfes für alles Gute und gegen alles Schlechte in den Gedichten sich aus, in welchen der König mit besonderer Beziehung auf sich selbst und seine königliche Stellung redet.

Der Sturm der Welt umfing des Kindes Leben,
In Stürmen wurde es zum Mann erzogen,
Um seine Ruhe wurde es betrogen,
Und nun kann sie Befriedigung nicht geben.

Sich täuschend hat er selbsten sich belogen,
Die Stille nicht genüget seinem Streben;
Bey Felsenklippen, nimmer wo es eben,
Befindet er sich wohl, auf wilden Wogen.

Herz, Seele oder Geist muß er befassen,
Es darf von ihm Begeisterung nicht lassen,
Zu dem Gewöhnlichen kann er nicht passen.

Des Himmels hehrer Stimme sehnend lauschen,
Beschäftigungen gegen andre tauschen,
Sein Glück, der Seele ewiges Berauschen. (I. 281.)

Vorwärts, vorwärts sollst du schauen,
Darfst zurücke niemals sehn;
Ach! der Ruhe stille Auen
Mußten wie ein Traum verwehn.

Glücklich nur in den Beglückten
Kannst du jezt und künftig seyn,
Blos in Anderer Entzücken
Gründet deines sich allein. (II. 51.)

Es spricht die Welt der Worte viel,
Es scheint, daß Tugend sie erzeuget,
Doch sind sie der Verstellung Spiel,
Gesagt, damit der Zweck erreichet.
Wenn nur es schimmert, nur es rauscht,
So hält das Volk sich überzeuget.
Die Wahrheit gegen Schein es tauscht
Und vor dem Glanz die Kniee es beuget.
Noch alles bey der Meng' gelang,
Verstand man edel nur zu scheinen,
War's gleich des Staates Untergang;
Sie siehet nicht auf Seyn noch Meynen,
Und nicht auf das, was wirklich klug.
Es siegt Betrug. (I. 42.)

Auf Erden lebt des Volkes viel,
Mit sich aufs innigste zufrieden,
Es wähnt erreicht der Pflichten Ziel,
Erfüllet den Beruf hienieden,
Grundsätze sprechend häufig aus,
Die Schönes, Edeles enthalten,
Doch handelts in den Tag hinaus,
Von Thorheit einzig zeugt sein Walten.
Es wähnet, was es sagt, zu thun,
Doch nicht nach Wirken geht das Streben,
Es spricht — und lässet alles ruhn,
Hinfließet ungenüzt das Leben.
Durch Reden glaubt's erfüllt die Pflicht
Und handelt nicht. (I. 43.)

Aber der Dichter hat auch seine eigenen Worte erfüllt. Er hat nicht nur schön von Wahrheit, Recht und Tugend gesprochen, sondern auch königlich sein Wort gelöst durch die großartigen Handlungen, die jeder kennt.

Dürfen wir nach den wenigen hier ausgezeichneten Stellen nun noch fragen, ob der Dichter nicht aufs innigste verwandt ist mit dem reinsten, edelsten, und, wenn der Kampf für das Heilige selbst heilig ist, mit dem heiligsten unsrer Dichter? Und muß der Gedanke, einen Fürsten mit dem Seelenadel Schillers zu besitzen, nicht für alle Deutsche wunderbar ergreifend seyn? König Ludwig ist selbst zu sehr Dichter, als daß er nicht jeden großen Dichter gebührend ehren sollte, allein er weiß, daß die Poesie nur ein heiteres Spiel ist, wenn sie nicht zugleich dem Heiligen, der Tugend und der Wahrheit dient; darum preist er vor allen Dichtern unsern Schiller, den er also anredet:

Geschmücket mit dem ew'gen Lorbeerkranze,
Ist dir geworden deines Lebens Lohn,
Verkläret wohnst du nun im Himmelsglanze
Und siehest, was du hie geahnet schon.

Gepriesen sey, der nie die Kunst entweihet,
Der nie ins Reich der Sünde trat hinaus,
Der Reine nur sich an das Sel'ge reihet,
Er gehet ein in seines Vaters Haus. (I. 135.)

Und mit tiefem Sinne spricht der Dichter, daß Schiller ihn anfeure zur Thatkraft, der heitre Goethe dagegen seine Ruhe nach der Arbeit verschönere.

Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich in Schiller sogleich, daß mich's erhebe am Tag;
Aber nach geendigtem Lärmen, in nächtlicher Stille,
Flücht' ich zu Goethe und träum' fort dann den lieblichen Traum. (I. 130.)

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 37.

Literatur-Blatt.

Freitag, 8. Mai 1829.

Dichtkunst.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwey Theile. München, im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

(Fortsetzung.)

Nächst der Religion, Liebe und Tugend gibt es nichts Heiligeres für den Menschen als das Vaterland. Darum muß die echt deutsche Gesinnung des Königs als das zweyte Element seiner Poesie, als die zweyte der drey Urfarben, in welche der Lichtstrahl seines Geistes sich spaltet, hervorgehoben werden. Die kluge Meynung des Franzosen Davoust: er kenne keine Deutsche, nur Oestreicher, Preußen, Bayern, Würtemberger, Sachsen rc., ist Gott sey Dank von den Deutschen selbst im Jahr 1813 als eine für sie unkluge Meynung verworfen worden. Sie ist überhaupt unvernünftig und ehrlos, durch die Sprache, durch zwey Jahrtausende der Geschichte und in jedem Augenblick durch das Gefühl und Gewissen in jeder deutschen Brust hinlänglich widerlegt. Dennoch gibt es Deutsche genug, die sich über diese Stimme des Gewissens selbst zu täuschen suchen, und was zu einer andern Zeit als blos natürlich und als eine Sache, die sich von selbst verstehen müßte, angesehn worden wäre, daß ein bayrischer Fürst sich nicht blos einen Bayern, sondern auch einen Deutschen nennt, muß in unsrer Zeit als eine seltne Ehre für den verkannten deutschen Namen betrachtet werden. Es ist bekannt, wie sehr die deutsche Gesinnung des Königs Ludwig sich von jeher gegen die Vergötterung Napoleons sträubte, wie tief er die Schmach Deutschlands empfand, wie freudig er die Tage der Rettung begrüßte, wie treu sein Herz immer für Deutschlands Ehre schlug. Von dieser Gesinnung gibt er auch in den vorliegenden Gedichten Zeugniß.

An die Deutschen, im März 1807.

Auf ihr Deutschen! auf, und sprengt die Ketten,
Die ein Corse euch hat angelegt!
Eure Freyheit könnet ihr noch retten,
Deutsche Kraft, sie ruhet unbewegt.
Ach! sie ruhte, doch sie ruhet nimmer.
Daß der eignen Freyheit lezten Schimmer
Werd' beschleuniget der Untergang.
Waffen habt die Brüder ihr zu morden,
Für Den kämpfend, der euch unterjocht,
Deutschlands Kräfte sind nicht kund geworden,
Als noch Deutschland selbst für Deutschland focht.
Für der Unabhängigkeit Vereine
Hatte es nicht Willen, Kräfte keine,
Da noch für Selbstständigkeit es rang. (I. 46.)

Leipzig, Leipzig! hören wir's erschallen,
In der Nachwelt wird noch widerhallen
Leipzig, wo des Fremden Herrschaft sank.
Heil euch, die ihr Deutschland frey erstritten,
Die ihr für dasselbe viel gelitten,
Unauslöschlich währt der Heimath Dank.

Stimmet, Deutsche, an die Siegeslieder!
Denn wir haben uns're Ehre wieder,
Den verlorenen, ererbten Ruhm.
Die entriss'nen alten deutschen Lande
Tragen nimmermehr des Joches Schande.
Sind nicht mehr des Fremden Eigenthum. (I. 102.)

Höchstes, reinstes, seligstes Entzücken!
Zu genießen dieses Siegs Beglücken.
Zu erleben Deutschlands schönste Zeit.
Doch es ist auch Jener Loos zu preisen,
Welche dafür sterben, denn verheißen
Ist denselben Ruhm in Ewigkeit.

Seh' nach Frankreich Deutschlands Jugend eilen.
Mit den Fürsten, ich allein muß weilen
Thatlos, von dem Heere weit zurück.
Mich, den frühe deutscher Sinn begeistert,
Den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeistert,
Seh' ich ausgeschlossen von dem Glück.

Siedend rollt das Blut in meinen Adern,
Und mit meinem Schicksal möcht' ich hadern,
Daß es mich vom Kampf entfernet hält.
Den Tyrannen helfen zu bezwingen,
Siegend bis zu seinem Throne dringen;
Dies Gefühl ersetzet keine Welt. (I. 108.)

Aufs höchste war des Wüthrich's Macht gestiegen,
Und gräßlich, wie den Laokoon die Schlangen,
So hielt Europa würgend er umfangen,
Dem Schwerte schien die Welt zu unterliegen.

Verderben drohte denen, die nicht schwiegen;
Mit der Verzweiflung alle Völker rangen,
Als plötzlich neues Leben aufgegangen,
Den Menschheitsschänder Edlere bezwangen.

Die früh den Saamen in die Herzen legten
Zu Thaten, welche Ruhm und Sieg bekränzen,
Erfreue Dankbarkeit, die ohne Gränzen.

Die in den Deutschen deutschen Sinn erregten,
Die unerschüttert treu das Gute pflegten,
Verherrlicht werden sie für ewig glänzen. (I. 115.)

Nur die Leiden habe ich getragen,
Um das Vaterland den tiefen Schmerz,
Seine Schlachten durfte ich nicht schlagen,
Ach! vergeblich sehnte sich mein Herz,
Wie die übersehungslosen Wogen
Kamen kämpfend Völker hergezogen,
Alles schimmerte in Waffenglanz,
Ich allein entbehr' den Siegeskranz.

Kriege mag es viele künftig geben,
Doch ein solcher kommt uns nimmermehr,
Nie von neuem dieses heil'ge Streben,
So ein gottbeseeltes hohes Heer.
Freudig hatte sichs geweiht dem Sterben,
Um der Heymath Freyheit zu erwerben,
Zu des Wüthrichs Sturz vom Erdenthron
Eine Palme nur verlangt zum Lohn.

Ihr seyd glücklich, die ihr fielt im Glauben
An des deutschen Sinnes neue Macht,
Welchen uns're Tage gräßlich rauben.
Niemals aus dem Traume ihr erwacht,
Und in jenen bessern schönern Welten
Lohnet euch das ewige Vergelten,
Aber Trauer immer mich umragt,
Denn mir wurde jener Kampf versagt. (I. 177.)

Trauriges Bild des Reiches der Deutschen: zweyköpfiger Adler;
Wo zwey Köpfe bestehn, ach! da gebricht es an Kopf. (I. 244.)

Kräftig wie du zum Himmel, erhabene, herrliche Eiche,
Ernst, auch freundlich und mild, stand es, der Deutschen Geschlecht.
Immer seltener werden die kräftigen Eichen und Deutsche.
Doch gedeihende Saat wachset zu beyden heran. (I. 151.)

Unter den aus dem königlichem Geist ausstrahlenden drey Hauptfarben habe ich oben schon als die dritte seinen Sinn für die Kunst bezeichnet. Es war zu erwarten, daß derselbe Fürst, der seine Hauptstadt zu einem Heiligthum aller Künste gemacht hat, auch in seinen Gedichten liebevoll der Kunst und der Künstler gedenken würde. Wie hoch er sie stellt, erhellt schon daraus, daß er ihnen das erste Gedicht widmet, womit die Sammlung sich eröffnet.

An die Künstler.

Aus der Erde engem, dumpfem Thale
Schwingt es euch zum hohen Ideale,
Zu dem Blüthenreich der Phantasie,
Kaum berühret das gemeine Leben,
Euer himmelwärts gekehrtes Schweben,
Seligkeit empfindet ihr schon hie.
Freudig sehet, wie's um sie gestaltet
Eure glühende Begeisterung,
Glückliche! die niemals ihr veraltet,
Ewig bleibt der Künstler froh und jung.

Mag den Himmel grau Gewölk bedecken,
Endlos die Natur sich kalt erstrecken,
Doch in euch ists südlich warm und licht,
Und das Schöne, was ihr einst empfunden,
Treibet Blüthen noch in späten Stunden,
Wird zum Ton, zum Bilde, zum Gedicht.
Wenn versunken längst die Sonnenstrahlen,
Glänzt ihr Widerschein noch in der Luft,
Auf dem heitern Himmelsraum sich malen
Ihre Gluten, auf dem Abendduft.

An das Ird'sche seyd ihr nicht gekettet,
Aus des Trübsinns Traurigkeit gerettet,
Aus der lastenden Alltäglichkeit,
Sorge haltet nimmer euch befangen,
Liebend ist der Himmel aufgegangen,
Selig schwingt sich euer Geist befreyt,
Es berührt die Hülle nur die Erde,
In des Geist's unendlichem Gebiet,
Nicht gefaßt von irdischer Beschwerde,
Hohes Ideal die Seele sieht.

Was als flüchtige Gestalt geschwebet,
Das verwirklicht, daß es ewig lebet,
Herrlich eure hochbegabte Hand.
Was in einem Augenblick geboren,
Geht dann nie und nimmermehr verloren,
Es vereint Gefühl sich mit Verstand.
Nebel lasten in des Thales Grüften,
Wenn der Alpen Haupt das Licht verklärt,
Künstler bringen zu des Himmels Lüften
Wenn die andren Menschen Gram beschwert.

Doch es kann nichts ewig hie bestehen,
Was geworden, das muß auch verwehen,
Hellas Tempel selbst die Zeit zerbrach;
Aber wie die Blume sich erneuet,
Durch den Saamen, den sie ausgestreuet,
Zieht ein Kunstwerk auch das and're nach.
Aus dem Leben keimet frisches Leben,
Das zum Werk gewordene Gefühl
Wird ein neues künftig herrlich geben
Selber nach Jahrtausender Gewühl.

Von den schönsten Lorbern, die gewinnen
Kann ein Held, doch Blut und Thränen rinnen,
Leicht verwelkt der größte Siegeskranz;
Aber frey von einem jeden Flecken
Wird der eure, Künstler, euch bedecken,
Strahlet im verklärten Ruhmesglanz.
Nur beglückend, freudevoll erhebend
Blüht in ewig während höh'rem Ruf,
Edle Thaten noch der Nachwelt gebend,
Was der Künstler liebevoll erschuf.

Den deutschen Künstlern zu Rom, im Jahr 1818.

In der Stille muß es sich gestalten,
Wenn es kräftig wirkend soll erstehn,

Aus dem Herzen nur kann sich entfalten
Das, was wahrhaft wird zum Herzen gehn.

Wie zum freudig schattenreichen Baume
Einst der Saamen wird, der ausgestreut,
Gebt das Schöne, welches einem Traume
Glich, verkläret in die Wirklichkeit.

Und von Nord nach Süd, von Ost nach Westen
Wölbt der Baum sich über Deutschland ganz
Mit den herrlich lebensfrischen Aesten,
Und euch wird der ew'ge Siegeskranz.

Und der Baum wird tiefe Wurzeln schlagen
In dem ganzen deutschen Vaterland,
In der Zukunft Ferne wird er ragen,
Wenn des Staatsmanns Werk bereits verschwand.

Lange ungekannt, noch unbelohnet,
Bliebt ihr viele Jahre ungeehrt.
Doch den Geist hemmt nichts, der in euch wohnet,
Und auch ihr erschuft euch selbst den Werth.

Wie Italien vom hellen'schen Strande
Die verherrlichende Kunst empfing,
Kommt zurücke aus dem deutschen Lande
Sie nach Rom, wo wahre Kunst verging.

Lust und Stolz von unserm deutschen Volke,
Deutscher Künstler römischer Verein,
Sonne durch die lang verhüll'nde Wolke
Dringst erhellend in die Nacht du ein. (I. 227.)

Wenn es vor allem erfreulich seyn muß, daß der König die lebenden Künstler unterstützt und das blühende Gedeihen der neuen Kunst fördert, so verdient doch nicht minder sein Sinn für die alten Kunstwerke die rühmlichste Anerkennung. Viele schätzen die alte Kunst, ohne so viel für sie zu thun, als König Ludwig, aber gewiß nur sehr wenige wissen zugleich die neue Kunst zu heben und die vom Ruhm der alten Zeit fast erdrückten und erstickten neuen Künstler zu ermuthigen. König Ludwig sieht auch in der alten Kunst nur das Lebendige, ewig Schöne, nicht das blos selten Antiquarische, darum weiß er auch die alte Kunst so schön mit der neuen zu verknüpfen. Wie warm und lebendig er die Wunderwerke der griechischen Kunst anzuschauen gewohnt ist, davon gibt er den Beweis besonders in der in diesen Gedichten oft wiederholten Klage, daß jene Kunstwerke ihrer ursprünglichen Heimath geraubt, in nordischen Ländern zerstreut, aus dem lebendigen Zusammenhange des alten Lebens herausgerissen seyen. Ich enthalte mich, des engen Raumes wegen, auch Proben aus den vielen den alten Kunstdenkmälern von Hellas und Italien gewidmeten Gedichten und Sinnsprüchen des Königs mitzutheilen, und führe nur noch zwey treffliche Lieder an, in deren einem der Dichter über die Natur des Schönen überhaupt, und in dem andern über die Wirkung der Töne spricht.

Von selbst kann sich das Schöne nur entfalten,
Es strömet aus dem Innern unbewußt,
Der Mensch vermag darüber nicht zu walten,
Er ruft es nicht hervor nach seiner Lust.

Wenn die Entzückung seine Seele hebet,
Er willenlos allein das Eine fühlt,
Wird ihm, was kein Bemühen je erstrebet;
Wie dessen sich bewußt ist er gefühlt.

Wenn ihn die Angst um Irdisches will fassen,
Ob gegen Hergebrachtes er gefehlt,
Dann hat die Muse ihn auch schon verlassen,
Gefühl verstummt, wie Ueberlegung wählt.

Es muß der Mensch des Menschen Werk vergessen,
Sich überlassend dem beseelten Schwung.
Nicht ordnen darf die Worte er, noch messen;
Begeistern nur kann die Begeisterung. (I. 72.)

Es sind nicht trügerische leere Träume,
Die spurlos in die Nichtigkeit verschwinden,
Gefühle, die dem Schlummer sich entwinden;
Die Sonne weckt die Blüthe so der Bäume.

Der Seele Sprache lebt in den Gesängen,
Die, wie sie wollen, das Gemüth gestalten,
Die Scheidewand des Standes schnell zersprengen.

Gehorchend überirdischen Gewalten,
Darf nicht den Menschen Sorge mehr beengen,
Wenn Töne in dem Herzen widerhallten. (I. 252.)

Was wir bisher an dem königlichen Dichter kennen gelernt, stellt ihn in seiner Beziehung zu dem Ewigen dar, das für alle Zeiten gilt. Das Heilige in Frömmigkeit, Liebe und Sittlichkeit, das Vaterland und das Schöne der Kunst sind gleich bedeutend für jede Zeit und für jede Person. Ist der Dichter aber auf der einen Seite jenen höchsten Idealen zugekehrt, so wendet er sich auf der andern auch der Zeit, in der er lebt mit der besondern Eigenthümlichkeit, die ihm geworden, zu; und in dieser zweyten Beziehung müssen wir den König Ludwig in seinen Gedichten noch kennen lernen. Billig aber habe ich vorangestellt, was als Allgemeines dem Besondern übergeordnet ist. Was alle Menschen angeht, für alle Zeiten gleich bedeutend ist, muß auch höher gelten, als was nur eine besondere Zeit und Umgebung angeht. Ist König Ludwig am höchsten gestellt in seinem Bayern und in seiner Zeit, so acht' ich es doch noch höher, daß er, wenn längst diese Zeit verschwunden ist, noch in den großen Gedanken fortleben wird, die er für die Ewigkeit gedacht hat.

Die Gedichte, welche die persönlichen Verhältnisse des Königs und seiner Stellung zur Gegenwart berühren, lassen sich in vier Klassen eintheilen, und diese dürfen wir als die noch übrigen vier Farben in dem zum Regenbogen entfalteten Lichte seines Geistes betrachten.

Die erste Klasse bilden die eigentlichen bayrischen Gedichte, worin der König theils seinen Gefühlen für die

Glieder seiner Familie und mehrere seiner Freunde, theils seinen großherzigen Entschließungen als Regent, seiner Liebe zum Volke rührende Worte leiht. Der erste Rang unter diesen Gedichten gebührt dem Gedicht an seinen sechstägigen Sohn Max. (I. 65.) Niemand wird diese eben so königlichen als väterlichen Worte ohne Rührung lesen können.

Meinen sechstägigen erstgebornen Sohn betrachtend.

Deine Augen decke sanfter Schlummer,
Ruhig schlafe, vielgeliebtes Kind.
Fremd ist dir noch unsres Daseyns Kummer,
Ach! die kurze Jugend flieht geschwind.

Unbewußt sind dir des Lebens Freuden,
Seine großen Leiden sind es dir.
Kein Geborener kann sie vermeiden,
Unvollkommene sind alle wir.

Jubelvoll beginnt dein Lebensmorgen,
Max, geliebter Max, o werde brav,
Dann genießest auch bey Königssorgen
Du des Frommen ruhig heitern Schlaf.

Lächelnd öffnest du die großen Augen,
Fröhlich blickst du jetzo in die Welt,
Ihren Wermuth wirst du einstens saugen,
Finden, wie sie tückisch sich verstellt.

Unbehülflich lieget da vor Allen,
Der zum künft'gen Herrscher ist bestimmt;
Ernst beglückt es schon ihm zu gefallen,
Dessen Wort so vieles gibt und nimmt.

Daß zu währen nichts vermag auf Erden,
Dieses präge du dir frühe ein,
Doch an Tugend darf nicht Aend'rung werden,
Ihr getreu sollst du für ewig seyn.

In dem Herzen trage du den Himmel,
Kindlich folg' dem göttlichen Gebot,
In der Einsamkeit, im Weltgewimmel,
Und dich findet ruhig einst der Tod.

Dessen eingedenk, o Max, sey immer,
Daß als Deutscher du geboren bist,
Nie verblende dich des Auslands Schimmer,
Steh' gewaffnet gegen seine List.

Sollte hören nur dein kindisch Lallen,
Jener, welcher dir das Leben gab,
Frühe für das Vaterland er fallen,
Weihe eine Thräne seinem Grab.

Werde seines deutschen Sinnes Erbe,
Für die Heimath muthig führ' das Schwert;
Freudevoll für ihre Rettung sterbe,
Werde deiner alten Ahnen werth.

Von derselben Innigkeit für die geliebten Glieder seines Hauses zeugen auch die Gedichte an die Königin (I. 101. 268. II. 161), an die Königin Mutter (II. 136) an seine Tochter (I. 110) und an seine Schwester, die Kaiserin von Oestreich (I. 298). Wir heben hier nur eines der Gedichte an die Königin hervor.

An meine Frau, im Jahr 1828.

Du verkennest mich nicht, obgleich mich die Menge verkennet,
Unerreichbares Weib, trefflichstes, welches gelebt:
Und so trage ich leicht das Schicksal, das mich getroffen;
Scheint uns die Sonne, dann wird anderes Licht nicht vermißt.
Nicht die Zahl der Stimmen bestimmt den Werth, nur die Güte;
Da du, Beste, für mich, schmerzen Verläumdungen nicht.
Herrlich in leuchtendem Glanze erregest du stete Bewund'rung,
Hätt' ich nicht andre geliebt, liebte ich dich nicht so sehr,
Würde nicht kennen die Fülle der Schönheit des edelsten Herzens;
Ideal bist du immerfort deines Geschlechts.
Du Seelvolle, du zwingst die Seele dich hehr zu verehren,
Und mein Wesen, es ist innigst mit deinem verwebt.
Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest' ewig die Liebe für dich. (II. 164.)

Diesen folgen Gedichte an schon verewigte oder noch lebende Freunde des Königs, z. B. an den Fürsten von Oettingen-Wallerstein, an Hompesch rc. und Elegien auf Gegenden, die ihm heitre Erinnerungen verschönern z. B. auf Nymphenburg, Schwetzingen, das Heidelberger Schloß rc. Unter den Gedichten von lokalem Interesse verdient aber vor allen das folgende hervorgehoben zu werden, weil es zugleich das einzige eigentlich politische in der Sammlung ist. (I. 289.)

Die drey leeren Erwartungen in einem gewissen Lande, im Jahre 1821.

Drey Dinge vernehmen wir gar zu oft
Und mußten sie häufig schon hören,
Betrogen ist, der auf sie noch hofft,
Man will durch Versprechen bethören.
Von ihnen wird verkündiget viel,
Es treibt sich damit ein ärgerlich Spiel.

Ersparung ist das Losungswort,
Doch sehen wir nirgends ersparen,
So wie es ging, so geht es fort,
Wenn wir nicht des Schlimmern erfahren!
Dem kärglich Besoldeten zwackte man ab,
Da man dem Reichen doch mehr noch gab.

Es tönet von Vereinfachung sehr,
Doch wie in den Spinnengeweben
Die Fliegen, verwirren sie sich nur mehr,
Nicht können dem Kreis sich entheben;
Benennung wird anders, die Sache verbleibt,
Im ewigen Ringe es endlos sich treibt.

Vergebens sucht ihr gediegenen Sinn,
Er will euch niemals erscheinen,
Gerichtet ist alles auf leeren Gewinn,
Es möchte der Redliche weinen.
Gezählt wird nur, es wird verzählt,
Denn überall das Göttliche fehlt.

Auf diese Verheissungen nie mehr baut,
So lang jene Männer noch schalten,
Doch auf die Zukunft beharrlich vertraut,
Es lebet ein höheres Walten;
Ob häufig getäuscht auch Hoffnung entfiel,
Wird einstmals dennoch erreicht das Ziel.

(Der Beschluß folgt.)

N°. 38.

Litteratur-Blatt.

Dienstag, 12. Mai 1829.

Dichtkunst.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwey Theile. München, im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

(Beschluß.)

Eine zweyte Klasse unter den Gedichten des Königs, die sich auf die gegenwärtige Zeit beziehn, bilden die, welche wir die griechischen nennen wollen. Es ist bereits jedem bekannt, welchen Antheil der König an dem unglücklichen Schicksal der Griechen genommen hat, und hier spricht er diese seine großmüthige Gesinnung in einer Reihe von trefflichen Gedichten aus. (Zweyter Theil, S. 1 — 55.) Wir heben einige der schönsten der darin enthaltenen Gedanken hervor:

Wo gebietend fremde Waffen tönen,
Wird Selbstständigkeit nicht hergestellt,
Und der Gallier muß dem Franken fröhnen,
Wenn das Römer-Joch durch diesen fällt;
Freyheit wird vom Fremden nur verhöhnet,
Den allein, der sie errang, sie krönet,
Blos das Eigene ist von Bestand. (II. 1.)

Wo hell die Sonne aufgegangen,
Da soll jezt werden ew'ge Nacht!
Es soll der Mond da blutig prangen,
Von wo das Licht zu uns gebracht!

Die Hölle jauchzt, die Engel trauern,
Es seufzt, gehemmt, die Menschheit mit,
Es jubelt in der Schlösser Mauern,
Weil Hellas der Barbar zertritt.

Verzweifelt nicht, wenn selbst verschwunden
Der Hoffnung lezter Strahl erscheint;
Wenn Hülfe nur der Feind gefunden,
Man euch selbst Menschlichkeit verneint.

Der Deutschland half, wird Hellas retten;
Die Fürsten brachen nicht das Joch,
Zersprengen wird er eure Ketten,
Der Allgewalt'ge lebet noch. (II. 7.)

Mit Blut gefärbt, ist frisch das Kreuz errichtet,
Und Muth mit Frömmigkeit hält es umschlungen;
Dem Staube habt's, Hellenen, ihr entschwungen,
Viel neue Märtyrer sind rings geschichtet.

Und weil ihr auf das Irdische verzichtet,
So ward das Himmlische von euch errungen,
Und auch zugleich das Irdische bezwungen,
Auf Hellas Fluren ist der Feind zernichtet. (II. 11.)

Seyd froh, Hellenen, ihr nur könnt es sagen,
Daß ihr nicht des Beschirmers Schild getragen,
Von keinem andern wird ein Volk befreyt. (II. 21.)

Um soviel Herakles Kraft sich mehrte,
Als die Arbeit Here ihm erschwerte,
Als ihr Haß die Kämpfer ihm gebar,
Wachse mit des wüth'gen Krieges Größe
Euer Muth, daß sich im Sieg dann löse
Der Zernichtung dräuende Gefahr. (II. 23.)

An die Hellenen, da ich König.

Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu senden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreyenden Kampf.
Thatlos verwebeten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Blos in die Saiten allein durfte sie greifen, die Hand;
Einsam erklangen dieselben wie Seufzer verheimlichter Liebe.
Jezt ist die Lyra verstummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß sichs gestalte zur That, Griechen zu euerem Heil.
(II. 29.)

Eine andre sehr zahlreiche Klasse von den Gedichten des Königs wollen wir mit dem Namen der italienischen bezeichnen, sofern dieselben Italien und italienisches Leben zum Gegenstande haben. Man weiß, wie sehr der König Italien liebt, wie oft er sich in dieser schönen Heimath der Kunst und jedes Lebensreizes aufhielt, wie es ihn immer und immer wieder über die Alpen hinüberzog. Vom Gardasee bis Sizilien ist ihm Italien so bekannt, wie sein eignes Vaterland, und indem er in der Erinnerung diese schönen Wege noch einmal zurücklegt, an den reizenden Orten noch einmal verweilt, bilden seine Gefühle und Phantasien sich hier zu einer größern Elegie, dort zu einer kleinen Xenie, hier zu einem ganzen Gemälde, dort zu einem Epigramm aus. Bald ist es die Natur und das fröhliche Leben selbst, bald sind es die ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit und die Werke der Kunst, die ihn an-

ziehn und ihm ein Gedicht ablocken. In den Elegien spricht der Dichter sich mit ernster Wehmuth und Bewunderung der untergegangenen Größe aus, in den Xenien zuweilen mit edlem Unwillen und gerechtem Spott gegen die unwürdigen Nachfolger der alten Römer. Die meisten dieser Gedichte sind theils Rom und seinen Umgebungen, theils Sizilien gewidmet. Der Raum gestattet uns nicht, einige von den größern Elegien anzuführen, dagegen wollen wir einige Xenien auszeichnen.

Die Beweisgründe.

Ist dies Graunumwölkte Italien? Könnt' es nicht glauben,
Säh' das zerrissene Volk, sähe die Bettler ich nicht.

Die Alten, die Neuen (1817).

Holz und Papier wir, Erz und Marmor die Alten gebrauchten;
Währen soll, was geschah; schade! wenn blieb' was geschieht!

Vesta-Tempel.

Klein bist du, doch warst du auch nur für Jungfern erbauet;
Für die Frauen, die treu, wärest in Rom du zu groß?

Roma's Jugend.

Täuschung und Wahrheit umringen vereinigt die Jugend von Roma,
Wie sie der Sterblichen selbst führen durchs Leben hindurch.

Der Friedenstempel.

Da du zertrümmert, verdienst du endlich deine Bestimmung;
Nur wenn das Sterbliche todt, kommet der Frieden hinein.

Mozarts Titus.

Deine Accorde ergreifen mit Wehmuth die sehnende Seele,
Wie in dem heutigen Rom sie das Vergangene fühlt.

Il dolce far niente.

Denke nicht nach, nur sehe auf Rom und du denkest am meisten,
Scheinbar im Müßiggang thut immer das Schönste der Geist.

Der Wechsel.

Schweiget die Zunge, dann nur erst redet entfesselt die Seele;
Schlafet das heutige Rom, wachet das vorige auf.

Die von Michael Angelo verfertigte Bildsäule Moses in San Pietro in Vincoli.

Solcher zermalmenden Kraft bist, Moses, du sicher gewesen,
Dich darstellend hiemit zeiget der Künstler sich selbst.

Michael Angelo Buonarotti.

Heidnische Ruhe und christliche Milde sie blieben dir fremde;
Alttestamentalisch bist du, Zürnender, wie es dein Gott.

Christus in Rapaels Disputa.

Dieses ist Christus; so und nur so denken wir selben,
Wie er's von Rapael ist, malet die Seele sich ihn.

Orto Farnese.

Schillers Tod erfuhr ich hier in dem Garten; in Roma,
Wo ich's verlängern gewollt, hört' ich: „das Licht ist verlöscht."

Empfindung in Rom.

Heidnische Wollust möchten wir haben und christlichen Frieden,
Aber Leben und Tod nie sich vereinigen läßt.

Die wahren Einheimischen.

Heimisch im Corso, in Rom doch Fremdlinge, leben die Römer
Und der Fremde allein kennet und fühlet auch Rom.

Canovas Grazien.

Ueppige Mädchen sind hier die Grazien, Lüsternheit weckend.
Ist zu reizen jedoch je die Bestimmung der Kunst?

Thorwaldsens Grazien.

Unverhüllt sind auch die deinigen, unverhüllend uns zeigend
Hellas Charitinnen, keusch, göttlich, in heiliger Kunst.

Auf den Cardinal Staatssekretär Herkules Consalvi.

Auch hier trachtet ein Herkules, emsig die Ställe zu säubern,
Aber der Koth ist zu tief, ach! und gefesselt der Arm.

Die Oper: Scipio in Afrika.

Auf der Bühne allein noch sehen in Roma wir Römer;
Ach! wie schlecht sogar werden dieselben gespielt.

Der Marionettenkarren.

Wie auf Erden bereits längst alles verkleinlicht geworden,
Fährt auch kein Thespis mehr, fahren die Puppen herum.

Rom im Mondschein.

Auf dir weilet der friedliche Schimmer des Mondes, auf welcher
Lange die Zeit schon ruht; ruhe, ermüdete Stadt!

Die Contraste.

Rosen bey Schnee! Oestreichische Krieger und Masken! Der größte
Gegensatz ist und verbleibt immerhin Rom doch von Rom.

Doppelter Magnet.

Ganz Rom ziehet mich an und mich zieht es zur liebenden Gattin;
So verlanget der Mensch Himmel und Erde zugleich.

Anschauung der Weltgeschichte.

An der Geschichte der Welt gehn wir in Roma vorüber,
Jede Vergangenheit spricht hier aus den Werken uns an.

Wir können uns nicht enthalten, auch noch die folgenden zwey schönen Sonette herzusetzen. (I. 221. 222.)

Der Sicilianerinnen Augen.

Kein Feuer, Glut, was strömt aus euern Augen,
Ein namenloses sehnendes Verlangen,
Um liebend Gegenliebe zu empfangen,
Entzücket Seel' in Seele zu verhauchen.

Ein neues Daseyn ist mir aufgegangen,
Ins Meer der Wonne fühle ich mich tauchen,
Der Augen Strahlen möcht' ich ewig saugen,
Mein Blick möcht' an dem ihren ewig hangen.

Her aus dem Aetna diese Gluthen flammen;
Sind wie die seinen unvergänglich währent;
Aus eigner Gluth ist sich die Gluth ernährend.

Des Zaubers Macht vereinigt sich zusammen
In eurer Augen allgewalt'gen Flammen,
Nicht lebt, der eurer Nähe ist entbehrend.

Der Römerinnen Augen.

Wer könnte jemals nennen das Beglücken,
  In eurer Augen Liebesglanz zu sehen:
  Vor meinen Erd' und Himmel da vergehen;
  Es ist der Lebensblüthe wonn'ges Pflücken.

Wie mag'sche Lüfte aus Elysium wehen,
  So bringen eure Augen mir Entzücken.
  Aus diesem Leben sie mich her entrücken,
  Kein Sterblicher vermag zu widerstehen.

Der Blick ist Sonnenstrahl, der Blindheit bringet,
  Wir nahen ihm nicht lange unversehret.
  Der Himmel weilt in eurem Aug' verkläret.

Beseliget, dem Liebe es gewähret:
  Lebend'ges Feuer, das zum Himmel dringet;
  Die Sinne schwinden, Seele sich entschwinget.

Wir lernen hier den Dichter von einer neuen Seite kennen. Wenn wir ihn bisher nur in seiner erhabenen Stellung als König, und als einen für Religion, Tugend und Recht begeisterten König kennen gelernt haben, so tritt er uns hier in liebenswürdiger Menschlichkeit näher. Wir sehn ihn gewissermaßen incognito als einen poetischen Reisenden; der König tritt mehr zurück, der heitre, nach allen Seiten für die Freude und den Genuß empfängliche Dichter macht sich frey.

In dieser Weise nun bilden die italienischen Gedichte den Uebergang zu der Klasse von Dichtungen des Königs, die wir vorzugsweise die empfindsamen nennen wollen, weil sich darin ein an sanften Gefühlen unendlich reiches Dichterherz, eine nach den Freuden der Ruhe, des Privatlebens und des stillen Glücks sich sehnende schöne Seele, ein rein menschliches und zugleich poetisches Gemüth ausspricht, uns seine geheimen Leiden und Wonnen offenbart und uns in rührenden Worten gar oft daran erinnert, daß dem glänzenden Glücke des Thrones nicht selten das bescheidne Glück der Hütte vorzuziehn ist, daß die erhabnen Rechte des Throns oft das nicht gewähren, was dem Privatmann seine Niedrigkeit gewährt.

In einer Menge von Gedichten sehn wir die reinste Flamme der Liebe lodern, das Herz fließt über und seine Sprache gewinnt eine Wahrheit und Innigkeit, wie sie nur die größten Dichter auszeichnet. Vergessen ist die königliche Sorge und nur der glückliche Dichter, der Mensch, ist noch übrig. In andern Gedichten aber beklagt er sich über Täuschung, und scheint zu zweifeln, ob er nicht in doppelter Person als König und als Mensch sein eigner Nebenbuhler geworden sey, ob er nicht in manchem Falle dem Purpur über dem Herzen verdanke, was er nur dem Herzen selbst verdanken wolle. Wieder in andern Gedichten beklagt er sich, daß ihm sein Loos zu viele Mittel des Lebensgenusses und des Glückes gewährt habe, daß er an Freuden übersättigt sey, und daß ihm eben deshalb die höchste Freude, die in der Beschränkung des Glücks, in der Sehnsucht und Erwartung liege, benommen sey.

Sehnsucht nach Sehnsucht.

Kehre wieder um, mein vor'ges Sehnen,
Namlos süßes, schmerzliches Gefühl,
Du bist hin! verrinnt sind meine Thränen,
Jetzo ist's in mir so still, so kühl.

Freudig hatte es das Herz gehoben,
Wie beseligt war dasselbe da!
Nun ist mir der holde Wahn zerstoben,
Wie's in Ferne war, ist's nicht mehr nah!

In der Ferne nur die Sonne glänzet,
Immer kalt und Dunkel ist sie nah;
Schimmer, der's Vergangene bekränzet,
In der Gegenwart kein Auge sah.

In dem Licht entschwind't der Dämmrung Schimmer,
Feind des Schönen ist die Wirklichkeit;
Wie wir's fühlten, fühlen wir es nimmer,
Wie das Ziel erreicht, ist's ewig weit.

Darum nur der Kindheit Reiz uns währet,
Weil von allem sie das Früh'ste war;
Weil für uns sie nie zurücke kehret,
Stellt sie immer wünschenswerth sich dar.

O! wie reich war ich in dem Verlangen,
Sehnend ward mir herrlicher Genuß
Im Besitze nun wie arm! vergangen
Ist der Zauber mit der Brautnacht Kuß. (II. 92.)

Allein auch hier artet die Klage nie in Weichherzigkeit und Ermattung aus. Stets erinnert sich der Dichter, daß es ein Höheres gibt, woran er kraftvoll sich festhält.

Jetzt über Venus üpp'gem Reich erhoben,
  An welches sklavisch lange ich gefettet,
  Auf einem Felsen stehe ich gerettet,
  Es rauschet unter mir der Lüste Toben.

Ihr Sinnenreize seyd für mich zerstoben,
  Ihr seyd, als wenn ihr nie gefaßt mich hättet;
  In Seelenruhe ist mein Seyn gebettet,
  Nach unten nicht, es geht mein Blick nach oben.

Ich bin so überselig! bin verkläret!
  Und Luft und Erde sind mir nun erheitert,
  Durch Liebe ist der Himmel mir erweitert.

Die Glut, die mich durchströmt, mich nicht verzehret,
  Mich wonnend der Geliebten ihre nähret,
  Auf meine Tugend jeder Angriff scheitert. (II. 111.)

Indem er aber als König über die weite und tiefe Kluft hinüberblickt, die ihn von andern Menschen trennt, und oft gern die Brücke finden möchte, aber nur die Regenbogenbrücke der Poesie findet, bricht er in Klagen aus,

deren rührende Wahrheit wir anerkennen und ehren sollen. Der Dichter hat so oft königlich gesprochen, sollen wir es dem König verargen, wenn er einmal ganz wie ein Dichter klagt?

Der Könige Loos.

Von des Hofes Zwang umgeben,
Schon ein Todter in dem Leben,
Wie ein Götterbild von Stein,
Thronen in des Schlosses Mauern
Soll der König, soll vertrauern,
Immer abgesondert seyn.

Was dem Aermsten selbst gewähret,
Er auf seinem Thron entbehret
Froben Umgangs heitre Lust.
Wie an Fäden soll er wandeln,
Gleich wie auf der Bühne handeln,
Seiner Rolle sich bewußt.

Abgewogen, abgemessen
Sey ihm alles, soll vergessen,
Daß er Mensch ist, immer kühl
Soll sein Herz nie höher schlagen,
Einsam freudlos soll er ragen,
Abgestorben dem Gefühl.

Ach, worauf sein Blick verweilet,
Von Verläumdung wirds ereilet,
Sey es noch so gut, so rein,
And'res Ansehn es erlanget,
Und der Himmel selbst empfanget,
Gleich davon der Hölle Schein. (II. 55.)

Königsklage.

Düst're Wolken mich umschweben,
Um mich waltet dunkle Nacht,
Hin ist alles, um das Leben,
Bin ich frühe schon gebracht.

Was ich suche muß ich meiden,
Ach es ist noch nicht genug,
Durch Verläumdung selbst zu leiden;
Bringe üb'rall hin den Fluch.

Wenns für mich ist ein Vergehen
Mit den Menschen Mensch zu seyn,
Sollen sie mich auch nicht sehen,
Bin ich unter ihnen doch allein.

Ein Verlaß'ner in der Menge,
Wandle wie ein Schatten stumm,
Einsam selber im Gedränge,
In der Heimath fremd herum.

Fliehend von den Menschen ferne,
Um das Herz schlingt Schwermuth sich;
Mir nur leuchten keine Sterne,
Schwarz Gewölk umfinstert mich.

Stiller werd ich, stiller immer,
Mir gleichgültig wird Natur;
Sie verlor den heitern Schimmer,
Ach für mich bis auf die Spur.

Sagt was habet ihr gewonnen,
Wenn mein Wesen sich umeist,
Wenn der frohe Sinn zerronnen,
Dumpf und trüb erstarrt der Geist? (II. 56.)

Verarget mir's nicht, wenn ich mich entrücke
Auf Augenblicke aus dem leeren Raume,
Zu halten mich bestrebend an dem Saume
Der Freude, doch sie kehret nicht zurücke.

Gestattet, daß ich von dem Lebensbaume
Zuweilen doch ein einz'ges Blättchen pflücke,
Mich wieder wende zu dem frühern Glücke,
O! wecket mich nicht aus dem flücht'gen Traume.

Mißgönnt mir nicht die kurze, freye Stunde,
Wenn ich ein Sklave bin im ganzen Tage,
Daß meine Seele wiederum gesunde!

Doch rufts von überall mir her: „Entsage!
„Entbehrung stehet mit dem Thron im Bunde,
„Dir bleibet nur der ew'gen Sehnsucht Klage."

(II. 59.)

Hiermit sind, wie mich dünkt, wenigstens die Hauptzüge angedeutet, in welchen der großartige und originelle Charakter der vorliegenden Gedichte sich ausgesprochen.

Nachdem wir erfahren, was diese Gedichte enthalten, kann es uns Deutschen nur zur Ehre und Freude gereichen, daß ihr Verfasser sie uns mitgetheilt hat. Verberge sich in Nacht, was vor dem Lichte sich zu scheuen hat. Die reine Gesinnung und echte Begeisterung darf niemals das Licht fürchten, soll und muß sich offenbaren. Wir dürfen von jedem edlen Geist verlangen, daß er sich zeige und öffentlich zu dem Heiligen sich bekenne, dem er dient, zur Ermuthigung der Bessern, zur Beschämung und zum Schrecken der Widersacher. Dies gilt aber in noch höherm Grade von einem Fürsten, auf den die Augen eines ganzen Volkes sehn, und der nicht leicht etwas Geheimes haben darf, ohne daß hier das lauernde Mißtrauen, dort die schamlose Schmeicheley in der Nacht des Geheimnisses ihre optischen Maschinen spielen lassen und uns magische Trugbilder vorgaukeln. Wie der Wahrheit überall ein Thron gebührt, so gebührt dem Throne Wahrheit. Offen liege das Herz des Fürsten seinem Volke! So war es in der alten treuherzigen Zeit, und König Ludwig hat ihr Andenken wunderbar verjüngt. Nur eins vermag uns dahin zurück zu führen, dabey zu erhalten: wenn die Wahrheit sich nicht verbergen und verstellen soll, muß sie schön, muß sie eine liebenswürdige Wahrheit seyn!

W. M.

Nº. 39.

Literatur-Blatt.

Freitag, 15. Mai 1829.

Reisen durch Morea.

Spon — Gell (Itinerary; Argolis; Narrative) Dodwell — Pouqueville — Bartholdi — Stanhope u. a. m.

Ein eigenthümlicher Reiz waltet von jeher über Griechenland. Die Gestaltung, wodurch sich unser Erdtheil vor den andern auszeichnet, erkennt man im Kleinen an diesem Lande, und an wenig andern Ländern Europa's tritt derselbe Charakter so bestimmt hervor. Es tritt zuerst auf im Halbdunkel der ältesten europäischen Ueberlieferungen. Seine kleinen Staaten verbreiteten ihren segensreichen Einfluß über drey Erdtheile. Sein Volk hat unter allen geschichtlichen Völkern Europa's am längsten, am reinsten seine Sprache bewahrt. Die Sklaverey vieler Jahrhunderte konnte seinen Nationalsinn nicht unterdrücken. Was ist aber der erste, der hauptsächliche Grund jenes Zaubers, der sich über Hellas verbreitet? Es ist die Mutter unsrer Wissenschaften, unsrer Künste.

Unsere Vorfahren lebten unbekannt in ihren Wäldern ein kulturloses Leben, da sangen schon Homeriden in Hellas, in Argos, an den Küsten Kleinasiens, deren Himmel, Sprache, Bevölkerung griechisch waren, jene Epopeen, welche sogar nach Dante's großartigen Dichtungen die ersten Muster bleiben.

Fehden entzweyten die von friedlichem Völkerverkehr entfernten Stämme des nördlichen Europa's, da glänzten schon Phidias, Lysipp, Herodot, Thucydides; da erklangen die Dithyramben Pindars; da warb die großartige Tragödie des Aeschylos, die geregelte, liebliche Dichtung des Sophokles um den Beyfall Attika's; attisches Salz, aristophanischer Witz, die Philosophie des Sokrates, des Aristoteles sezten drey Erdtheile in Staunen; und Griechen schrieben gedemüthigten Feinden als Bedingung des Friedens vor — die Menschenopfer aufzuheben.

Das stolze Rom konnte die Griechen nicht Barbaren nennen; es geizte um den Beyfall der Besiegten. Rom, Venedig, Frankreich, welche ihren Einfluß in Griechenland aufrecht hielten, brachten wenigstens selbst eine, freylich zum Theil von Griechenland erborgte, Kultur mit dahin. Der Muselmann, der verächtlich auf Kultur herabsah, legte dadurch den Keim zu einem nothwendigen Falle. Denn Barbaren erkaufen dauernde Herrschaft blos durch eigne Bildsamkeit.

Durch die Annahme griechischer Kultur wurde ein dauerndes Band zwischen Griechenland und dem übrigen Europa geknüpft. Die großartigen Naturerscheinungen aller Welttheile sind uns bekannt, und kein Naturwunder stößt solche Begeisterung ein, als der klassische Boden griechischer Länder. Apoll und die Musen, Tempe und der Mäander, der Kampf um Troja und die Befreyung von persischer Botmäßigkeit, sie begeistern noch unsre Dichter, unsre Krieger; und verdankt Europa den Griechen seine Kultur, schöpften Fürsten und Völker Beyspiele aus der Geschichte Griechenlands, so war es die Hülfe und die Theilnahme, welche Fürsten und Völker dem erwachenden Griechenland bezeigten, die zur Vollendung seines schwierigen Freyheitskrieges beytrug.

Die gemeinschaftlichen großen Unternehmungen und die gegenseitigen Fehden der alten Griechen sind vorüber, aber die Keime des Kulturlebens, welche sie ausstreuten, haben Wurzeln getrieben und Früchte gebracht. Auch die neueren Gährungen, welche den Boden von Hellas verwüstet, seine Bevölkerung verringert und fast ganz Europa in Trauer versezt haben, sind ihrem Ende nah, aber die Siegsgesänge der Kalvo, Sutzo, Ritzo gehören schon allen Nationen Europa's.

Ein französisches Heer betrat den klassischen Boden, um schönere, reinere Trophäen heimzubringen, als seine Vorfahren zur Zeit Montferrat's. Jedermann erinnert sich der wichtigen Folgen, welche die französische Expedition nach Aegypten zu Anfang dieses Jahrhunderts, wiewohl sie verunglückte, für Kunst und Wissenschaft hatte. Schon der Feldzug an und für sich richtet unsre Aufmerksamkeit nach Morea. Bald werden Gelehrte und Künstler folgen, um die noch vorhandenen Reste des Alterthums aufzusuchen. Richteten die Verwüstungen des lezten Kriegs einen Theil der noch übrigen Denkmäler zu Grunde, so hat doch gewiß die Erde in ihrem Schooße den größeren Theil

aufbewahrt. Vor dem Wiederaufleben der Wissenschaften fand sich eine unbedeutende Anzahl von Bildsäulen in Italien; die Kunstwerke, welche jezt in den Museen dieses Landes und in ganz Europa bewundert werden, trozten vergraben den Zerstörungen, der Unwissenheit des Mittelalters.

Die Quellen, aus welchen man Belehrung über Morea schöpfen kann, sind durch den lezten Krieg sehr veraltet; einige Jahre brachten grössere Veränderungen mit sich, als in andern Ländern Jahrhunderte. Die während des Krieges erschienenen Schriften, über die Wiedergeburt Griechenlands von Pouqueville, über Europa in Bezug auf Griechenland u. a. m. vom Abte Pradt, die zahlreichen Bücher und Flugschriften über das glorreiche Missolunghi, u. dgl. m. lehren uns das Volk kennen, nicht das Land, und die früheren, veralteten Quellen müssen uns auf die Nachrichten, welche nicht lange ausbleiben können, vorbereiten.

Der bescheidene Spon, der vor hundert Jahren schrieb; der gelehrte Tournefort; die Untersuchungen von Le Roi, Chandier, Hobhouse, Holland, Hughes, Leake, Walpole, Clarke, die gründlichen Werke von Stuart, Gell und besonders Dodwell, die unterhaltenden Reisewerke Castellan's, Bartholdy's und Pouqueville's, die Resultate von Haller, Linkh, Cockevell, Foster, Brondstedt, Gropius, Stanhope, alle diese Leistungen müssen demjenigen bekannt seyn, der mit Ernst die Entdeckungen, welche zu erwarten sind, studiren will; aber mit Bezug auf Morea insbesondere ist die Kenntniß einer kleinen Anzahl von Quellen und Hülfsmitteln besonders nothwendig, und von diesen werde ich versuchen, in möglichster Kürze eine Skizze zu entwerfen.

Spon, ein französischer Arzt, der bescheidenste und einer der kenntnißreichsten, gründlichsten Reisenden, welche Griechenland besuchten, reiste zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, begleitet von dem, ebenfalls kenntnißreichen, Engländer Wheler. Ihr Werkchen: Voyage (d'Italie etc) de Grèce. A la Haye, 1724. 2 in 12. verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen; denn nicht blos die Erzählungen und Fabeln der Alten, welche immer bey guter Gelegenheit angeführt werden, sondern auch die wichtigsten Untersuchungen sind darin mit einer Naivität vorgetragen, wie sie jezt selten in französischen Büchern zu finden ist. Eine genaue Vergleichung mit andern Werken ist nothwendig, um alle die von Spon angeführten Orte wiederzufinden; sie sind zum Theil längst verschwunden. Erzählt er Auffallendes, oder was zu seiner Zeit auffallen konnte, so beruft er sich auf das Zeugniß des englischen Edelmanns, welcher ihn begleitete, und der ihn Lügen strafen würde, wenn er nicht die Wahrheit sagte. Ein Reisender unsrer Zeit, welcher so viele Materialien zurückbrächte als Spon, würde sein Werk in Quart, wenn nicht in Folio, herausgeben, und die bedeutendsten Gelehrten würden gegen solchen Prahlaufwand nichts einzuwenden haben, würden ihn anpreisen, wenn die Folio-Bände auch viel Unbedeutenderes enthielten; denn „es ist gut, archäologische Werke in Kredit zu erhalten." Die Worte sind historisch; verstanden werden sie zum wenigsten in Berlin.

Ich übergehe ein Jahrhundert und komme auf Sir William Gell. Er reiste 1805 rc. durch Morea, und zwar als Sekretär des brittischen Gesandten in Konstantinopel. Die türkischen Pforten standen ihm offen; seine Wirthe, seine Führer waren Türken, daher sahen ihn die Griechen ungern, und er hat sich gerächt. Noch im Jahre 1823 will er nichts von ihrer Unabhängigkeit hören, und da er wahrscheinlich nicht insgeheim dagegen wirken konnte, so schreibt er dagegen. Dies hindert nicht, daß sein Itinerary of the Morea. London 1817. 1 in 8. ein nützlicher Wegweiser für Reisende sowohl, als für Stubengelehrte und Belletristen sey. Die größten Gelehrten sind zuweilen einseitig in ihrer Wissenschaft, um so mehr im Leben, in ihren Ansichten überhaupt. Gell's Argolis (London 1820. 1 in 4.) ist die gründlichste Monographie eines Reisenden über einen einzelnen Theil des Peloponneses; die großen Reste des Alterthums, welche in Argolis der Zeit und den Verwüstungen trozten, sind darin gut gezeichnet, gut beschrieben, mit einer interessanten Vorrede bereichert, worin die Alt- und Neugriechen verglichen werden; und es ist zu hoffen, daß die Erbitterung Gell's gegen die Griechen ihn nicht abhalten wird, über andre Theile von Morea eben so tüchtige Arbeiten herauszugeben. Jene Erbitterung spricht sich laut aus in seinem Narrative of a journey in the Morea. London 1823. 1 in 8. Gell scheint in einigen Tory-Häusern beliebt zu seyn, und eine Lady drang in ihn: „Geben Sie „uns doch einmal etwas anders, als Ihre abgeschmackten „Karten und Messungen!" Gehorsam schrieb der gelehrte Mann ein Buch von 411 Seiten, welches nicht hinderte, daß Graf Capodistrias von mehreren Regierungen nach Griechenland geschickt wurde. Dank dem Verfasser für das schöne, aber doch wohl übertriebene Lob, daß Griechenlands Loos bey den Deutschen und Engländern einen stärkeren und reineren Enthusiasmus erregte, als bey den Griechen selbst! Aber es scheint ihm unmöglich, daß die Griechen ein ehrwürdiges Oberhaupt fänden; und wenn dennoch, daß sie ihm gehorchten, und er kann sich nicht denken, daß sich unter den Unterdrückten Volkskraft entwickle!! Einen Griechen nennt er höchstens einen guten Menschen, einen armen Menschen, er zeichnet die Griechen ab, die Lady's zu amüsiren; aber wo eine türkische Ader zu finden ist, da hat er Angenehmeres zu erzählen. „Die Lalioten sind

„das beste Volk in Morea;“ die Laliotes, sagt Pouqueville, sind rohe Albanesen, halb Türken, halb Griechen, tyrannisch gegen beyde. Besonders mißtrauisch bin ich gegen Gell geworden, als ich ihn so kurzweg und so falsch über das nördliche Deutschland aburtheilen sah. Kann er das nördliche Deutschland nicht leiden, je nun! an jedem Lande findet sich etwas auszusetzen, und es gibt Kritiken, die wir gern hören. Wie ist es aber mit folgender?:

„Das nördliche Deutschland im Allgemeinen, „der größere Theil Spaniens und ganz Portugal (1823) erscheinen dem (englischen?) Reisenden weniger verwandt (congenial) und weniger civilisirt als selbst die Türken. England allein ist gleichmäßig civilisirt in seiner „ganzen Ausdehnung; nächstdem das nördliche „Italien und Holland.“

Nun aber ein wichtiger Vorwurf!:

„Ich fürchte, der Abscheu vor dem Ausspucken „ist auf die englischen und mahomedanischen „Nationen beschränkt. (Schöne Geistesverwandtschaft!) Ich glaube (mit Unrecht), die gebildeten „Franzosen fahren noch fort, auf den Fußboden „zu spucken; und ich weiß, die Deutschen und „die Italiener thun es ohne Gnade. Daher „dürfen die Franken nicht in die Moscheen eintreten.“

Einen reichen Schatz von Belehrung enthält das gründliche Werk von Dodwell, a classical and topographical tour trough Greece. London 1819. 2 in 4. Dodwell reiste in den Jahren 1801, 5, 6. Er schrieb seine Notizen auf dem Pferde, aber nicht aus dem Stegreif. Sein erster Zweck ist Wahrheit, und sollten dabey die Wendungen des Styls an Schönheit verlieren, und sollte sein Buch nicht unterhaltend seyn. Wo die Wahrheit nicht zu gründen ist, da ist sein Zweck Forschung, und sollte er kein Resultat finden. Und wo er kein Resultat fand, ist er aufrichtig, sollte er seinen Nachfolgern den Ruhm überlassen, schärfer zu sehen als er. Kann er nicht beschreiben, deutet er blos an; was er nicht gesehen, davon spricht er nicht. Aber er ist Gelehrter, und hat seine Privathypothesen; die cyklopischen Mauern hält er für ägyptisch; doch will er seine Ansichten Niemanden aufzwingen. Darum ehre ich Dodwell als den trefflichsten unter den Reisenden, welche Griechenland besucht und bis jezt ihr Werk vollständig herausgegeben haben. Er und der römische Künstler Pomardi, sein Begleiter, haben etwa 1000 Zeichnungen zurückgebracht, wovon leider nur ein Theil erschienen. Die Gebirgszeichnung seiner Karte ist wahrscheinlich unrichtig.

Der 4te und ein Theil des 5ten Bandes von Pouqueville's Voyage dans la Grèce. Paris, chez Didot. 1820, 21, beschäftigen sich mit Morea. Pouqueville war französischer Konsul in Janina. Ueber das nördliche Griechenland ist er Hauptquelle unter den Neueren; durch Morea aber reiste er schnell. In einem Kloster, wo er Handschriften sah, unterhielt er sich mit den Mönchen über Dogmen, anstatt die Handschriften zu untersuchen, ohne zu bedenken, daß in den pariser Bibliotheken etwa hundert hdschr. Bände von den Glaubensverschiedenheiten der abendländischen und morgenländischen Kirche handeln. Er glaubt, an manchen Orten künftigen Reisenden nichts zum Entdecken übrig gelassen zu haben, ohne daß er selbst Plane aufgenommen, gezeichnet, gegraben hätte. Einen Theil seiner Reise machte er mit dem englischen Konsul Cartwright; lezterer hielt seine Uhr in der Hand, und Pouqueville wahrscheinlich einige Blätter des Pausanias und so gaben sie chemin faisant den Hütten, den Gegenden, den Flüssen, Bergen, Ruinen Namen aufs Gerathewohl, und Compendienschreiber, Kartenzeichner haben diese Andeutungen nicht unbenuzt gelassen. Groß war der Ruf von Pouqueville's Reisebeschreibung; sie ist so schön geschrieben, ja sie ist eine poetische Prosa, und er sagt, es sey nicht anders möglich gewesen, als so zu schreiben, denn das Land ist poetisch; aber Pouqueville ist kein Dichter, daher hat ihm der Styl viele Mühe gekostet, und die Akademie belohnte sie, indem sie ihn aufnahm. Allerdings verdient Pouqueville, Mitglied der pariser Akademie zu seyn, und seine Reisebeschreibung ist, wo nicht die gründlichste, doch die angenehmste, enthält viel Gutes, und ich empfehle sie allen denen an, welchen es nicht darauf ankömmt, ob er das Wort Lavra richtig verstanden, welches Kloster bedeutet, und welches er wie andre in St. Laure verwandelt; aber wer ganz genau seyn will, lese die Abhandlung von Letronne im Journal des Savans, von Letronne, dem gefürchtetsten philologischen Kritiker in Frankreich, der Freund und Feind die ganze Wahrheit sagt.

Solche Bücher sind es, welche am besten auf die nähere Kenntniß, die wir von Morea erwarten, vorbereiten. Bartholdy's Reise in Griechenland (Berlin 1805, 1 in 8. Paris 1807, 2 in 8.) ist ebenfalls sehr belehrend, unterhaltend. Zu den wichtigen Schriften über einzelne Gegenden gehört noch der kleine Folioband über Olympia, von Stanhope, in Deutschland wahrscheinlich selten. Die Ufer des Alpheus, namentlich Olympia, waren der Hauptschauplatz griechischer Kunst, und Bildung überhaupt, im Peloponnes. Achtzig Stadien waren voll von Kunstwerken; hier glänzte Phidias; nirgends wie hier, suchte sich der Grieche hervorzuthun, denn er war umringt von Siegern, Helden, Fürsten, Dichtern, Geschichtschreibern. Frühzeitig wurden die goldenen Bildsäulen entwendet, und die Werke des Phidias wanderten wohl nach Rom und andere nach Konstantinopel; aber die Bildsäulen, welche Nero in die Kanäle werfen ließ, die

Denkmäler der Baukunst, welche der Alpheus untergrub und mit einer Anschwemmungserde überdeckte, welche achtzehn Fuß hoch seyn soll, — dies und die Erzählungen des Pausanias erregten die Begierde zum Nachgraben. Winkelmann schlug eine Subscription dazu vor, aber große Männer, wie Winkelmann finden selten dieselbe Leichtigkeit im Ausführen ihrer Unternehmungen, als die, welche sie ihren Nachfolgern verschaffen. Gell fand Münzen an dem Orte, wo Olympia lag. Dodwell und Pouqueville sahen Helme, welche die Fischer aus dem Alpheus hervorziehn; Stanhope grub, aber nicht tief genug, und er hatte nicht Mittel in Händen, den Fluß wegzuleiten.

War Olympia eine Stadt? Cellarius nannte sie Stadt, in der Eile vielleicht, und die Fehler der Vorgänger nützen den Nachfolgern. Also schrieben über diesen Gegenstand Follard, Pauw, Choiseil Gouffier, Barthelemy, Visconti, la Borde, Gail, Pouqueville, Poppo (und ich glaube ein Professor in Halle). Die Druckkosten ihrer Werke betrugen mehr, als die Ausführung von Winkelmann's Vorhaben erfordert haben würde. Gab es je eine Stadt Olympia, so waren doch nur die Tempelanlagen berühmt, daher schien die Untersuchung manchen Gelehrten unwichtig. Aber der Eifer der verschiedenen Parteyen machte die Frage wichtig, und schon hängt der Ruf, schon hängt vielleicht die Anstellung mehrerer Akademiker von der Entscheidung ab.

Als Stanhope das pariser Institut (Académie des Inscriptions et Belles Lettres) um Instruktionen ersuchte, gerieth die gelehrte Versammlung in große Bewegung. J. B. Gail hatte mehrere Bände über Olympia geschrieben, wovon einer, der sich wenigstens um Olympia herumdreht, 72 Franken kostet und noch großentheils im Buchladen war. Ihm war es darum zu thun, daß Olympia keine Stadt war. Nun war freylich Pouqueville, dem es um das Gegentheil zu thun ist, noch nicht in der Akademie, aber er hatte dort Stellvertreter, und diesen zufolge sollte Olympia eine Stadt gewesen seyn. Was geschah? Stanhope kam zurück und das Resultat seines Folianten ist:

„Ob Olympia eine Stadt gewesen sey oder nicht, weiß ich nicht."

Dies wird von Neuem untersucht werden. Wichtiger aber, umfassender wird folgende Untersuchung seyn. Zum Ausführen derselben wird es nicht hinreichen, einen Fluß abzuleiten, sondern man wird ganz Morea ausgraben müssen, um die Wahrheit aus Tageslicht zu bringen.

War Fourmont ein Betrüger? Von Reisenden sagt Gell: Ja; Pouqueville: Nein. Von Gelehrten sagt Aberdeen: Ja; Raoul-Rochette: Nein. Fourmont rühmte sich, mehr Städte in Griechenland zerstört zu haben als die Römer; Inschriften zerschlagen, Hunderte von Arbeitern zu diesem Zwecke in Bewegung gesezt zu haben. Dies meldete er dem französischen Ministerium, der Brief ist vorhanden; da er es aber gethan haben soll, damit die Engländer nichts fänden, erhielt er statt den Vorwürfen zu seiner Zeit Lob, und die Franzosen vertheidigen jezt gegen die Engländer Fourmont insofern, daß er in dem Briefe an sein Ministerium eine Unwahrheit gesagt. That er dies, sind die von ihm herausgegebenen Inschriften erdichtet (und das sagt Böckh, der die erste Stimme hat!), wer bürgt für die Aechtheit aller nicht herausgegebenen? Und hat er, wie man glaubt, einen Theil der Inschriften vergraben, welche wichtige Aufklärung wird alsdann aus den jetzigen Nachgrabungen hervorgehen!

Barthelemi's Anacharsis ist keine gute Vorbereitungsschrift zur näheren Kenntniß von Griechenland; sie gibt blos nützliche Winke für den, welcher das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden weiß.

Aber so viel auch alle Werke geleistet, welche ich aufgezählt, gibt es kaum bessere Quellen zur Kenntniß des Peloponneses, als die Alten selbst. Wer der griechischen Sprache unkundig ist, kann sich wenigstens durch das Lesen der Uebersetzungen und durch Vergleichung mit den oben genannten Quellen und Hülfsmitteln in den Stand setzen, die Entdeckungen, welche man erwartet, gehörig zu würdigen. Nicht die Schriften aus der klassischen Zeit geben den umfassendsten Begriff von den Kunstwerken des Alterthums; sie waren damals zu gegenwärtig, zu bekannt, als daß sie umständlich beschrieben worden wären. Aber Strabo, und besonders Pausanias, wie auch Plinius müssen uns für den Verlust so vieler anderen Schriften Ersatz leisten. Sie schrieben, nachdem die großen Leistungen der Griechen ein Ende genommen hatten; ihr Urtheil ist nicht immer Kritik, aber ihre Feder, oder vielmehr ihr Griffel ist schon Griffel der Geschichte *).

D.

---

*) Die Karten d'Anville's, Barbié du Bocage's konnten noch nicht genau, nicht vollständig seyn. Die von Gell gibt blos die Reisewege an. Selbst die Karte Dodwell's ist unzuverläßig. Die von Reichard ist mit Kritik gearbeitet. Auch Müller dankt man eine Karte des Peloponneses. Die von Mannert drückt nicht die Zweifel aus, welche er in seinem trefflichen Werke ausspricht. Erst nach den astronomischen Beobachtungen Kapitän Gauthier's war es Lapie möglich, die ausgezeichnete Karte Griechenlands zu verfassen, welche aber bald darauf durch die Beobachtungen des Kapitän Smith Abänderungen erleiden mußte. Das geographische Institut zu München beschäftigt sich mit einer kritischen Karte Griechenlands.

N°. 40.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 19. Mai 1829.

Dichtkunst.

The course of time, a poëm in ten books by Robert Pollok, the fifth edition. William Blackwood, Edinburgh. Herold Hamburgh 1828.

Dieses Gedicht hat außerordentliches Aufsehen in England gemacht. Fünf Auflagen wurden in der kurzen Zeit von 1 Monaten nöthig. Ein englisches Literaturblatt, die Eclectic Review, kündigt es mit den Worten an: Die course of time ist das vollendetste Gedicht, das seit Miltons verlornem Paradies in irgend einer Sprache erschien. Ohne gerade behaupten zu wollen, daß Pollok's Genius über dem Miltons stehet, gestehen wir doch offen, daß, wenn die Wahl uns frey stünde, Verfasser des einen oder anderen Gedichts zu seyn, wir unbedingt für die course of time entscheiden würden u. s. w. Wir waren natürlich sehr begierig, ein Werk zu lesen, dem ein so guter Ruf vorangeht, und in der That hat uns die Erwartung nicht getäuscht. Wir kennen kein neueres Gedicht, das eine so schwierige Aufgabe so trefflich gelöst, das ein christliches, man möchte sagen ein theologisches Thema so schön besungen hätte. Dante hat in Italien tausend Nachtreter gefunden; ihre vergeblichen Bemühungen dienten blos dazu, den Ruhm des Meisters zu heben, und zu zeigen, wie gefährlich Nachahmung in diesem Gebiete sey, und doch war bis zu Anfang des lezten Jahrhunderts der Zeitgeist einem solchen theologischen Gegenstande hold. Aber in unsern Tagen, wo die Dichtung sich so ganz von der Offenbarung abgetrennt hat, ein ähnliches Thema auf eine Art zu behandeln, daß Jeder, auch Derjenige, der sonst solchen Poesien abgeneigt ist, zugleich christlich und poetisch angeregt und bezaubert wird, ist ein Lob, das Herrn Pollok einen ehrenvollen Platz unter den Barden des gesangreichen England sichert.

Das Ganze zerfällt in zehn Bücher, in reimlosen Jamben, wie die in Miltons Paradies. Es ist course of time, der Verlauf der Zeit, betitelt, weil, wie die drey lezten Jamben des 10ten Buches sagen, darin besungen wird.

Die Welt im Morgenroth, im Mittag, im Verfalle,
Wie Zeitlichkeit verstrich und der Gerechte
Gerettet ward, verdammt der Sünder und erfüllt
Des ew'gen Schöpfers wundervolle Plane.

Das erste Buch beginnt mit einer an das alte Testament erinnernden Anrufung des ewigen Geistes der Wahrheit, der die Dinge so sieht, wie sie sind. Vorüber ist die Zeitlichkeit, das Gericht, so lang gefürchtet und so viel ersehnt, ist vorüber. Zwey Söhne des Himmels wandeln herum auf den Wällen des Paradieses, um ihren Blick am Schauspiele himmlischer Schöpfung zu ergötzen. Da schwebt eben ein anderer seliger Geist aus einem unteren Planeten nach vollbrachtem Laufe empor, und wird von ihnen als neuer Bürger des Himmels geprüft. Er beschreibt ihnen seinen Aufschwung in die Höhe nach dem Orte der Seligkeit, und schildert, was er seit seiner Entfernung von dem Planeten, auf dem er gelebt, auf seiner Reise nach oben gesehen, die Räume, die er durchwandert.

Selbst wißt ihr es, wenn reif die Tugend ist,
Wenn voll ihr Maaß, strebt sie zum Himmel auf,
Von süßem innerem Drang emporgetragen.
Gleich wie die Schwerkraft in der Körperwelt
Die niedern Kreise nach den höhern zieht.
Reif war in mir die Tugend, nicht zum Ruhme sag' ich's,
Denn was ich bin, verdank ich Gott, nicht mir,
Und ihm allein verdank ich es, ich selbst bin Nichts.
Vollendet war ich und so drang es mich,
Von jener Welt dort unten, die das Auge
Hier kaum noch trifft, wie sie in weitem Kreis
Sich um das Centrum ihrer Sonne schwingt,
Zu scheiden und entbunden schwebt ich auf.
Doch erst noch hemmte meine schnelle Flucht
Der Wunsch, die Welt zu schauen, welche jenseits
Der sichtbaren Schöpfung liegt. Lang war der Weg
Und wundervoll. Ich überschritt die Gränze,
Die Gott gesezt dem Leben und der Liebe,
Wo Licht und Finsterniß, wo Harmonie und Ordnung
Mit furchtbar ödem Graus zusammentrifft.
Und durch die dichte ew'ge unerschaff'ne Nacht

Brach ich lang, lang auf flücht'gen Schwingen,
Durchschifft ich leere namenlose Räume,
Wo Chaos ist, formlos und ödes Nichts.
Hier trifft kein Aug', kein Ohr, kein Sinn,
So scharf er seyn mag, einen Gegenstand,
Nichts schaust du dort in gränzenloser Oede als dich selbst.

Sofort erzählt dieser Selige, wie er auf seiner Fahrt die Wohnung der Verdammten gesehen; beschreibt ihre Verzweiflung, ihre Pein, ihre Verworfenheit, und befragt die zwey andern, warum diese Bewohner der Hölle an der Liebe des Allerbarmenden keinen Antheil hätten. Leztere antworten, daß sie, selbst noch neu im Himmel, diese Frage nicht zu beantworten wüßten. Aber sie wollen ihn zu einem alten Seher führen, der einst auf der Erde gelebt, und dem alle Geheimnisse offenbar seyen. Dies geschieht nun, sie schweben hinan! Der Ort, wo er wohnt, ist so beschrieben:

Schön war der Platz, für heiliges Sinnen auserkoren;
Auf einem Hügel, welcher sanft emporstieg,
In blendend weißem Kleide saß er, über ihm
Erhob ein Lorbeerbaum von mächt'gem Wuchse
Nicht schmucklos, wie auf Erden, sondern reich
Mit Blüthen und mit Himmelsfrucht bedeckt
Die Riesenkrone; rings um seinen Schaft
Wand sich ein ewig grüner Myrtusstrauch
Und jede Blum' voll süßen Duftes,
Der Rosen Pracht, der Lilien blendend Weiß,
Entsproß an seinem Fuß. Zu beyden Seiten
Umschlang die heilige Höh' ein Silberquell,
Der heit're Himmelsmelodien murmelte
Und sanft einstimmte in des Zephir's Lispeln.
In ferner Aussicht öffnet sich dem Auge
Der Lebensstrom, der mannichfach sich windend
Herabfloß von dem luft'gen Throne Gottes,
Denn dieser schließt in Himmelsglanz die Scene.
Der Barde war aus Adams Stamm und saß allein
An diesem Tage in sich selbst versunken
Und über Zeitlichkeit und Erdenleben sinnend,
Und ernste bald, bald heitere Melodien
Entlockt' er einer wunderbaren Harfe.
Sie war von Gold, ein himmlisches Geschenk,
Das er zusammt der Lebenskrone
Am Tage des Gerichts als würdigen Lohn
Des Erdenlebens von dem Herrn empfangen.

An diesen wenden sich die drey Geister mit der Bitte, daß er ihnen die oben angedeuteten Räthsel erklären möchte. — Der Plan des Gedichts umfaßt die Ewigkeit oder eine unermeßliche Zeit; so mußte der Dichter thun, was Homer in der Odyssee und Virgil in der Aeneis that, die Vergangenheit einem Dritten als Erzähler in den Mund legen. Dieser Dritte ist der Seher, und seine Erzählung reicht vom zweyten Gesang bis ans Ende.

Im zweyten Buche nimmt das Gedicht, das im ersten einen epischen Charakter trug, einen didaktischen an. Der Seher beginnt dem Ebenangekommenen, der nichts von den Erdenbewohnern weiß, weil er auf einem andern Planeten lebte, vom Zustand der ersten Erdensöhne und von ihrer Unschuld zu erzählen; dann spricht er vom Sündenfalle und dem über die ganze Erde sich verbreitenden Elende, sodann von dem Plane der Erlösung durch den Opfertod des Sohnes; zulezt beschreibt er die Ursache, warum so wenige das göttlich angebotene Heil annahmen. Stolz sey das Grundlaster der Menschen, Stolz die Ursache ihrer Verdammniß.

Stolz, der sich selbst anbetet, wilder Stolz,
Der sich nicht bändigen läßt; die ält'ste Sünde
War Ursach alles Wehe, alles Uebels.
Aus dieser einen Quelle des Verderbens floß
Empörung gegen den Allmächtigen
Und Haß des Menschen gegen seine Brüder
Und alles Böse, das die Erde sah.
Stolz trieb die Wurzel in des Menschen Herz,
In jeglichen Gedanken seines Innern
Goß er sein Gift. Du Vater alles Lasters,
Unglaube, Haß und Gottes-Lästerung,
Verläumdung, Bosheit, Neid und Rache,
Betrug und Mord und jedes Thun
Verdammlicher Natur, ist dein Geschlecht.
Es war des Herzens nie gestillter Trieb,
Das stete Ziel, der ewig glühende Wunsch
Des Sünders, der nicht neu geboren,
Ein Gott zu seyn; im Purpur, oder
Im Bettlerrock sich selber anzubeten.
Was je die äuß're Form des Handelns war,
Mit welcher Schminke der Gedank' sich deckte,
In welchen Mantel sich das Leben kleidete,
Der eine Wunsch des Herzens war's, der Erste
Zu seyn, das eine glühende Bestreben,
Gelobt, bewundert, angestaunt zu werden.
Doch wer wird je dem Knechte eines Andern dienen!
Daher des Menschen Müh' bey Tag und Nacht
Zu zeigen, daß er sey sein eig'ner Herr,
Und, daß er unabhängig sey vom Schöpfer,
Daß, was er habe, er von Niemand als sich selbst
Zum Leben trage. Auf sich selber
Allein zu stehen, zu Niemands Dienst verpflichtet,
Dies war das Ziel und Streben seines Lebens,
Und in der Thorheit frevelhaften Stolzes
Stieß er sich los von Gott, um selber nun
Ein Gott zu seyn, entschlossen, was da käme,
Der Macht des eigenen Armes zu vertrau'n.

Im dritten Buche spricht sofort der Seher von den Mitteln, welche die göttliche Liebe dem Menschengeschlechte dargereicht, um sich aus dem sittlichen Elende zu befreyen; es ist dies die Offenbarung, die Bibel. Aber wie der menschliche Stolz sich in des Erlösers Tagen gegen die Annahme des Heils gesträubt, so wirken jezt die Leidenschaften der Menschen dem segensreichen Entschluß der Offenbarung entgegen. Diese sind Wollust, Durst nach Ehre, Ruhm nach Gold. Sie Alle sind irdischer Natur und werden durch den Tod vernichtet. So wird der edlere Durst nach Ruhm beschrieben.

Viel sind der Wege, die sie giengen, viel
Der Plane, die sie machten. In die Kammer

Schließt sich der Denker ein, auf seine Hand
Stüzt er das Haupt, in stilles Brüten
Versunken sinnt und sinnt er fort,
Der Dinge fernste Ursach' zu erspähen.
Des Ruhmes Zauber und der Wunsch treibt ihn,
Des Wissens neue Bahn zu finden,
Die seinen Namen auf die Nachwelt trage.

In nächt'ger Einsamkeit, wo stärker sich
Der Geist regt, und der Ungeweihte
In trägem Schlummer liegt, steht auf der Barde
Und geisterartig, wild unird'sches Feuer
Aus seinen truck'nen Augen sprühend,
Schickt Phantasie er aus, um Näh' und Ferne
Um Himmel, Erd' und Hölle zu durchspähn,
Und neue Dichtungen strebt er, und Bilder,
Die nie ein Geist zuvor gedacht, ans Licht zu bringen,
Und wenn dem Blize gleich, ein mächtiger
Gedanke ihn durchzuckt, schnell taucht er ein,
Und bey der Lampe Schimmer, bey dem Schein des Monds,
Der durch das Fenster bricht, schreibt er voll Wonne,
Was ihm ein ew'ger Fund scheint, hastig nieder.

Der Priester selbst, der Diener des Altars,
Der über sel'ge Dinge nachsinnt, über
Die Eitelkeit der Welt, hört oft die Stimme
Des Ruhmes in sein unbewachtes Ohr
Sanft schmeichelnd eitle Töne lispeln.
Und einen Schleyer dann aus ird'schem Stoffe
Zieht über heil'ge Wahrheit er, und wagt,
Den bittern Text mit Honig zu vermengen,
Wie ihn des Sünders eitle Neigung liebt.

Und ward nicht oftmals schon der schlichte Hirt,
Der ohne Ehrgeiz schien, im armen Kleide
Geseh'n, wie er zur Seite seiner Heerde
Am wilden Waldstrom sinnend saß
Und auf den Lieblingsstab den Namen schnitt,
Wie er in rohen Zügen ihn der alten Eiche
Einsenkte oder einem grauen Felsen,
Mit wunderbarem Fleiße ab sich mühend,
So wie die Schrift allmählig unter seiner Hand
Sich rundet und die Form gewinnt, hofft er,
In ferner Zeit, wenn er schon lang begraben,
Werd' einst ein and'rer Wicht des Abends kommen
Und seines Namens Kunde finden.

Im vierten Buche fährt der Seher fort, die andern verderblichen Leidenschaften des Menschenherzen zu schildern: Herrschsucht, falscher Freyheitsschwindel, Schriftstellereitelkeit; hierauf berührt er die andern Hindernisse der Beschäftigung mit den ewigen Angelegenheiten der Seele, ungleiche Austheilung der innern und äußern Güter, des Reichsthums und der Geistesgaben.

Die Schattenseite des Lebens war nun genug geschildert; es mußten auch die irdischen Freuden eine Stelle finden, wenn die Harmonie des Eindrucks nicht gestört werden sollte; dies geschieht im fünften Buche. Der Seher besingt die Freuden der Erde, Freundschaft, Liebe, Glauben, Vertrauen auf Gott. Als Probe von lezterem folgende Stelle.

Schwer war der Schmerz und zahllos uns're Thränen.
Denn sie, die wir verloren, war so gut,
Und viel geliebt, frisch ist das Angedenken
Des Tags in mir, als wär' sie gestern erst gestorben.
Es war ein Maitag, und in froher Jugendkraft
Entblühte rings im Sonnenscheine die Natur,
Und einen schönen Herbst verhieß sie; o wie froh
Schlug unser Herz! Im Hochgefühle der Gesundheit
Durchflog das Blut die Adern, als die Nachricht kommt,
Geboren sey ein Kind; und abermals kommt Nachricht,
Daß sie, die es gebar, zum Tode niederliege.
So schnell tritt Jammer auf der Freude Fersen!
Wir eilen an ihr Bett', wir beugen unsere Knie'
In glühenden Gebeten vor dem Throne
Der Gnade, vor dem Höchsten schütten wir
Mit Fleh'n und Reuethränen unsere Herzen aus.
Doch einen Engel rufen wir zurück
Und einen Geist, der reif zum Himmel ist.
Die ew'ge Gnade, die am hellsten leuchtet,
Wo wir nur dunkel sehen, die uns liebend pflegt,
Wo wir nur Strafgewalt und Zorn erblicken,
Schlägt uns're unverstand'ne Bitte ab.
Noch seh' die Kammer ich vor mir, und seh' das Bette,
Auf dem sie sterbend lag, und alle die Gesichter,
Die aufgelöst in Schmerz die Dulderin umgaben,
Da lag der Vater auf den Knie'n, die Mutter dort
Und über ihre greisen Wangen floß
Ein Strom von Bitterkeit; dort stand der Gatte,
Die Brüder standen dort im Kreise und die Schwestern.
Laut weinten sie und härmten sich, auch ich,
Obwohl der Thränenquell in mir schon trocken war,
Ich mußte weinen; wer im Hause war,
Nahm Theil am allgemeinen gränzenlosen Schmerz.
An all' dies denk' ich stets, doch noch lebendiger
Erinnr' ich mich, und werde ewig mich erinnern
Ans sterbende Auge, das allein noch hell war
Und immer heller leuchtete, je näher
Der Tod hervortrat; also prangt das Blümchen
Am schönsten in dem Schein des Silberstrahls,
Der durch die Wetterwolke bricht, eh' diese
Herniederstürzt und seinen zarten Bau zerknickt.
Sie gab ein Zeichen, ihr das Kind zu bringen;
Es ward gebracht, und neben sie gelegt,
Sie blickt auf sein Gesichtchen, das nicht weint,
Nicht lacht, nicht weiß wie ihm geschieht; sie legt
Die Hand ihm auf die Brust; mit einem Blick,
Der durch den Himmel aufzudringen scheint,
Und wie nur Müttern, welche ihre Kinder
Auf Erden lassen, Gott ihn leiht, erfleht
Sie unaussprechlich Heil und Segen ihrem Sohn.
Gott, nimm mein Kind! so hörten wir sie beten,
Und hörten Nichts mehr, angekommen war
Der Bundesengel, seinem Worte treu
Schickt er sich an, sie durch das Todesthal zu führen.
Jezt wurde heller noch ihr Blick, und immer heller,
Zu hell für uns're Augen, die der Schmerz
Mit namenlosen Thränen überwölkte.
Zulezt erlosch er, wie der Morgenstern,
Der nicht zurückflieht in den dunkeln Westen,
Noch hinter Wetterwolken, sondern der
Allmählig in des Himmels Rosenlicht zerschmilzt.

(Der Beschluß folgt.)

Badeschriften.

1) Die Bäder am Ostseestrande. Geschildert in malerischem Briefe einer Dame an eine Freundin. Leipzig, 1828, bey Paul Gotthelf Kummer.

Recht malerisch mit leichter, weiblicher Hand und einem weiblichen Auge, dem die kleinsten äußerlichen Züge des geselligen Lebens nicht entgehen, schildert die Dame einen Theil von Ostland und das einzige Bad Reval, die Stadt, die Gegend und das Leben des Volks. Das Ganze ist in die Form eines kleinen Romans gebracht, der sich zwischen den leichten, poetischen und geschichtlichen Bemerkungen in liebenswürdiger Anspruchslosigkeit bewegt. Eine junge schlecht und recht vermählte Frau ist nahe daran, die Beute eines romantischen Verführers zu werden, und wird gerettet durch das Erscheinen eines früheren Opfers dieses Mannes.

2) Das Renchthal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Feuersbach und Sulzbach, im Kinzigkreise im Großherzogthum Baden. Heilkundig, geschichtlich, topographisch, statistisch und landwirthschaftlich mit einem botanischen und geologischen Anhange dargestellt von J. Zentner, Hofgerichtsadvokat in Freyburg. Mit 3 Kupfern. Ansichten von Oberkirch, Griesbach und Petersbach. Freyburg im Breisgau, gedruckt bey Friedrich Wagner. 1827.

Gewiß eine höchst willkommene Erscheinung allen Freunden und Freundinnen des reizenden Renchthals. Der gesunde, männliche Frohsinn, die Liebe, mit der der Verfasser alles, was über das schöne Thal belehrendes und anziehendes gesagt werden kann, gesammelt und ausgearbeitet hat; die Treue und Sorgfalt, mit der er das benützte, was ihm zunächst von Andern gegeben werden mußte, wie die Notizen über den chemischen, botanischen geognostischen und besonders den heilkundigen Theil seines Gegenstandes machen ihn zu einem eben so angenehmen als nützlichen und brauchbaren Geleitsmann für alle, die das romantische Thal besuchen wollen, für Aerzte und Nichtärzte, Kranke und Gesunde.

3) Résumé d'analyse et d'experience sur la nature et l'usage des Eaux minérales de Pyrmont. Dédié aux médecins étrangers par Richard Harnier, Dr. Médecin des Eaux susdites. Hanovre 1828. Chez Hahn libraire de la Cour.

Wenn auch zunächst nur dem ärztlichen Publikum bestimmt, ist diese Schrift den Layen doch wohl verständlich wegen ihres klaren, die medicinische Terminologie wo möglich vermeidenden Sprache, und durch den Reichthum von tiefen psychologischen Blicken in das kranke innere Leben einer großen Badewelt auch von allgemeiner Bedeutung. Die unbefangene nicht moralisirende Weise, mit der der Verfasser, gleichsam wie zufällig, oft die Wurzel der leiblichen Krankheit hinein verfolgt bis in den Grund des Seelenlebens, und dann eben so Winke zur Heilung gibt, ist besonders anziehend und bedeutungsvoll. Der Verf., eine lange Reihe von Jahren Arzt an den Bädern von Pyrmont, will nur Eignes geben und gibt auch nur seine Erfahrung. Im ersten Abschnitt redet er von den Mineralquellen in Pyrmont an sich, den Einrichtungen zu ihrer Benützung; im zweyten, dritten und vierten über die wirkliche Anwendung zum Heilzweck und im fünften läßt er noch allgemeine Bemerkungen folgen, vorzüglich über die Zeit, in der die Quellen besucht werden sollten, in Beziehung besonders auf den damit zu verbindenden Besuch von neuern Bädern.

Novellenliteratur.

Novellen von Wilhelm Hauff. Drey Bändchen. Stuttgart, 1827, 1828. Gebrüder Franckh.

Die Dichtungen Hauffs, welche früher in einzelnen Taschenbüchern und Blättern zerstreut waren, erscheinen hier in einer Sammlung, um ihren Freunden den früher empfundenen Genuß zu erneuen. Lebhafte Darstellung und blühende Sprache sind ihr Vorzug vor unzähligen Erzeugnissen dieser Art in der neuesten Zeit, und somit werden sie billig auch fernerhin noch unter die gelesensten gerechnet werden. — Dem aufmerksamen Beobachter der Hauff'schen Novellen wird die successive Lesung derselben ein schönes Zeugniß von den schnellen Fortschritten der früheverblüheten Muse geben. Es ist merkwürdig, wie in kurzer Zeit sich die fließende Sprache zur gewandten und geschmackvollen Darstellung, die Erzählung der Situationen und Ereignisse des äußeren Lebens zur Charakteristik der inneren Welt hervorgearbeitet und seine Dichtungen mehr und mehr gewonnen haben. Zu den willkommensten Produktionen Hauffs gehören unstreitig die beyden Novellen des lezten Bandes: die Ritter von Marienburg, und: das Bild des Kaisers. Im ersten Bande sind: die Bettlerin vom Pont des Arts, und: Othello, im zweyten: Jud Süß, und: die Sängerin, enthalten.

N°. 41.

Literatur-Blatt.

Freitag, 22. Mai 1829.

Dichtkunst.

The course of time, a poëm in ten books by Robert Pollok, the fifth edition. William Blackwood, Edinburgh. Herold Hamburgh 1828.

(Beschluß.)

Von nun an gegen das Ende des fünften Buches nimmt die Dichtung wieder epischen Schwung, indem sie sich genau an die Offenbarung des Johannes anschließt. Der Seher beschreibt den Sieg, den nach langem Kampfe die Guten über die Bösen erlangen. Das tausendjährige Reich beginnt. Die Gerechten aus allen Völkern und Zonen versammeln sich in dem gelobten Lande. Aber noch ist das Ende nicht da. Schnell gehen jene seligen Jahre vorüber, denn in ihnen ist ein Tag wie der andere, nichts als Frieden, Ruhe, Glück und Seligkeit, und so verschwinden sie wie ein Augenblick. Da beginnt das Reich des Bösen von Neuem, und schrecklicher als je. Das sechste Buch beschreibt das Ende jenes Reichs und den darauf folgenden Zustand gränzenloser Verderbniß; da naht endlich der lezte Tag, der furchtbare Tag Jehovas, an dem er die Völker richtet. Namenlose Angst geht ihm voran; während nun eben die Erzählung auf diesem Punkte angelangt ist, und das Herz des Lesers alle jene Gefühle theilt, die der Dichter hervorruft, unterbricht er sich plötzlich durch eine ergreifende Schilderung dessen, was in dem Augenblicke im Himmel vorgeht. Er spricht:

O Erde! deine Stunde war gekommen,
Geboren war der lezte der Gerechten.
Die Zahl der Guten voll, das lezte Sandkorn
Fiel durch die Uhr der Zeit, der Kelch der Sünden
War bis zum Rande nun gefüllt.
Und müde war die Gnade des Erbarmens
Zurückgetreten hinter der Gerechtigkeit
Furchtbares Racheschwert, doch immer blieb
Verstockt des Menschen Herz; beym Trinkgelage
Rief prophezeihend er, der kommende Tag
Wird wie der heut'ge seyn, nur üppiger.
Du sollst vernehmen, was geschah; doch horch —
Es tönet die Posaune, und zum Abendhymnus
Ruft sie die Sel'gen. Denn obwohl der Lobgesang
Der Geister niemals endet, und in ew'gem Preise
Den Mensch geword'nen heil'gen Gott erhebt,
So wisse: Jeden Abend zur bestimmten Stunde
Und jeden Morgen, eh' der Tag erwacht,
Vereinen sich die Schaaren der Erlösten,
Das ganze Heer der Herrlichkeit vereint sich,
Und stimmen Melodien des Himmels an
In Weisen, deren Süßigkeit kein Mund beschreibt,
Auf Himmelsharfen, deren Zahl kein Auge mißt,
Sieh! wie des Paradieses auserkor'ne Bürger
Auf allen Seiten von des Tags Geschäft
Umkehren und im ganzen Kreis des Himmels
Sich zu Jehovas Tempel wenden, niederstürzend
Und Ihres Gottes Majestät verehrend.

Der Seher hatte von Geschäften der Seligen gesprochen. Er nimmt daher Anlaß diese zu beschreiben. Sie seyen je nach der Individualität der Einzelnen verschieden, obwohl ihrem Ziel und Zweck nach gleich; die einen winden Kränze und sammeln Blumen, die andern verfolgen des Stromes mannichfache Wendung, in welcher sie ein Bild des Lebens sehen; andere sind in Betrachtung versunken; andere lesen im Buche des Schicksals; andere erzählen sich in traulichem Gespräche von den Schicksalen ihres Planetenlebens. Nachdem der Seher dies dem Angekommenen erklärt, stimmt er selbst einen Hymnus an, der an Orfeus, Homers Hymnen erinnert, und kaum zu übersetzen ist.

Im siebenten Buche beginnt nun der Seher den lezten Tag zu beschreiben:

In vollem Glanz' wie sonst erhub die Sonne
An diesem Morgen sich, mit Licht und Wärme
Und Heiterkeit die Erde überströmend;
Sie schien so jugendkräftig und so stark,
Die längst gewohnte Bahn des Himmels aufzusteigen,
Als nur an jenem Morgen, da zum erstenmal
Der Morgenstern ihr Aufgehn grüßte, da zuerst
Die alte Nacht vor ihrem Angesicht erblaßte.
Das weite Himmelszelt empfing erröthend sie
Wie eine Braut den Bräutigam empfängt.
Es lächelte, vor ihrem Auge ausgegossen,

Die Erde. Ihr entgegen zur Umarmung
Erheben sich die Nebel, die die ganze Nacht
Nach ihr geweint; die Kräuter und die Blumen
Eröffneten den Kelch voll Duft, und füllten
Mit süßem Wohlgeruch die heitern Lüfte.
Des Waldes Riesen trockneten in ihrem Strahl'
Die Locken, von dem Thau der Nacht befeuchtet,
Und das befiederte Geschlecht der Waldbewohner
Begann sein Morgenlied. Die Drossel stimmte
Sanft in den Hymnus, den aus heil'rer Höh'
Die Lerche wirbelte. Auf grünen Hügeln
Ergingen sich die Lämmer, in den Tiefen
Die Heerden. Und der frohgestimmte Hirt
Schaut liebesdurstig nach der Milchmaid hin,
Die achtlos (scheints) vorübergeht, und doch
Verstohl'ne Blicke nach dem Burschen sendet.

Er fährt nun weiter fort:

Kein Zeichen der großen Verwandlung, die vorgehen sollte, ist zu sehen, die Natur bewegt sich in gewohnter Harmonie, der Landmann eilt an sein Geschäft, auf den Straßen spricht der eilende Kaufherr vom Handel, von Bankrotten, Schiffe kommen an und gehen ab. Bey seinem Schreibtisch sizt der Gelehrte, über seinen Processen der trügerische Advokat. Hierauf folgende Stelle:

Kein Zeichen der Verwandlung war zu sehn,
Ein jeder nahm den Tag wie einen andern,
Bis Mittag blickt die Sonne glorreich auf
Die Erd' und ihre Scenen eitler Lust.
Urplötzlich wandelt alles sich, die Sonn erlischt!
O Erde! deine Stunde ist gekommen,
Des Lichtes Strahlen, rückwärts strömen sie
Hinauf zu Gottes Thron'; und über
Dem Erdenrund bricht dunkle Nacht herein,
Sternlose Nacht, und stille steht Natur.
Es steht die See, es stehen Ström' und Bäche,
Die Winde stehen still, und jedes Wesen steht,
Der Katarakt, der einem Riesen gleich
Sich wüthend niederstürzt, urplötzlich, wie
Von starrem Frost in seinem Lauf gefesselt,
Steht still, es stehen alle Thiere
Und tiefes, finst'res Schweigen herrscht allein'.
In jeder Brust stirbt Hoffnung; Furcht und Schrecken
Kommt über Jeden; Niemand spricht ein Wort.
An seine Gattin denkt nicht mehr der Mann;
Nicht an ihr Kind die Mutter, nicht an Freund der Freund,
Nicht Feind an Feind. In schrecklicher Erwartung
Steht jeder Sterbliche, und wie sie stehen
Und horchen; hört man Wagen rollen,
In Himmels Höh'n, geoffenbart in Flammen,
Erscheinen Gottesengel, furchtbar anzuschau'n,
Und schwören, auf die Hand erhebend,
Bey Dem, der ewig lebt, daß Zeitlichkeit
Vorüber sey. Es hört den Schwur die Schöpfung
Und seufzt; die Ströme, Seen, Wälder,
Die unbebaute Wüste, und das Thal voll Frucht,
Die Bergesklüfte, Höh'n und Felsen,
Laut seufzen sie, in ihrer Bahn gehemmt,
Und wie ein Schlachtstier, von gehob'ner Axt
Getroffen, stöhnt die Erde in ihrem Innern.
Ein Krachen wird gehört, als wenn
Die Ribben der Natur zerbärsten, und
Der Schöpfung erzne Säulen stürzten;
Auf jedem Angesicht sizt Todesbläße,
Und eiskalt wird ein jedes Herz,
Und jedes Knie schlägt an das andre,
Kein Wort, kein Laut, ja keine Thräne mehr,
Entsetzen fesselt jede Zunge;
Im Himmel hoch in strahlend Licht gekleidet,
Vor dem die Finsterniß entweicht, und das
Fernhin der Menschen Schaar beleuchtet, steht
Ein andrer Engel; die Posaune Gottes
Läßt er ertönen. Auf ihr Todten, steht
Vom Schlummer auf, verwandelt euch
Ihr Lebenden, zieht der Unsterblichkeit
Gewand an, denn Jehovas Tag ist da
Und das Gericht! So sprach die Stimme.
Es hört die Nacht, die unerschaffen außer
Des schöpferischen Wortes Kreisen schläft,
Den Ruf, die ganze Welt erwacht und hörts;
Der Himmel hörts; die Erde, selbst die Hölle
In ihren fernsten Höhlen der Verzweiflung hörts.
Das Ohr des Todes hört es; und der Schlummer,
Der schon so lang die Augenlieder lähmt, entweicht.
Die Lebenden verwandeln sich zumal,
Die Todten stehen auf aus ihren Gräbern.

Sofort wird die allgemeine Auferstehung ausgemalt: Die Schlachtfelder senden ihre Erschlagenen, das Meer gibt die Ertrunkenen, die Erde die Begrabenen wieder, die Lebenden verwandeln sich; der Greis erhält wieder Jugendkraft, und verjüngt sich wie ein Phönix. Die leblose Natur dagegen, Pflanzen, Bäume, Ströme, Felsen, selbst das heilige Meer sinkt in Zerstörung. So bis zum Ende des siebenten Buchs.

Das achte Buch fährt in demselben Thema fort. Es wird erzählt, wie die verschiedenen Sünder in banger Verzweiflung ihr Urtheil erwarten. Der falsche Philosoph, der muthwillige Zweifler, die Mönche, Orthodoxe ohne Liebe, bigotte Päpstler, falsche Priester, der Modemensch, das eitle Weib werden aufgeführt. Das Loos einer armen Verführten ist so beschrieben:

Das Unglück einer Jungfrau künd' ich dir,
Geliebt vom Vater, ihrer Mutter Stolz,
In stillem Frieden lebte sie, so schön,
So leichten Herzens und so gut, so jung,
Daß kaum das Herz dem Auge trauen mochte,
Wenn sie im Morgenthau die Rose brach;
Ob Fleisch und Blut und Wirklichkeit es sey,
Ob eine heilige Erscheinung in
Der Weiblichkeit vollendeter Gestalt.
Doch kurz war ihre Blüthe, kurz ihr Glück,
Ein Mann sieht ihre Lieblichkeit, und in
Unheiliger Begierd entbrennend, spricht er sie
Mit Heuchler-Worten an, es sey sein Leben,
Sein Himmel ihre Gunst, ihr Zorn sein Tod;
Mit schwülst'ger Schmeicheley bethöret er
Ihr weiblich Herz, ihr unerfahrnes Alter,
Verführt die Arme, und verläßt sie, denn
Ein ausgemachter Bösewicht war er,
Und Lasterthaten fähig, welche keine Reue
Entsühnt; bald sieht der Vater ihre Schmach,

Sein Herz wird Stein, aus seinem Hause stößt er sie
In kalter Winternacht, mit wildem Fluche
Ihr Ohr erschütternd, jede Rückkehr untersagend.
Auf grüner Klippe wurde todt
Am Meeresstrand ihr Kind gefunden.
Auf seiner kleinen Wange war zu Eis
Die Thrän' geronnen, welche die Natur
Den armen Kleinen weinen lehrte.
Und in den Torf sein Aermchen eingefroren;
Denn Wahnsinn hatte in der Stunde der Geburt
Die unglücksel'ge Mutter überfallen;
Hin legte sie ihr Kind, gleichgültig gegen
Sein Schicksal und ihr eignes. Viele Tage
Des Jammers lebte sie, und weinte nicht.
Man sah sie oft am Meeresstrande gehen,
In bloßer Hand verwelkte Blumen tragend, die
Im Frühling sie gepflückt; wenn einer fragte,
Warum, hob sie zu lächeln an und sprach:
Es seyen ihre Schwesterlein, und werden
Ihr Grab bewachen, wenn sie sterbe.
Von Vater, Mutter, von der Heimath, vom
Verführer sprach sie nie, von ihrem Kinde,
Von Himmel, Ewigkeit und Hölle nie.
In öder Einsamkeit hielt sie sich auf,
Sah immer auf die welken Blumen
Und sprach mit ihnen, bis sie schwand
Zu einem Schatten, und von Jammer, den
Kein Herz faßt, aufgerieben endete.
Verlassen von den Menschen, nicht vom Geiste,
Der wundervoll die Herzen heiligt, und
Die schwere Schuld der Armen sühnte.
Ihr Vater fluchte jenem Tage, wo
Sein sünd'ger Stolz die Tochter ausstieß, welche
Der Herr des Himmels anzunehmen würdigte.
In ihrem heil'gen Blicke las an diesem Tag
Der Falsche, der sie einst betrogen, voll
Verzweiflung der Verdammniß Urtheil.

Es werden noch die ungerechten Richter, die Selbstmörder, die Heuchler, die Wollüstigen, die Neidischen aufgeführt, und zu Ende des Buches der wahre Glauben beschrieben.

Im neunten Buche wendet sich der Seher von diesen Scenen der Verzweiflung ab, und schildert die frohe Zuversicht der Gerechten. Das Gericht wird vorbereitet, die Guten und die Bösen ausgeschieden.

Den zehnten und lezten Gesang beginnt der Seher mit einer Hymne an Jehova, den Gott seiner Väter, der ihn in die Wohnung der Seligen treu geleitet. Sofort folgt eine prachtvolle Beschreibung vom Gerichte. Das Heer der Seligen, den Messias an der Spitze, zieht vor dem Throne Gottes vorüber, und aus der ewigen Burg des Himmels aus. Das Gericht wird gehalten, die Gerechten in die Gottesstadt aufgenommen, die Bösen in den Feuerpfuhl zu ewiger Strafe verdammt.

Dies ist der Inhalt des course of time. Wir hoffen, dieser Auszug werde hinreichen, daß unsere Leser ein eigenes Urtheil fällen können. Wir bemerken nur noch so viel: So schwer es ist, bey einem Gegenstande das Interesse festzuhalten, der sich ganz in höhern Sphären des Himmels bewegt, so ist dies unseres Erachtens dem Sänger vollständig gelungen. Die große Mannichfaltigkeit der Schilderungen, der Wechsel des Tons, der bald didaktisch ist, bald zu lyrischen Ergießungen übergeht, bald sich zu epischem Schwunge erhebt, hat ihm dies möglich gemacht. Der Eindruck des Ganzen ist harmonisch; der Geist, der darin weht, ein rein sittlicher; und wenn Dantes divina commedia vorzugsweise ein katholisches Epos zu nennen ist, so trägt dieses Gedicht den Charakter des Protestantismus. Wir schließen mit dem Wunsche, daß bald eine gute Uebersetzung dieses klassischen Werks zu Stande kommen möge.

Geschichtkunde.

Das alte Zürich, historisch-topographisch dargestellt. Oder eine Wanderung durch dasselbe im Jahr 1504. Mit Erläuterungen und Nachträgen bis auf die neueste Zeit herausgegeben von Salomon Vögelin. Zürich, 1829. Bey Orell, Füßli und Komp. 358 S. 8.

Diese gehaltreiche und anziehende Schrift ist die Frucht des sorgfältigsten Forschens eines Mannes, der, mit voller Tüchtigkeit für das Quellenstudium ausgestattet, demselben die glückliche Muse von zehn Jahren widmete.

Zwar fehlten Vorgänger, die in ansehnlichen Werken Zürichs Alterthümer beschrieben haben, keineswegs, aber es sind dieselben unzuverläßig, voll Irrthümer und zum Theil ungereimter Angaben und Behauptungen, die einer dem andern nachschrieb, und auch die besten hatten bey Benutzung ihrer Quellen der nöthigen Kritik ermangelt, die bey den Chronikschreibern zumal höchstes Erforderniß ist. Hr. Vögelin hat das mühsamere Studium der archivalischen Urkunden jeglicher Art sich zur Pflicht gemacht, und alle jene Angaben, die aus eigner Ansicht erwahret werden konnten, hat er auch selbst durch Untersuchung an Ort und Stelle erhoben. — Er hat denn aber nicht minder viele Sorgfalt darauf verwandt, die Ergebnisse seiner Forschungen in angenehmer Form darzustellen, und statt einer Materialiensammlung, die bey dem Reichthum des Gesammelten leicht den vier- oder sechsfachen Umfang des vorliegenden Buches füllen konnte, erhält man hier, mittelst sinnreicher Anordnung und Sonderung, zuerst die Erzählung einer Wanderung durch Zürich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, die alles historisch und topographisch Bemerkenswerthe aus jener Zeit befaßt, und hernach in 466 Erläuterungen und Nachträgen theils die Nachweisung der urkundlichen Belege für die Angaben der Erzählung, theils die Meldung der seitherigen Veränderungen bis auf die gegenwärtige Zeit angibt. Der Abschnitt,

welcher die ältere und die neuere Zeit trennt, ist um so schicklicher gewählt, da hier gerade das sogenannte Mittelalter sich schließt und mit der Reformation die neuere Zeit beginnt. „Wenn (sagt die Vorrede) diese Topographie des alten Zürich noch etwas Eigenthümliches hat, so dürfte diese darin bestehen, daß sie auf das Architektonische unserer Kirchengebäude genauere Rücksicht nimmt. In unseren Tagen ist das Interesse für altdeutsche Baukunst in Deutschland durchgängig erwacht. Auch bey uns ist die Zeit längst vorüber, wo man den Gedanken fassen konnte, ob nicht die Großmünsterkirche, dieses seltene Denkmal vorgothischer Baukunst, diese erste Alterthumszierde unserer Stadt, füglicher abzutragen und dagegen eine neue Kirche mit nur Einem Thurme aufzuführen seyn möchte? Darum schien es mir an der Zeit zu seyn, vorzüglich auf die schönen Denkmäler der alten Baukunst, wie wir sie an dem Großen- und dem Frauen-Münster besitzen, den Blick zu richten, und sie in ihren Einzelnheiten zu beschreiben."

Die angenehme Einkleidung der Hauptheile der Schrift ist diese, daß ein Geistlicher aus Zug seinen auf das große, überallhin ausgeschriebene Freyschießen zu Zürich im August 1504 reisenden Freund dahin in der Absicht begleitet, sich mit den Merkwürdigkeiten dieser Stadt bekannt zu machen, und daß ein günstig Geschick ihm zwey junge Züricher zuführt, die mit allen Verhältnissen und mit der Geschichte ihrer Stadt vertraut, auf seiner Wanderung durch diese ihm zu Begleitern dienen und jede wünschbare Auskunft geben. Seinen Reisebericht dann hat der verständige Besucher in der Schreibart seiner Zeit oder im Styl des sechszehnten Jahrhunderts niedergeschrieben, und es sollte dieser mit Ausnahme der Orthographie meist auch in seinen besonderen Ausdrücken beybehalten werden. Wenn nun von dem Einzelnen und Speciellen, das hier vorkommt, Manches allerdings nur dem Züricher wichtig und anziehend erscheinen mag, so fehlt es dem Buch darum keineswegs an allgemeinerem und höherem Interesse, zunächst in den geschichtlichen Erörterungen über Zürichs ältere und früheste bürgerliche und politische Verhältnisse, über seinen kirchlichen Zustand vor der Reformation und hinwieder auch über manche seiner berühmten Männer, ferner in den zahlreichen Berichtigungen historischer Irrthümer, die auch in klassische Geschichtbücher übergegangen waren, und endlich in vielen scharfsinnigen, jederzeit nur mit Bescheidenheit weiterer Prüfung dargebotenen Vermuthungen des Verfassers über dunkle noch unaufgeklärte Punkte und Aufgaben der Alterthumskunde.

Wir wollen nur noch auf wenige Einzelnheiten aufmerksam machen. Erst fünfzehn Jahre waren seit Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann verflossen, als sein Landsmann, der Geistliche aus Zug, um Zürich kennen zu lernen, eintraf, und das Gespräch mit seinen Begleitern mußte somit wohl öfters Anlaß finden auf die Vorfälle zu kommen, die jenen betrafen. Unter Waldmanns Leitung, als Bauherr, war die schöne Wasserkirche (jezt das Bibliothekgebäude) erbaut worden. „Mit Freuden und mit Wehmuth zugleich (schreibt der Erzähler) betrachtete ich das schöne Denkmal, welches sich Waldmann auch durch dieses edle Gebäu in Zürich gestiftet. Bald aber wich diese Empfindung bitterem Unwillen, als ich vernahm, wie nicht lange hernach dasselbe dadurch schändlich befleckt worden, daß eben in dieser von Waldmann erbauten Kirche die Bürgerversammlung zusammen gekommen, in welcher der alte Rath gewaltsam entsezt, und dagegen ein anderer, der sogenannte hörnerne, eingesezt worden, der aber seiner Unwissenheit und Tyranney wegen kaum zwey Monate Bestand hatte." Zu anderen Betrachtungen gibt die Richtstätte Anlaß, auf der Waldmanns Haupt fiel, und als die Jünglinge in der Fraumünsterkirche eine Weile schweigend um das Grab gestanden und die Inschrift des Grabsteins: „Vf den 6. Tag Abrel 1489 ist gericht Hans Waldmann" gelesen hatten, — sprach der eine (Bönst) mit einem Seufzer: „Daß doch dieser große Mann, der auch Zürich groß machen wollte, nachdem er aus niedrigem Stande zum Gipfel des höchsten Ansehens sich ganz allein heraufgeschwungen, durch Neid und treulose List ein solch schmähliches Ende nehmen mußte!" — Des in Zürichs Geschichte nicht minder merkwürdigen Bürgermeisters Rudolf Brun Todesjahr wird, seinem bisherigen Dunkel durch die richtigere Leseart der Inschrift seines Grabsteins im Chor der Peterskirche und unter Bekräftigung durch Urkunden, auf den 16. Herbstmonat 1360 unzweydeutig festgesezt (statt MCCCLX. XV. Kal. Oct., hatte man bisher irrig gelesen MCCCLXXV. Kal. Oct.), und durch diese Berichtigung erscheint dann auch die Hypothese, als ob Brun sein Bürgermeisteramt freywillig niedergelegt und die lezten fünfzehn Jahre im Privatstand zugebracht habe, in ihrer völligen Nichtigkeit." Die Manessen, Felix Hemmerlin, der Mönch Suso und andere leuchtende Sterne ihrer Zeit erhalten geziemende Würdigung. Besonders aber verdient das Schlußstück der Erzählung (S. 137, 154) die aufmerksamste Beachtung, indem es das ältere Zürich, bis auf seinen Wendepunkt in der Reformation zusammengefaßt und in einer Art historischem Panorama aufstellt. Der Verf. verheißt diesem ersten historisch-topographischen Versuche einen zweyten folgen zu lassen, der die „Wasserkirche in Zürich" in ihren drey Perioden behandeln soll und Gelegenheit bieten wird, in der Geschichte dieses denkwürdigen Gebäudes die Perioden der Kulturgeschichte Zürichs auf befriedigende Weise zu entwickeln. Zwey Kupfer und eine Titelvignette sind dem Buche beygegeben und ihre Bilder befassen hinwieder die beachtenswertheste Gebäude der Stadt in der Gestalt, die sie zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatten. Ein sehr ausführliches alphabetisches Sach- und Namenregister erleichtert den Gebrauch des Buches ungemein.

N°. 42.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 26. Mai 1829.

Briefliteratur.

1) Jean Paul's Briefe an Friedrich Heinrich Jakobi. Berlin, bey G. Reimer. 1828.

Wenn irgend ein Verhältniß zwischen edeln Geistern interessant ist, so ist es die Freundschaft der Beyden, von deren Korrespondenz im vorliegenden Schriftchen die eine Seite uns dargeboten wird. Verwandte Genien berühren sich in dem Bunde des philosophischen Dichters mit dem im reinsten und heiligsten Sinne poetischen Philosophen. Jeder mußte seiner eigenthümlichen Natur und geistigen Richtung nach mit dem andern zusammentreffen und sich befreunden, wie sie denn auch auf dem Gebiete der Literatur sich gefunden und geliebt und viele Jahre mit einander Briefe gewechselt haben, ehe sie sich im Raume persönlich nahe getreten waren. Das Verhältniß aber gestaltete sich nach dem klaren Ton und Zeugniß der Briefsammlung so, daß Jakobi als väterlicher Freund — ohne daß jedoch durch das Prädikat väterlich, wie es zu geschehen pflegt, der Charakter der eigentlichen Freundschaft und offen reiner Hingebung in den Hintergrund gedrängt worden wäre — den weich und kindlich sich anschliessenden Jean Paul zu sich heranzog. Es war eine gegenseitige Aufschliessung der Geister und der Gemüther, eine Mittheilung der theuersten Gedanken und Wünsche, eine Vorlegung ihrer neuesten philosophischen und poetischen Produktionen zur Ansicht und Beurtheilung, wobey aber stets der ältere Philosoph die ernstere und rügendere Stimme führt, Jean Paul in seiner begeisterten Liebe des Freundes und seiner Philosophie, theils Anerkennung ausspricht, theils im Drange seines Gefühles zu weiteren Erörterungen im Geiste des Philosophen und zu kräftigen, nicht selten höchst treffenden Aeußerungen über die Häupter und Anhänger der ihm entgegenstehenden Systeme fortgerissen wird.

Aus den Briefen erhellt deutlich die Ansicht, die beyde Freunde von einander nicht blos nach ihrem moralischen Werthe und ihrer geistigen Kraft, sondern auch von ihren einzelnen Schriften hatten. Jakobi fühlte sich von der Tiefe, Zartheit und Wärme der Dichtungen Jean Pauls ausnehmend angezogen und erquickt. Aber die Mischung des Komischen mit dem Ernsthaften, der heiteren spielenden Laune mit dem tiefen Gefühl und der sinnigen Reflexion wollte dem Verfasser des Woldemar und Allwill nicht behagen. Jean Paul findet es sogar auffallend, daß der Freund den wenigsten Vorzug in der Seite seiner Poesie erkenne, welche doch ihm selbst als das eigentliche Element seines dichtenden Geistes immer vorgekommen, von welcher er sich bey seinem ersten Auftreten in der literarischen Welt — in den grönländischen Prozessen — ausschliessend gezeigt und welche unwillkürlich bey allen seinen Arbeiten hervortrete. — Dagegen spricht Jean Paul seine durchgängige Anerkennung der philosophischen Grundsätze, Ansichten und Bestrebungen Jakobis aus. Er geht mit freudiger Ueberzeugung in die Sache des Freundes ein, und weiß sich aus ruhiger Ferne den Gegensatz der Theorien, den Charakter der Systeme und das Resultat des damaligen Kampfes zwischen der kritischen Schule und der Gefühlsansicht, der Vernunft und des Uebersinnlichen klar zu machen. Freylich hat er sich keine Zeit genommen, in die Schriften der Parteyen sich zu vertiefen. So schreibt er S. 44: „Studirt habe ich eigentlich Fichte nicht — und keinen Philosophen, außer Dich, der Du mir Anfangs klar und doch jährlich klärer vorkommst, — da ich den Schlüssel, d. h. die Principien habe, konnt' ich blättern; mein Körper leidet seine mir süße Lektüre nicht lange; — mit dem Schlüssel gibt sich alles u. s. w." — Trotz dieser leichten und unzusammenhängenden Bekanntschaft ist zu verwundern, wie Jean Paul die großen Gegner aufgefaßt hat. Zu dem Interessantesten in dieser Beziehung gehört Folgendes:

S. 59. vom Jahre 1800: „Der Fichtianismus wird, glaub ich, kein handelndes Leben nicht hoch bringen; aber was hilft der Tod des Teufels, wenn seine Großmutter fortlebt, die kritische Philosophie? Je älter man wird, desto demüthiger glaubt man an die Allmacht der Objektivität. Gott ist das wahrste und einzige Subjekt. Ach, wie viel ist nicht in uns selbst, Bewußtseyn und Wollen ausgenommen, Objekt." —

S. 85 vom Jahre 1801: „Fichte, mit dem ich sehr gut stehe, obwohl unser ganzer Dialog ein Ja — Nein ist, sagte mir, er nehme über und außer dem absoluten Ich, worin ich bisher seinen Gott fand, in seiner neuesten Darstellung noch etwas an, Gott.“ Aber so philosophiren Sie sich zuletzt aus der Philosophie heraus, sagt ich zu ihm, Du hast ihn wahrscheinlich da hinauf gepeiniget. Allein dann zerbricht das Gebäude und das Deduziren und Philosophiren hört bey dem auf, was er nicht geschaffen, und nur ein Dualismus andrer Art tritt ein. Ich sagt ihm, dann hab ihn Schelling, Reinhold und alle nicht recht dargestellt; und er ließ es lieber zu, „seine Philosophie sey eben noch nicht fertig gewesen.“ Was sagst Du?“

S. 174 in Beziehung auf die Einleitung Jakobis zum ersten Bande seiner sämmtlichen Werke: „Rein und scharf hast Du von Deinem Berge herab den Lauf der verschiedenen Systeme geschieden und verfolgt. Hätten wir nur ein anderes Wort statt der Vernunft, welche bald subjektiv Vernehmen und Anschauen, bald objektiv Vernommenes und Angeschautes bedeutet. Eigentlich glauben wir doch nicht das Göttliche (Freyheit, Gott, Tugend u. s. w.), sondern wir schauen es wirklich schon Gegeben oder Sich-gebend; und dies Schauen ist eben Wissen, nur ein höheres; indeß das Wissen des Verstandes sich blos auf ein niedriges Schauen bezieht. Man könnte die Vernunft das Bewußtseyn des alleinigen Positiven nennen; denn alles Positive der Sinnlichkeit löst sich zuletzt in das der Geistigkeit auf und der Verstand treibt sein Wesen ewig blos mit dem Relativen, das an sich nichts ist; daher vor Gott das Mehr oder Minder und alle Vergleichstufen wegfallen. — Sogar die Zufälligkeit muß sich der Verstand erst von der Vernunft erborgen, denn jene sezt schon die Nothwendigkeit als ihren Gegensatz, den aber nur die Vernunft gebiert und feststellt, voraus, und der Zufall ist blos eine Verschleyerung der Freyheit; oder die Nothwendigkeit wäre selber ein ewiger Zufall von Ewigkeit. — — Genug! leider sag' ich Dir kein wahres Wort mit allem, als höchstens Dein eigenes. So wollt' ich z. B. noch schreiben, daß ohne göttliche Persönlichkeit ja gar keine endliche, die doch keiner läugnet, zu Stande käme, oder diese wäre denn selber jene, oder eine Weltseele, da jedes Selbstbewußtseyn höher und mächtiger ist, als ein ganzes, blindes, taubes Spinoza-All. — — Die größte Beschämung der Philosophie des Verstandes ist die Scholastik — diese größere, kantische Antinomistik — aus welcher man den schärfsten Skeptizismus als aus einer kritischen Essigmutter bereiten könnte.“ —

Merkwürdige Aeußerungen findet man hin und wieder zerstreut über die ausgezeichneten Männer der Literatur. So über Friedrich Schlegel unter anderem S. 65: „Indem ich sein Herz höher stellte, so fand ich auf der andern Seite sein Gehirn nicht vollöthig. So ferner über Schleyermacher S. 74: „Schleyermacher's, (der mir als Mensch sehr gefällt), Reden über die Religion las ich wieder, und finde außer der herrlich elastischen Hülse noch den markigen Kern. Sein Unterschied von Dir ist, glaub' ich, daß er das Unendliche nicht individualisirt, was doch immer menschlicher ist, als das Umgekehrte, die Individualität in das Unendliche zu zerlassen.“ S. 90: „Lies Schleyermacher's Predigten, kein gemeines Herz hat hier seine Kanzel und kein hölzerner Geist schwebt darüber, ich achte den freyen, das Göttliche in der Philosophie nur achtenden und vielsinnigeren Menschen (als Fichte ist).“

Man sieht aus allen diesen Mittheilungen, wie durchdrungen Jean Paul von der Jakobischen Philosophie war. Wie innig, wie brüderlich, ja wie bräutlich zart und feurig er ihn liebte, gibt er in vielen herrlichen Stellen des Buches zu erkennen. Des Dichters Phantasie steigerte seine Freundschaft zu so lebendigen Bewegungen und begeisterten Ausdrücken, die nur, weil sie von dieser Quelle fließen, in den Gränzen der Natürlichkeit und edler Würde bleiben; wie z. B. die schönen Worte S. 53: „Mein guter Heinrich, sage mir doch einmal bey Gelegenheit wieder, daß Du mich lieb hast. Ich will, gleich den Mädchen, dasselbe, wenn nicht Trillionen- doch Millionenmal wiederholen hören. Es ist die stumpfeste Unkunde des heiligen Geistes der Liebe, — der die einzige Aussöhnung mit dem platten dürren Erdenleben ist, — die ewigen Refrains der Versicherungen in Briefen der Liebe zu tadeln. Die Worte der Liebe sind Werke der Liebe; sie sind nicht Schälle, sondern Töne, und die alten Töne führen immer die alten Wellen wieder zu.“ Solche überschwellende Worte sprühten aus dem von Gefühlen und Bildern und Träumen aller Art überschwellenden reinen und kindlichen Herzen, das sich in Worten, wie in Empfindungen gehen ließ und alles eher kannte als Convenienz und Etikette in der Freundschaft.

2) Briefe von Karl Viktor von Bonstetten an Friderike Brun. Herausgegeben von Friedrich von Matthisson. Erster Theil. Frankfurt a. M. Verlag von Wilhelm Schäfer's Buchhandlung. 1829.

Mit Anzeige dieser Briefsammlung sind wir in wahrer Verlegenheit. Unter dem Lesen derselben haben wir uns bald angezogen, bald abgestoßen gefühlt, und wir glauben, in diesen Zwiespalt der Ansichten und Gefühle nicht geführt worden zu seyn, wenn wir nicht immer den Briefsteller und die Empfängerin als noch lebende Zeitge-

nossen und die Herausgabe der Sammlung durch Freund Matthisson unter freyer Zustimmung, ja Mitwirkung jener Beyden erfolgt uns hätten denken müssen. Wir wollen uns recht gerne getäuscht haben; aber unterdrücken konnten und können wir noch jezt das Gefühl nicht, daß etwas Unnatürliches, Widerliches darin liege, solche Briefe zur öffentlichen Bekanntmachung zu überlassen, welche ohne einen historischen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck zunächst das Freundschaftsbündniß zwischen Bonstetten und Friederike Brun, dem auch Matthisson als Stifter und Theilnehmer angehört, rügen sollten, und daher zunächst auch nur für die betreffenden Familien, ihre Freunde und Bekannten Interesse haben konnten. Daher kam es denn auch, daß wir dem Ursprung so mancher Mittheilungen und Erklärungen in den Briefen selbst mißtrauten, zumal da dieser erste Theil aus einer Zeit herrührt, wo die Gelehrten so gerne eine deklamatorische Korrespondenz führten und mit oratorischen Floskeln und conventioneller Zartheit, die heiligen Regungen und Worte der wahren Liebe, Verehrung und Freundschaft zu besitzen und zu geben meinten. Ohnehin ist das Verhältniß des Mannes zum Weibe, sobald es in den Schranken geistig reiner Freundschaft bleiben will, ein so delikates und keusches, daß hier Betheurungen der Liebe und glühender Anhänglichkeit, wie sie in den vorliegenden Briefen sehr häufig vorkommen, entweder bloße Worte, Erzeugniß einer angenommenen Rolle oder, was wir hier nicht annehmen, unrein und sinnlich zu seyn scheinen. Wir leiten die Sprache dieses Verhältnisses aus der Zeitmode her; aber eben diese Zeitmode kann dem natürlichen, reinen Gefühle nicht zusagen. Dabey verweisen wir nur auf die einzige Stelle, wo Herr von Bonstetten in dem Briefe vom 6. Januar 1798, — der mit den Worten beginnt: „Die Stunde schlägt, der Tod ist unvermeidlich. Bären und Wölfe werden wieder ihre alten Wohnungen beziehen, wo Friede und Wohlstand jeden Alpenwinkel beblümte. Liebe Schwester, Brun, ihr Geliebten alle! Hier meine Hand, vielleicht bald zum lezten Male," — der Freundin weiter schreibt: „Ueberlebe ich, so raffe ich meine Kreuzer zusammen und wandle zu Euch ins Himmelreich, und wohne da neben Euch, meine Geliebtesten! Also sey munter, ich habe Glauben an Freundschaft. — Meine arme Frau grämt sich zu Tode neben ihrer leidenden Mutter. Ich bin munter und mehr als je. Die großen Begebenheiten der Welt, da, wo meine Seele die Töne der Natur hört, heben mich empor, und dann bin ich auf den Flügeln Deiner Freundschaft über den Abgrund getragen." Wir trauen dem gebildeten Manne zu, daß ihn mehr, als Freundschaft, über den Abgrund emporgehalten. Aber es hat uns geschmerzt, hinter solchen Worten den patriotischen Sinn, die philosophische Ansicht und das religiöse Gefühl zurücktreten zu sehen in einer Zeit der furchtbarsten Ereignisse und Bewegungen.

Uebrigens enthalten die mitgetheilten Briefe mehrere Beyträge zur Geschichte der Schweizerrevolution und des Genfer Lebens. Sie erstrecken sich vom Mai 1791 über alle Drangsale und Gräuel des lezten Jahrzehends vom vorigen Jahrhunderte bis zum November 1811, und berühren namentlich auch den Aufenthalt der Madame Staël in Genf und Coppet. Wenn wir das Schönste und Rührendste im ganzen Buche, den Brief Matthissons über den Tod seines Sohnes, nennen möchten, so hat die Nachricht, welche Bonstetten über das Sterben Neckers seiner Freundin ertheilt, ein historisches Interesse: „Necker ist nicht mehr; heute (Montag) starb er gegen zwey Uhr nach Mittag! Ich wußte ihn in den lezten Zügen, noch ging ich vorbey, ehe ich an die Rhone ging. Die Rilliet-Hubert kam an die Thür — Dans ce moment il expire. Der gute Mann war lauter Liebe und Wohlwollen in seiner Krankheit. Er sagte seinen Anverwandten, wie sehr er sie liebe; — er ließ alles, was da war, und alle Aerzte zu sich kommen, um ihnen zu sagen, wie gut ihn alle Bedienten bedient hätten, wie zufrieden er mit ihnen wäre. Vorgestern ließ er mich zu sich kommen; ich sah nur den mächtigen Leib, der Kopf war hinter der grünen Gardine; er wollte mir sagen: es wäre gut mit ihm, es freue ihn, mich zu sehen. Er hatte aber den Schlucken. Gestern Abend war er halb von Sinnen; oft betete er, „J'aime mon Dieu." sagte er. Er hatte immer den Schlafrock seiner Frau unter dem Kissen; den nahm er heute zu sich und bat, man möchte ihn darin begraben. „Ma femme, ma chère femme, je vais Vous rejoindre!!" sagte er oft. Die Staël war sein einziger herrschender Gedanke. Gestern sagte er: „On ne doit pas la blâmer de n'être pas ici. Je l'ai voulu ainsi, et c'est au coeur d'un père à la juger." — Là — là — là! sagte er, heftig aufschreyend, und auf sein eigenes Herz schlagend: da solle man sie beurtheilen, da sey sie nicht verkannt! Dieß sagte er, weil er wohl wußte, daß man über sie afterredet hatte. Er ist liebend gestorben, und hat im Ganzen wenig gelitten. — — Die große Rolle, die er in der Welt gespielt hatte, hatte er ganz vergessen. Er sprach oft laut, und ich hörte ihn vom Salon aus; — nie ist ihm ein Wort von Erinnerung an sein Ministerium eingefallen. Es ist unglaublich, wie er das alles vergessen hatte. Ich war sehr aufmerksam auf alles, um zu wissen, wie er sich selbst beurtheile — aber keine Spur war da; seine Tochter war beynahe sein einziger Gedanke, denn seine Frau und alle, die um ihn waren, besonders sein Bruder, mehr nicht. Gegenwart und Zukunft, aber kein Rückblick auf die Zeiten seines Glanzes." (S. 205 f.)

Reflexionen von größerem Umfang und tieferem Gehalte sind nur selten eingestreut. Zu dem Besten aber

gehört unstreitig, was in einem Briefe aus Bern vom Jahre 1803 über den politischen Zustand der damaligen Zeit steht: „Alles hier ist Wunder für mich; mit jeder Stunde ist das Resultat der neuen Dinge in meiner Seele anders, und mit jeder Stunde entsteht ein neuer Glaube, eine andere Meynung, ein widersprechendes Urtheil. Man sieht durch alle Spalten so viele Möglichkeiten des Besseren und des Schlimmeren, alles ist noch so vorüberschwebend, so formwechselnd, daß nichts schwereres ist, als eine feste Hoffnung sich zu bilden, und eine Meynung zu haben; nur Nachsinnen und das Festhalten der höheren Grundsätze kann dem Sinne vernünftige Erscheinungen und wahrscheinliche Muthmaßungen geben; mir ist aber die große Weltgeschichte immer heller; immer heller sehe ich, wie allmächtig der Wille auf den Menschen wirkt, und was ein Geist, was das Genie vermag. Griechenland und Rom, und, durch ihr Beyspiel und ihr Wirken, die Welt, haben ihre Formen einem Paar großen Männern zu verdanken. Hier fällt uns Mangel an Energie und an hellen Einsichten alles zusammen aus einander; kein Mensch hat hier einen Begriff von einer Republik und vom wahren Leben eines Freystaates. Wären wir alle nicht mit einer großen Kette umwunden, so würde Bürgerkrieg und das Ausgähren der Leidenschaften endlich einen Geist in das Chaos werfen, aus dem alle Resultate wie von selbst entstehen. So entsteht das Große selbst bey Unwissenden allein aus der Energie der Leidenschaften. In unserer Lage aber, wo die Leidenschaften alle gefesselt sind, könnten große Einsichten helfen; aber die hat keiner, keiner hat auch ein überwiegendes Ansehen, jeder muß sich an die Meynung der Mehrzahl ankleben, und jedes Vorurtheil, jede Dummheit, ja selbst die äußerste Verdorbenheit zur Vorschrift nehmen, u. s. w.“

Die eingeflochtenen Briefe von Frau von Staël sind blos Mittheilungen und Ergießungen der Freundschaft gegen Herrn von Bonstetten und Madame Brun. Von dem Leben und Treiben jener berühmten Dame geben die vorliegenden Briefe ein anschauliches Bild, jedoch mehr das Bild der äußeren Erscheinung, als eine Enthüllung ihres inneren Lebens, Denkens und Dichtens. Eine ausführliche Schilderung der Anstalt Pestalozzis in Burgdorf wird gleichfalls hier angetroffen; so wie der Leser die freylich nur oberflächliche und meist kurze Bekanntschaft von Sismondi, Rumford, Pictet, Müller, A. W. Schlegel u. A. macht. Wir können den Wunsch nicht verhehlen, die vorliegende Briefsammlung wäre zu Lebzeiten und unter Mitwirkung der Madame Brun und des Herrn von Bonstetten entweder nicht oder mit der zur Abwehr aller Vorwürfe von Eitelkeit und Profanation des Heiligen erforderlichen Abkürzungen und Veränderungen erschienen. Nun, da dieser erste Band ins Leben getreten ist, sind wir auf den Inhalt und noch mehr auf den Ton und die Sprache des folgenden um so begieriger, je mehr sich erwarten läßt, daß im vorgerückten Alter das Leben und die Rede, unter Freunden wenigstens, zur Natur und gleichmäßig edler Würde zurückgekehrt seyn werde.

Naturkunde.

Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Meleda bey Ragusa, nebst geographisch-statistischen und historischen Notizen über diese Insel und einer geognostischen Skizze von Dalmatien, von Paul Partsch, Inspektor am k. k. Hof-Naturalien-Kabinet zu Wien. Mit einer Karte. Wien 1826. Im Verlage bey J. Heubner.

Um über dieses Phänomen, einen Schalleffekt, welcher, entfernteren oder näheren Kanonenschüssen ähnlich, in unregelmäßigen Zeiträumen, bald ohne Erschütterung des Bodens erfolgte, bald von schwächeren oder stärkeren Erderschütterungen begleitet war, und vom März 1822 an bis 1824 die Bewohner der Insel in Schrecken hielt, genaue Kunde einzuziehen, wurde von der östreichischen Regierung eine eigene Kommission nach der Insel Meleda abgesandt. Die Gelehrten in Wien, Mailand, Pavia und Padua wurden um ihr Gutachten gefragt, und eine Menge französischer, wie italienischer und deutscher Zeitschriften beschäftigten sich mit der Erklärung dieses Phänomens. Nach siegreicher Bekämpfung aller andern Erklärungsarten entscheidet sich der Verfasser für die Annahme des immer mehr Grund gewinnenden Glaubens, an lebendige Processe im Innern der Erde, die ihr als ein Ganzes angehören, und sich besonders in mancherley vulcanischen Formen äußern. Hierzu zählt er er auch dieses Phänomen, wie es Alexander von Humboldt und Wagener von ähnlichen Phänomenen in Amerika gethan haben. Da nur ein Zusammentreffen aller Erscheinungen in der Tiefe der Erde wie auf ihrer Oberfläche uns zum Verständniß des einzelnen Baues und Lebens führen kann, so wie der Bildungsgesetze im Ganzen, so verdient auch die treffliche geognostische Skizze von Dalmatien dankbare Anerkennung.

N°. 43.

Literatur-Blatt.

Freitag, 29. Mai 1829.

Zeitgeschichte.

Deutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden. Materialien zu dem verheissenen ersten Theile der Fragmente aus dem Leben des Abentheurers Ferd. Johannes Witt, genannt von Dörring. Mit Bezugnahme auf des Herrn Major's von Lindenfels freysinnige Bemerkungen über den zweyten Theil dieser Fragmente. — Si vis me flere, dolendum est Primum ipsi tibi. Horat. (Willst du, daß ich weine, betrübe du dich zuerst.) Magdeburg, in Kommission bey W. Heinrichshofen, 1828.

Unzählige Schriften sind seit dem Wartburgfest über, für und wider die Burschenschaften und Turngemeinden erschienen. Sie wurden durch die Berichte über die demagogischen Umtriebe und deren Untersuchungen abgelöst, denen dann einige schwache Versuche, die Jugend zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, gegenübertraten. Endlich hatte die ganze Sache das Publikum bereits zu ennüyiren angefangen, als Ferdinand Witt seine Lucubrationen eines Staatsgefangenen, so wie die Fragmente aus seinem Leben herausgab und damit ein ungewöhnliches, wenn auch schnell vorübereilendes Aufsehen erregte. Hier glaubte man — denn der Verfasser versicherte es — die befriedigendsten Aufschlüsse über Wesen, Entstehen und Entwickelung der immer noch dunkel gebliebenen, demagogischen Umtriebe auf deutschen Universitäten, wie anderswo, zu empfangen, und dabey wußte der junge, abentheuerliche Mann so gefällig zu schwatzen, so die Mitempfindung für sich, so die Theilnahme für seine Jugendstreiche zu erregen! Wir müssen bekennen, über die Frivolität und Suffisance, womit wir in den Lucubrationen wie in den Fragmenten Würdiges und Unwürdiges, Heiliges und Frevelhaftes, wie es sich an Menschen und Vorgängen gezeigt, behandelt sahen, nur Indignation empfunden zu haben.

Es besteht nun aber ein Hauptverdienst der vorliegenden Schrift darin, daß sie das frühere, von ihm selbst noch nicht beschriebene Leben des Herrn Witt beleuchtet und über seine in dieses frühere Leben fallende Charakterentwickelung Aufschlüsse ertheilt, welche kein Befremden mehr zulassen, über die eben so klägliche als anmaßende Rolle, die derselbe unter den Demagogen gespielt, noch über die Schamlosigkeit, mit welcher er sich dieser Rolle, obwohl unter der Maske eines reumüthigen Sünders, noch zu rühmen weiß. Hier werden wir darüber belehrt, wie Witt weit früher, als er mit Demagogen zusammen getroffen sey, bereits keine größere Lust gekannt habe, als auf irgend eine Weise Aufsehen zu erregen; wobey es ihm auf eine kleine Lüge, Prahlerey, Verläumdung selten ankam, sobald er eine solche für seinen erhabnen Zweck, seine werthe Person, vortheilhaft hielt. — Auf der Universität Kiel versuchte ers mit Stürmer und Kanonen und jeder Art burschikosen Bramarbasirens; da ihm dieser Versuch nichts als eine gehirnerschütternde Kopfwunde eintrug, so wandte er sich nach Jena und begann daselbst den Grundsätzen der Humanität, ja den jakobinischen Ansichten von Freyheit und Gleichheit zu opfern, indem er großherzig für die sogenannten Füchse Gleichheit der Rechte in Anspruch nahm. Doch bald zeigte sich, daß er weniger diese Rechtsgleichheit als seine eigne, hiebey in die Augen fallende Vortrefflichkeit geltend machen, und mittelst derselben zu studentikosen Aemtern und Würden gelangen wollte; und so reüssirte er abermals nicht. Hierauf unternahm er eine abentheuerliche Reise, deren Anfang und Ende hier mit unübertrefflichem Humor geschildert ist, auf welcher er zu Fulda in Policeygewahrsam gerieth, weil er, ungehalten, daß ihn dortige Offiziere seines verrückten Aufzugs wegen nicht bewunderten, sondern auslachten, diese zu schimpfen beliebt hatte. Später verläumdete er dieselben öffentlich, bezüchtigte sie der Feigheit, kam, als sich die Unwahrheit seiner Aussagen erwieß, zu Jena in allgemeine Mißachtung, und mußte

da er unter andern den Officieren die geforderte Satisfaktion zu geben sich nicht entschliessen konnte, endlich Jena verlassen. In der Zeit, da er sich um allen Kredit in Jena gebracht hatte, suchte er diesen einigermaaßen wieder zu restauriren, und es gelang ihm wirklich, sich in die Freundschaft des Dr. Karl Follenius zu stehlen, mit welchem er, nachdem er zuvor noch eine Reise nach Paris gemacht hatte, im Herbst 1818 nach Jena zurückkehrte. Von diesem Augenblick an trat Witt eigentlich ganz in den Hintergrund, und so geschieht es auch in dieser Schrift. Hervorgehoben wird fortan die Wirksamkeit des Dr. Karl Follenius in Jena und Treiben und Leben der Jenaischen Burschenschaft, sofern dieselbe als Repräsentantin aller übrigen deutschen Burschenschaften betrachtet werden darf. Hierin besteht nun das zweyte, unseres Dafürhaltens größere Verdienst vorliegender Schrift, weil die Sache von allgemeinerem Interesse ist.

Der Verf. bekennt offen, daß er selbst Jenenser und Glied der Burschenschaft gewesen, auch, daß es ihm unmöglich sey, sein und seiner Freunde Universitätsleben in so ungünstigem Lichte zu betrachten, als Manche für gut gefunden; und so macht er uns selbst gegen seine historische Treue etwas mißtrauisch. Allein schon diese Offenheit, womit er es thut, räth, das Mißtrauen nicht auf Thatsachen auszudehnen, sondern höchstens auf einige Urtheile und Ansichten zu beschränken. Und in der That tragen alle Mittheilungen das Gepräge historischer Wahrheit an der Stirn. Was zuerst die Entstehung der Burschenschaften anlangt, so wird zur Ueberzeugung erhoben, daß dieselben in natürlicher Nachwirkung der Befreyungskriege sich gebildet hätten; wie denn überall deren Stifter aus dem Felde auf die Universität zurückgekehrte Jünglinge gewesen seyen. Es wird hiebey keineswegs verschwiegen, daß F. L. Jahn durch persönliche Bekanntschaft mit diesen Jünglingen bedeutenden Einfluß auf die innere Einrichtung dieser Studentenvereine gehabt habe, deren Bild übrigens schon in dessen „Volksthum“ entworfen worden war. Ursprünglicher Zweck der Burschenschaft war aber kein anderer, als der doppelte: die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande in der Jugend wach zu erhalten und das gesellige Leben der Studirenden durch sie selbst an das Gesetz freyer, edler Sittlichkeit zu binden. Alle Grundsätze, nach welchen die Burschenschaften eingerichtet waren, entsprachen diesem doppelten Zweck und nur diesem. Darum waren sie allen Studirenden geöffnet, ob sie Bayern, Hessen, Preußen, Sachsen, Schwaben ꝛc. seyn mochten; darum traten sie den sogenannten Landsmannschaften entgegen, weil diese einerseits das Princip einseitiger Absonderung nach den besondern Landschaften hegten, anderseits einen sittlichen Lebenswandel als etwas Indifferentes behandelten, ja wahres Sittlichkeits- und Rechtsgefühl dadurch unterdrückten, daß sie das Faustrecht als höchste Instanz ihrer geselligen Rechtsentscheidungen handhabten. Der Verf. zeigt ferner, wie eben dadurch, daß die Burschenschaften jedem Studenten, gegen dessen Ehrenhaftigkeit nicht erhebliche Einwendungen zu machen waren, offen standen, in ihnen bald eine Mannichfaltigkeit der Ansichten zur Sprache kam, die jedes Verfallen in Extreme so lange verhindern mußte, als jenen eine öffentliche, allgemeine Existenz vergönnt blieb. Er läugnet nicht, daß in ihnen gar Manche gewesen seyen, die bald eine extravagante, sittliche und politische Richtung genommen; aber er thut auch dar, daß die desfalls geäußerten Ansichten derselben regelmäßig durch entgegengesezte bekämpft und neutralisirt worden seyen. So habe sich immer eine mittlere, gemäßigte Ansicht herausgestellt, der die größere Menge der Glieder gehuldigt, und von der Burschenschaft als solcher sey nie ein im Geiste der Extravaganten abgefaßter Beschluß ausgegangen. Es ist in der That sehr belehrend, zu sehen, wie sich alsbald in der Burschenschaft rechte und linke Seite und ein beyde vereinigendes Centrum gebildet haben. In moralischer Hinsicht bestand die rechte Seite aus den sogenannten flotten Burschen, den Epikuräern unter den Studenten, die linke aus den Stoikern, wozu auch die Hyperaltdeutschen gehörten; Cyniker waren auf beyden Seiten; Eklektiker bildeten die Mitte. In gesellig-akademisch-bürgerlicher Hinsicht waren unter den Epikuräern die meisten Anhänger der Tyrannis, unter den Stoikern die der Republik; die Mitte war konstitutionellmonarchisch; doch gehörten zu dieser auch viele Altdeutsche. Der Verfasser weiset ferner auch, in Uebereinstimmung mit dieser gemäßigten Natur der Burschenschaft, nach, wie die wenigen Glieder derselben, welche, von dem Geist der Zeit berührt, eine entschieden politische Richtung und ihrem Alter gemäß auf exaltirte Weise nahmen, sich bald mit ihren phantastischen Ansichten auf sich selbst zurückgewiesen sahen und in Privatzirkel zusammentreten mußten, um ihre Meynungen wenigstens unbekrittelt vortragen zu können. Diese Privatzirkel erhielten, als Karl Follenius nach Jena kam, in diesem einen Mittelpunkt, und nun zeigte es sich gar bald, daß die jungen Politiker unter einander sehr uneins waren. Ein bedeutender Theil hatte nur ein wissenschaftliches Interesse, und wollte, ohne sich dessen vorher bewußt zu seyn, im Grunde nur zu klarer Ueberzeugung über Politik kommen, und für diese war Follenius, gerade weil er einen so entschiedenen Republikanismus auf moral- und rechtsphilosophischen Principien gegründet und in sich bis zu den extremesten Ansichten ausgebildet hatte, ein wahrer Geburtshelfer. Der andere Theil der Politiker aber, der wirklich eine praktische Richtung nehmen wollte, konnte sich, drey oder vier ausgenommen, zu denen Sand gehörte und Witt sich bekannte, durchaus nicht mit dem

Grundsatz der Unbedingtheit, den Follenius an die Spitze aller seiner Behauptungen und Forderungen stellte, befreunden. Die drey oder vier ausgenommen, sahen alle übrigen bald ein, daß dieser Grundsatz der Unbedingtheit, nach welchem die Republik nicht allein als einzig rechtmäßige Staatsform anerkannt, sondern auch, es koste was es wolle, durchgesezt werden sollte, ein rein terroristischer sey, und als Follenius darauf bestand, wurde ihm erklärt, daß man fortan, bey aller Achtung vor seiner Person, wider ihn sey. Zu dieser festen Ueberzeugung wären aber die jungen Leute schwerlich so bald gekommen, wenn sie für dieselbe nicht eine starke Stütze in den Lehrern gefunden hätten, mit denen sie durch die Vorträge und Werke der Professoren Fries und Luden vertraut geworden waren. Ja es wird auf das bestimmteste erwähnt, daß Fries sogar persönlich, wo er mit Follenius zusammengetroffen, dessen ins Jakobinische überschweifende Grundsätze, wiewohl vergebens, bekämpft habe. Man ersieht hieraus, mit wie großem Unrecht man diesen edlen Mann mit lezterem verwechselt und ihn wohl gar bezüchtigt hat, mit demselben gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Es ist zwischen ihnen nie zu etwas anderm, als zu einem wissenschaftlichem Streit über ihre rechtsphilosophischen Ueberzeugungen gekommen. Auf ähnliche Weise macht der Verfasser bemerklich, wie wenig auch Jahn's und Dewette's Einfluß auf die studirende Jugend mit dem gemein gehabt habe, nach welchem Follenius, — so lange er in Jena war, vergebens — getrachtet. Der mit Follenius von Gießen nach Jena gekommene, wir dürfen wohl sagen, revolutionäre Republikanismus war den politischen Ansichten Jahn's durchaus entgegengesezt, und zwischen die Anhänger Jahn's und Follen's trat nicht selten gegenseitige Anfeindung ein; denn Jahn's politisches Vergehen war keines gegen die Monarchie, sondern gegen die absolute Monarchie und gegen einseitiges Preußenthum, weil er nicht aufhören konnte, vom heiligen, deutschen Reich zu träumen, da die Zeit dieses Traumes, der nur einen Moment gedauert, längst vorüber war. Endlich deutet der Verfasser auch an, wie von Seiten Dewette's und seiner Schüler oder Freunde ein Gegensatz gegen Jahn und die Seinigen gebildet worden sey. Schon Jahn's heftiges, leidenschaftliches Auftreten mußte ihm, der das Leise und Bedächtige liebte, verhaßt seyn; eben so war Dewette, wie weiland Seneca, geneigt, Alles von wissenschaftlicher und namentlich gelehrter Bildung zu erwarten, während Jahn nicht minder einseitige Hoffnungen auf die Entwicklung gesunder Leibes- und Lebenskräfte sezte. Auch Schleyermacher hegte wieder andere Ansichten, als beyde Männer. Und da nun, wie um diese, sich um ihn in Berlin, in Jena um Luden, Fries, Follenius, anderswo um andere, von einander in ihrer Denkungsart abweichende, wenn auch immerhin freygesinnte, Männer, verschiedene Kreise von Schülern, Anhängern, Verehrern bildeten, die sich wohl gar befehdeten, wo ihre Lehrer nur abweichend sich äußerten, so leuchtet schon hieraus ein, wie Unrecht man thut, wenn man alle diese Männer nach demselben Maaß mißt oder es nur für möglich hält, daß die deutsche Jugend auf Universitäten im Allgemeinen das blinde Werkzeug geheimer Obern gewesen sey. Dies war bis zu den Karlsbader Beschlüssen bestimmt auf keine Weise, auch nicht im Einzelnen, der Fall. Wenn nachmals, als die Burschenschaften geheime Verbindungen werden mußten, was ihrer Natur und ursprünglichen Anlage durchaus fremd war, gar manche Studenten zu solchen Werkzeugen mißbraucht worden sind, so haben daran ihre akademischen Lehrer und die ersten Gründer der Burschenschaften und deren Gönner keine Schuld. Alle hierauf bezüglichen Mittheilungen gegenwärtiger Schrift sind von ausgezeichnetem Werth, und dieselbe darf selbst von der Geschichte, wann sie einmal von dem Leben der deutschen Jugend im verwichenen Decennium zu reden hat, als lauterer Bericht eines unbefangenen Augen- und Ohrenzeugen benuzt werden.

Wir dürfen schließlich nicht übergehen, daß die Darstellung in dieser Schrift, ihrer Form nach, äußerst unterhaltend ist. Herr Witt wird, wie ers wohl kaum anders verdient, durchweg als eine eben so verächtliche, als lächerliche Figur behandelt. Ebenso wird Herr Major von Lindenfels, der sich bekanntlich dem Publikum als einen, ohne Zweifel getäuschten, Freund Witt's gezeigt hat, fortwährend auf eine ergötzliche Weise apostrophirt.

W. B. M.

Geschichte.

David Cusick's Shetches of ancient history of the six Nations: comprising firrt — a tale of the foundation of the Great Island, (now North America) the two infants born, and the creation of the Universe. Second a real account the early settlers of North America and their dissentions. Third Origin of the Kingdom of the Five Nations which was called a Long House: the wars, fierce animals etc. Second edition

of 2000 copies. Embelished with engravings. Tuscanova Village. (Lewiston, Niagara county.) 1828.

Dies Buch, wenn wir es so nennen dürfen, und dessen Titel vielleicht das beste, d. h. lächerlichste am ganzen Dinge ist, kam uns vor einiger Zeit zu Händen, und wir glaubten hie und da etwas Interessantes, wenn auch in der entstelltesten Sagenform, zu finden, aber es blieb wenig genug. Erwähnenswerth schien es uns dennoch, da es das erste Buch ist, so viel wir wissen, das ein Indianer geschrieben hat. Er sagt in der Vorrede, daß er lange gewartet habe, ob nicht einer seines Stammes, der „eine englische Erziehung genossen," die Geschichte der sechs Nationen beschreiben wolle — scheint es doch als hätte der Indianer viele europäische Vorreden gelesen — da es aber nicht geschehen, so wolle er es selbst wagen, obgleich er nur eine „kurze Erziehung" (small education) habe; das hätte man dem rothen Verfasser auch schon nach dem brillanten Titel geglaubt. Die ganze Geschichte, die wie europäische Chroniken, mit der Erschaffung der Welt beginnt, geht nur bis auf Columbus Entdeckung. Die Erzählungen fangen immer so an: vielleicht — Jahr ehe der Columbus Amerika entdeckte. Geistergeschichten, Riesen, Ungeheuer, Schlangen, Kriege und einige Reisen füllen den historisch-ungewissen Theil des Werks, Sagen von der Welterschaffung den mytisch-zuverläßigen. Einige Angaben über die Handhabung des Rechts, und eine Art Verwaltung der Stämme der sechs Nationen schließen das Werk und sind wohl das interessanteste darin, wenn nicht mancher Leser vielleicht den Anfang so nennt, da er einen Mythos über die ewig dunkle Schöpfung gibt. Dürfte man sicher seyn, daß die gegebene Sage in der That die uralt-indianische sey, so wäre sie ohne Zweifel als Beytrag zur Geschichte des ewigen metaphysischen Dranges der Menschen, über die Erschaffung und die Elemente der Welt etwas zu wissen, interessant *). Sie ist kurz diese:

Im Anfange waren zwey Welten, eine Unterwelt voll Finsterniß, mit Ungeheuern, eine Oberwelt mit bessern Wesen, von denen ein Weib unberührt empfing. Als sie Gebährungsschmerzen fühlte, legte sie sich nieder, um zu ruhen, aber ihr Lager sank hinab. Die Ungeheuer waren bestürzt, als die Thiere des Wassers ihnen meldeten, daß jenes Weib kommen würde. Die Ungeheuer versammelten sich und berathschlagten, wie das Weib zu retten sey, wenn sie von den Himmeln auf das Wasser käme. Keiner konnte helfen, bis eine große Schildkröte es auf sich nahm. Die andern streuten Erde auf ihren Rücken und sie steigt empor. Das Weib legt sich auf sie in den größten Schmerzen. Die Schildkröte wuchs mit jedem Augenblicke, und Kränter fingen an auf ihr zu wachsen. Alles war noch finster; während die Mutter im Kreisen liegt, fangen die Zwillinge in ihrem Schooße sich zu streiten an; denn einer ist von einem bösen Geiste bewegt, und will unter dem Arme der Mutter hinaus. Der andere wills verhindern, so kommen die Zwillinge in Hader und durch den Hader, an deren Folgen die Mutter stirbt, zur Welt. Sie hatten die Kraft, sich ohne Wärterin zu ernähren. Als sie erwachsen waren, war der eine von gutem Gemüthe und hieß Enigorio, d. i. gutes Gemüth; der andere hieß Enigonhahetgea, d. i. schlechtes Gemüth. Der gute Geist wollte nicht länger im Kasten bleiben und schuf vom Kopf der todten Mutter eine leuchtende Kugel (jezt die Sonne) und vom andern Theile des Körpers schuf er den Mond. In der hellen Kugel erschien von Wolken ein Paar Beine, um zu zeugen, daß es von der guten Mutter war. Er schuf auch Sterne, und theilte Tag, Nacht, Jahreszeit 2c. Die Ungeheuer der dunklen Welt haßten das Licht und beschlossen Krieg. Der gute Geist schuf aber fort, er machte Flüsse, Berge 2c. Als er die Erde geschaffen hatte, schuf er nach seinem Bilde aus Staub einen Mann und ein Weib, und blies eine Seele in ihre Nase, und nannte sie Ea-Gwehowe, d. i. wirkliche Leute. Er gab ihnen die ganze große Insel zum Beherrschen. Der böse Geist ward neidisch und schuf steile Berge, kaltes Wetter 2c., und nach seinem Bilde einen Mann und ein Weib, aber als er ihnen eine Seele einhauchte, wurden es Affen. Dann machte er noch ein Paar und der gute Geist gab ihnen Odem. Diese wußten alles, und wurden ein Volk im Süden, aber nachher wurden sie von Wilden ausgerottet und ihre Schanzen vertilgt bis auf diesen Tag. Nach manchem Streite fordert der böse Geist seinen Bruder zum Zweykampfe, um zu entscheiden, wer die Welt regieren soll. Der Kampf dauert zwey Tage, während ungeheuren Sturms, der die Berge umstürzt. Der böse Geist wird besiegt und in die Erde gebannt, aber sterbend ruft er, daß er unten wieder leben und Macht über die Menschen behalten wolle. Der gute Geist geht dann zu den Menschen, lehrt sie Bogen machen 2c. und verläßt die Erde.

---

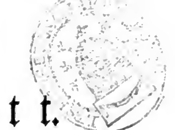
*) Dies ist sie allerdings, und es wird Niemand verkennen, daß sie mit den Schöpfungssagen andrer rohen Völker große Aehnlichkeit hat.

Anm. der Redaktion.

N°. 44.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 2. Juni 1829.



Aesthetik.

Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch von Carl Grüneisen. Stuttgart, Gebrüder Franckh, 1828.

In den so eben von Heyse herausgegebenen Vorlesungen über Aesthetik von Solger finden wir Seite 146 folgende Stelle: „Ob es erlaubt sey, diese Gegenstände (die göttlichen Personen) durch die Kunst darzustellen, kann gar keine Frage seyn. Man hat es für frevelhaft angesehn, Gott zu gestalten; eine Ansicht, die sich aus der Denkungsart des gemeinen Verstandes herschreibt. Man glaubt, seine Idee sey unerreichbar, und scheint mithin das Daseyn der Gottheit in uns selbst für unmöglich zu halten. Wer solche Vorstellungen hegt, hat weder Philosophie, noch Religion, noch künstlerische Ansicht. Freylich ist jede Idee im Vergleich mit der Wirklichkeit unendlich. Solche Gegenstände können und sollen aber dargestellt werden. Wir haben vortreffliche Beyspiele davon, selbst in unserer deutschen Kunst. Nur muß man sich dabey auf dem richtigen Standpunkte der Kunst erhalten, und nicht verlangen, in dem Bilde ein Porträt zu sehn, welches freylich unmöglich und ein Unding ist. Gerade die Absonderung des Vaters hat eine allegorische Beziehung. Er muß also dargestellt werden in der Dreyeinigkeit, oder als besondere Person und dann in ganz individueller Handlung, z. B. als Weltschöpfer, oder im Paradiese, nur immer in einem ganz einzelnen Akte; denn nur dadurch kann der allgemeine Begriff für die Wirklichkeit fixirt werden."

In der vor zwey Jahren erschienen Schrift des Herrn von Wessenberg: „die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes" wird ebenfalls die künstlerische Darstellung Gottes als zuläßig und sogar heilsam vertheidigt. Solger geht von einem rein ästhetischen, Wessenberg von einem mehr religiösen Standpunkt aus, beyde aber vereinigen sich im Wesentlichen zu demselben Resultate.

Die vorliegende Schrift behauptet gerade das Gegentheil, und verwirft die bildliche Darstellung der Gottheit sowohl aus ästhetischen, als aus religiösen Gründen. Das scharfe und absprechende ästhetische Urtheil Solgers war dem Verfasser noch unbekannt, er richtet also seine Einwürfe vorzüglich nur gegen das milde Urtheil des Herrn von Wessenberg; indem er aber den Gegenstand auf die vielseitigste Weise behandelt, spricht er Sätze aus, die auch Solgers Meynung widerlegen. Er macht zuerst einen Unterschied zwischen dem bildlichen Ausdruck in der Poesie und den wirklichen Bildsäulen oder Gemälden. Jene poetische Malerey des alten und selbst des neuen Testamentes läßt er gelten, indem er sie für nicht mehr nimmt, als für allegorische und symbolische Sprache. Die gemeißelten und gemalten Bilder von Gott aber verwirft er und will sie streng von jenen poetischen Bildern geschieden wissen, weil sie nicht mehr blos Sprache und Ausdruck des Uebersinnlichen, sondern wirklich etwas Körperliches und Sinnliches sind. Dieser Unterschied ist allerdings sehr wichtig, und Wessenberg hat ihn zu leicht beseitigt, Solger gar nicht berührt. Die sinnliche Wirklichkeit des Bildes schließt jede andere Bildung aus, und zwingt uns, anzunehmen, daß Gott gerade so und niemals anders seyn müsse, als wie er uns sinnlich erscheint. Das poetische Bild läßt eine unendliche Mannichfaltigkeit andrer Vorstellungen zu, faßt nur eine Seite, eine Eigenschaft, einen Moment des göttlichen Wesens auf, das körperliche Bild aber schränkt die Gottheit ein, und bannt sie gleichsam in eine einzige Erscheinung, die insofern immer eine niedere und ihrer unwürdige ist. — Der Verfasser mustert sodann die wirklichen historisch gewordenen Abbilder der Gottheit, und findet sie alle ungenügend, wo nicht unanständig und verderblich. Selbst das Bild eines gütigen Vaters scheint ihm zu irdisch, zu materiell. „Die reine Idee des Christenthums von Gott verlangt Erhebung über jedes, auch über das feinste, edelste, lauterste Symbol, damit wir lernen, den Vater im Geiste, geistig, rein und unsichtbar uns zu denken, und geistig dieses reingeistige Wesen anzubeten." Ein leiblicher Vater wird allerdings immer mehr oder weniger

als ein bloßer Abraham oder gar Jupiter erscheinen. Am strengsten erklärt sich der Verfasser gegen die (von Solger vertheidigten) symbolischen Darstellungen der Dreyeinigkeit, weil sie größtentheils absurd seyen und oft weit eher Abscheu oder Lachen erregen, als Andacht. Er erinnert unter Andern an ein Bild, welches die drey göttlichen Personen im Leibe der Maria liegend darstellt. Wen müßte so ein Bild nicht empören! und warum? weil es ein sinnliches Bild ist. Dasselbe Bild findet sich in einem alten lateinischen Kirchenliede blos poetisch angedeutet und ist hier nicht nur nicht widerlich, sondern wahrhaft erhaben. Der Verfasser macht auf den nachtheiligen Einfluß aufmerksam, welchen die grobsinnlichen, und oft sogar nur von einem falschen Witz eingegebnen Abbilder der Gottheit auf die rohe Menge haben müssen und immer gehabt haben. Er citirt einen Vers, der schon in Brockes irdischem Vergnügen in Gott steht, und noch heute Anwendung findet:

Wie mancher hat von Jugend auf, durch's Malers Pinselspiel verführet,
An Statt der Gottheit sein Gehirn mit nichts als Bildern angefüllt.
Was er von seines Gottes Wesen begreift und ehret, ist ein Bild,
In welchen Bildern er doch Gott weit minder ehrt, als ihn verliert.
Nehmt ihm aus seiner Phantasie den alten Mann, das Lamm, die Taube,
Was bleibt ihm von der Gottheit übrig? Wo ist der Christ? wo bleibt der Glaube?

Das rein poetische Bild des Vaters, des Lammes, der Taube, des Auges, der Hand, die aus den Wolken kommt, des Donners ꝛc. wird uns in der Bibel, in Kirchenliedern, in Predigten und Gedichten gewiß niemals Anstoß geben; sobald es aber in Stein und Holz geschnitzt oder auf Leinwand gemalt uns körperlich vor Augen tritt, wird ein Götzenbild daraus, und wenn sich das Volk erst daran gewöhnt hat, die Gottheit von diesen Bildern unzertrennlich zu denken, so entsteht allerdings ein Götzendienst, der sich vom gröbsten Fetischismus wenig unterscheidet.

Eine geläuterte Religion kann sich unmöglich mit grobsinnlichen Bildern der Gottheit vertragen, und in diesem Sinn treten wir unbedingt der Meynung des Verfassers bey. Ob diese Bilder wirklich göttlich seyn, oder nur das Göttliche symbolisch bedeuten sollen, dünkt uns kein so wichtiger Unterschied, als man gewöhnlich annimmt. Die Geschichte des Bilderdienstes hat dies zur Genüge bestätigt. Was anfangs nur eine gemalte Allegorie oder das Porträt eines frommen Christen war, wurde bald zu einem wunderthätigen Bilde, zu einem Bilde, das ganz ähnlich den alten Götzenbildern alle Kräfte eines Gottes in sich faßte. Die Phantasie des Menschen wird immer diesen Gang nehmen. Das Bild, welches die Sache nur bedeuten soll, wird immer bald die Sache selber seyn. Was auch die Lehre für einen Unterschied zwischen dem Seyn und Bedeuten feststellen mag, das Auge wird immer bald eins mit dem andern verwechseln und im sichtbaren Bilde auch nur die Sache selber sehn.

Was die ästhetische Seite der bildlichen Darstellung Gottes betrifft, so gibt es zwar eine Menge berühmter Bilder von Gott und der Dreyeinigkeit, deren Kunstwerth keinem Zweifel unterliegt, und eine Bilderstürmerey dagegen wäre lächerlich; allein wir dürfen diese Bilder doch nur von der ästhetischen Seite ansehn, und ihnen insofern dasselbe Recht angedeihen lassen, was wir auch den Darstellungen aus der heidnischen Götterlehre zuerkennen, müssen uns aber sehr in Acht nehmen, die ästhetische Bedeutung solcher Bilder mit der religiösen zu verwechseln, und was ästhetisch schön ist, auch für religiös gültig zu halten. Den bildenden Künstlern wie den Dichtern möge immerhin die Aufgabe gestellt bleiben, das Unsichtbare zu versinnlichen, und die tiefsten und heiligsten Geheimnisse des Göttlichen durch immer reinere und treffendere Symbole, wenn nicht zu enträthseln, doch uns näher zu bringen; aber man möge sich hüten, jemals in Idololatrie zu verfallen, und möge auch die harmlos außerhalb der Kirche Statt findenden künstlerischen Versuche dergestalt in Aufsicht halten, daß sich nicht unwürdige und alberne Vorstellungen des Heiligsten einschleichen. In ästhetischer Beziehung ist unser Verfasser wohl etwas zu streng, indem er des Mißbrauchs wegen auch lieber alle Versuche der Künstler, Gott darzustellen, überhaupt wegwünscht.

Hiermit sind in der Kürze die Grundsätze des vorliegenden Buchs ausgesprochen, die wir im Wesentlichen vollkommen theilen. Es ist der Mühe werth, diese Grundsätze in einer Zeit aufzustellen, in welcher der Bilderstreit, der früher von der religiösen Seite her so heftig entflammte, von der ästhetischen aufs neue angefacht wird. Die abweichenden Urtheile bedeutender Männer, wie Solger und Wessenberg, beweisen, daß unser aufgeklärtes Jahrhundert in Bezug auf diesen Gegenstand noch eine sehr schwankende Meynung hat.

Wir müssen indeß das vorliegende Werk nicht nur wegen seiner religiös ästhetischen Tendenz, sondern auch wegen seiner historischen Gelehrsamkeit rühmen. Der Verf. hat nämlich eine Geschichte der christlichen Kunst und namentlich des langen Bilderstreites, so weit es der specielle Zweck des Buchs erlaubte, darein verflochten, und dabey eine große Belesenheit beurkundet.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder von Heinrich Heß. Karlsruhe, Verlag der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung, 1829.

So klein auch diese Sammlung ist, indem sie nicht mehr als zehn Lieder enthält, so verdient sie doch unter vielen ähnlichen Erscheinungen in unsrer Literatur ausgezeichnet zu werden. Diese Lieder haben nämlich, ohne auf die höchste Meisterschaft in der Form Anspruch zu machen, etwas Seelenvolles, Warmes und Inniges, was wir nur zu häufig in den neuern lyrischen Produktionen vermissen, da die jüngern lyrischen Dichter größtentheils nur matte und kalte Nachahmer von Goethe oder Schiller, Matthisson oder Uhland sind, und mehr eine schöne fremde Form nachkünsteln, als selbst tief und warm empfinden. Wo uns also noch das ursprüngliche, herzliche Wesen begegnet, ohne welches alle lyrische Poesie nur ein bunter Schaum ist, müssen wir es immer freundlich begrüßen.

Der Gegenstand der vorliegenden Lieder ist theils die Liebe, theils die Natur. Was die zärtlichen Lieder des Dichters, z. B. an seine Frau, betrifft, so bieten sie wohl keine neuen poetischen Gedanken dar, haben aber einen Ton von Treuherzigkeit und unerkünsteltem Wohlwollen, der sie liebenswürdig macht. Die Gedichte, welche den Erinnerungen an die schönsten Gegenden des Großherzogthums Baden gewidmet sind, zeugen von einem nicht gemeinen Talent für landschaftliche Anschauung und malerische Darstellung. In dem schönsten dieser Gedichte, dem Lied am Ludwigstage, hat es der Dichter gewagt, in der gedrängtesten Kürze ein Panorama des ganzen Großherzogthums Baden vom Bodensee bis zur Tauber zu geben, und wer möchte zweifeln, daß er diese so schwierige Aufgabe auf die befriedigendste Weise gelöst habe. Wer Baden kennt, wird durch die Wahrheit des Gemäldes überrascht werden, in welches der Dichter überall mit dem kürzesten und zugleich bildlichsten Ausdruck das am meisten Charakteristische einer jeden besondern Gegend der Reihe nach eingetragen hat. Wir wollen ihn selbst hören:

Wie glänzen deine schöne Gauen,
O Vaterland, von süßer Lust!
Am ausgeschmückten Seegestade,
Wo sich der Alpen Kette zeigt,
Und blühend aus dem Wellenbade
Die wunderholde Mainau steigt; —

Wo Salems Friede lilienhelle
Aus einem Paradiese blickt;
Wo an der Donau Silberquelle
Die ährenblonde Baar sich schmückt,
Und eine perlengleiche Gabe
Die edelste der Würzen lacht,
Vom schöpferischen Zauberstabe
Des Zepters an das Licht gebracht.

Wo in das Land der Allemannen
Der stolzen Eiche Wipfel weht,
Und überschirmt von schwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes steht,
Der uns des Weines goldne Flamme
Voll Blumenduft entgegen hält,
Und manchen Ast dem Blüthenstamme
Des Vater Rheines zugesellt.

Wo um die Reize stiller Auen
Die rasche Wiese zögernd schlüpft;
Wo durch des Felsenthores Grauen
Die Dreysam in ein Eden hüpft;
Wo in des Himmels blauen Aether
Des Thurmes Spitze sich verliert,
Der schlank und kühn wie eine Ceder,
Des Münsters Kunstgebilde ziert.

Am Kaiserstuhl, wo jeder Hügel
Im grünen Rebengürtel prangt,
Und in des Rheines klaren Spiegel
Der Limburg Epheu niederrankt;
Wo durch Gebirge, Thal und Haide
Der Kinzig Wellenmelodie'n
Ins lächelnde Revier der Freude,
Der Liebe und der Schönheit ziehn. —

Wo deine wärmste Segensquelle,
O Allemannia! entspringt;
Wo deiner Sprache Wohllautwelle
Am Blumenrand der Oos verklingt;
Der lieblichsten Natur im Schooße
In holder Anmuth Baden blüht,
Frisch wie die junge Purpurrose
Am mütterlichen Zweige glüht; —

Wo aus der Waldes Dämmerungen
Die Murg die blauen Augen hebt;
Wo um ihr süßes Thal geschlungen
Beseligt jede Welle bebt.
Des Fürstenschlosses milder Schimmer
Sich über Rastadt freundlich neigt,
Und der Erinn'rung Heiligthümer
Vergißmeinnicht und Lorbeern zeigt.

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
Wo um der Kunstgebilde Pracht
Der Lustgebüsche Schleyer wallen
Und eine Flur von Gärten lacht,

Die frischer Wohlgerüche Wogen
Der zierdereichen Hauptstadt bringt,
Und einen bunten Regenbogen
Um ihren Sonnenfächer schlingt; —

Wo, freudenstolz ob ihrem Ruhme,
Der Schwarzwald seine Pforte grüßt;
Wo Mannheims holde Uferblume
Des Rheines edle Wogen küßt,
Wo um erhabene Ruinen,
Des Lebens Frühlingskränze wehn,
Die schönsten Musenhaine grünen,
Und liebend in den Neckar sehn.

Wo tausend Sänger in den Lüften
Frohlocken über Odins Wald;
Umhaucht von Feld und Wiesendüften,
Die klare Tauber lieblich strahlt;
Wo sie nach dem geliebten Maine
Erröthend ihre Blicke hebt,
Und Werthheims Bild im Widerscheine,
Der stolzen leichten Wellen schwebt.

Die volle Pracht der Gauen glänzet
Und hauchet ihren Zauber aus;
Die veilchenblauen Berge kränzet
Der Wolken Purpurnelkenstrauß.
Umblüht vom schönsten Erdenthale,
Des Paradieses Strom, o Rhein!
Wie ladest du mit gold'nem Strahle
Zum Lebehoch uns freundlich ein.

Eine so schöne Schilderung empfiehlt sich selbst, so daß wir nichts weiter hinzufügen dürfen. — Das Aeußere des Büchleins ist anständig.

Länderkunde.

Der Stadt Murten Chronik und Bürgerbuch von Joh. Friedr. Ludw. Engelhard, M. D. Stadtarzt zu Murten u. s. w. Bern bey C. A. Jenni. 1828. 392 S. 8. Mit sechs Steindrucktafeln.

Die in der alten Schweizergeschichte so berühmte Stadt Murten ist allen Reisenden durch die Schweiz um seiner reizenden Geländer willen und der höchst anmuthigen Lage auf der den See beherrschenden Anhöhe in freundlichem Andenken. Das reinliche und heitere Städtchen mit 1300 Einwohnern und dritthalbhundert Häusern hat in Hrn. Engelhard einen tüchtigen Geschichtschreiber, der aus archivalischen und handschriftlichen sowohl, als aus gedruckten Quellen sammelte und ordnete, was zunächst den Mitbürgern erfreulich seyn mußte, von dem er aber auch mit Recht hoffen durfte, daß die Gesammtgeschichte des schweizerischen Freystaates darin ebenfalls einige Bereicherung finden würde. Das Titelblatt zeigt die schöne Schaumünze, welche 1822 bey Errichtung des neuen Denkmals der Murtenschlacht geprägt wurde. Auf der einen Seite sieht man das alte Beinhaus, auf der andern das neue Monument, einen 56 Fuß hohen Obelisk, mit der Inschrift:

Victoriam
XXII. Jun. MCCCCLXXVI
Patrum Concordia
Patrum
Novo signat Lapide
Respublica Friburg.
MDCCCXXII.

Die übrigen Steindrucktafeln enthalten die Schriftproben merkwürdiger Urkunden und Wappenschilder.

Heilkunde.

Der gesunde Mensch, oder kurze und gründliche Anleitung, sich vor Krankheiten und herrschenden Seuchen zu bewahren, die Gesundheit zu befestigen u. s. w., nebst einfachen Rettungsmitteln bey plötzlich entstandenen Unglücksfällen und dem Verhalten bey Verletzungen. Ein nothwendiges und nützliches Hülfsbuch für Jedermann, auch für den Unterricht der Jugend, von Dr. Joseph Neunzig. Düsseldorf, 1827, bey Joh. Eckhardt Schaub.

Unter der großen Anzahl von Schriften der Art verdient diese, wegen ihrer wahrhaften Popularität, der Vermeidung alles Ueberflüssigen, Verwirrenden, was der Jugend nicht förderlich wäre, wenn sie aufmerksam darauf gemacht würde, und wegen der Aufnahme mancher höchst nützlicher Belehrungen, wie namentlich über die einzelne Gifte und die fast überall zu Gebot stehenden Gegenmittel für die ersten dringenden Augenblicke, nicht die unterste Stelle, und besonders möchte sie sich für den Schulunterricht trefflich eignen, wenn auch einzelne Abschnitte, wie der über die Seelendiät, höchst mager und oberflächlich gerathen sind. Das ganze leibliche Thun und Lassen des Menschen geht der Verfasser sehr faßlich und behaltbar durch, und gibt seine Lehren in einfachen Regeln.

N°. 45.

Literatur-Blatt.

Freitag, 5. Juni 1829.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Friedrich Laun. Ausgabe lezter Hand. Leipzig, Ambros. Barth, 1828. 8. 265 S.

2) Blüthen religiösen Sinnes. Zur Erhebung für Geist und Herz. Von August Gebauer. Zweyte, vermehrte Auflage. Mannheim, bey Tob. Löffler, 1828. 224 S.

3) Blüthen der Poesie aus Hellas und Italien, übersezt, erläutert und mit Abhandlungen über klassische und romantische Dichtkunst und Dichter begleitet von Jan Pol und Karl Gust. Korte. Essen, Bädecker, 1828. gr. 8.

4) Kleine Blüthen. Ein Opfer für Hellas. München, Lindauer, 1827. 16. 58 S.

5) Perlen zum Besten der Griechen gesammelt von Ludwig von Pigenot. Würzburg, 1828. 8. 182 S.

6) Gedichte von Dr. Sederholm. Moskau, gedruckt bey August Senen. 1828. 16. VIII und 142 S.

7) Vermischte Gedichte und Uebersetzungen von P. von Bohlen. Königsberg, Bornträger, 1826. 8. VIII und 152 S.

8) Die Leyer der Meister in den Händen des Jüngers, oder achtzehn Gedichte in fremder Manier, und eins in eigener. Von Theodor von Kobbe. 62 S.

Der jetzige Kulturstand unsrer Sprache und schönen Literatur zeigt uns viererley Dichter: solche, die neue Bahnen finden oder doch suchen; solche, die auf der alten Bahn einen neuen Gang gehen; solche, die den gewohnten Pfad, im gewohnten Schritte, aber mit Leichtigkeit wandeln, und solche, die auf der alten Straße stolpernd einherhinken. Unter welche Klassen sind die vorstehenden Liedersammlungen zu reihen?

Herr Friedrich Laun, ein in der Unterhaltungsliteratur gepriesener Name, gibt uns eine Sammlung Gedichte, welche ein getreuer Spiegel der gangbaren poetischen Empfindungsweise und Bildersprache unsrer Zeit sind. Auch ihr Ausdruck ist gefällig, leicht, natürlich, sehr korrekt. Es darf ihnen als ein Vorzug angerechnet werden, daß sie nicht kostbar thun und einen eigenthümlichen Ton anstimmen wollen, wie so manche ähnlicher Dichter, die darum um nichts origineller sind. Launs Dichtungen verläugnen die Muster nicht, denen sie nachgebildet sind; sie erscheinen großentheils als Nachahmungen, aber als glückliche. Es wird nicht schwer seyn in den Romanzen (S. 1.), in Stätte der Todten S. 9. Liebesprobe S. 18. Kodrus S. 37. Auf dem Wasser S. 41. Ansichten S. 71. Der blonde Ritter S. 93. Regnar Lodbrok S. 144. Das Lied von der getreuen Königin S. 117 u. s. w., die verschiedenen Vorbilder, einen Herder, Schiller, Salis, Goethe, Fouqué, Uhland wieder zu erkennen; dennoch lesen sich diese Gedichte gut, es ist eigne Melodie und Stimmung darin, neben dem geborgten Grundtone. Für musikalische Behandlung sind daher die Mehrzahl dieser Lieder gewiß sehr geeignet. Am wenigsten Eigenthum des Dichters scheinen die Romanzen und Balladen, am meisten scheinen es die launigten Gedichte zu seyn. Die zwey Balllieder (S. 14 und 16.), das Tischlied der Männer (S. 216.), Lebensweisheit (S. 261.) und einige andre sind ausgezeichnet in dieser Art. Dagegen streift die Laune in der größern Dichtung Wanderung S. 231 ff. etwas an Manier. Von den halbempfindsamen Gedichten zeichnen wir die Flucht vor der Liebe, als ein sehr gelungenes, in sich abgerundetes Lied, nach unserem Gefühl als das beste dieser Sammlung, aus. Es stehe hier:

Ich floh aus ihren Armen,
Da fragte meine Brust:
Wo willst du nun erwarmen?
Ich war mirs nicht bewußt;

Doch ging ich weiter immer
Im grauen Abendschein,
Da holt' ein goldner Schimmer
Mich ein.

Der kam aus ihren Locken,
Ich wankt' und er blieb stehn;
„Warum denn so erschrocken,
Hast mich ja oft gesehn!
Kannst dich an mir ergötzen!“
„„Bin,““ hub ich an zu schreyn,
„„Nicht mehr in euren Reyen,
„„Nein, nein!““ —

Nun trat die Rosenlippe
Liebreizend vor mich hin.
Welch' ungeheure Klippe
Für Auge mir und Sinn.
Mein Herz schlug da gewaltig
Auf meine Flucht hinein.
„„Nein, meinen Vorsatz halt' ich,
„„Nein, nein!““

Drauf kam das schwarze Auge
In seiner Himmelsglut,
Sprach wie mit Seraphshauche:
„Bist du mir nicht mehr gut?“
Da riefs aus inn'rer Tiefe:
„„Ach eile doch nicht so!““
Als obs mein Schutzgeist riefe:
O O!

Dann klangen Silbertöne
Der Lieblichsten mir nach,
Gleich lagert' alles Schöne
Sich her um mich, sie sprach:
„Was muß ich von dir hören?
„Treuloser? ich bin da;
„Willst nicht zurücke kehren?“
„„Ja, ja!““ —

Das Beywort ungeheuer von der Klippe, die die Mädchenlippe ist, gebraucht, möchte das Einzige seyn, was die Kritik diesem ächten Liede vorwerfen könnte. Die Uebersetzungen des Hrn. Laun aus Lamartine, Byron und besonders aus Beranger sind ebenfalls sehr gelungen.

Wie der ebenbeurtheilte Dichter im weltlichen Gesange, so gibt der fruchtbare Schriftsteller, Herr August Gebauer (in Nr. 2) im geistlichen Liede uns den Inbegriff von dem, was eine gewandte Feder aus dem vorhandenen Sprach-, Empfindungs- und Bilderschatze für diese Gattung von Poesie hervorholen und mit guter Art zusammenstellen kann. Die mannichfaltigsten religiösen Stimmungen finden hier ihren Ausdruck: Vor der Kirche und nach der Kirche (S. 3 und 6.), Morgens und Abends (S. 12. 63. 68.), zu Hause (S. 10.) und auf der Wanderschaft (S. 73.), an allen Fest- und Feyertagen (Sylvesterabend S. 36. Neujahr S. 39. In den Fasten S. 41. Gründonnerstag S. 43. Osterfest S. 46. Himmelfahrt S. 48. Pfingsten S. 51. Weihnachten S. 30), für alle möglichen Dogmen hat die geistliche Muse des Herrn Gebauer ein Lied, und zwar ein Lied, das sich immer hören läßt, wenn es auch nicht durch Neuheit des Gedankens, oder Tiefe des Gefühls überrascht. Es wäre unbillig, zwischen diesen Gedichten und den geistlichen Liedern eines Paul Gerhard und andrer Liederdichter des siebzehnten Jahrhunderts eine Parallele ziehen zu wollen; die leztern sind die Erzeugnisse einer Zeit, die noch unerschütterlichen, positiven Glauben besaß, und noch dazu der tiefsten und edelsten Gemüther jener Zeit, die mehr in der andern Welt als mit den Sorgen dieser Zeitlichkeit beschäftigt lebten, die nicht schriftstellernd dichteten, wie weltliche und geistliche Sänger unsrer Zeit, sondern vor Gott dem Herrn sangen. Dennoch kann man sagen, daß Herr Gebauer sich von der einfachen, schlichten, so einzig dem geistlichen Gesange zusagenden Form des alten Kirchenliedes, Manches zu eigen gemacht, wodurch seine Blüthen religiösen Sinnes wirklich eine schöne Färbung erhalten. Dieses Lob zu erproben, heben wir aus dem Pilgerlied S. 71 zwey Verse aus:

Sey ruhig, Herz, laß Alles gehen,
Wie es der Herr beschlossen hat,
Du hast sie ja schon schimmern sehen
Im Traum die helle Gottesstadt,
Und von den Engelsschaaren drinnen,
Und von den Wächtern auf den Zinnen
Ein Lied vernommen, wie noch keins.

Sey ruhig, Herz, laß Alles gehen,
Was nicht mehr mit dir gehen will!
Was jezt geschieht, darf nicht geschehen,
Einmal wird's doch von außen still.
Und bliebst du dir nur selbst beständig,
Grünt Glaub' und Hoffnung nur lebendig:
Sprich! was bedarfst du anders noch?

Vieles in diesen Gedichten ist freylich auch zur stehenden Phrase geworden, besonders kehrt die Verdopplung mancher Wörter, die nur leere Emphase ist, wie: „ach Manchem, Manchen fehlt die Gabe“ — „o wie viele, viele Jahre“ — „doch lange, lange eh ich noch“ — „und wenn denn Alles, Alles glaubt“ — bis zum Eckel wieder. Hier und da fällt der Verf. aus dem glücklich adoptirten alten Ton in einen unglücklichen modernen, wie S. 8:

„Sieh, schon tritt aus gebrochnen Wolken
Die Sonne, wie ein frommes Mädchen lächelnd,
Und will das arme Kind des Staubes
Mit ihren Strahlen liebewarm umfassen.“

Aber auch der alte Ton wird zuweilen zu einer Art von Meistergesang, gerade wo er äußerlich am täuschendsten nachgeahmt ist. Lautet es z. B. nicht eher lächerlich als fromm, wenn Hr. Gebauer S. 24 in der Erbsünde, singt:

Aus Mutterleibe ging ich schon
An Seel' und Leib gebrechlich;
Der angebornen Sünde Lohn
Der machte mich so schwächlich u. s. w.

Solche Verirrungen sind jedoch nicht häufig, und bey weitem den größern Theil seiner Lieder hat der Verf. mit Geschmack und Takt behandelt; die Legenden besonders sind mit lobenswerther Einfalt gedichtet und lesen sich sehr angenehm. Aus den Sprüchen hätte manches Alltägliche wegbleiben können.

Von den zwey weiteren Blüthen anderer Verfasser (Nr. 3 und 4) sind die Gaben der Herren Jan Pol und Korte Uebersetzungen aus Sophocles, Anacreon, Martial, Horaz, Dante, Tasso und Petrarch. Es sind unstreitig Arbeiten begabter Jünglinge, die, wie die obigen Dichter, ebenfalls ihre gute Schule gemacht, und auf der Bahn unserer bessern Uebersetzer fortwandeln. Das Fragment aus Sophocles Electra ist mit Sprachkenntniß und Genauigkeit übersetzt, und läßt sich noch neben Solgers Uebersetzung lesen, obgleich uns der Trimeter nicht mit derselben Kunst behandelt scheint. Hier ein paar Verse von Beyden (Elektra v. 1127 ff.)

Elektra (die Urne mit dem vermeintlichen Gebein des Orestes in den Händen haltend):

J. Pol:

O Denkmal du deß, der vor Allen lieb mir war,
Rest von Orestes Leben, wie empfang' ich dich
Entgegen aller Hoffnung, die dich einst entließ!
Denn nun ein Nichts trag ich dich in der Hand, und aus
Dem Vaterhause sandt' ich, Jüngling, strahlend dich!
Möcht' eher doch das Leben mir entschwunden seyn,
Als ich mit diesen meinen Händen dich entrafft',
Und von dem Mord befreyend hin zur Fremde sandt',
Auf daß du todt an jenem Tage hingestreckt,
Getheilt die Grabstatt mit dem Vater habest! doch
Jetzt gingst du fern vom Vaterhause, flüchtig in
Dem fremden Land, der Schwester fern, elend dahin.

Solger:

O wehe! Denkmal meines Allertheuersten!
Orestes Ueberbleibsel! Wie davongesandt
Mit andrer Hoffnung, grüß' ich dich zurückgekehrt!
Als leeres Nichts ja trag' ich nun in Händen dich,
Und sandt', o Jüngling, blühend dich zuvor davon!
Ach! wär' ich damals selbst entflohn dem Leben nur,
Bevor in fremdes Land ich hin dich gab, entwandt
Mit diesen Händen, und dem Mordurtheil entrückt;
Daß todt darniederfallend du denselben Tag,
Am Vatergrabmal gleichen Theil erloosetest.
Nun, fern der Heimath, ausgejagt in fremdes Land
Vergingst du grau'nvoll, meiner Schwesterhuld beraubt.

Die Versifikation des Herrn Pol scheint uns, wie schon diese Probe zeigt, hauptsächlich darin zu fehlen, daß sie nichtssagende, kurze, bloßen Uebergang bildende Wörter zu häufig an den Schluß des Trimeters sezt. Die Uebersetzungen desselben aus Anacreon sind sehr gelungen, aber leider wird dieses Metrum im Deutschen, man mag es behandeln, wie man will, zur Leyer. Wem, dessen Bildung noch ins vorige Jahrhundert zurückreicht, summen nicht Gleim's anacreontische Lieder langweilig im Kopfe herum? Auch die Uebertragungen aus Martial sind gewandt und klar; an Horaz müdet sich Hr. Pol, wie alle Uebersetzer, mit der Spondeenjagd ab, über der gewöhnlich die Anmuth zu Grunde geht. So ist von dem musikalischen Grundton des allerlieblichsten: Donec gratus eram tibi u. s. w. keine Spur mehr in der Uebersetzung. Doch gilt dieser Vorwurf nicht sowohl dem Uebersetzer als der Sprache selbst, oder vielmehr dem Versuche, sie in den Rhythmen des Alterthums zu zwingen. Vergleichungsweise gehören diese Proben aus Horaz gewiß zu den gelungensten Uebertragungen dieses Dichters, besonders die Ode an Dellius und des Drusus Lob, die Ref. mit großem Vergnügen gelesen. Sonderbar läßt zwischen den andern die Uebersetzung der Ode an den Lollius (IV, 9.) in — Terzinen.

In den Uebertragungen aus dem Neuitalienischen zeigt Hr. Korte Sprachgewalt und Geschmack. Besonders sind die Sonette und Canzonen Dante's mit Zartheit und Kraft behandelt. Aus den Proben von Tasso stehe hier, statt alles Lobes, folgendes auch in der Uebersetzung noch ätherisch hingehauchte Madrigal:

Nicht ist so roth zu finden
Die Blüth' an Uferstellen,
Wie meiner Holdinn Lippen sanft sich weben;
Und Hauch von Sommerwinden
Durch Rosen, Lilien, Quellen
Klingt nicht so süß, wie ihres Liebes Schweben.
Gesang, der regt und stillt des Herzens Pochen,
Von unsrem Kuß seyst du nur unterbrochen.

An Petrarca haben sich beyde junge Männer versucht. Wir müssen aber Hrn. Korte auch hier den Vorzug geben, denn Hr. Pol trägt etwas von der Starrheit, zu welcher Uebersetzungen aus den alten Dichtern uns nöthigen, auch auf den weichsten aller neuern Dichter über, und drängt demselben Wendungen und Reime auf, die seinem Genius fremd sind. Die Abhandlungen der beyden Jünglinge enthalten das Bekannte richtig und gut vorgetragen, mit einigen neueren Folgerungen. An den alten Kritikern und Auslegern reiben sie sich, wie alle Jüngeren. Namentlich wirft ihnen Herr Pol in einer geistreichen und gehaltvollen Abhandlung über die Poesie des Horaz, sehr bitter und zuversichtlich rügend vor, daß sie behaupten, Horaz habe den Alcäus nachgeahmet. Allein daß Horaz, als Lyriker, kein ursprünglicher und unmittelbarer Dichter war, geht doch wahrlich schon daraus hervor, daß er seine besten Jugendjahre der Satire, d. h. dem didaktischen Gedichte gewidmet, und nach Bentley's sehr wahrscheinlicher Berechnung erst vom 34sten Lebensjahre an, die noch immer halbsatirischen Epoden, ja die eigenthümlichen Lieder erst vom 36sten an gedichtet. Und wenn Hr.

Poi die besten Kommentare des Dichters genauer studirt hätte, so würde er sich überzeugt haben, daß theils nach den Zeugnissen, theils nach den Fragmenten des Alterthums Od. I, 10. 14. 16. 18 und manche andere, mehr oder minder strenge Nachbildungen, zum Theil Uebersetzungen griechischer Dichter sind, aber freylich Uebertragungen durch einen selbstständigen Dichtergeist, den Hr. Poi sehr schön würdigt.

Beyde Uebersetzer verdienen Goethe's freundliches Einführungswort; aber ihre vornehm-altkluge Vorrede steht mit dem vielen Guten, das sie auf anspruchlose Weise geben, in unangenehmem Kontrast.

Nr. 4. Die kleinen Blüthen, die auf Hellas Altare geopfert werden, und Nr. 5. die Perlen zum Besten der Griechen, mögen beyde unter dieser Firma passiren, wenn auch manche der ersteren taub, und manche der lezteren (übrigens nur gesammelte Lieder bekannter Dichter) nicht ächt seyn sollten. Beyde Sammlungen scheinen von redlichen, treugesinnten Verfassern herzurühren. Die zweyte enthält lauter religiöse Gedichte und soll, was mit Ruhm gesagt werden darf, einen Militär zum Verf. haben.

Die Gedichte von Dr. Sederholm Nr. 6. gehören zu denen, die noch nicht mit Sicherheit auf längst gebahntem Wege sich hinschleppen. Die Vorrede läßt beynahe fürchten, daß er das Deutsche in der Fremde ein wenig verlernt hat. Wie könnte er sonst so gar unbeholfen schreiben S. V: „Uebrigens hat dieses Büchlein den Auftrag, alle die Theuren und Verehrten freundlich zu grüssen, die im lieben alten Vaterlande, in dem unermeßlichen neuen (?) und in dem theuren Deutschland des Verfassers desselben in Liebe gedenken.“ Die Gedichte sind etwas besser, als diese Vorrede, doch häufig stottern auch sie, z. B. S. 17:

Und als des Sohnes Herrlichkeit,
Ein lauer (!) Lichtstrom, Segen strahlend,
Vorüberwallte erdherabwärts,
Erscholl auf einem sel'gen Sterne,
Bewahrt von Wesen, deren Weg
Zum sel'gen Anschau'n Gottes sich
Durch keines Falles nämlich Thal (?!),
Durch keiner Prüfung Wüsten krümmte,
In seinen Strahlenfing dies Lied u. s. w.

Nr. 7. und 8. kommen darin überein, daß beyde auf entlehnten Leyern verschiedener Dichter Lieder absingen, nur daß Hr. von Bohlen dies unbewußt thut, Hr. von Kobbe aber mit Bewußtseyn und zum Scherze. Jener singt wohlgemuth bald mit Gellert S. 7:

„Wer ist der Mensch im Staube hier,
Daß er, o großer Gott, zu dir
Mit Zuversicht kann treten u. s. w.“

bald mit Schiller S. 40:

„Auf der Heimath grünen Matten,
An des Baches Blumensaum
Wand der Knabe Maienkränze,
Weihte sie dem jungen Lenze,
Hing sie an den Blüthenbaum.“

bald mit Matthisson S. 72:

„Wenn im duftenden Hayn die Silberquelle
Sanft wie Harfengetön' aus fernen Zonen
Klagt, im zitternden Strahl der Abendsonne
Lieblich erröthet.“

Hr. v. Kobbe aber läuft in 18 Liedern achtzehnfach maskirt herum als der alte Cronegk und als der junge Theodor Körner, als Goethe und als Schiller, als Blumauer und als A. W. Schlegel, als Gleim, Salis, Gesner, Bürger, Seume u. s. w. Der Gedanke, als Satire auf eine Legion neuerer Dichter genommen, ist so übel nicht, und die Maskerade großentheils wohl gelungen. Wir setzen nur ein Paar Anfangsverse her.

Herr von Kobbe als Claudius:

Den armen Schulzen muß ich doch
Von ganzer Seel' bedauern,
Reich ist er zwar, am Ende noch
Der ärmste aller Bauern. —

Als Lichtwehr:

Auf einem Gute lebt ein Edelmann
Der an der Tochter Hochzeitfeste
Zur Lust des Brautpaars und der Gäste
Auf allerley Vergnügen sann. —

Als Schiller:

Schon der Fuß von Ida's Höhe
Trägt des ew'gen Frühlings Spur,
Es verkündet Götternähe
Eine bessere Natur. —

Als Salis:

Vorwärts, ihr Freunde im spielenden Gleise,
Lasset uns leben auf starrendem Fluß. —

Als Blumauer:

Aurora war schon aus dem Flaum
Und hatte sich gewaschen. —

Als Gellert:

Ein Trunkenbold — ich will ihn Hans nur nennen —

Nur auf Hebels Leyer gibt es abscheuliche Mißtöne, weil Hr. v. K. so wenig alemannisch versteht, als Ref. Plattdeutsch.

Mit angenehmer Selbstverhöhnung hat der Verf. auf dem Titel das Motto gewählt:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt,
Aber sein Schenie, ich meine sein Geist,
Sich nicht .... weist.“

Das Lied auf der eigenen Leyer des Hrn. Verf. — was sollen wir zu dem sagen? Redlich gestanden, es ist als hätte er seine 18 Leyern zerbrochen und mit den Saitenüberbleibseln die seinige sich bezogen; es tönen wenig eigene Töne heraus, und wir glauben nicht, daß Hr. v. Kobbe, als solcher, je nachgesungen werden wird!

N°. 46.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 9. Juni 1829.

Memoiren-Literatur.

Mémoires du Comte de M...., précédés de cinq lettres ou considérations sur les mémoires particuliers. A Paris, chez Thiercelin. 1828. 1 in 8vo. 319 Seiten.

Muß denn eigentlich jedes Buch eine Vorrede haben? Die Frage scheint bisher noch unentschieden zu seyn. Die meisten Bücher haben Vorreden, und die Hälfte der Leser überschlägt sie. Um auch diese Hälfte zu gewinnen, haben die Verfasser und Verleger, als Axiom, wie es scheint, annehmend, daß eine Vorrede nicht wegbleiben könne, Alles versucht, dieselbe so schmackhaft als möglich zu machen. Wer kennt nicht die Vorreden der Schriftsteller, diese Muster von Bescheidenheit; die Vorreden der Verleger, diese bleibenden Denkmäler für den Ruhm der Schriftsteller; die Einleitungen, mit der Quintessenz alles im Buche vorkommenden; die Discours préliminaires, welche ganze Bände füllen; die Vorreden in Dialogen; die in eigne oder fremde Verse, in Dedikationen, in Fabeln u. dgl. m. eingekleideten, die endlich, worin die Verfasser mit der Dankabstattung für das einstimmige Lob der ersten Ausgabe in allen literarischen Blättern beginnen und mit unglimpflichen Schmähworten gegen die etwas strengen Recensenten schließen? Jedermann kennt diese Vorreden, und um nicht mit einer ähnlichen seine Leser zu langweilen, hat der Graf v. M. den ungewöhnlichen Weg eingeschlagen, sich von einem anonymen vornehmen Manne, der ihm von seinem Schlosse aus schreibt, Briefe über seine Memoiren zusenden zu lassen, die dem Publikum nicht vorenthalten werden. „Sie lassen also Ihre Memoiren drucken," schreibt dem Grafen sein bester Freund, „gut, daß Sie eine festere Hand haben, als der klassische Verf. der Pogonotomie (Rasirkunst), der also beginnt: Zitternd trete ich auf mit ... Gut auch, daß Sie nicht mit dem Verf. des Traité du Rossignol sagen: Nachdem ich 20 Jahre auf mein Werk verwendet, fühle ich, wie alle redlich denkende Leute, daß es kein größeres Vergnügen gibt, als der Gesellschaft nützlich zu werden. Sie geben sich nicht für eine wichtige Person aus, haben aber wichtige Personen gesehen und gekannt, und wiewohl Sie nichts Fabelhaftes schreiben, nennen Sie doch Ihr Werk nicht Geschichte, sondern Memoiren eines Privatmannes. Unser Freund, der Einsender der Vorstadt St. Germain, hat mit Recht bemerkt, daß man zu wenig auf dergleichen Memoiren halte, ihre Lektüre sey nützlich und zugleich angenehm, und blos in ihnen finde man gewisse Wahrheiten, welche die Geschichte, vorsichtiger geschrieben und, weil sie nicht Alles sagen will, zu sehr verdeckt. Ueberdies pflegte Plinius der Aeltere zu sagen, es gebe kein Buch, das nicht zu irgend etwas dienlich seyn könne. Dazu kömmt noch, daß Schriften wie Memoiren ein ganz eigenthümliches Gepräge tragen. In Frankreich hat man immer zu den Franzosen und für dieselben gesprochen, und dadurch haben die französischen Memoiren stets die Farbe ihrer Zeit angenommen. Joinville, du Guesclin, Boucinaut und die Anderen bis Bayard und Fleuranges bezeichnen die heroische Zeit; der Raum zwischen Franz I. und Ludwig XIV. spricht sich in Brantôme aus, der unter dem Einflusse der boshaften Spötteley geschrieben; denn so oft, beyläufig gesagt, ein Satz bey ihm mit den Worten „eine schöne, tugendhafte Dame" beginnt, fängt er sicherlich an, seiner Satyre freyen Lauf zu lassen. Seit Ludwig XIV. ließen sich die Memoiren in politische Gedanken, in Beobachtungen und Charakterzeichnungen ein, worin der Kardinal v. Retz und der Herzog de la Rochefoucauld so ausgezeichnet sind. Manche waren verläumderisch, wie z. B. die eines Grafen von C.*, der gegen Condé schreibt und sich gegen alle Welt beklagt, freylich weil er nicht zu einer von ihm ersehnten Stelle gelangen konnte; auch bittet er seinen Sohn, an welchen er die Memoiren richtet, sich an ihm ein Beyspiel zu nehmen, und ihm nicht nachzuahmen, sondern sich mit aller Welt in gutem Einverständnisse zu erhalten. Kurz der Sohn hätte sich, der Vorschrift des Vaters gemäß, benehmen sollen, wie heutzutage ein vornehmer Geistlicher, H. v. R. (es kommen sehr viele anonyme Leute im Werke des Grafen von M. vor), der

gesund und wohl durch alle Wechsel in den Verhältnissen der neueren Zeit kam, weil er nie die Vorschrift vergaß: Linquere ire mundum, sicut vult ire mundus, d. h. die Welt gehen lassen, wie sie will! — Zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. trat an die Stelle des lebendigen Interesses an den hohen Personen des Hofs und der Stadt eine boshafte Neugierde. Hamilton hat die Memoiren seines Schwagers, des Ritters von Grammont, herausgegeben, die voller Witz und Laune sind, worin aber jeder redliche Mann weiter nichts als Spitzbübereyen erkennt. Mademoiselle de Launay begnügte sich, ihr eigenes Brustbild zu malen, doch hat sie wenigstens ihre Memoiren selbst geschrieben, und diese sind immer unterhaltend, wäre es auch nur durch die Art, wie sie aus der Verschiedenheit der Diagonale von einer Seite zur andern der Place royale entdeckt, daß die Liebe des Arztes Brunel für sie abgenommen — er wählt nämlich, als er sie nach Hause begleitet, den kürzesten Weg. Die Memoiren St. Simon's führen den Namen dieses Herzogs: desto schlimmer, wenn sie von ihm sind. Seitdem verloren die Begebenheiten noch an Wichtigkeit, und es gab Leute genug, welche eine Sammlung von dem, was sie von einem dritten gehört, falsch gehört, an der Thüre gehört hatten, Memoiren betitelten. Nun sind aber Reichthümer und Ehrenstellen im Besitz einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Familien oder Individuen, und alle anderen machen die Masse der Neugierigen aus, welche gerne erfahren möchten, was da, wo sie nicht seyn können oder nicht waren, vorfällt oder vorgefallen ist; sie sehen gern die Personen, die in der Geschichte nicht anders als in Hofkleidern erscheinen, im Hauskleide, und machen sich gar die Memoiren über diese hohen Personen lustig, so freuen sie sich desto mehr; denn sonst müssen sie immer von unten nach oben zu ihnen hinaussehen, jezt sehen sie dieselben eher neben sich stehen, die Statuen sind von ihren Fußgestellen herabgestiegen. Wer sollte aber nicht mit Unwillen sehen, wie seit 30 Jahren Tausende von Bänden unter dem Namen Memoiren und Souvenirs unter die Gesellschaft geworfen werden, von Schriftstellern, deren Talent in Unverschämtheit, deren Witz in Anspielungen auf gestrige Vorfälle besteht, die gewissenlos jeden Schleyer aufheben, und gleichgültig sind gegen allen Anstand und die Moral. Wahr ist es, die Leser in Frankreich wollen gern lachen, spötteln, finden Gefallen am Unbescheidenen und werden dadurch Mitschuldige der Memoirenschreiber.

Doch gibt es Ausnahmen. Auch Sie, mein lieber Graf, haben die nöthigen Eigenschaften, Ihre Memoiren einem Theile des Publikums mit Ehre und Erfolg zu übergeben. Erstens schreiben sie ohne Galle, und das schon deßwegen, weil Sie besitzen, was einem jeden unpartheyischen und unabhängigen Schriftsteller Haupterforderniß ist; Sie sind vollkommen glücklich, und dieses wiederum, weil es Ihnen nicht an — Geld fehlt.

In Ihren Memoiren, lieber Graf, ist Alles wahrscheinlich, eben weil Alles wahr ist; Sie zeigen uns Personen, welche in der Geschichte auf Kothurnen und Stelzen auftreten, in natürlicher Größe. Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß man in den Memoiren schon zuweilen etwas ausplaudern.

Auch eine kleine Unze médisance soll in Memoiren seyn, und Sie haben auch diese Bedingung erfüllt. Sie ist gegen die Verläumdung, was bey unsern guten Vorfahren Turniere gegen Schlachten, und die Moralisten haben sie nur deßwegen verschrieen, weil sie dieselbe mit der Verläumdung verwechselten. — Nach allem Obigen, lieber Graf, gebe ich Ihnen *meine Zustimmung*, und hätte ich auch Ihre Memoiren *auf Befehl des Kanzlers gelesen, ich sähe nichts darin, was den Druck derselben verhindern könnte.*"

Das Obige ist die Quintessenz der einige fünfzig Seiten enthaltenden Vorrede, die zwar mit andern gemein hat, daß sie sich bemüht, das Werk des Verfassers in ein gutes Licht zu stellen und vielleicht einen Theil der französischen Kritiker, die sich gar zu selten die Mühe nehmen, das Buch durchzulesen, in ihren witzigen Anzeigen — worin gewöhnlich von Allem die Rede ist, nur nicht von dem anzuzeigenden Buche — zu leiten, die aber doch auch an und für sich eine angenehme Lektüre darbietet und wirklich eine Skizze der französischen Privatmemoiren genannt zu werden verdient. Die lezten Worte der Vorrede beziehen sich auf die ehemals in Frankreich bestehenden Censur-Maßregeln. Wer die Vorrede geschrieben, ließe sich aus der Vorrede troß des Lobes mit Berücksichtigung der aus dem ältern *Plinius* angeführten Stelle abnehmen, wenn nicht der Verf. der Memoiren selbst incognito aufträte.

Soviel erfahren wir jedoch aus diesen Memoiren, daß der Verf. im April 1758 auf die Welt kam, und frühzeitig seine liebreiche Mutter verlor. Seine Eltern waren Herrn einer kleinen Stadt und mehrerer Dorfschaften, und alle Menschen darin lebten von ihren Wohlthaten. So oft seine Mutter ausging, warfen sich die Frauen und Kinder auf die Knie, die Männer und sogar die Greise zogen, wenn sie ihren Herrn sahen, schon von weitem die Mütze ab. — Im Jahr 1775 zog er, wie er sich ausdrückt, die männliche Toga an, d. h. er war 16 Jahr alt; war sein früheres Leben gleichsam die Universalgeschichte jedes Kinderlebens, so gleichen seine künftigen Verhältnisse nicht geradezu denen jedes andern Menschen. „Die Erzählung dessen, was ich gelitten, was ich gesehen, was ich gethan und beobachtet von Pierre-en-Cize bis New-York, von Boston bis Koblenz, zu Wasser und Land, auf beyden Hemisphären, wird nicht ohne Interesse

und Vortheil für meinen lieben Leser jederley Alters seyn." Entfernt von seinem Vater, der auf seinem Schlosse Reichthümer sammelte, war der junge Graf in Paris bey seinen Verwandten, deren Absicht war, seinen älteren Bruder mit einer ihrer Töchter zu verheirathen und auf diese Weise alles Geld der Familie in die Kasse dieser Tochter zu bringen. Ohne hieran zu denken, ging der jüngere Bruder, der Verf. vorliegender Memoiren, seinem Vergnügen nach, ward mit Wucherern bekannt, welche den jungen Leuten auf die Spur kommen, ohne gesucht zu werden, und gibt sogar zu, daß er sie aufgesucht; er machte Schulden, da man ihm kein Geld gab und er kein Falschmünzer war; — aber Alles dies schadete ihm weniger, als eine seltsame Zusammenkunft von Vorfällen. Damals hieß es nämlich, mehrere Kinder seyen abhanden gekommen und der Dauphin leide an einer Krankheit, welche zu heilen man ihm Blutbäder verordnet habe, und alsbald versteckten alle Mütter ihre Kinder wie zur Zeit von Herodes. Um dieselbe Zeit lief in der Auvergne ein Gerücht herum, ein junger Graf M*. habe seinen Vater mit harten Eiern vergiften wollen; da war bald kein Sohn mehr im Lande, den sein Vater nicht im Verdacht gehabt hatte, und alle Familienhäupter wollten nichts mehr essen, aus Furcht vor Vergiftung. Gleich ward Familienrath gehalten und gegen unsern 16jährigen Wüstling erging folgendes Ultimatum:

Den 1. Februar 1775.

„Der Herr Ritter v. * von heftigem wildem „Charakter, der sich keiner Art von Beschäftigung ergeben will, wird nach St. „Lazare gebracht werden, auf Kosten seines Vaters."

Am Rande der Verordnung stand aber, wie im Archiv zu sehen, „nach Pierre-en-Cize gebracht, den 19ten Februar 1775!" und hier hatte der junge Herr Hoffnung, sein Lebenlang eingesperrt zu bleiben. Man wird mit Vergnügen in den Memoiren des Grafen die Beschreibung des Gefängnisses Pierre-en-Cize bey Lyon lesen, welches seit 1791 nicht mehr besteht; wir bemerken nur so viel, daß der junge Gefangene kaum den Fuß in den innern Thurm gesezt hatte, als er schon den Entschluß faßte, baldmöglichst zu entrinnen. Vor Allem brauchte er dazu Geld. „Geld ist der Nerv des Krieges, sagt Trivolcius, es ist auch der Nerv aller großen Unternehmungen. Ich bekam monatlich 50 Franken, um für bessere Nahrung zu sorgen und Bücher zu leihen; überdies schrieb ich im Tage Musik ab, und die Lyoner Amphion's haben, ohne es zu wissen, die Hälfte zu meiner Befreyung gethan." Mit Hülfe dieses Geldes kaufte er sich durch Vermittelung seiner verschwiegenen Wäscherin Messer, Pistolen, Pulver und allerley Werkzeuge zum Graben; es gelang ihm durch tausend Listen, hinter seinem Bette die Mauer zu durchbrechen, und wären seine Mitgefangenen, die er mit sich in Einverständniß brachte, so kühn gewesen als er, sie wären alle wie er, troß der Wache, die ihnen auf die Spur kam, entronnen.

Nach manchen andern Abentheuern gelangte M* auf die Landstraße von Clermont. Vor sich hatte er die Zukunft, und er drehte nicht ein einziges Mal den Kopf um, sonst hätte er das fürchterliche Gefängniß gesehen, und man weiß ja, der Rückblick auf eine vergangene Gefahr macht mehr Eindruck als der Augenblick der Gefahr selbst. Um seinen Vater nicht zu erschrecken, hielt er es für gut, einen Augenblick bey einem Hausfreunde, zwey Stunden von P*, einzukehren. Da waren gerade alle Zimmer voll. „Mein Abentheuer war noch Niemanden in der Auvergne bekannt; auf jeden Fall erwartete man mich nicht, und ich fiel den Leuten wie aus den Wolken; denn man wußte mich in Pierre-en-Cize und mein armer Vater fing von Zeit zu Zeit an zu fragen warum? Nun kam ein wahrer Theatereffekt! Die Bedienten, diese zweyte Familie bey unsern Verwandten und Freunden in der Provinz, umringten mich, ich stand auf einmal mitten unter ihnen im Saal. Er war gedrängt voll, ich wußte nicht, wem ich zuerst antworten sollte, Männer und Weiber, Jung und Alt! Die einen lachten über meinen Anzug, den ich aus dem Gefängniß mitbrachte, andere weinten bey meiner Erzählung; ein wahres Gemälde! und ich stand wie ein Telemach, der in der Grotte Calypso's seine Abentheuer erzählt, mit dem Unterschiede, daß in meiner Geschichte nichts Fabelhaftes war. Bald hatten Nachbar, Nachbarin, Herr und Knecht die Augen mit Thränen gefüllt. Der Herr vom Hause übernahm die Sorge, meinen Vater vorzubereiten. Denselben Abend noch eröffnete sich mir die herrlichste Aussicht. Ich erfuhr vom Kriege zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien, daß der Marquis v. F* aus unserer Provinz sich schon einen Namen erworben, ich könne sehr gut unter seinem Kommando dienen, und denselben Abend ging mein Bevollmächtigter ab, darüber mit meinem Vater zu unterhandeln. Hr. v. Al* ging also zu ihm und machte ihn mit allen Einzelheiten bekannt. In den ernsthaftesten Sachen ist oft etwas Lustiges: so hörte mein alter Vater mit vielem Phlegma mein Abentheuer und den fast unwahrscheinlichen Erfolg. Mit der größten Kaltblütigkeit achtete er gewiß blos auf die Verschiedenheit im Charakter und Temperament zwischen meinem Bruder, dem Manne von Verdienst, und mir, dem mauvais sujet, erinnerte sich der Zeit, wo er selbst Musketier war, und sagte mit Lächeln: Ei der Schlingel! nun, sehen Sie, Freund, hätte ich den Aelteren statt des Jüngeren einsperren lassen, der Aeltere wäre an Ort und Stelle geblieben."

Im Begriffe, an der amerikanischen Küste zu landen, wäre unser Waghals durch Seeräuber fast um sein Vermögen gekommen; glücklicherweise betranken sich diese aber

sogleich auf dem erbeuteten Schiffe, und er rettete unterdessen seine Effekten auf einem Kahne. Auch diese Effekten nahmen ihm die Seeräuber noch auf dem festen Lande weg. Zu Williamsburg fand er einige Franzosen, „die gibt es überall.“ Anderwärts erzählte er seine Abentheuer, und da guter Rath nichts kostet, so gab ihm Jeder welchen, und besonders den, sich beym Gouverneur Jefferson zu beklagen; dieser konnte ihm nicht helfen, und stellte ihm einen Paß aus, worin er ihn der Wohlthätigkeit seiner Nebenmenschen anempfahl. Sand und Wälder, Wälder und Sand, das war Alles, was er zwischen Williamsburg und dem Lager zu Walley-Forges fand.

„Das englische Heer hatte Philadelphia inne und brachte die Prophezeihung des Dr. Franklin in Erfüllung. Dieser berühmte Mann, dieser Botschafter, der sich mit den Wissenschaften amüsirte — wie der Gesandte Rubens mit der Malerey — sagte, als man zu ihm nach Passy (bey Paris) kam, ihm das Leidwesen über die Einnahme von Philadelphia auszudrücken: „Ihr irrt Euch; das englische Heer hat nicht Philadelphia eingenommen, Philadelphia hat das englische Heer eingenommen.“ Er hatte Recht, denn die Hauptstadt Pennsylvaniens war schon für die Engländer, was Capua für die Soldaten Hannibals war. Die Amerikaner wären im Lager, die englischen Offiziere in der Stadt auf dem Ball, die Truppen wurden verweichlicht, und ihre Feldherrn unternahmen den ganzen Winter über nichts.

George Washington war zu Anfang des Aufstandes ein reicher Gutsbesitzer in Virginien, auch brachte er eine Unzahl schöne Pferde zum Heere. Er trug die einfachste Uniform ohne irgend ein Abzeichen des Kommando's und schenkte den Soldaten Viel von seinem eigenen Vermögen. Eben so kostete dem Marquis von la F* der Krieg ungeheure Summen, und er war der Einzige unter den jungen Großen des französischen Hofes, welcher den Gedanken und den Muth hatte, das Vergnügen und die Palläste zu verlassen, um zweytausend Stunden weit davon eine Spekulation auf Ruhm ohne Profit zu unternehmen. Washington ist mit Recht der amerikanische Fabius genannt worden; er erwartete Alles von der Zeit und von den Fehlern des Feindes, und dadurch wurde nicht einmal jeder zu der erwähnten Spekulation zugelassen. Den Winter über blieben wir ungestört; nur kam, als wir gerade im Hauptquartier, einer Mühle, die übrigens sehr comfortable war, zu Tische waren (M* war unterdessen durch F*, d. i. Lafayette, zum Majorsrang erhoben worden) ein hübscher verirrter Jagdhund und bat um ein Mittagessen; auf seinem Halsband stand: The general Howe. Es war der Hund des englischen Oberbefehlshabers. Man schickte den Hund seinem Herrn durch einen Parlementär; dem General schmeichelte diese Aufmerksamkeit sehr, und er antwortete unserm Feldherrn, seinem Feinde, mit einem sehr liebenswürdigen Briefe.

Major M* machte im Januar mit seinem Wohlthäter, dem Marquis, die Reise nach Albanien, wo lezterer das Kommando übernahm. Man fuhr auf Schlitten über den Nordfluß bey heftiger Kälte, und um mit den Wilden zwischen Canada und Neu-England in Einverständniß zu treten, schenkte man ihnen (den Tuscaroros, Oneidas u. a. m.) wollene Decken, kleine Spiegel, und besonders Farben, womit sie sich schminken, ferner Pulver, Blei und Sechsfrankenstücke, welche sie gern haben, weil das Bildniß des Königs von Frankreich darauf ist, den sie noch ihren Großvater nennen. Zweytausend Wilde, Männer und Weiber, kamen nach dem festgesezten Orte; mit Hülfe der Geschenke und des Feuerwassers war der Vertrag bald geschlossen. M* findet den Bettler in Europa weniger abschreckend, als die amerikanischen Wilden. Unter ihnen war ein alter Soldat aus dem Heere des Marquis von Montcalm, der das Französische fast vergessen hatte und die Lebensart der Wilden führte, sich aber nie die Ohren hatte abschneiden lassen wollen, was daselbst das Abzeichen der Krieger ist.

„Als wir zurück kamen, erstaunte ich nicht wenig über die Vorstellung, welche die Leute in Neu-England von den Franzosen hatten. Ich wurde einmal bey einem Pächter einquartirt, und kaum bin ich bey dem braven Manne, so sagt er mir: Ey das freut mich, daß ich einen Franzosen bey mir habe. Warum? frage ich freundlich. O! sagt er, der Barbier wohnt so weit, und Sie können mich rasiren. Holla, erwiederte ich, ich kann mich selbst nicht rasiren, mein Bedienter rasirt mich und kann Euch denselben Dienst leisten. Das ist doch sonderbar, meinte der Mann, man hatte uns versichert, alle Franzosen seyen Barbiere und Violinspieler. Kurz darauf sieht mein Wirth, daß mir ein großes Stück Rindfleisch vorgesezt wird und sagt: Was Ihr so glücklich seyd, nach Amerika zu kommen und Rindfleisch zu essen. Ich versicherte, man äße auch recht gutes in Frankreich. Unmöglich, meinte er, sonst wäret Ihr nicht so mager. Heutzutage wird man mir kaum Glauben beymessen, wenn ich erzähle, daß einer unserer Leute damals ein Paar Stiefeln in diesem Lande zurückließ, und daß die Amerikaner so darüber erstaunten, daß sie dieselben als ein Wunderwerk im New-Yorker Museum aufstellten; wer sie zurückgelassen, kann sie dort mit der Aufschrift French boots wieder finden.“ (?)

(Der Beschluß folgt.)

N°. 47.

Literatur-Blatt.

Freitag, 12. Juni 1829.

Memoiren-Literatur.

Mémoires du Comte de M...., précédés de cinq lettres ou considérations sur les mémoires particuliers. A Paris, chez Thiercelin. 1828. 1 in 8vo. 319 Seiten.

(Beschluß.)

Das Schicksal des unglücklichen englischen Majors André, dem Arnold eine feste Stelle bey New-York, wohin sich die Engländer von Philadelphia aus gezogen hatten, verrathen wollte und welchen der Verräther fliehend in den Händen der Amerikaner ließ, und die Großmuth Washington's, der, nachdem er an André ungern die Strafe vollzogen, welche die kritischen Verhältnisse nothwendig machten, dem drohenden Verräther Weib und Kinder zuschickte, bilden eine tragische Episode in den so munteren Memoiren des Grafen M*, worin derselbe zeigt, daß er seinen Witz und seine Satire nicht gerne am Unglück übt. Desto weniger schont er Lord Carlisle, der den Marquis in den New-Yorker Zeitungen einen Undankbaren und obendrein einen Don Quichote schimpfte und ihm darauf keine Genugthuung geben wollte. Auch bleibt er seinem launigen Tone als Ueberbringer der Botschaften des Marquis an den Grafen von Estaing, Befehlshaber der französischen Flotte, getreu. Sehr lustig ist die Beschreibung der von d'Estaing mitgebrachten Soldaten mit Perrücken u. dgl. m.

Er kehrte nach Frankreich zurück und begab sich zu seinem Vater, der sich gänzlich mit ihm aussöhnte, ihm 200 Louisd'or und einen starken jährlichen Gehalt gab, auch seine Schulden bezahlte. In Paris, wohin er darauf reiste, konnte er bey seinem Oheim, dem Präsidenten von S*, wohnen, der ihn früher so ungnädig behandelt hatte. Der Marquis erhielt vom König ein Regiment Dragoner, und der glückliche Major ward Hauptmann. Bald darauf kehrte der Marquis als amerikanischer Generalmajor nach Amerika zurück und mit ihm der Major. Sie erkämpften hier zusammen die Kapitulation des Marquis von Cornwallis; es war nichts mehr zu thun übrig, und mit dem Marquis F* kehrte der Verfasser unserer Memoiren nach Frankreich zurück! Ehe er aber dahin gelangte, sah er sich in Spanien, zu Corunna, um; dort ließ er sein Geld und den Ruf eines guten Spielers, und diese Probe war ihm blos in einer Beziehung nützlich: seitdem hat er nämlich nie wieder gespielt.

Zehn Jahre später, nachdem die afrikanischen Luftschlösser des Grafen — denn er sollte an der Spitze von 150 Mann die englischen Komptoirs am Senegal erbeuten — und seine Hoffnung auf Heldenthaten in Cochinchina — wo man mit 500 Mann den Kronprätendenten einzusetzen vorhatte — nicht in Erfüllung gegangen waren, nachdem die Revolution ausgebrochen und er sammt seinem Bruder und sonstiger Familie ausgewandert war, schiffte sich M* zu Hamburg nach Nordamerika ein, da die großmüthige Republik, die ihm früher schon den Cincinnatus-Orden ertheilt hatte, erklärte, sie wolle ihre rückständigen Schulden bezahlen. Sein Bruder, der sein baares Geld dem Schatze des nachher so unglücklichen Emigranten-Heeres mitgetheilt hatte, bereicherte sich unterdessen durch Beziehen der Leipziger und Frankfurter Messen, besonders aber durch Stickmusterzeichnen, und „als er später wieder Millionär geworden war, bemerkt M*, besuchte mein Bruder häufig den Grafen Ch* und vergaß niemals, nach seinem alten Kammerdiener N* zu fragen, welcher ihm zu L* als Stickmusterhändler jede Zeichnung mit einem Thaler bezahlt hatte."

„Das war kein übertünchtes, ausgebessertes Philadelphia, was ich nun sah," ruft erstaunt der glücklich auf einem Schiffe, das seine lezte Fahrt machte, in Amerika angelangte Reisende, „das war ein neues Theben und ein neues Sidon obendrein! Der Hafen voller Kriegs- und Kauffarteyschiffe, ausgerüstet oder erst vom Werfte kommend; überall eine wunderbare Thätigkeit; und die pallastähnlichen öffentlichen Denkmäler, die Börse ganz von Marmor, die Bank der vereinigten Staaten, der Kongreßsaal; Alles zeigte mir, wie sehr Philadelphia in sechs Jahren an Volkszahl, Handel, Gewerbfleiß, Reich-

thum und Macht zugenommen hatte.“ Die Bewunderung ließ ihn nicht sein Geschäft vergessen, und wiewohl er die Beglaubungen seiner Ansprüche in Paris gelassen hatte, erhielt er doch auf Washington's Zeugniß alles Rückständige sammt den Interessen: 50,000 Franken.

In der Sitteneinfalt der Regierungsmitglieder war keine Veränderung vorgegangen. „Ich hatte Gelegenheit, den Kriegsminister, H. Mac-Henri, zu besuchen. Ich ging Morgens um 11 Uhr hin; an der Thüre stand keine Schildwache, alle Zimmer waren offen und die Wände mit Landkarten tapezirt; mitten in dieser Einöde waren zwey Commis, jeder an seinem Tische mit Schreiben beschäftigt. Endlich fand ich einen Bedienten, den einzigen in seinem Dienste; und da ich nach dem Minister fragte, antwortete er mir, sein Herr sey für den Augenblick nicht zu Hause, er sey zum Barbier gegangen, sich rasiren zu lassen. H. Mac-Henri bekam vom Staate jährlich 2000 Piaster (10,500 Franken), und dies reicht auch in einem Lande hin, wo der Kriegsminister Morgens ausgeht, sich bey seinem Nachbar rasiren zu lassen. Das Büreau und der Minister selbst standen in schönem Einklang mit einer Nation, die ihre Schulden zu bezahlen verstand. Auch erinnerte mich dies an die Belohnung, welche der Kongreß dem siegreichen General Starck gab, der in seiner schlechten Bedeckung, eine baumwollene Mütze auf dem Ohr, und mit seinen dicken Schuhen an den Füßen den Degen des glänzenden, vergoldeten englischen Feldherrn in Empfang genommen hatte. Der Kongreß befahl nämlich in einer plötzlichen großmüthigen Stimmung, es sollten dem Sieger 2 Ellen blaues Tuch und ½ braunes zum Rock, wie auch 6 Hemden von holländischer Leinwand zum Geschenk gegeben werden. Ich erinnere mich sehr gut, den General Starck gehört zu haben, wie er sich über diese Belohnung beklagte, daß nämlich der Kongreß vergessen habe, ihm Batist zu den Manchetten zu geben. Der erwähnte Minister erinnert mich auch an meinen Freund, den Exminister Duportail; ich eilte zu ihm, er wohnte in der Nähe von Philadelphia, und wie erstaunte ich, wie hätte ich lachen mögen, als ich ihn schön frisirt, den Hut unter dem Arm, in französischer Hoftracht fand, bey 2000 Stunden von Paris. So stand er seit zehn Jahren gleichsam unter den Waffen, die Nachricht erwartend, daß ihm das Kriegsministerium wieder gegeben würde. Duportail nannte mir die französischen Geflüchteten von Rang, welche Philadelphia, wie die Arche Noah's, einschloß. Das Schiff der französischen Monarchie war in Folge ihrer falschen Systeme und Thorheiten in die Luft gesprengt, und die Explosion hatte einen guten Theil bis nach den vereinigten Staaten geschleudert. Jeder dachte, früher oder später in Frankreich das wieder zu beginnen, was jeder von ihnen das große Werk nannte, und es waren unter ihnen fast eben so viele Plane und Systeme als Flüchtlinge. Hier in den vereinigten Staaten hätte man glauben sollen, man wäre in dem Elysium des sechsten Buches der Aeneide, wo jeder Todte sich in der andern Welt mit der Lieblingsidee, die er bey Lebzeiten verfolgt, nährte. Um aber hier zu leben, betrieben die Franzosen jeder ein Geschäft. Einmal komme ich in einen Laden, um mir Papier und Federn zu kaufen, und fand darin Moreau de Saint-Méry, einen der berüchtigsten Wahlmänner von 1789 im Pariser Rathhause. Als ich gekauft hatte, fragte er mich ganz emphatisch: Sie vermuthen nicht, wer ich bin und was ich war? — Wahrhaftig nicht, antwortete ich. — Nun, sagte er, wie Sie mich da sehen, war ich drey Tage lang König in Paris und jezt muß ich, um zu leben, Schreibmaterialien verkaufen. Mehr noch erzählt der Graf von dem Bischofe von A*, d. i. dem Herrn von T*, und zwar von seinem ersten Auftreten in Paris, seinen Abentheuern in London und Philadelphia, beyläufig auch von seinem diplomatischen Hunde, von seiner Rückkehr nach Paris und seinen Verhandlungen mit den Amerikanern als Staatsmann. So interessant aber auch diese Nachrichten sind, würden sie uns zu sehr in die politischen Verhältnisse der Zeit abschweifen lassen. An der Stelle des H. von T* hätte der Verf. gefürchtet, auf der Heimfahrt, wenn ein Sturm sie überfiele, von den Matrosen ins Meer geworfen zu werden, wie in Bacon's Erzählung die Engländer, den Himmel zu versöhnen, einen Kapuziner, dem sie alle gebeichtet hatten, ins Meer werfen zu müssen glaubten.

„Marino, ehemals Koch bey meinem Freunde Capellis, war ein vortrefflicher Pastetenbäcker und ich bestellte gerade Mancherley bey ihm, da kam ein Mann herein, den ich nicht besser kannte als er, und welcher bey allem dem ein sehr bekannter Franzose war. Der Herr bestellte eine Pastete, und zwar so ausgesucht und delikat als möglich; er habe, sagte er, 20 Personen eingeladen und darunter, glaub' ich, den Herzog von O* und seine Brüder; sie kommen überein wegen der Pastete, des Preises und alles Möglichen, nur war noch nöthig, sich nach Namen und Adresse zu erkundigen. „Volney,“ lautet die Antwort. — Volney! schrie mit heiligem Eifer der Exkoch, der größte Royalist von der Welt, Volney?... Und nun hätte man ihn abmalen sollen, die baumwollene Mütze auf dem Kopfe, die weiße Schürze hinaufgeschlagen und das große Messer am Gurt. Seine Kohlen und Oefen im Stiche lassend, ruft er mit einer vor Wuth zitternden Donnerstimme: Hinaus mit dir, Elender, fort aus meiner Küche, verruchter Atheist!... Verruchter Revolutionnär! du hast mich um zwey Drittel meiner Staatsrenten gebracht! Für solche .... arbeite ich nicht, für dich steht mein Ofen nicht da! Auf diese Weise sah ich beym besprochensten Pastetenbäcker zu Philadelphia den

vielbesprochenen und nur zu sehr besprochenen Hrn. Chasseboeuf de Volney ein = und ausgehen."

Die Prinzen von O*, die in dieser Erzählung erwähnt sind, verloren einmal einen ihrer Brüder im Walde; ein Indianer spürte ihn auf, wie ein Jagdhund. Die Prinzen hießen dort nicht anders als Egalité. Excellenz, sagte ein Schwarzer, der die drey Prinzen bey Washington anmeldete, es sind drey Egalité an der Thüre. Der General Washington nahm sie auf, dem Bischof von A* aber verschloß er die Thüre. Der Befreyer trug Ludwig XVI. im Herzen, in seinem Zimmer hing das Porträt dieses Königs, und er betrachtete es oft, immer mit Thränen im Auge.

Es ist bekannt, daß der Marquis de la F* zu Olmütz Gefangener war. Ein deutscher Arzt, Dr. Vollmann, that auf Antrieb der amerikanischen Regierung sein Möglichstes zur Befreyung desselben, und schon war es ihm gelungen, ihn zu befreyen, als das Pferd des Marquis, der sich vom Doktor hatte trennen müssen, durch den angestrengten Ritt todt niederfiel; er wollte ein anderes kaufen, erregte Verdacht, und der Doktor kam allein nach Amerika zurück. „Als ich wieder nach Paris kam, sagte mir Hr. de la F* lachend: Nun ich bin auch in ein festes Schloß gesetzt worden, und habe versucht, mich zu retten. — Das weiß ich, war meine Antwort, aber ich habe mir besser herausgeholfen als Sie, General."

Die Rückreise ging über Hamburg. Hier fand M* 7—8000 ausgewanderte Franzosen und diese eifrig bedacht, sich zu ernähren. Der eine schrieb Bücher, der andere verkaufte sie, der dritte, ein Hr. v. P*, Verwandter des Almosenirers des Gottes Mars, wechselte Geldstücke; ja M* kannte einen jungen Franzosen, der, ohne das Geringste von der Mathematik zu wissen, aber vertraut mit der Landessprache, einem Deutschen Unterricht in der Mathematik gab, nachdem er sich jedesmal von seinem Freunde, einem Offizier der Marine, hatte einüben lassen. Machte der Schüler eine Bemerkung, so ließ er sich auf keine Erklärung ein, Alles dies, wie er sagte, um seinen Gedankengang nicht zu verwirren. Der Offizier bekam von jeder Marke nicht ganz zwey Drittel.

Von Hamburg reiste M* nach Paris, denn er erhielt für einen Andern die Erlaubniß zur Rückkehr, und da dieser Andere in Amerika war, so ließ er sich statt dessen den Paß ausstellen, nahm verbotene Waaren mit und half sich bey der Duane durch, beym Präfekten aber hätte er sich ohne dessen Nachsicht nicht so leicht durchhelfen können, denn dieser war es gerade, erfuhr er später, der dem Andern die Erlaubniß verschafft hatte. Seine Gesundheit, vielleicht auch andere Umstände, erheischten indessen bald seine Abreise von Paris, und er begab sich nach Triest zu seinem reichen Bruder, der dort einem Handlungshause unter der Firma Joseph la Brosse vorstand, und zu den seltenen Beyspielen gehörte, daß Edelmuth und von Herzen kommende Wohlthätigkeit ihn immer weiter in seinen sonstigen Zwecken führten. Im Hause dieses Bruders sah der Graf den gewesenen König von Schweden, der dort ab = oder vielmehr hinaufgestiegen war, denn er wohnte in demselben Hause zwey Treppen hoch. Von ihm erzählt M* unter andern, er habe immer eine Tasche voll Münze bey sich getragen und so oft ein Armer an die Hausthüre klopfte, nie unterlassen, selbst hinabzugehen, ihm ein Almosen zu bringen. Auch Hieronymus, gewesener König von Westphalen, kam in dasselbe Haus, sich einen starken Wechsel auszahlen zu lassen; der Hausherr ließ seinen Gast von dessen Ankunft benachrichtigen und sich erkundigen, ob er mit Hieronymus bekannt werden wolle. Jener aber antwortete, dem König im zweyten Stocke gelüste es nicht, den König von gleicher Erde zu Gesichte zu bekommen; wenn indessen die Königin, seine Cousine, in Triest sey, so wäre es ihm sehr lieb, sie zu sehen. Jedermann im Hause bezeigte gegen den Grafen von Gottorp die seiner früheren Stellung gebührende Rücksicht, eben darum, weil er sich zu stellen pflegte, als ob er diese vergäße, und wolle, daß die Andern sie vergäßen.

Unterdessen waren die beyden Brüder auch einmal in Paris gewesen, wo J. la Brosse sich von der Festigkeit des Terrains versichern und sehen wollte, ob sich das Wasser der politischen Sündfluth in Frankreich wirklich verlaufen habe, und ob er, wie die Taube, einen grünen Zweig zu seiner in der Arche von Triest gebliebenen Familie zurückbringen könne. Ein reicher Pariser Kaufmann brachte ihm seinen Glückwunsch und sagte unter andern: „Sie müssen zugeben, daß Sie eine ganz andere Existenz haben, seitdem Sie unsern Stand ergriffen und Ihre Unterschrift hunderttausend Thaler gilt, kurz seitdem Sie Joseph la Brosse heissen. Als Graf * waren Sie, was zweytausend andere, und jetzt..!" Da öffnet sich die Thüre und der Erzbischof von Rouen tritt herein und umarmt seinen Freund, mit den Worten: „Nun sind Sie endlich wieder da, Lieber, Sie werden doch bleiben und Ihr Komptoir und den Namen Joseph la Brosse im Stiche lassen, und wir haben den lieben Grafen * wieder bey uns.." „Nun frage ich, ob es bey diesen Debatten nicht etwas zum Lachen gab, und besonders für meinen Bruder, der sich nicht aussprach:

Non licet inter vos tantas componere lites."

Die Memoiren des Grafen gehen nicht über das Jahr 1814 hinaus; es scheint aber, daß er seitdem, wenigstens zum Theil, in Frankreich und ein eben so aufmerksamer Beobachter war als zuvor. Sein Werk enthält eben so viel Unterhaltung als Belehrung, wäre

einer Fortsetzung würdig, und verdient durch die Menge der darin besprochenen Thatsachen und die Lebendigkeit des Vortrags Eingang in den Bibliotheken der Staatsmänner, Gelehrten und Dilettanten; auf jeden Fall ist es eines der interessantesten Bücher gleicher Gattung, die in der lezten Zeit in Frankreich erschienen sind.

Völkerkunde.

Cisalpinische Blätter von Dan. Leßmann. Zwey Theile. Berlin, 1828. Bey L. Matthisson.

Je kleiner der Kreis der eigenen Anschauung ist, welcher der dreyjährige Aufenthalt des Hrn. Leßmann in Italien beschrieb, — er war nur in Oberitalien, vorzüglich in Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Mailand; — um so mehr verdient seine Kenntniß des italienischen Lebens und des dortigen Nationalcharakters Bewunderung. Er hat die Eigenthümlichkeiten der italienischen Denk- und Lebensart richtig aufgefaßt, die billige Mittelstraße zwischen ungebührlichem Lob und abschreckendem Tadel gehalten und die verschiedenen Stände mit Wahrheit gezeichnet. Man trifft in dem vorliegenden Buche nicht blos Aeußerungen über dasjenige, was jeder Reisende bey oberflächlicher Berührung mit dem italienischen Volke erfahren kann und muß, über Theater, Gastwirthe, Ciceronen u. s. w.; sondern ins gesellschaftliche Leben der Italiener, auf die Stufe von intellektueller Bildung, auf welcher sich das Volk befindet, auf so Manches, was dem eigentlichen innern Leben, dem wahren Geist und Charakter des Volkes näher bringt, werden wir in Stand gesezt, einen Blick zu werfen. Und so viel auch immer schon über Italien in allen Beziehungen geschrieben worden ist, bey dem Reichthum an Beobachtungen, mit welchem Hr. Leßmann auftritt, wird manches Unbekannte mitgetheilt, manches Bekannte klarer und bestimmter hervorgehoben und umgränzt. Der Verf. hat es sich übrigens durchaus nicht zunächst zum Zwecke gesezt, eine Charakteristik des italienischen Landes und Volkes zu geben, sondern nur seine Gedanken und Erfahrungen, wie er sie aus Italien nach dem deutschen Vaterlande mit herübergebracht, in zwangloser Form niederzulegen. Er verbindet mit seiner Kenntniß des italienischen Bodens und Lebens eine gewichtige Gelehrsamkeit, welche in Betreff des südlicheren Italiens, was ihm durch unmittelbare eigene Anschauung zu beobachten nicht verstattet war, durch die Materialien einer reichen Lektüre ersezt. Ueberhaupt drängt es unaufhörlich den Vf., im Laufe seiner Erzählungen, Schilderungen u. Reflexionen bald historische Notizen aus allen Zeitaltern der Weltgeschichte, von allen Völkern und aus allen Winkeln des Erdbodens anzubringen, bald aus antiken und modernen Sprachen, in Prosa und Poesie Citate anzuhängen, bald eine naturwissenschaftliche Bemerkung, die höchstens durch einen witzigen Einfall der Vergleichung mit dem eigentlichen Gegenstande seines Vortrags in Verwandtschaft steht, auszuspinnen. Wir sind von seiner Gelehrsamkeit, von seinem genauen Studium aller europäischen Sprachen, von seinen historischen, geographischen, statistischen, artistischen, naturwissenschaftlichen Kenntnissen zur Genüge überzeugt. Aber wozu das Alles in diesen cisalpinischen Blättern? Der Mann, der bey jeder Gelegenheit in der Unterhaltung mit uns seine Hand in der Tasche dreht und durch das Klingen seiner Goldstücke mit oder ohne Absicht als den reichen Herrn sich geltend macht, kommt uns eitel oder doch lächerlich vor. Auf ähnliche Weise ist es uns mit dem Fluß gelehrter Citate, Winke und Ausführungen in dem vorliegenden Buche ergangen. Die Notizen, die aus dem Gedächtnisse des Verf. hervorsprudeln, sind zum Theil an sich sehr schön und ansprechend, aber an Ort und Stelle gefallen sie uns nicht.

Der Verf. ist Humoristiker. Er besizt eine heitere Laune, die nur selten an die faden Wortwitze streift, welche an den Ufern der Spree so häufig aufschießen. Seine Darstellung einzelner Situationen ist ganz ergötzlich, z. B. die der Scene, welcher er in einem Caffeehause zu Mailand beygewohnt zu haben versichert, und worin ein Böhme, kaum erst auf italienischen Boden verpflanzt, in wilden Zorn und thätliche Entrüstung gegen den Kellner ausbricht, dem er eine böswillige Neckerey zum Vorwurfe macht, weil er — was fast überall in Italien Gebrauch ist — den Caffee auf die Milch, nicht aber Milch auf Caffee gegossen. Auch in der Beschreibung der Fahrt nach dem Comersee ist viel Launiges. Aber das humoristische Talent des Verf. hat theils durch seine gelehrte Prunksucht, theils durch die Breite und Weitschweifigkeit seiner Darstellung gelitten. Was sein Buch durchaus um den wahren Reiz der Unterhaltung und Belehrung bringt, ist eine oft unerträgliche Umständlichkeit der Erzählung und der Reflexion. Vor vielem Reden kommt er nicht zur Hauptsache. Wir begreifen darum auch nicht, wie er in dem Vorworte zum ersten Theil diese Blätter flüchtig nennt, da man dort lange hindurch Seite für Seite lesen kann, ohne von der Stelle zu kommen. Das ganze Buch ist ein unglückliches Gemisch von Gutem und Werthvollem, durch die gelehrte Brühe unschmackhaft gemacht.

Der Abschnitt, in welchem sich der Verf. noch am meisten von ermüdender Gelehrsamkeit und Breite freygehalten hat, ist der zehente des ersten Bandes (S. 189 — 226) und enthält eine interessante Lebensbeschreibung des berühmten Nolaners Giordano Bruno, welcher im Zeitalter der Reformation gegen die Irthümer und Satzungen seiner Kirche in beissenden Satiren aufgetreten, aus Italien nach Frankreich geflohen, von da nach England unter den Schutz der Königin Elisabeth gegangen, später in Deutschland, besonders in Wittenberg gewesen und zulezt ein Opfer des ultramontanischen Fanatismus geworden war. Der lezte Abschnitt des zweyten Bandes handelt die Schicksale der deutschen Literatur in Italien ab, und gibt uns betrübende Kunde von der Unkenntniß unserer Nachbarn vom deutschen Parnaß.

Wenn wir den gelehrten Verf. in dieser Schrift nicht eben mit unserem vollen Beyfall beschenken können; so sehen wir doch mit großem Verlangen dem gelehrten, wissenschaftlichen Werke entgegen, das er im Vorworte verheißt, einer Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter, wozu er drey Jahre lang die dortigen Bibliotheken durchsucht. Hier ist gewiß seine Thätigkeit am rechten Orte. Aber auch hier erlauben wir uns, ihm vorher zuzurufen: Non multa, sed multum!

N°. 48.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 16. Juni 1829.

Erzählungen.

Neun Bändchen Erzählungen, sämmtlich im Verlag bey C. H. Kollmann in Leipzig, 1828.

1) Amalfried der Thüringer, Novelle aus dem sechsten Jahrhundert, von Gustav Jördens. Wir Deutsche haben, seit wir in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfingen, die fast hundert Jahre ältern Meisterstücke der französischen dramatischen Kunst kennen zu lernen, sie wegen der modernen Gesinnungen und Redensarten verlacht, die sie ihren griechischen und römischen Helden beylegten. Daß aber unsere Romanenschreiber die Helden des Mittelalters sprechen lassen wie heutige Studenten und Kraftgenies, die Heldinnen wie Putzjungfern und Jungemägde, verschlägt unsrer Lesewelt nichts. Je barbarischer die Denkart, je halsbrechender die Begebenheiten solcher Geschichten sind, je lächerlicher wird dieser Fehlgriff, der den gänzlichen Mangel an Geschmack und Urtheil des Verfassers beweist. Amalfried und Radegunde liebefaseln ganz wie obige Landsleute unsrer Zeit, die Königin Amalberga von Thüringen behandelt ihren erhabnen Gemahl, wie es keine Marketenderin gegen ihren Mann wagen dürfte, und der furchtbare Dietrich von Austrien, der wie Oger immer Menschenfleisch wittert, umarmt den Thüringer König in teuflischer Tücke mit dem spaßhaften Ausruf: honni soit qui mal y pense, indem er ihn in den Felsenabgrund zu stürzen im Begriff ist. Am Schluß wird die Kirche bey einer Todtenmesse mit Blumen geschmückt und statt des Requiem das stabat mater gesungen.

2) Das Haus Hachenburg. Eine schauderhafte Vertilgungsgeschichte, zur Beherzigung der mediatisirten Fürsten und Herren geschrieben. Ein deutscher regierender Fürst widersezt sich hartnäckig dem Schicksal, welches eine fremde Gewalt den deutschen Machthabern aufdrang. Die Unbiegsamkeit, welche er zur Erhaltung seiner angebornen Vorrechte zeigt, leitet ihn auch in der Führung seiner Familie. Er opfert ihr seine beyden Söhne, die Geliebte seines Nachgebornen, seine Gemahlin, und steht endlich „allein im Jammer verwaist.“ Des Verf. Behandlung einer Situation, die uns vor zwanzig Jahren vielfach vor die Augen trat, beweist dessen gänzliche Unkunde der Sitten und der Verhältnisse des Standes, den er zu schildern unternimmt. So hört der mediatisirte Fürst an einem Abend am Hofthor ein Geräusch, sieht aus dem Fenster und erblickt die Häscher, welche auf eine Schuldforderung des Juden Aron das fürstliche Hausgeräth abführen. Der Fürst ist über diesen Frevel erboßt, allein sein treuer Kammerdiener berichtet ihm, daß diese Verfügung, welche er seiner Durchlaucht aus Schonung verschwiegen, schon den Vormittag habe statt finden sollen, aber auf des Kammerdieners flehentliche Bitte, um Aufsehen zu vermeiden, bis auf den Abend verschoben worden sey. Des Fürsten hartnäckiger Troß gegen .... die damaligen Schicksalsgötter erhält so ansehnliche Erstattungen und Entschädigungen, daß ein Jahr nach des Juden Arons läppischer Zumuthung das Schloß Hachenburg wieder in vollem Glanz erstanden ist; reiche Livreen drängen sich auf den Treppen, glänzende Equipagen blitzen hinter den Gattern der vor Kurzem ganz leeren Remisen, allein da kommt die Kunde vom Tod seines jüngsten Sohnes, dem der Gram um die ihm vom Fürsten entrißne Geliebte das Herz brach, vom Tod dieser Geliebten, die während ihrer erzwungnen Einkleidung als Nonne vor dem Altar starb, und während Vater und Mutter von diesen Nachrichten betroffen sind, bringen die fürstlichen Jäger einen erschoßenen Wilddieb ein, in dem man den enterbten, vor einem Jahr vom Vater verstoßenen Erbprinzen erkennt.

3) St. Hubert und andere Erzählungen von der Verf. der Erna u. s. w. Warum dieser alte Jägerheilige als Haupttitel dieses buntscheckigen und doch farblosen Bändchens genannt ist, begreifen wir um so weniger, da er nicht den Anfang der Sammlung macht, und nur Wiederholung einer oft erzählten Legende ist. Eine solche kann aber nur in ihrer alterthümlich frommen Gestaltung zur Theilnahme bewegen; mit modernen Blümlein des Ausdrucks und der Empfindung durchflochten, wird sie nichts besseres als ein empfindsames Mähr-

chen. In Nr. 1. der Reihenfolge nach, Lony, oder drey Tage in der sächsischen Schweiz, befindet sich die Verf. auf dem ihr bekannten Boden der Gesellschaftswelt: Badeorte, Lustreisen, schöne Welt, „da weiß sie wie und wo.“ Ein vortrefflicher Baron von vier und zwanzig Jahren, den seine Eltern zum erstenmal in die Welt schicken, findet in der sächsischen Schweiz eine schöne Jüdin, verliebt sich in sie, entsagt ihr, um seiner Familie den Skandal zu ersparen, heirathet aber wackerlich, um seinen Stamm vor dem Erlöschen zu hüten. Die schöne Jüdin führt ein kurzes Leben voll Wohlthun und stirbt in Liebe und Treue für den Baron. Artistische Naturbeschreibungen thun das Uebrige. Die jüdische Mama, bey der die Kultur noch nicht recht durchgegriffen hat, ist sehr drollig und doch mit weiblicher Zartheit gezeichnet. Ueber die beyden historischen Skizzen Nr. 3. Zusammenkunft Kaiser Friedrich IV. mit dem Herzog Karl von Burgund, und Nr. 4. Sigmund August, König von Polen und seine Gemahlinnen, läßt sich nichts sagen. Wer lieber Romane wie Geschichte liest, nimmt es mit ein bischen mehr oder weniger Verbrämung in der Darstellung nicht genau. Nr. 5. Das Urtheil des Bischofs, hat die Verfasserin wahrscheinlich irgendwo als leichtfertige Anekdote gelesen; so wie hier zu einer Erzählung ausgeweitet, wird sie unzart, und, bey der Unkunde der Verf. von den Verhältnissen der katholischen Geistlichkeit unter sich, sogar lächerlich! 6. Die arme Anne, ist eine Kriminalgeschichte, die, empfindsamlich als Novelle behandelt, keinen günstigen Eindruck zurück läßt. Eine gemeine Handelsweise wird nicht durch gefühlvolle Phrasen veredelt; Annas Unschuld gewinnt nicht einmal die Herzen, da sie ihr nicht den Muth gibt, das Leben zu ertragen, indem sie als Selbstmörderin ihr Daseyn beschließt.

4) Jugendbilder von St. Nelly. II. Theil. Der erste Theil ist uns nicht zu Gesichte gekommen, aber da es getrennte Erzählungen sind und wir keine Analyse, sondern eine allgemeine Charakteristik dieser literarischen Produkte beabsichtigen, begnügen wir uns mit diesem zweyten Theil. Wir kennen die heilige Nelly nicht; daß sie einem so angesehenen, ehrenwerthen, stets das praktisch Wackre befördernden Mann ihre Erzählungen zueignete, vermochte uns, dieselben mit einer Art Reverenz in die Hand zu nehmen. Daß diese Heilige untugendsame Dinge erzähle, sey ferne von uns, zu behaupten; wie sie aber darauf kommt, einem ernsten Staatsmann so triviale Geschichtchen zuzueignen, begreifen wir nicht. Nr. 1. Die Mondnacht. Gemeine Intriguen, hohe Liebe, gänzlich zwecklose Aufopferungen, verruchte französische Offiziere, Mord und Jammer; endlich die Bekanntschaft, die ein junger Doktor der Rechte auf einem so eben geerbten Rittergut mit einer engelschönen sechszehnjährigen Rosa macht, die bey Sonnenaufgang auf dem Grabe ihrer Mutter weint, wie die Sonne am Horizont steht, sich von ihm küssen läßt, und die er, ehe sie ein Viertel ihres Laufes vollbracht hat, seinen jauchzenden Unterthanen als seine Braut darstellt. — Das ist der Inhalt dieser ersten Erzählung. Nr. 2. Die Braut aus Holland, ist schlechter und besser. Das erste wegen einer Sittenschlaffheit, welche die Wirklichkeit sehr wahr darstellt, aber den Sinn für das Bessere nicht aufkommen läßt; besser, durch die Lebhaftigkeit mancher Schilderung und die Raschheit der Erzählung von sehr trivialen, zum Theil ganz unwahrscheinlichen Begebenheiten. Nr. 3. Die rothe Bandschleife, tadeln wir in der Darstellungsweise und im Gegenstand. Die Erzählung bedient sich ein paar fremder, gar nicht in der Geschichte begriffener Personen, die ohne allen hinreichenden Grund auf vielen Seiten das à propos zur eigentlichen Erzählung geben müssen. Welches Verdienst kann es haben, wenn man eine gemeine Handelns- und Denkweise, wenn man ein leichtfertiges Leben durch einen gedankenlosen Selbstmord beendet, mit schönen Floskeln und zarten Empfindungen verbrämt? Müssen denn nicht ungebildete Leser am Guten irre werden, wenn sie das Schlechte mit so vornehm bunten Farben und poetisch prunkenden Redensarten ausgeschmückt finden? Solche Bestrebungen können der Dame Nelly weder einen heiligen Schein im Paradiese, noch einen Lorbeerreis auf dem Parnaß erwerben.

5) Sandsteine. Gesammelte Erzählungen, herausgegeben von Ewald. IV. Theil. Ein ominöser Titel! Es ist ein trocknes Ding um den Sand. Dieser Steine gibt es schon drey Haufen, die uns bekannt sind; dieser enthält: Nr. 1. Das wüste Schloß bey Oschatz. Da das Städtchen dieses Namens eine viel wichtigere Rolle in der Erzählung spielt, wie das wüste Schloß, sollte sie ihren Namen von jenem tragen; aber freylich erwartet der Leserhaufen von einem wüsten Schlosse mehr Verwunderliches und Schauerliches, als von einem honetten Städtchen. Hier wird aber seine Erwartung betrogen; denn in dem alten Gemäuer geht, des Verließes wegen, nur das Unentbehrlichste vor: ein rachsüchtiger Pfaff und ein wilder Junker werden dort eingesperrt, und der Held der Geschichte, ein eifriger Lutheraner aus Oschatz, durchschläft eine Nacht, aus Liebesjammer, auf dem weichen Moos seines Gesteins. Im Städtlein geht dagegen hinreichend Gewaltsames vor, das neu aufzustutzen heut zu Tage nicht gut thut. Uns bedünkt, es kommt jezt von Seiten der Protestanten viel weniger darauf an, die katholische Partey verhaßt zu machen, als die ihre durch größere Geistesfreyheit, durch lebendigeres Streben nach Wissenschaft und Bürgertugend als die Vorzüglichere zu beurkunden. Daß die Reformation alle Charakterzeichen einer Revolution trug, kann ihr

Niemand zur Last legen, der je etwas Besseres an die Stelle des weniger Guten setzen wollte; allein anjezt wäre es wohl nützlicher, statt jener Reformationsbalgereyen Nathans Parabel von den Dächern zu erzählen; vor ihr sollten alle Parteyen schamroth verstummen. Nr. 2. Hanne, Hannchen und Johanne, und Nr. 3. Die Wiedergefundne, möchten wir recht aristocratiquement gemein nennen. Die erste besteht in den Briefen eines jungen Rechtsgelehrten, der sich mehrmalen rühmt, in den vornehmsten Zirkeln ganz an seinem Platz gewesen zu seyn, sich als Aktuar in seine Aufwärterin verliebt und sie, wie er Rath wird, heirathet. Die Gradation seiner Liebe, die sich durch die Steigerung von Hanne, Hannchen und Johanne ausdrückt, ist sehr drollig und neben der Studenten-Emphase des Herrn Aktuars sehr in der Natur der Sache; allein seine Aufwärterin zu heirathen, bleibt im Leben und Roman immer ein verfängliches Ding, daß wir es jedem Aktuar abrathen. Nr. 3. ist noch unfeiner. Warum macht der Verf. von der Wiedergefundnen ein so abschreckend widriges Bild? Soll die Verlassene Theilnahme erwecken, so muß der Kummer und die Zeit, die ohne Zweifel die Schönheit zerstören, sie doch nie zur Megäre machen. Alle drey Erzählungen werden durch Redeblümlein verlängert, indeß die Begebenheiten oft, zur Erleichterung des Erzählers, ganz fragmentarisch oder ohne allen Verband geblieben sind.

6) Erzählungen von H. Stahl, Verfasser der Kinder der Sünde. Ich habe nicht die Ehre, diese Jugend zu kennen, obgleich sie, da sie ihrem Vater zur Empfehlung dienen zu sollen scheint, eine gewisse Celebrität erlangt haben muß. Gegenwärtige Produkte sind auch eine Art Sünde: nämlich überflüssige Erzählungen, die ihr Daseyn durch Nichts rechtfertigen. In Nr. 1. Der Liebe Freuden und Leiden, findet ein junger Rath, der nach Mitternacht sehr nüchtern von einer schönen, jungen Wittwe nach Hause geht, einen würdigen ältern Collegen betrunken, und unfähig, sich aufzuhelfen, auf dem Straßenpflaster. Er leistet ihm Hülfe und macht im Verfolg dieses christlichen Verfahrens die Bekanntschaft von dessen einziger, liebenswürdiger Tochter. Die beyden jungen Leute lieben sich leidenschaftlich, der gute Papa segnet ihren Bund, und man wartet nur eine Beförderung des Bräutigams ab, um Hochzeit zu halten. Indeß entspinnen sich Mißverständnisse, an denen obige junge Wittwe nicht unschuldig ist. Der hierher gehörige Vorfall wäre vor vierzig Jahren für sehr unanständig gehalten worden — heut zu Tage haben wir eine robustere Züchtigkeit; nun folgt Trennung, Jammer, endlich erspart den Liebenden ein Dritter die Mühe, etwas über die Sache nachzudenken und nachzufragen; es findet sich, daß all der Jammer unnöthig war, und man macht Hochzeit. Nr. 2. Ovidius de Arte amandi. Ein Schwank. Ja, ein Schwank. — Obgleich das Cotta'sche Damen-Taschenbuch a frolic (in a palace) mit Schwank übersezt, erinnert uns dieses ächtdeutsche Wort doch an eine ächtdeutsche Bierbank, und auf einer solchen wird der hier erwähnte Schwank unfehlbar sein Publikum finden. Nr. 3. Das steinerne Kreuz, besteht aus hundertmal gebrauchten Ingredienzen, die auch mit eben so gutem Erfolg noch hundertmal zusammengerührt werden können. Nr. 4. Die Schartenklippe, Volkssage. Die Einkleidung dieser Erzählung gleicht keineswegs dem Ton einer Sage, am wenigsten einer Volkssage; es ist der gewöhnliche Romanenton. Wozu die scheußlichsten Abirrungen des menschlichen Herzens, die schrecklichsten Thaten des boshaften Wahnsinns zu einer Leihbibliotheks-Erzählung zustutzen? Schreibt der Verf. für Leser, die vor den schändlichsten Unthaten gewarnt werden müssen? Meint er, sie durch deren Darstellung zu empören oder abzustumpfen? Wir erinnern uns der Zeit, da Gerstenbergs Ugolino noch eine neue Erscheinung war; reife, im Ernst des Lebens schon geübte Menschen wurden durch diese Lektüre krankhaft angegriffen, und in ihr erregt erhabne Poesie erhebende Gesinnungen; das von Ugolinos Jammern zermalmte Herz hofft mit ihm „im Grabe Vollendung, im Thal des Todes Wonnegesang;" — heut zu Tage unterhält man uns in alltäglich empfindsamem Styl mit den schändlichsten Verbrechen, mit dem kraftlosesten Jammer, oder der wahnsinnigen Rache, die sie herbeyführen. Ist das nicht eine Giftfabrik für die moralische Ausbildung unserer Zeitgenossen? Mit eben der Behendigkeit, mit welcher der Verf. Meineid, Rache, Blutschande, als Elemente seiner Erzählungen, benuzt, tritt er in Nr. 5. Einiges aus dem Jahr 1950, als Verspotter der Konstitutionen auf. Ich habe schon oft sagen hören: unser Volk mag keine Konstitution, es ist nicht reif zu einer Konstitution. Das mag wahr seyn, und der spaßhafte Verf. gehört ja zu unserm Volk. Wenn die Satire sich an das Heilige wagt, muß ihre Geißel von mächtiger Hand geführt werden, und soll auch dann nur die Entweihung, nie das Heilige treffen. Nr. 5. Das Hinterstübchen. Ein wackerer Landmann läßt sich gröblich von einer Städterin am Narrenseil führen, und erzählt es mit einer Unbefangenheit, die dem Leser Bürge ist, daß die Begriffe von Ehrenpunkt und Anstand sich noch nicht zu seiner ländlichen Wohnung verloren hatten. Wenn diese Erzählung unsere wackern Landbauer abhält, verschrobene Städterinnen zu Gattinnen zu wählen, wollen wir es dem Verf. übersehen, daß er ohne alle Kunde der Lebensweise, die er als vornehme Sitten herabsetzen will, die Städterinnen verunglimpft, indem er eine gemein verdorbene zu seiner Schilderung auswählt.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste englische Literatur.

Geschichte. Turner sezt die „Neuere Geschichte von England“ fort; die zweyte Abtheilung enthält die Regierung von Eduard VI., Maria und Elisabeth. Der Quartband kostet 2 Pfund und 1 Schill. Lord John Russel hat, ungefähr für denselben Preis „Denkwürdigkeiten der Angelegenheiten von Europa seit dem Utrechter Frieden“ in zwey Quartbänden herausgegeben. Es ist eine sogenannte Ellis Correspondence erschienen: Briefe, die in den Jahren 1686 bis 1688 an John Ellis, Steueramts-Sekretär in Irland, geschrieben wurden. Diese Briefe sind nun nach den Originalen von dem Hon. G. A. Ellis mit Anmerkungen herausgeben; die zwey Oktavbände (für 28 Schill.) enthalten manche Einzelheit über die Umwälzung.

Uebersezt hat man die französisch bey Trouvé in Paris erschienene Antwort von Louis Bonaparte an Sir Walter Scott, wodurch von Neuem die Ausdauer dieses lezteren in geschichtlicher Forschung, wenn nicht seine Aufrichtigkeit, gerechter Weise in Zweifel gezogen wird. Ferner hat man Potters „Memoiren vom Bischof Ricci“ in England eingeführt.

Reisen. Das zweyte Reisewerk Clappertons und seines Dieners Lander beschreibt den Weg vom Meerbusen von Benin bis Saccatoo und von Kano nach der Seeküste; Clapperton ist bekanntlich ein Opfer seines Unternehmungsgeistes geworden; seinem Diener verdankt man die Aufbewahrung seiner Papiere, welche eben so viel anziehende Sittenschilderungen als wissenschaftliche Untersuchungen enthalten; für 2 Pf. 2 Schill. Franklins Reise nach den Ufern des Polarmeers in den Jahren 1819 bis 1822 und ein Bericht über seine zweyte Reise von 1825 bis 1827, worüber die Zeitschriften längst vorläufige Nachrichten enthielten, ist in 4 kleinen Bänden (20 Schill.) herausgekommen; außerdem:

Widowson, Gegenwärtiger Zustand von Van Diemen's Land.

Dunn, Guatimala in den Jahren 1827 und 1828.

Emerson, Briefe vom ägäischen Meer.

M'Gregor, Gesch. und beschr. Skizzen der Seekolonien des brittischen Amerikas; kleine wohlfeile Bände. Burckhardts Reise in Arabien ist mit gehöriger Sorgfalt auf das Aeußere zu London erschienen.

Man sieht entgegen den:

Bibliographica Cantabrigiensia oder Bemerkungen über die wichtigsten und interessantesten Bücherseltenheiten in der Universität Cambridge, mit Originalbriefen, biographischen, literärischen und antiquarischen Anmerkungen, vom Rev. C. H. Hartshorne. Verschiedene andere Bibliotheken haben in der lezten Zeit ihre Kataloge bekannt gemacht, auch Privatleute, welche noch vor wenigen Jahren einen Hauptwerth ihrer Bücher in der Unzugänglichkeit derselben fanden.

Dr. Kennedy bey der Universität von Dublin wird den Agamemnon des Aeschylus mit einer engl. Uebersetzung in Versen und mit der deutschen von Voß herausgeben.

Lyrische Dichtkunst.

Klänge der Erinnerung von Leopold Bornitz. Breslau, bey Georg Philipp Aderholz. 1829.

Der Verfasser der vorliegenden Gedichtsammlung hat mehr Leichtigkeit und Anmuth der Form, als Reichthum und Tiefe poetischer Gedanken, Bilder und Empfindungen. Nicht, daß wir ihm das beständige Bewegen um gleiche Gegenstände — Natur und Liebe — zum Vorwurf machen wollten; denn die lyrische Poesie kennt in ihren nächsten Kreisen keine würdigeren Gegenstände. Aber eben diese kann der lyrische Dichter von den verschiedensten Seiten betrachten, in der verschiedensten Seelenstimmung auffassen, mit immer neuen Augen der Phantasie anschauen und durch unendliche Mannichfaltigkeit der Behandlung des einfachsten Gegenstandes sein Talent und seine Ideenfülle bewähren. An diesem Vorzuge aber erkennt man die Poesien des Herrn Leopold Bornitz nicht, so wenig ihnen übrigens schöne, ansprechende Gedanken abgesprochen werden können. In Hinsicht der Darstellung und Sprache hat der Verf. große Gewandtheit, wofür namentlich die in Stanzen gedichtete Hymne „Weihe des Liedes“ zeugt. In den kleinen Liedern aber ist er in die allzu ungezwungene Manier neuerer junger Poeten gefallen; eine Manier, die seinen Dichtungen um so nachtheiliger wird, je weniger er, wie z. B. Heine, mit den Nachläßigkeiten der Form durch originelle Gedanken auszusöhnen versteht.

Berichtigungen.

In Nr. 36. Seite 143, Spalte 1, Zeile 21 von unten lies: Alpenlied statt Abendlied.

In Nr. 44. Seite 175, Spalte 2, Zeile 20 von oben lies: Kunstgebirge statt Kunstgebilde.

N°. 49.

Literatur-Blatt.

Freitag, 19. Juni 1829.

Erzählungen.

Neun Bändchen Erzählungen, sämmtlich im Verlag bey C. H. Kollmann in Leipzig, 1828.

(Beschluß.)

7) Otto Schütz, und der Auskultator Ewald. Historisch-romantische Erzählung von W. Stahl. Der Entwurf ist sehr gut; der Verf. stellt einen jungen, Beförderung suchenden Juristen dar, der, ein leidenschaftlicher romantischer Dichter, die Rechtswissenschaft verachtet, sich durch Unwissenheit und Nachlässigkeit bey seinem Kollegium Geringschätzung, und endlich von seinen Obern eine schimpfliche Verabschiedung zuzieht. Während der Entwicklung seines, so wenig ehrenvollen Schicksals, findet ihn ein alter Freund seines Vaters, der lebhaften Antheil an ihm nimmt, dessen Gegenwart der romantische Jurist aber nur dazu bennzt, ihm zu hinreichender Rechtfertigung seiner schlechten Amtsverwaltung den romantisch-historischen Roman: Otto Schütz vorzulesen, den er statt seinen Akten ausarbeitet. Der ältere Freund, sein Zuhörer, ein Feind der romantisch-historischen Romane, deckt ihm alle Blößen der Gattung, noch mehr seines eigenen Machwerks, auf, und verleitet dadurch den eiteln Dichter zu fortwachsender Anmaßung. Dieser Plan hätte mit vielem Witz und treffendem Spott können durchgeführt werden; der Verf. verliert ihn aber bald aus den Augen, um eins um das andere, des Auskultators ungezogenes Betragen gegen seine Kollegen, seine — sehr verächtlich geschilderte — Geliebte, und die ganze Gesellschaft, zu schildern, und dazwischen sich den, jedes gerügten Mangels schuldigen Otto Schütz vorlesen zu lassen. Acht Wochen nach der Kassation schreibt der Auskultator dem Erzähler, daß er die gesuchte Beförderung dennoch erhalten, die zweydeutige Schöne geheirathet habe, und fest entschlossen sey, der Dichtkunst zu entsagen, — nur die Freude müsse er noch haben, seinen Otto Schütz gedruckt zu sehen. Der Verf. gibt bey der Leistung dieses Freundschaftsdienstes dem Publikum nebenbey einen wunderlichen Begriff von dem Ton, welchen er unter seinen Beamten vom Präsidenten bis zum Auskultator gestattet. Wir hoffen, daß die hier geschilderte Rohheit, die Schimpfworte, die Beleidigungen ein Ideal sind, das keines der zahlreichen deutschen Regierungskollegien verwirklicht — deshalb sich aber auch keines durch dessen Darstellung geschmeichelt finden kann.

8) Thanatos und Baldea, oder Zaubermacht und Liebe. Romantische Zaubergeschichte von Giovanni Morani. Diese wohltönenden Namen sind von Wesen getragen — man möchte glauben: die kein Weib gebar; solchergestalt häufen sie in ihrem tollen Sinn Unthat auf Unthat, und wenn sie gleich nach Ungarn versezt sind, und die Widerrufung des Ediktes von Nantes einmal genannt wird, gehören sie doch keinem Lande, keinem Zeitalter an. Will denn der Verf. wirklich die Gräuel des Räuberhandwerks verherrlichen, indem er für seinen Helden Feyen und Sterbliche erglühen, ihn von seinen Spießgesellen und Feinden bewundern läßt? — Und wofür? nicht für persönlichen Muth, denn er ficht ja mit gefeyten Waffen; nicht für Treue, denn er vergißt seine Liebe; nicht für Mannestugend, denn er berauscht sich in schnöder Wollust. So wie die unmenschlichsten Gesinnungen und Thaten mit schönen Redensarten ausgeschmückt sind, puzt der Verf. auch seine Räuber und Feyen mit Juwelen und Silberschleyern, und ihre Mordhöhlen mit purpurnen, goldbefranzten Dapperien aus. — In Schillers Räubern war es nicht die Genialität, welche einen oder den andern armen Knaben verwirrte, sondern die schwülstige Verherrlichung roher Kraft; Thanatos und Baldea könnten viel schädlicher wirken, durch die Bilder roher Wollust in schimmernd weichliche Ueppigkeit gehüllt.

9) Die Rache des beleidigten Stolzes, nebst einigen andern Erzählungen von Heinrich Schmidt. Nr. 1. Ein vornehmer Pole entführt eine vornehme Neapolitanerin, und mordet den ihnen nachsetzenden Bräutigam; der Vater der Entfliehenden

verflucht diese und ihre Kinder, und mordet sich dann selbst. Der Bräutigam, den das Ermorden und darauf ins Meer gestürzt seyn nicht sehr angegriffen hat, folgt den Entflohenen nach Polen, und stiehlt den Sohn seiner ehemaligen Braut, dessen Geburt ihr das Leben gekostet hat. Er führt ihn nach Neapel und erzieht ihn achtzehn Jahre lang in einem Kloster, das er erbaut hat, und dessen Abt er geworden ist. Nach Verlauf dieser achtzehn Jahre führt er ihn nach Polen zurück, und vermag ihn durch eine lügenhafte Erzählung der Vergangenheit, seinen Vater zu ermorden. Wie dieser im Sterben ist, entdeckt er dem Mörder und Gemordeten, wer seine Rache vollbracht hat und geht in sein Kloster zurück, wo er wieder Abt ist, und der Vatermörder sucht seinen Tod im Kampf gegen die Türken. Nr. 2. Strafe für Meineid. Ein heidnischer Norderheld empfängt von seinem Vater gefeyte Waffen und gewinnt eine Zauberin zur Geliebten, die strenge Treue von ihm fordert. Er zieht gegen seine Feinde, die vor seinen Waffen fliehen, verliebt sich aber in ein anderes Mädchen, und nun verlieren seine Waffen ihre Kraft; der Norderheld läuft davon und begegnet seiner verrathenen Geliebten, worauf sie beyde die Erde verschlingt. Nr. 3. Die Neujahrsnacht. Ein junger Dichter, dem es sehr kläglich geht, wird endlich für ein, vom Theaterdirektor angenommenes, vom Publikum bewundertes Trauerspiel, reichlich bezahlt, und entschließt sich großmüthig, seine alte Mutter mit diesem Geld von drückenden Schulden zu befreyen. Es ist der Vorabend des Neujahrstages, an dem er zu ihr reisend, diese kindliche Absicht erfüllen will. Doch an diesem Abend geräth er an eine Pharobank, kann seiner gewohnten Neigung nicht widerstehen, und verliert den ganzen Ertrag seines Trauerspiels. Seine Verzweiflung kennt keine Gränzen; da erhält er ein Billet von dem Bankhalter — einem edeln Baron, der nur zum Spaß Bank hielt — seinen ganzen Verlust zurück, und noch mehr, nebst einem schmeichelhaften Brief, welcher ihm sagt: daß man ihn an dem edeln Gebrauch so edel erworbenen Geldes nicht hindern wolle. — Und nun reist der Dichter zur Mama, seinem kindlichen Edelmuth zu genügen. Der junge Mann scheint in dem Lande zu leben, was Hoffegut in Goethes Vögeln vergeblich gesucht zu haben versichert. Nr. 4. Verbrechen aus Anhänglichkeit. Ein Jägerbursch liebt die Frau seines Oberförsters, eines rauhen, harten, dem Trunk ergebenen Mannes. Sie sündigen zusammen — denn wie schön die Sache bemäntelt, und im Helldunkel gehalten wird, ist es doch nichts anders. Der Jägerbursch geht in Krieg, kehrt nach sieben Jahren zurück und tritt von neuem in des Oberförsters Dienst. Seine ehemalige Gebieterin ist in dem Jahre seiner Flucht im Kindbett mit einem Sohn gestorben; dieser Knabe wird vom Vater grausam gemißhandelt, und Bastard geschimpft. Der Jäger nimmt ihn in Schutz, er entzieht ihn, so viel es möglich ist, den Mißhandlungen seines Vaters; der Sohn wächst heran, kehrt von der Universität zurück, und ist aufs neue der Härte seines Vaters blos gestellt. Bey einer Gelegenheit, wo dieser alles Maaß überschreitet, will ihm der Jäger einen Weinpokal entreißen, hat aber von ungefähr eine Phiole mit selbstverfertigtem Gift aus der Tasche gezogen, das er in derselben Hand hält, welche den Pokal ergreift, die Phiole zerbricht, das Gift fließt in den Pokal, und der Oberförster leert ihn, ehe der Jäger es zu verhüten vermag. Der Sohn erhält nun die Oberförsterey, ist aber, so wohl wie der Jäger, sehr unfroh. Da besucht ihn ein Universitätsfreund, dem ein zwey Nächte nach einander wiederholter Gespensterspuck die Unthat entdeckt. Er sucht seinem Freund ein Geständniß abzudrängen, der entflieht aber und wird nicht mehr gesehen. Nun ruft der Freund die Gerichte zu Hülfe, der Jäger macht obiges Geständniß, wird zum Tod verurtheilt, stirbt aber im Gefängniß. Nr. 5. Die beyden Blinden. Ein recht rührendes Schicksal, das einfach erzählt, interessiren würde; hier muß aber ein gesättigter Lebemann durch das Auskramen seines Ueberdrußes das à propos geben, dieselbe weit ausgereckt und mit Blümlein geziert aufzutischen.

Wir maaßen uns also an, neun Bändchen von den verschiedensten Verf. alles Verdienst abzusprechen? Keineswegs! wir sprechen überhaupt nicht ab; wir stellten den Charakter dieser Bände dar — eine Mühe, welche sich der größte Theil der Leser erspart — und nun mögen diese urtheilen. Die Behandlung in den meisten dieser Erzählungen hat sogar einiges Verdienst. Hr. Stahl hat Anlage zum Komischen, es fehlt ihm aber gänzlich an Geschmack, St. Nelly hat Lebendigkeit in der Darstellung, Raschheit im Erzählen; sie Alle beweisen, daß unsere Sprache, troß allem Mißbrauche, der mit ihr getrieben wird, in allen Klassen der Gesellschaft an Bildsamkeit gewinnt, und wenn die jetzige Gährungsepoche — wir wissen nicht ob sie noch die faulige oder schon die geistige, von den Scheidekünstlern genannt werden würde? — vorüber ist, ein herrliches Werkzeug zu hoher Wirksamkeit zu seyn verspricht.

Armenische Literatur.

Die Zeit, in welcher die Gelehrten eine abgesonderte Kaste bildeten, sich durch Tracht und Sprache von den andern Leuten schieden, und in welcher aus der Dunkelheit

ihrer Forschungen kein Licht unter das wißbegierige Publikum verbreitet werden konnte, ist längst vorüber. Kein Land ist zu fern, keine Literatur zu fremdartig, kein Gegenstand zu ernst, daß nicht jeder Gebildete unseres Landes, wenn nicht die Einzelheiten, doch die Resultate zu seiner Belehrung, ja zu seiner Unterhaltung erfahren möchte.

Und dennoch war bisher die Literatur der Armenier, welche in mehreren Ländern Asiens und in Griechenland Kenntnisse sammelten, und emsig Bücher schrieben, nur wenigen Europäern bekannt. So eifrig auch Schröder, Lacroze, die Brüder Whiston, Villefroy, Herr Saint-Martin zu Paris und die fleißigen Mönche des St. Lazaro-Klosters in Venedig sich bemühten, die Kenntniß des Armenischen zu verbreiten, so liegen doch immer noch sehr viele armenische Geschichtswerke und andere Schriften im Staube der Bibliotheken, und erwarten Herausgeber und Leser.

Erst seit Kurzem wissen wir, in wiefern die Literatur der Armenier würdig ist, bekannter zu werden. Ein Patriarch aus dem zwölften Jahrhundert sagte von denselben Folgendes: „Sie pflückten die Blüthen der Wissen„schaft, wie die Bienen, deren Flügel überladen sind;.. „so Moses (von Chorene), David, Mambre und die „Späteren. Sie waren so erfüllt von der göttlichen Gnade, „daß sie die Griechen sogar übertrafen.“ Stephanus von Siunia vergleicht die armenische Sprache mit den anderen und gibt jener den Vorzug. Die griechische Sprache, so lautet sein Urtheil, ist sanft, die lateinische kräftig, die hunnische kühn, die assyrische hat etwas Unterthänig-bittendes, die persische Sprache ist reich, die alanische lieblich, die gothische seltsam, die ägyptische widersteht, die indische zwitschert, die armenische Sprache ist angenehm, aber sie ist geeignet, alle andern Eigenschaften anzunehmen. Der neuesten Untersuchung zufolge ist nach der griechischen und der künstlichen Sprache der Scholastiker blos die deutsche und die armenische Sprache im Stande, mit Leichtigkeit die zartesten Verschiedenheiten und Abstufungen der Gedanken wiederzugeben.

Die leztere Eigenschaft war der armenischen Sprache um so nothwendiger, als die Schriftsteller, welche sich derselben bedienten, einen großen Theil ihrer Zeit auf Uebersezungen verwandten. Originalwerke sind allerdings die bedeutendste Zierde einer Literatur, und einem Volke, welches immer den anderen huldigt und ihre Werke übersezt, können diese anderen Völker vielleicht dankbar seyn, aber nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Wenn jedoch ein Volk in früherer Zeit wichtige Schriften übersezte, welche seitdem verloren oder verstümmelt wurden, so werden seine Bearbeitungen zu Quellen. So verhält es sich mit den Armeniern. Ihrer Uebersetzung Homers bedürfen wir kaum und eben so wenig der des Euripides, welchen sie als gute Kritiker weniger schäzten als wir oder als die Franzosen. Ueber die griechischen Philosophen dingegen, namentlich über Aristoteles, geben sie uns wichtigen Aufschluß, und Jeder, welchem nicht unbekannt ist, zu welchen Streitigkeiten seit zwey Jahrtausenden die Erklärung dieser Philosophen Anlaß gegeben und wie sehr die noch bestehenden Ansichten über Literatur und Kunst auf diesen Streitigkeiten beruhen, wird sich lebhaft über die Forschung erfreuen, welche ein talentreicher junger Orientalist so eben in Venedig und Paris über diesen verwickelten Gegenstand angestellt hat.

Prof. C. F. Neumann führt den schon oben erwähnten Armenier David in die Geschichte der Philosophie ein. Dieser David, eine Hauptquelle zum Verständniß des Aristoteles, ist vorzugsweise der Philosoph Armeniens; aber der „Unüberwindliche, Erhabene, Erleuchtete,“ wie man ihn genannt hat, war bisher in keiner Geschichte der Philosophie genannt. Der gelehrte Buhle sagt blos: Wer dieser David gewesen und wann er gelebt, ist ungewiß. Nur der Bibliothekar Morelli wußte, daß der Armenier David ebenderselbe war, der griechische Kommentare zu mehreren Werken des Aristoteles schrieb; er hatte Vieles über David gesammelt, aber seine Untersuchungen sind noch nicht erschienen. Durch Hrn. Neumann erfahren wir nun: David, zu Nerken im Kanton Hark geboren, Geschwisterkind und Schüler des berühmten Geschichtschreibers Moses von Chorene, studirte die griechische Literatur in Alexandria, Athen, Konstantinopel; in Athen besuchte er die Vorlesungen von des Proclus Lehrer Syrianus; er blühte 490 nach Chr. G. und starb in Armenien zu Anfang des sechsten Jahrhunders, schrieb über das Kreuz gegen die Nestorianer, eine Grammatik u. a. m.; verfaßte außer seinen Uebersetzungen auch Originalwerke. In der Philosophie suchte er Plato mit Aristoteles auszugleichen; er dachte mit Ammonius Saccas, es gebe nur Eine Wahrheit, und so große Geister könnten nicht ermangeln, sich im Aufsuchen derselben zu begegnen. Von Davids philosophischen Werken liegen drey, handschriftlich, in der königl. Bibliothek zu Paris; das bedeutendste derselben beschäftigt sich mit den „Grundlagen der Philosophie.“ Er tritt darin gegen die Pyrrhonier auf, zeigt, daß eine Kenntniß des Uebernatürlichen möglich sey, daß es eine Philosophie gäbe. In diesem Buche citirt er fast alle Philosophen des alten Griechenlandes, besonders Plato. In einem andern Werke sammelt er die Sprüche (Apophthegmen) der alten Philosophen; mehrere dieser Sprüche waren bisher unbekannt. David gehört zu den vornehmsten Neuplatonikern des fünften Jahrhunderts.

Besonders wichtig aber ist er als Uebersetzer des Aristoteles; seine Uebersetzungen und die syrischen sind die ältesten und treusten und sind in vieler Hinsicht den griechischen Handschriften des Aristoteles vom 10ten und 11ten Jahrhundert und den lateinischen Bearbeitungen vom 12ten und 13ten vorzuziehen.

Die erste Abhandlung des Hrn. Neumann über den Armenier David ist in dem lezten Hefte des in der königl. Druckerey zu Paris gedruckten Nouveau Journal Asiatique erschienen; die Vergleichungen des armenischen Textes mit dem griechischen werden nächstens herauskommen. Es ist erfreulich, daß deutsche Gelehrte die in auswärtigen Bibliotheken verborgenen Schätze endlich an das Licht zu bringen suchen, und dies Bestreben verdient um so größere Anerkennung, wenn der, welcher eine neue Quelle auffindet, sie selber zu neuen Untersuchungen und Resultaten zu benutzen weiß. So gibt uns ebenfalls Prof. Neumann die Uebersetzung eines chinesischen Werkes: Li hi, Naturphilosophie des chinesischen Weltweisen Tschu hi; die Chinesen nennen ihn Fürst der Wissenschaft, und Herr Neumann den Aristoteles China's; dies Werk wird unsern Philosophen viel Stoff zum Nachdenken geben, und gewährt auch den Layen, welche leicht Räthsel lösen, eine nicht unangenehme Lektüre. Um nur einen Satz des Tschu hi anzuführen: Himmel und Erde verhalten sich (vor der Schöpfung), wie wenn Jemand zwey Tassen auf einander hält, die mit Wasser angefüllt sind, und vermittelst der Hand sie immer bedeckt, dann bleibt das Wasser darin; zieht er die schützende Hand weg, dann fließt das Wasser heraus.

Dramatische Dichtkunst.

Teatro classico italiano antico e moderno, owero il parnasso teatrale. Lipsia, Presso Ernesto Fleischero, 1829.

Der erste Band dieses Werkes liegt vor uns. Er enthält Ninfale d'Ameto von Boccacio als Einleitung in die Dramatik, Aminta von Tasso, il Pastor Fido von Guarini, L'Orfeo von Poliziano, die Cassaria von Ariosto, die Mandragola von Machiavelli, die Sofonisba von Trissino, die Calandra von Divizio, il Marescalco von Aretino, den Alceo von Ongaro, La Tancia von Buonarrotti, die Andromaca von Zeno, die Merope von Maffei.

Der zweyte Band wird die ausgezeichnetsten Stücke von Grazzini, Bruno, Goldoni, Gozzi, Metastasio, Casti, Alfieri, Monti, Niccolini, Foscolo und Manzoni liefern.

Dieses Unternehmen hat den doppelten Zweck: einmal dem Publikum eine Encyclopädie des italienischen Theaters, und somit eine praktische Geschichte desselben in die Hände zu geben; zweytens aber auch für die Unterhaltung der Leser zu sorgen. Wir fürchten nur, diese beyden Zwecke möchten nicht immer zusammenstimmen. So ist vielleicht die Cassaria von Ariosto, die Sofonisba von Trissino für die Geschichte der italienischen Dramaturgie wichtig; aber es hat wohl nicht jeder Lust, diese langweiligen Theaterstücke zu lesen.

Das Aeußere des Buches ist wahrhaft prachtvoll. Feinstes Velinpapier mit einem Drucke, der zugleich scharf und elegant ist. Es ist diese Ausgabe wiederum ein erfreulicher Beweis von den Fortschritten, welche die deutsche Typographie in dem lezten Jahrzehend gemacht hat und wir können desfalls die Verdienste des Herrn Ernst Fleischer nicht hoch genug anschlagen.

Dichtkunst.

The poëms of William Cowper Esq. with notes from his own correspondence and a biographical memoir, complete in one volume. London printed for Ernst Fleischer. Price: 1 Rsdollars 8 Gr.

Unter diesem Titel hat die berühmte Buchhandlung von Ernst Fleischer in Leipzig eine neue Ausgabe von den Gedichten des William Cowper erscheinen lassen. Dieser Dichter ist den Liebhabern der englischen Poesie zu bekannt, als daß wir hier etwas zu seinem Lobe zu sagen brauchten. Er wurde im Jahr 1731 geboren, und starb den 25. April 1800. Seine fromme Muse erwarb ihm bey den Engländern den Beynamen the religious poet.

Was das Aeußere des Buches betrifft, so ist das Papier feinstes Velin, der Druck scharf und sehr leserlich. Dem Titel ist ein in Stahl gestochenes Portrait des Dichters beygegeben; den einzelnen Gesängen Holzschnitte in englischer Manier, die gut gelungen sind. Das Ganze macht der Verlagshandlung Ehre; der Preis ist nur 1 Reichsthaler 8 Groschen.

N°. 50.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 23. Juni 1829.

Philosophie.

Obgleich die strengen Schulwissenschaften außer dem Bereich dieser Blätter liegen, so übt doch die höchste dieser Wissenschaften, die Philosophie, einen so wichtigen Einfluß auf die allgemeine Bildung, und empfängt nicht minder von dem herrschenden Zeitgeist einen so starken Impuls, daß ihre Katastrophen mit denen der Geschichte genau zusammenhängen, und demzufolge keineswegs blos für den Gelehrten vom Fach, sondern für die ganze gebildete Welt verständlich und interessant seyn müssen. Ich glaube daher nicht erst mich entschuldigen zu dürfen, sondern halte es sogar für eine Pflicht, die Leser dieser Blätter zuweilen auf die bedeutendsten Erscheinungen der philosophischen Literatur aufmerksam zu machen.

Die deutsche Philosophie befindet sich gegenwärtig auf einem Wendepunkt, der von der größten Wichtigkeit ist. Zwar hat bisher jeder größere philosophische Geist einen Wendepunkt in die Philosophie gebracht, allein es handelte sich dabey nur von dem Verdrängen einer Philosophie durch die andere. Jezt handelt es sich um das Daseyn der Philosophie überhaupt. Der sonst so heftige Streit der Philosophen unter einander ist ermattet, und dagegen zeigt sich eine bedeutende Reaktion gegen alle Philosophie sowohl von außen her, als von Seiten der abtrünnigen Philosophen selbst. Das Interesse, welches einst auch das größere Publikum an Kant, Fichte und Schelling nahm, ist in völlige Gleichgültigkeit übergegangen, und aus dieser Gleichgültigkeit hat sich endlich eine offensive Anfeindung aller Philosophie von Seiten der Nichtphilosophen, von Stimmen aus dem Volke hervorgewagt. Auf der andern Seite haben die meisten Naturphilosophen aus der Schule Schellings die Philosophie freywillig fallen lassen, um sich gänzlich der Religion zuzuwenden, Görres und Franz von Baader (in Verwandtschaft mit Friedrich von Schlegel und Adam Müller) in der katholischen, Steffens in der lutherischen, Schubert in der pietistischen, Troxler und zum Theil auch Eschenmaier in der mystischen Richtung. Nur in Oken hält die Naturphilosophie noch fest, so wie die von Kant gegründete kritische Schule in Fries und Krug. Das Hauptbollwerk der Philosophie überhaupt aber gegen alle ihre innern und äußern Gegner bildet die zulezt herrschend gewordne große Schule von Hegel.

Gegen Hegel nun ist jene antiphilosophische Reaktion zunächst und vorzüglich gerichtet, und zwar nicht blos, weil sein System zufällig das jezt herrschende ist, sondern auch, weil in ihm der Gegensatz der Philosophie gegen das Leben schroffer als jemals hervorgetreten ist, weil er ein Extrem, ein non plus ultra philosophischer Einseitigkeit darstellt. An diesem Punkte muß die Philosophie biegen oder brechen. Indeß ist jene Reaktion keineswegs allein gegen Hegel gerichtet oder allein durch ihn veranlaßt worden. Sie war längst verbreitet und wird viel weiter greifen. Sie folgt nur dem allgemeinen Zuge des Zeitgeistes, der überall reagirend sich erweist. Man weiß, in welcher genauen Beziehung der philosophische Geist zum Zeitalter der Revolutionen stand; es ist daher auch natürlich und unabwendbar, daß im Zeitalter der Contrerevolution und Restauration ein ganz antiphilosophischer Geist herrschend wird. Die Philosophie nahm Antheil an der Schwärmerey, sie muß sich nun auch zur Nüchternheit bequemen. Sie ging zu weit, sie muß zurückgehn.

Am bedeutungsvollsten ist wohl der Versuch, die Philosophie von einem ganz natürlichen Standpunkt aus anzugreifen. Was die reuigen und abtrünnigen Philosophen selbst gegen die Philosophie gesagt und geschrieben haben, ist theils im Bereich der Schule geblieben, ohne zu einer größern Popularität zu gelangen, theils von einer zu streng religiösen Tendenz, als daß man bey dem alten bekannten Streit der Theologie mit der Philosophie sonderlich darauf geachtet hätte. Jezt treten aber auch die Nichtphilosophen auf und wollen uns von dem langen schweren Traume der Philosophie wecken und zur nüchternen Wirklichkeit zurückführen. Diese Empörung der Layen gegen die ganze philosophische Zunft ist wichtiger, als die Felonie unter den Zunftgenossen selbst, und verdient die größte Aufmerksamkeit. Zwar herrschte schon längst bey den praktischen und poetischen Menschen ein starker Widerwille gegen die Philosophie, allein sie wandten sich von

derselben nur unwillig oder spöttisch ab, ohne sie anzugreifen. Jezt aber fallen sie dem Feind keck in sein eignes Land. Es ist dabey merkwürdig, daß die Opposition sich unter die Fahnen Goethes stellt, der in seinem Faust und anderwärts jene schon früher obwaltende Antipathie gegen die Philosophen am stärksten empfunden und ausgedrückt hat. Die interessante Schrift, worin diese Tendenz sich ausspricht, ist folgende:

Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beytrag zur Beurtheilung der leztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. K. A. Carganico. Berlin 1829, in der Enslin'schen Buchhandlung.

Der eine der beyden genannten Verfasser, Schubarth, ist als der Beurtheiler Goethes bekannt, und da er früher schon bewiesen zu haben glaubt, daß Goethes ungeheures Genie allein alle Weisheit der Welt aufgezehrt habe, so wäre es vielleicht unnöthig gewesen, jezt noch zu beweisen, daß von dieser Weisheit für Herrn Hegel nichts übrig geblieben sey. So natürlich auch die Antipathie der Nüchternen gegen die Ueberspannten ist, so scheint mir eine Fehde zwischen den Goethianern und Hegelianern doch unpolitisch. Sie sollten vielmehr zusammenhalten, und sich weniger mit dem beschäftigen, was sie unterscheidet, als mit dem, was sie verbindet und in einer Klasse vereinigt. Sie sollten, wie Priester- und Adelsaristokratie, gegen den Demos zusammenhalten, nicht durch ihren Zwist ihm Blößen geben. Weh ihnen, wenn sie den Nimbus der Vornehmigkeit und Heiligkeit, der sie umgibt, selbst zerstören. Die Goethesche Kunstnatur ist dem Leben nicht weniger entgegengesezt als die Hegelsche Philosophie; sie ist nur die andre Seite jener künstlichen Scheinwelt, deren eine Seite die Philosophie ist; sie ist im optischen Doppelschatten die grüne Farbe, die mit der rothen entsteht und vergeht; es erforderte genau die nämlichen Ursachen und die nämliche Zeit, der Goetheschen Schule das Monopol des Schönen, und der Hegelschen das Monopol des Wahren zu übertragen. Was die Verfasser des vorliegenden Werks oft mit dem größten Glück gegen die Philosophie geltend machen, läßt sich eben so auf die ästhetische Trugwelt anwenden. Sie nennen die Philosophie „eine welthistorische Krankheit, eine Begleiterin blos dissoluter und negativer Zustände der Menschheit, ein bloßes Surrogat höherer Lebenskräfte," deren Mangel sie nie und nimmer ersetzen könne. Aber gilt nicht von der Poesie, sofern sie die Wirklichkeit ersetzen soll oder über sie gestellt wird, ganz das nämliche? Ist der Ideenkreis, in welchem die Goethianer sich bewegen, weniger der Natur entfremdet, als der Ideenkreis der modernen Sophisten? Grassirt eine ästhetelnde Krankheit unter jenen nicht eben so, wie unter diesen die speculative?

Wir wollen indeß nicht übertreiben, sondern vielmehr nur vor Uebertreibung warnen, und sie aufdecken, wo sie sich findet. Es wäre gewiß Uebertreibung, in jener ästhetischen Schule nur das Uebertriebne zu sehn; aber eben so wenig darf man auch in der Philosophie, troz ihrer Verirrungen, blos diese sehn wollen. Unsre beyden kampflustigen Verfasser eröffnen ihr Werk mit einem Saz, der eine ungeheure Paradoxie, eine nie zu duldende Uebertreibung enthält. Sie behaupten nämlich: Kein einzelnes philosophisches System läßt sich angreifen oder verwerfen, ohne daß man die Philosophie überhaupt angreift und verwirft. Das heißt so viel als: man kann keinen Grünberger verachten, ohne den Wein überhaupt zu verachten. Daran knüpfen die Verfasser sogleich einen zweyten gröblichen Irrthum, indem sie behaupten: wenn überhaupt eine Philosophie zu Stande gebracht werden könne, was nicht der Fall ist, so müsse desfalls Herrn Hegel die größte Bemühung zugeschrieben werden, und insofern wollten sie ihn recht gern den Philosophen par excellence nennen. Hier täuschen sie sich gewaltig. Hegel steht nur an dem einen Extrem der Philosophie, dem eigentlichen Anfangs-, Mittel- und Gipfelpunkt seitwärts, und wer irgend die Geschichte der Philosophie kennt, wird ihm zwar immer eine sehr bedeutende Stelle anweisen, aber nimmermehr die erste oder höchste. Daraus, daß ein Philosoph irgend eine einseitige Richtung der Philosophie definitiv abschließt, oder daraus, daß er gerade unter den jezt lebenden Philosophen am meisten Aufsehn erregt, wird doch wohl kein Vorrang folgen sollen?

Wenn wir unbefangen unterscheiden, so finden wir in dem, was die Verfasser gegen die Philosophie überhaupt sagen, immerhin sehr viel Wahres mit dem Irrigen gemischt. Sofern sie es für unmöglich halten, daß die Philosophie jemals zur vollkommnen Erkenntniß der Wahrheit gelangen werde, sprechen sie etwas aus, das wenigstens keiner Erfahrung widerspricht. Sofern sie sich aufs entschiedenste gegen den philosophischen Dünkel und Hochmuth aussprechen, der sich allein für weise hält, und auf alle Nichtphilosophen, wenn sie auch noch so große Helden, Dichter, selbst Denker sind, verächtlich herabsieht, sagen sie etwas, was sich von selbst versteht, was mit uns jeder unsrer Leser fühlt und anerkennt. Sofern sie das, was die praktischen und poetischen Menschen seit dem Beginn der Geschichte geleistet, für viel größer und wichtiger halten, als was jemals aus den philosophischen Schulen hervorgegangen, muß man ihnen wieder von Herzen beystimmen. Wenn sie aber die ganze Philosophie sofort ver-

werfen und es für lächerlich halten, Fragen aufzustellen, deren Antwort nimmer gefunden wird; wenn sie die Philosophie für einen Abweg halten, auf welchem die Geisteskraft sich nothwendig verirren und unnütz verschwenden müsse, so ist dies selbst ein Irthum und eine schreyende Uebertreibung. Abgesehn von allem, was wirklich Vortreffliches von den Philosophen seit Platon geleistet worden ist, abgesehn von dem großen welthistorischen Einfluß, den die Philosophie, freylich nicht allein, aber doch in Verbindung mit andern Geistesrichtungen, auf die Menschen geübt hat, will ich nur auf die ursprüngliche Quelle des philosophischen Bedürfnisses hinweisen, die in jedem Menschen liegt. Der Trieb zu philosophiren ist uns angeboren und sucht Befriedigung, wenn er sie auch nimmer im höchsten Maaße finden sollte. Es würde nicht nur eine Lücke in der Weltgeschichte, auch eine Lücke in dem menschlichen Geiste entstehen, wenn das Philosophische daraus verschwände.

Der Hauptsatz, durch welchen die Verfasser alle Philosophie schlechthin vernichten wollen, ist wörtlich folgender:

„Das Wesen der Vernunft besteht nicht darin, daß sie dem Menschen die Fähigkeit verleiht, alles möglich zu machen, sondern, was er thun soll und zu thun vermag, recht und vollendet auszuführen."

„Das Verhältniß der Philosophie zu den andern Künsten und Wissenschaften ist dagegen, daß jene Alles möglich zu machen sucht, sich das All, das Universum, zur Aufgabe sezt, während diese sich begnügen, das, was einer jeden eigenthümlich vorliegt, recht zu vollbringen."

„Die Philosophie sezt sich aber dadurch eine Aufgabe, die dem jugendlichen Menschen allenfalls ziemen mag, der da, wo er noch nicht zu hinreichender Einsicht über das Maaß, die Eigenschaften seiner Kräfte und der umgebenden Welt gelangt, das, was er mit seinem Wesen umfaßt, für das All selbst noch halten darf. Wenn sich bey den Griechen die Philosophie als Fortsetzung jenes jugendlich anmaßenden Dünkels entwickelte, welcher in dem Nächsten, Gegenwärtigen, wie in dem Fernsten nur seines Gleichen erblickte, und ohne Bedenken Götter nach dem Muster des Menschlichen schuf, den eigenen Wohnort für das Centrum der Erde, ja der Welt erklärte: so findet man die Philosophie auf diesem Boden am meisten original, verzeihlich, läßlich, weil die Menschheit durch die Natur selbst damals in eine Stellung gebracht war, in der sie weder über diese, noch über sich selbst hinauszublicken vermochte. Aber in der neuern Geschichte, wo diese Schranken größtentheils gefallen sind, kann man das Streben der Philosophie nur als einen absichtlichen Irrthum betrachten, der, wie derselbe Fehler an der Jugend verzeihlich und sogar liebenswürdig erscheint, am Alter tadelswerth und widerlich wird."

Die Theorie: thue das Kleine und Einzelne recht, für das Große und Ganze laß Gott sorgen! ist einseitig, ist nur die Theorie für kleine Geister. Ich glaube mit Schiller: im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken! Auch jenes Ganze, das All, Gott, die Welt soll und kann Gegenstand und Zweck menschlicher Geistesthätigkeit seyn, und wir würden in der That vernürnbergern, wenn es nicht so wäre, wenn wir nicht den Geist eben so auf das Ganze richteten, wie auf das Einzelne. Auch ist in dieser Beziehung der menschliche Geist immer gleich jung und alt; zu allen Zeiten, sobald er nur aus thierischer Sinnlichkeit frey geworden, hat er auch philosophirt, und die griechische Philosophie ist weder ein Jugendrausch noch die moderne eine Altersschwäche; vielmehr herrscht in beyden eine gleich starke, frische und gesunde Männlichkeit im Ganzen, was auch im Einzelnen die Uebertreibung Krankhaftes hervorgebracht haben mag. Gerade im Gegensatz gegen die Behauptung unsrer Verfasser, läßt sich behaupten daß, wie der Mangel an Philosophie der Kindlichkeit der ältesten Völker natürlich war, die moderne Scheu vor aller Philosophie etwas Kindisches, die Altersschwäche eines Greises ist. Der an sich treffliche Grundsatz, man soll alles recht machen, schließt die Philosophie keineswegs aus, sondern muß auch auf sie angewendet werden. Man kann es auch in der Philosophie recht machen, so wie man darin stümpern kann.

Was insbesondere die Kritik der Hegelschen Philosophie betrifft, so verliert sie den Stachel dadurch, daß sie diese eigenthümlich Hegelsche mit aller Philosophie überhaupt verwechselt. Soll diese Kritik etwa beabsichtigen, den Enthusiasmus für Hegel zu dämpfen, so wird sie ihn vielmehr steigern, denn der beste Freund kann ihr nicht so viele Ehre anthun, als es hier von Seiten zweyer Feinde geschieht, indem sie seine Sache zur Sache der ganzen Philosophie machen. Das Urtheil, das Hegel hier verdammen soll, kanonisirt ihn; jeder Tadel wird zu einer Schmeicheley. Wenn man aber recht unterscheidet und das, was die Verf. gegen die Philosophie überhaupt sagen, scharf von dem trennt, was sie gegen Hegel sagen, so entdeckt man in dem leztern außerordentlich viel Wahres und Treffendes. Ich muß mich freylich begnügen, hier nur das Resultat ihres Urtheils herzusetzen, indem das Detail eines philosophischen Prozesses nicht vor das Forum dieser Blätter gehört und auch ihr enger Raum dafür nicht ausreichen würde. Dieses Resultat ist folgendes:

„Herr Hegel hat, wenn er sich das Verdienst aneignen darf, in einer anarchischen Zeit des Denkens Posto gefaßt zu haben, dieser Anarchie nur so sich bemeistert, wie etwa Bonaparte der französischen Revolution sich bemeisterte, und sie scheinbar in eine Ausgleichung mit dem politischen und sittlichen Zustande der übrigen europäischen Welt brachte, dadurch, daß er schlechthin jakobi-

nische Formen und Grundsätze verbannte und dafür längst anerkannten Formen entweder wieder Gültigkeit zu verschaffen, oder seine neuen Schöpfungen in eine Analogie mit denselben zu bringen suchte. Aber wie, im Grunde genommen, Bonaparte wegen seines ungeheuren Genies der gefährlichste Feind und Gegner alles Bestehenden wurde, indem er die revolutionären Maximen nicht aufhob, sondern nur regelte, und in das zu bewundernde Licht angeborner Genialität stellte: so würde eine konsequente Durchführung der Hegelschen Philosophie nicht minder den gesammten geistigen, wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Zustand der europäischen Welt abändern und mit einer totalen Umgestaltung ihrer schließen, wäre nicht zu erwarten, daß ein solcher Versuch an der Bildung und Vernünftigkeit der gegenwärtigen Zeit eine eben so unübersteigliche Schranke finden wird, als die Kühnheit von Napoleons Eroberungsplänen zuletzt an dem Groß- und Rechtssinne der Fürsten und Völker unvermeidlich scheiterte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Volksschriften.

Kleine romantische Volksschriften, von Joh. Ferd. Schlez. Zwey Sammlungen. Zweyte mit einem allegorischen Titelkupfer vermehrte Auflage. Heilbronn a. N., J. D. Claß'sche Buchhandlung.

Hannchen. Eine Beylage zu des Verfassers romantischen Volksschriften. Heilbronn am Neckar.

Der Verf. nennt seine Erzählungen für das Volk romantische, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil sie von ihm selbst und Andern erfundene Einkleidungen gewisser dem Volke wichtiger Wahrheiten, Vorschriften und Regeln sind. Außer dieser Form können sie wohl auf den beygelegten Namen keinen weitern Anspruch machen, da es ihnen eigentlich an poetischem Werthe, an origineller Darstellung und namentlich an der gehörigen Spannung und Frische des dialogischen Vortrages mangelt. Dieser Mangel betrifft jedoch nur die äußere Form; und unser Tadel soll durchaus nicht aussprechen, daß die vorliegenden Schriften eine unschmackhafte, langweilige oder unwürdige Sprache haben. Vielmehr sind sie in populärem Tone, mit ruhigfließender Darstellung abgefaßt, und lassen nur wünschen, daß dem Inhalt eine noch lebendigere, an einzelnen Stellen gedrängtere Form gegeben wäre. Der Inhalt selbst ist gut gewählt. Sein Zweck ist Belehrung und Bildung des Volkes zum Fleiße, zur Ordnung, zur besonnenen und klugen Betreibung der ländlichen und häuslichen Geschäfte, Aufklärung über religiöse, nationale, ökonomische Vorurtheile, Abwehr des Aberglaubens u. s. w. Daran erinnern schon die verschiedenen Aufschriften der Erzählungen: die ordentliche Hausmutter; Schatzkästlein für junge Leute, die gerne tanzen; der Spieler, eine Warnungstafel für alle Seinesgleichen; die Walpurgisnacht, ein Gespräch über Hexen und Hexereyen; Radefeld, oder: der durch Erdspiegel und Wünschelruthen reich gewordene Müller, u. a. m.

Länderkunde.

Statistik von Amerika, oder Versuch einer historisch-pragmatischen und raisonirenden Darstellung des politischen und bürgerlichen Zustandes der neuen Staatskörper von Amerika, von Dr. Alex. Lips, Prof. der Staatswissenschaft zu Marburg. Mit einer Karte. Frankfurt a. M. 1828 bey Wilmans.

Wenn man an diesem äußerst umfassenden, gründlichen und den reichhaltigen Gegenstand, so weit es bey den gegenwärtigen Hülfsmitteln möglich ist, erschöpfenden Werke etwas auszusetzen hat, ist es nur die etwas zu poetische Vorrede, die zwar der im Werke selbst unvermeidlichen statistischen Trockenheit auf eine anziehende Weise das Gleichgewicht hält, aber doch bey aller Schönheit des Räsonnements zu enthusiastisch, zu sehr voll rosenfarbner Aussichten und paradiesischer Perspektiven ist. Der Verf. erwartet von Amerika zu viel und von Europa zu wenig. Dort sieht er die hoffnungsvolle Jugend, hier das hoffnungslose Alter; allein wenn es zweifelhaft ist, ob denn Europa wirklich schon so alt und abgelebt ist, als man uns immer glauben machen will, so ist es doch gewiß nicht zweifelhaft, daß Amerika, wenn es erst älter wird, gleiche Erfahrungen machen, gleiche Tugenden und Laster erzeugen, zu gleicher Größe und zu gleicher Verderbniß heranreifen wird, wie Europa; denn die Menschen bleiben jenseits des atlantischen Meeres wie diesseits, und wenn wir uns nur erinnern wollen, was aus den alten Griechen, Römern und Germanen geworden ist, die denn doch wohl auch einst zu schönen Hoffnungen berechtigten, so dürfen wir von den jungen Völkern Amerikas uns nichts allzu Ideales träumen. Mit einem Wort, man soll den Tag niemals vor dem Abend loben.

Uebrigens ist in dem Werke selbst in einer äußerst umfassenden und systematischen Uebersicht alles enthalten, was zur Statistik Amerikas gehören kann; die physische und politische Geographie, die Geschichte des Landes und Volks, die Schilderung der Einwohner und ihrer Sitten, die Darstellung der politischen und kirchlichen Verhältnisse und Einrichtungen, die Berechnung des Nationalreichthums und der Nationalmacht, der Produktion, des Handels 2c. Noch ist in Deutschland kein so ausführliches und systematisches Werk über Amerika erschienen.

Nº. 51.

Literatur-Blatt.

Freitag, 26. Juni 1829.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Außer der Schubarth-Carganiko'schen Schrift liegen uns noch drey andere jüngst erschienene Schriften vor, worin die immer weiter um sich greifende Macht der Hegelschen Lehre bestritten wird, nur mit dem Unterschiede, daß diese leztern Schriften nicht wie jene erstere mit dem Hegelianismus zugleich alle Philosophie verwerfen. Die erste:

Briefe gegen die Hegelsche Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Erstes Heft. Berlin 1829, bey Enslin.

greift Hegel auf seiner stärksten Seite, nämlich in und mit der Logik, an. Ihr ungenannter Verfasser besizt nicht nur eine seltene Schärfe des Denkens, sondern auch die noch seltnere logische Grazie, die es uns angenehm macht, ihm in die Irrgänge der abstraktesten aller Wissenschaften zu folgen. Er schreibt eben so klar, als er denkt, und schmückt seinen Vortrag im Uebermuth einer überlegnen Geisteskraft mit Witz und Ironie, als ob es nicht erst gelte, den Sieg zu erstreiten, als ob er auch schon den Triumph zu feyern hätte. Ein solcher Uebermuth würde Tadel verdienen, wenn der Verfasser nicht mit einem Gegner zu thun hätte, der sich selbst jederzeit des gröblichsten Uebermuths gegen andere Philosophen schuldig gemacht hat. Ueberdies thut hier die Form nichts zur Sache. Nehme der Verfasser die Miene der Schadenfreude oder des höflichen Bedauerns an, die Hauptsache bleibt immer, daß und wie er das Hegelsche System widerlegt. Ohne allen Zweifel hat er den rechten Fleck getroffen, indem er alle Waffen seines Geistes gegen die der Ausführung des Hegelschen Systemes vorausgehenden Trugschlüsse gerichtet hat, gegen die Trugschlüsse, auf welchen das ganze Gebäude ruht, mit denen es steht und fällt. Der Wendepunkt, um den sich bey dieser Untersuchung alles dreht, ist der Hegelsche Satz: seine Philosophie enthalte ein unendliches Wissen von allem Seyn. Der Verf. der vorliegenden Briefe beweist dagegen, daß Hegel nur durch die gröbsten Widersprüche mit sich selbst zu diesem Satz sich durchgetäuscht habe, und daß es überhaupt unmöglich sey, daß ein Mensch Alles wissen könne. Er bedient sich einfach der gesunden Logik der Kantischen Philosophie, um dem Hegelschen Satz einen weit richtigern entgegenzustellen: daß nämlich der Mensch, der selber nur ein endliches und beschränktes Wesen sey, auch außer sich nur das Endliche und Beschränkte zu erkennen vermöge, und daß weder die Sehnsucht, die das Unendliche sucht, noch der Hochmuth, der das Endliche für unendlich ausgibt, uns jemals über die unsrer bedingten irdischen Erkenntniß angewiessenen Schranken hinausführen könne.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die zweyte Schrift:

Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft, in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Von C. H. Weiße, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig 1829. Verlag von J. A. Barth.

geht von einem mehr praktischen, politischen und historischen Standpunkte aus und sucht, indem sie das ganze System Hegels charakterisirt, vorzüglich die Absurdität zu bekämpfen, welche seine Lehre vom Staat enthält. Der Verfasser macht die richtige Bemerkung (S. 137), daß, wenn auch Hegel behaupten dürfe, zuerst bis zum Begriff der Freyheit durchgedrungen zu seyn, es doch etwas ganz anderes sey, zu ihm durchgedrungen, als von ihm durchdrungen zu seyn, und das leztere müsse Herrn Hegel gänzlich abgesprochen werden. Wie sehr muß man aber dem Verfasser nicht ferner Recht geben, wenn er (S. 201) darauf aufmerksam macht, daß Hegels Vergötterung der Gegenwart alle Aussicht in die Zukunft versperrt und der Weltgeschichte die Möglichkeit abspricht, weiter fortzuschreiten und noch größere und vollkommenere Erscheinungen hervorzubringen, als bisher. So wie der innern Geschichte des Geistes, so sezt Hegel auch der äußern Geschichte eine

absolute Gränze, über die hinaus, wenn jene Lehre irgend folgerecht seyn soll, schlechterdings kein Hervorgehen neuer, inhaltvoller Gestalten mehr zugegeben werden kann. Freylich ist die Arbeit noch schwer und langwierig genug, bis alle Völker der Erde sich bis zu jener allein wahren und vernünftigen Staatsverfassung hindurchgedrungen, und bis alle Individuen Hegelianer geworden sind. Aber diese Arbeit kann im Wesentlichen doch keine andere seyn, als die Wiederholung der von einigen Individuen und Völkern bereits vollbrachten, und für diese leztere tritt schon jezt die unendliche Langeweile der Seligkeit ein, die wahrscheinlich im Anfang den Hegelschen Gott vermocht hatte, von sich selber abzufallen und die räumlich-zeitliche Welt zu schaffen. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß durch diese Ansichten das unendliche Streben der Weltgeschichte geradezu versperrt wird. Man hat es offen ausgesprochen, daß die von dem System vorgezeichnete und in der Gegenwart ihren wesentlichen Theilen nach wirklich vorhandne Staatsform der Endzweck aller weltgeschichtlichen Arbeit, und daß mithin jedes geschichtliche Streben, welches darüber hinausgeht, ein zweckloses und leeres ist. Die Bestimmung, welche der Religion gegeben werden ist, nur eine Verhüllung und unvollkommene Offenbarung des spekulativen Gedankens zu seyn, läßt auch nicht daran denken, daß etwa von dieser Seite her eine neue Richtung der Weltgeschichte und eine Verdrängung der ausschließenden Herrschaft der Staatsideen durch eine höhere zu erwarten sey.

Die dritte Gegenschrift:

Ueber die Hegelsche Lehre oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus. Leipzig, 1829, bey Kollmann.

geht von einem mehr religiösen Standpunkt aus und sucht nachzuweisen, daß es die einzige Aufgabe unserer Zeit seyn müsse, die philosophische Erkenntniß mit dem Glauben, die durch Spekulation gewonnenen Wahrheiten mit den Wahrheiten der Offenbarung, mit einem Worte die Philosophie mit dem Christenthum zu versöhnen. Nun findet der Verf. aber im Hegelschen Systeme das größte Hinderniß dieser Versöhnung, weil es durch die Philosophie uns die Religion ersetzen und entbehrlich machen will, weil es ein unmittelbares philosophisches Erkennen der Wahrheit annimmt, zu dem sich die religiösen Dogmen nur verhalten, wie Einkleidung, Bild, Symbol zu dem reinen Gedanken, den dieses Bild bedeuten soll. Hierin sieht der fromme Verfasser eine baare Irreligiosität, und eine grobe Selbsttäuschung des Egoismus.

In einem sonderbaren Kontraste mit dieser leztern Schrift steht eine andre, die uns auch so eben zugekommen ist:

Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntniß. Ein Beytrag zum Verständnisse der Philosophie unserer Zeit. Von Carl Friedrich G.....l. Berlin, bey Franklin 1829.

Ihr Verfasser unternimmt es, die große Kluft, welche der Verfasser der vorigen Schrift zwischen Philosophie und Religion gefunden hat, mit dem frappanten Satz auszufüllen, daß eigentlich keine solche Kluft vorhanden sey. Er hält den Gegensatz von Glauben und Wissen nur für eine optische Täuschung, und behauptet, daß jede Philosophie glaube, jeder Glaube denke, daß die Resultate der wahren Philosophie und des wahren Glaubens stets die nämlichen seyen, und daß nur die falsche Philosophie und der falsche Glaube jenen Gegensatz erzeugen können. Da er nun die Lehre Hegels für wahre Philosophie erklärt, und den christlichen Glauben für den wahren Glauben, so folgt auch daraus, daß ihm der Hegelianismus echtes Christenthum und das Christenthum echter Hegelianismus ist, nur mit dem Unterschied, daß der Hegelianer christlich denkt, der Christ hegelisch glaubt.

Indem der Verfasser scheinbar auf dem Standpunkt eines frommen Christen steht, der die Philosophie nur christianisiren will, steht er wirklich auf dem Standpunkt eines Philosophen, der nur das Christenthum philosophisch machen, die Kirche gleichsam zum Filial der Philosophie machen will. Er stellt zwar das Christenthum der Philosophie gleich, aber Gleichstellung ist hier in der That nur Erniedrigung, Unterwerfung.

Der Hauptirrthum des Verfassers liegt darin, daß er sagt: die wesentliche Einheit zwischen Christenthum und Philosophie hebt deren formellen Unterschied nicht auf. Er hätte vielmehr sagen sollen: der wesentliche Unterschied zwischen beyden hebt ihre formelle Einheit nicht auf. Denn nur formell, nur durch die leere Formel des Einheitsbegriffs, der sogenannten Identität, nur durch den Föderationskleister der Dialektik, nur in einem Buche, nie im Wesen und in der Wirklichkeit läßt sich jener unendliche Gegensatz von Glauben und Wissen ausgleichen. Der Verfasser hat in der ganzen Schrift den Accent auf die rein ideale Einheit gelegt, statt ihn auf die wirkliche Verschiedenheit zu legen. Indem er diese Verschiedenheit in der Einheit aufzulösen sucht, so wie man die beyden Pole eines Magnets in seiner idealen Mitte neutralisirt, vergißt er, daß die Einheit gar nicht existirt, so lange jene Verschiedenheiten existiren; so wie auch am Magnet in dem Augenblick, wo die Pole neutralisirt werden, gar keine Pole mehr existiren.

Ich gestehe, daß ich von den jezt so beliebten Vereinigungs- und Versöhnungsversuchen, die aus dem Ar-

rondirungssystem der Napoleonischen Zeit auf die Religionen, Wissenschaften und Künste übergetragen zu seyn scheinen, nicht eben viel halte. Wenn der treffliche Schelling ein großes Verdienst sich erwarb, indem er das vom Magnet entlehnte Gesetz des reellen Gegensatzes zweyer Pole, die im idealen Mittelpunkt zusammenfallen oder identisch werden, in die Philosophie übertrug, so ist es doch offenbar nur ein Mißbrauch seiner glücklichen Entdeckung, wenn man sofort die schlagende Wirklichkeit aller Gegensätze bey Seite sezt, um jene blos denkbare, aber nie wirkliche Einheit zu finden, wenn man die wirklichen Verschiedenheiten immer nur für scheinbare ausgeben und umgekehrt die stets nur ideale, nur denkbare Einheit verwirklichen will. Hiermit ist die Urquelle der meisten philosophischen Verirrungen und Verwechslungen der jüngsten Zeit klar genug bezeichnet, und ich hoffe Sapienti sat.

(Die Fortsetzung folgt.)

M u s i k.

1) Ueber den Musik-Unterricht, besonders im Gesange, auf Gymnasien und Universitäten, nebst Vorschlägen zu einer zeitgemäßen Einrichtung desselben, so wie nebenbey über Choralisten-Institute, kirchliche Sänger-Chöre u. s. w. von J. G. Hientzsch, Oberlehrer des königl. evangelischen Schullehrer-Seminars zu Breslau. Breslau, 1827. In Kommission bey Josef Max und Komp.

2) Eutonia, eine hauptsächlich pädagogische Musik-Zeitschrift für Alle, welche lehrend oder leitend die Musik in Schulen und Kirchen zu fördern haben oder sich auf ein solches Amt vorbereiten, herausgegeben von Joh. Gottfr. Hientzsch. Ersten Bandes erstes Heft. Breslau 1828.

Der Verf. der beyden vorliegenden Schriften geht in Nr. 1. von dem gegenwärtigen Zustande des musikalischen Unterrichts auf Gymnasien aus. In der einen Klasse solcher Lehranstalten geschehe für den Gesangunterricht nichts. Eine andre Art von Gymnasien habe den Gesangunterricht auf den Lektionsplan mit aufgenommen; sie haben wohl auch einen eigenen Lehrer dafür, gleichwohl sey der musikalische Unterricht kein methodisch durchgreifender. Dagegen gebe es eine dritte Gattung von Bildungsanstalten, auf welchen der Gesang ein Hauptgegenstand sey und namentlich der kirchliche Gesang getrieben werde; aber was die erste Klasse zu wenig habe, das habe diese fast zu viel. Der Verf. meint vornämlich diejenigen gelehrten Schulen, unter welchen die Kreutzschule zu Dresden und die Thomasschule zu Leipzig wohl die beyden bedeutendsten und berühmtesten sind. Er erkennt das Ausgezeichnete derselben, und erinnert an die großen Namen ihrer Direktoren, der Bache, Schicht, Stölzel, Homilius, Hiller, Müller, Türk, Rolle u. A. Aber er findet auch hier Mängel und tadelt besonders, daß den Schülern das Singen allzufrühe Berufsgegenstand geworden sey, daß sie durch die Singumgänge an gewissen Zeiten z. B. Neujahr, Messe u. dergl., durch Leichensingen, durch das wöchentliche Kurrendesingen bey jeder Witterung u. s. w. theils zu den nächsten Schulversäumnissen genöthigt, theils zu rohen, schlüpfrigen und geschmacklosen Gassenhauern je nach dem Belieben der Besteller und Bezahler gewöhnt werden — und, hätten wir noch hinzugesezt, frühe in ihren Stimmorganen zu sehr angestrengt und verlezt werden müssen.

Nachdem das Buch ferner über die gewöhnliche Beschaffenheit der Choralisten-Institute, der städtischen Singvereine, der Singakademien geklagt, und zu zeigen gesucht, daß man in den Waisenhäusern die besten Chöre bilden könne; geht es zum Hauptgegenstande über, zur Bildung tüchtiger Musiklehrer für Gymnasien und höhere Lehranstalten und zum Entwurfe eines Planes, auf Gymnasien ohne störende Eingriffe in die übrigen zur wissenschaftlichen und gelehrten Bildung erforderlichen Lehrzweige einen vollständigen, sowohl theoretischen als praktischen musikalischen Unterricht zu ertheilen. Wir haben dabey nicht allein die Feinheit und Gewandtheit des Verfassers im Entwurfe des Ganzen und im Entwickelungsgange des Einzelnen, sondern auch seine Mäßigkeit in Forderung von Zeit und Kräften der Gymnasialschüler für den Zweck des musikalischen Unterrichts bewundert, welchen er billig für keinen Hauptgegenstand, wohl aber für eines der wichtigsten Beförderungsmittel eines humanen Sinnes und edler Geselligkeit ansieht. Das Wesentliche scheint ihm nicht das Singen an und für sich, sondern die größere Befähigung im Allgemeinen für das Verstehen und den veredelnden Genuß der Musik. Der Gesangunterricht müßte nach des Verf. Ansicht ein öffentlicher Unterricht auf Gymnasien seyn, wie irgend einer, und den deshalb alle Schüler besuchen müßten, mit Ausnahme derer, welche ein schlechtes Gehör, eine sehr schwache Brust oder sonst einen organischen Fehler haben, der es nicht wohl erlaubt. Der Verf. nimmt im Durchschnitt sechs Abtheilungen in einem solchen Institute an. Die unterste Klasse müßte natürlich, was den Gesang anbelangt, mehr eine Vorbereitungsklasse für den eigentlichen Unterricht in demselben seyn; die Grundlage des Melodischen, des Rhythmischen und des Dynamischen im Gesange müßte hier schon beginnen. Neben dem einfachsten, ruhigsten Fortschritte der elementarischen Methode heißt der Verf. den Lehrer seinen Schülern einfache, leichte Liedchen vortragen und ihnen durch Vorsingen eintragen zum Nachsingen, ein sehr kluger Rath, dessen Befolgung die beym langsamen elementarischen Unterricht etwa entstandene Langeweile durch die Hoffnung auf das am Schlusse der Lektion zu hörende oder abzusingende Lied verjagt oder doch mindert. Erst in der zweyten Klasse beginnt der

Unterricht mit Noten. „Eine eigenthümliche Art glaubt der Verf. zu haben in Aufsuchung und Aufstellung der sogenannten Töne mit Kreuzen oder Been. Nämlich er gibt die Phrase e d c h c, läßt sie mehrere Male singen, damit sie ganz und gehörig aufgefaßt werde, läßt auch Tonverhältnisse (Intervalle) genau angeben und bestimmen und aufschreiben. Nun sagt der Lehrer, daß er diese Phrase, meinetwegen von d aus singen oder spielen werde. Er singt oder spielt vor, die Kinder singen nach. Nun werden die lezten angehalten, die Töne behufs des Aufschreibens zu nennen. Sie werden ohne Anstand nennen d e d, aber jezt stockt's. Denn der folgende Ton ist nicht c und doch tiefer als d. Er muß also zwischen c und d liegen; bisher kannten sie dazwischen keinen Ton weiter; sie lernen mithin hier einen neuen Ton kennen. Wo wollen wir ihn auf dem Notensystem hinstellen? eine eigne Linie oder einen eignen Zwischenraum kann er nicht bekommen. Wir wollen ihn auf die c Stelle setzen und zum Unterschiede von c ein Kreuz vorsetzen. Aber wie ihn benennen? u. s. w." (S. 72 ff.) So entwickelt der Verf. allmählig mit größter Klarheit und Popularität seinen methodischen Gang im Gesangunterrichte. In der zweyten Klasse kämen die Schüler so weit, daß sie Choralmelodien und andere leichte Gesänge wenigstens einstimmig vortragen könnten. In der nächsten wird vornämlich das Mehrstimmige und das Blattsingen gelehrt, die höheren Klassen werden zu musikalischen Gesammtübungen angeleitet und zugleich in Geist und Theorie der Musik eingeführt, soweit solches dem gebildeten Liebhaber der Musik Bedürfniß ist. Selbst auf Instrumentalunterricht dehnt sich der Plan aus, bedient sich dabey der neuesten Lehrarten eines Logier u. A. und sucht auch hier durch kein Zuviel der musikalischen Lektionen die wichtigeren wissenschaftlichen Bestrebungen zu gefährden. Auf der Universität endlich vollendet sich erst die musikalische Bildung des Jünglings für das Leben. Hier müssen akademische Vorträge die Kunst und namentlich auch die Musik von ihren höheren und höchsten Gesichtspunkten aus entwickeln, historisch wo möglich das ganze Gebiet derselben mit dem Schüler beurtheilend und einen edleren Geschmack ihm aneignend durchgehen, müssen ihn so befähigen und heranziehen für die reineren und höheren Genüsse der Musik. Gleichen Gang aber zur Bildung guter Vokal- und Instrumental-Vereine müssen alsdann die technischen Uebungen nehmen. In der ersteren Rücksicht erinnert Hr. Hientzsch an die Vorlesungen Steinbarts in Frankfurt, Maaßens in Halle, Breidensteins in Bonn, Heinroths in Göttingen.

Wir wünschen dem Büchlein den besten Erfolg. Wie Manche, denen bedeutende Anlagen zur Musik geworden sind, werden durch die hier vorgeschlagenen Anstalten sich ausbilden, während sie nun unter bedrängten ökonomischen Umständen ihr Talent verkümmern lassen müssen. Zugleich aber würde dem vielfachen Unfug gesteuert, der von unmethodischen Leuten mit dem Lehren der Musik getrieben und durch den der Geschmack gewöhnlich im Keime erstickt oder zum Sklaven der Mode und des Tages gemacht wird. In dieser Beziehung ist von Werth auch die zweyte Schrift des Verf., das erste Heft eines musikalisch-pädagogischen Journals, zu dessen Herausgabe sich mit Hrn. Hientzsch auch andre Musikdirektoren, Cantoren, Organisten und Musiklehrer an Universitäten, Gymnasien und Schullehrerseminarien Deutschlands vereinigt haben.

Der Gegenstand dieser Zeitschrift ist blos Musik, und nur insofern, als dieselbe ein Gegenstand der Erziehung und des Unterrichts seyn soll. Ihr Plan umfaßt Abhandlungen, Recensionen, theoretische, praktische, biographische u. a. Notizen über Geschichte der Musik, über ihre Theorie, besonders Harmonielehre und Contrapunkt, über Gesang, Choral sammt Liturgie und Agende, Orgel und Orgelspiel, über Erlernung andrer Instrumente u. s. w.

Eine Abhandlung über die Geschichte der Theorie der Musik, vorzüglich der Harmonielehre und des Contrapunkts, seit der christlichen Zeitrechnung, geht im ersten Heft bis auf die Zeiten vor der Reformation herab und gibt eine klare, gehaltvolle Uebersicht. Ein kurzer Aufsatz von Carl Gottfr. Wehner „über den Standpunkt unseres jetzigen Musikunterrichtes und unserer Methoden" enthält Aehnliches mit dem, was Hr. Hientzsch in Nr. 1. ausgeführt hatte, und ist ein Wort zu rechter Zeit. Der Verf. der Abhandlung „über schwere oder selten vorkommende Choralmelodien, nebst Andeutungen zu einer Kirchen-Musik-Wissenschaft oder Kunde" (S. 37 ff.) erwiedern wir auf die Worte S. 39, „es fehle eigentlich noch an einem Werke, welches alles das enthält, was hinsichtlich der Choralmelodien, der Kirchenlieder, der Kirchenmusik, der musikalischen Liturgie die Geistlichen, Cantoren, Organisten und Schullehrer zu wissen nöthig haben," daß in Einer dieser Beziehungen in einem einzelnen deutschen protestantischen Staate ein Buch von großem Nutzen wenigstens für Geistliche und Schulvorsteher ist „Alphabetische Zusammenstellung aller im würtembergischen Gesangbuche befindlichen Lieder, welche gleiches Versmaaß haben, also auch nach gleichen Melodien gesungen werden können. Nebst einer nach Verhältniß der Schwierigkeit abgestuften Eintheilung aller im Choralbuch vorkommenden Melodien. Ein Hülfsbüchlein für alle, welche das würtembergische Gesang- und Choralbuch zweckmäßig und vielseitig gebrauchen wollen, von J. Lepple (Hofcantor zu Stuttgart), Stuttgart, 1816." Der lange Titel des kleinen Buches erklärt schon genügend seinen Inhalt und von seiner Brauchbarkeit hat sich Referent vielfältig überzeugt. Außer einem angefangenen Aufsatz über Gesangunterricht in Schulen enthält das vorliegende Heft mehrere lesenswerthe Recensionen über theoretische u. a. Werke, einzelne Nachrichten, Bekanntmachungen und Lesefrüchte. G.

N°. 52.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 30. Juni 1829.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik. Von Dr. Troxler. Aarau, 1828, bey H. R. Sauerländer.

Ich habe bereits oben darauf hingedeutet, wie die zahlreiche, aus den geistreichsten und genialsten Männern der Nationen bestehende Schule Schellings sich in der von aller Philosophie abweichenden religiösen Richtung nach verschiedenen Seiten hin zersplittert hat, so daß eigentlich nur Oken allein noch in der alten Naturphilosophie zurückgeblieben ist und sich darin wie in einer Festung verschanzt hat. Die katholisirenden Apostaten, so wie die pietistisirenden und selbst der lutherisirende Steffens haben wirklich die Philosophie als solche verlassen; Troxler dagegen hat, nachdem er eine Zeitlang geruht und still geschwiegen, sich eine neue Bahn gebrochen.

Wie arg immerhin die Naturphilosophie sich verirrt haben mag, es liegt in ihr ein Samenkorn von Wahrheit, das sich immer weiter, immer siegreicher entfalten muß und wird, und in diesem Sinn verdient ein Mann wie Troxler, der auf beyden Seiten sowohl die Halsstarrigkeit Okens als die Felonie der Convertiten vermeidet, die rühmlichste Anerkennung. Was ist wohl würdiger: wenn Steffens seine naturphilosophischen Irrthümer beklagt, sich selbst frevelhaften Hochmuths beschuldigt und reuig den Trost des orthodox lutherischen Seelsorgers sucht? oder wenn Troxler, nicht minder den alten Irrthum erkennend, doch ohne alle Weinerlichkeit mit männlicher Entschlossenheit den weiten Irrweg zurückgeht, um die ursprüngliche Abweichung desselben vom wahren Wege zu entdecken? Würde wohl Kepler, wenn er bey seinen ungeheuren Rechnungen einen Irrthum entdeckt hätte, dieselben sofort ärgerlich und weinend, wie ein Kind sein Spielzeug, weggeworfen haben?

Der Verfasser verfolgt den Irrthum der bisherigen Philosophie in zwey Richtungen, in der historischen nämlich, sofern er alle philosophischen Systeme durchgeht, und in der psychologischen, sofern er alle Seelenkräfte untersucht. In beyden Fällen ist umsichtige Vergleichung das Mittel, wodurch er überall die Abweichungen, die Einseitigkeiten und Extreme entdeckt. Sein Buch hat deßfalls aber zwey Seiten, eine literarisch-polemische, sofern er die Irrthümer aller bisherigen Philosophie zu widerlegen sucht, und eine rein dogmatische, sofern er jenen Irrthümern gegenüber die Wahrheit zu lehren bemüht ist.

Was zuerst seine Untersuchung der gesammten bisherigen Philosophie betrifft, so stützt er dieselbe auf eine außerordentliche Gelehrsamkeit. Es gibt nur wenige Philosophen von irgend einiger Erheblichkeit, die er nicht citirte, deren Ansichten er nicht vergleichend einander gegenüberstellte; und als eine Seltenheit muß dabey insbesondere gerühmt werden, daß er ohne Vorliebe jeden an seinem Platz, nach seinem Werthe schätzt. Diese Unpartheylichkeit gegen die Einzelnen war um so natürlicher, als er allen insgesammt einen und denselben, wenn auch in hunderterley Masken sich versteckenden Irrthum vorwirft, den Irrthum nämlich, alle Philosophie auf Verstandesspekulation zu gründen. Diese Einseitigkeit sey Schuld, daß die Philosophie wirklich bisher ohne Halt gleichsam in der Luft gehangen sey, und, anstatt mit dem Leben eins zu seyn, wie ein Gespenst über einem Leichnam geschwebt habe. Was er hierüber sagt, stimmt im Wesentlichen vollkommen mit der Ansicht der Herrn Schubarth und Carganico überein. Daher spricht sich auch der Verfasser sehr stark gegen Hegel aus, ohne jedoch, wie jene Herrn, dessen wahre Stellung zur Philosophie zu verwechseln. Seite 124 heißt es: „Wie einst der in seiner Kunst große Zeuxis, hinter der einen Korb mit Früchten vorstellenden Tafel stehend, die schmeichelhafte Freude erlebt haben soll, daß Vögel, durch den täuschenden Anblick gelockt, zum Naschen herbey flogen, so geschah es auch, daß Hegel sein als reines Seyn gemaltes reines Nichts von vielen der Zeitgenossen als Anfang der Phi-

losophie geglaubt und verehrt sehen konnte. Das eitle Wesen der Spekulation hat sich aber noch niemals so klar offenbart, wie in der Ironie, welche hier die Philosophie mit der Sophistik getrieben, da sie diese, ihr reines Seyn wieder für ein reines Nichts zu erklären nöthigte, und das Ende der Philosophie, statt des Anfangs, ihr hinhaltend sie verführte, das abgerittene Schulpferd beym Schweife aufzuzäumen."

„Dieses ist nämlich die Erbsünde der Spekulation, daß sie ihre Früchte nur von ihrem Baume der Erkenntniß des Wahren und des Falschen liest, und sie dann doch für vom Baum des Lebens der Philosophie gelesene Früchte hingeben will. Was nur Abstraktion aus der Sphäre mittelbarer und abgeleiteter Erkenntniß ist, das stellt sie hin, an die Stelle wesenhafter Urbilder und lebendiger Ideen, welche der Mensch in seinem Urbewußtseyn gegeben findet, und die Philosophie nur durch die verschiedenen Bewußtseynsarten und Erkenntnißweisen bis zu ihrer Verklärung im Geiste der Vollendung hindurch zu bilden hat. Der erste Spekulant war Luzifer, der Gott gleich werden, und sich an seiner Stelle auf den Weltenthron setzen wollte."

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier noch anführen wollte, welchen größern oder geringern Antheil an diesem allgemeinen Irrthum der Verstandesspekulation nach des Verfassers Ansicht auch alle andern großen Philosophen gehabt haben. Indem er ihnen vorwirft, daß sie sich blos von dem alles trennenden und zertheilenden Verstande haben leiten lassen, unterscheidet er wesentlich zwey Klassen von Philosophen, solche nämlich, die in der äußersten Einseitigkeit befangen nur einen Theil des Ganzen zum Ganzen selbst erhoben haben, und hier allein vom Idealen, dort vom Realen, hier vom Subjektiven, dort vom Objektiven, hier vom Geist, dort von der Natur ꝛc. ausgegangen sind, und dann solche Philosophen, die das auf diese Weise durch den Verstand Getrennte wieder durch den Verstand haben verbinden wollen. Die leztern stellt er allerdings über die erstern, allein er wirft ihnen mit Recht vor, daß der Verstand nur die Gegensätze an einander selbst aufheben und in dem rein verneinenden Begriff der Identität wechselseitig vernichten, aber niemals zu einer wahren und lebendigen Einheit zusammenbringen könne.

Indem nun Troxler schlechterdings und mit Recht läugnet, daß der Verstand die Einheit der Dinge zu erkennen vermöge, nimmt er doch eine solche innerste lebendige Einheit an, gleichsam ein Weltsamenkorn, das alles in sich enthalte, und aus sich hervortreibe, im Gegensatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechselseitige Aufhebung und Vernichtung der Pole ist. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im ganzen Baum, so sey auch die ganze Welt troz ihrer Mannichfaltigkeit beständig zugleich in der lebendigsten Einheit, und wie alle Kräfte und Erscheinungen der Welt aus jenem innersten Einheitskern hervorgegangen, so wiesen sie auch alle darauf hin und gäben davon Zeugniß, keineswegs blos die einseitige Denkkraft. Nun ist aber Troxlers tiefsinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge ist in der menschlichen Seele; in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Mensch nur in sich und durch sich erkennen. Mit Gott ist er keineswegs blos auf eine historische Weise durch Christus verbunden, sondern unmittelbar und wesentlich. Mit der Natur ist er nicht blos äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, sondern die ganze Natur ist schon unmittelbar in seiner Sinnlichkeit. In seiner Seele aber ist die Einheit von beydem, von allem. Die Seele ist das Ursprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfassende. Der innerste Kern der Seele aber ist das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin sie sich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um diese beyden Brennpunkte kreisen beständig in entgegengesezter Richtung zwey Kräfte der Seele, zwey Psychen, die eine vom Gemüth hinabsteigende, übersinnliche, das Sinnliche vergeistigend, die andre von der Sinnlichkeit aufsteigende, untersinnliche, das Geistige versinnlichend. An jene beyden ruhenden Brennpunkte nun und an diese beyden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordnen derselben entsprechenden Erscheinungen oder Dinge.

Die erhabne Kühnheit dieser Lehre verbirgt in ihrer Poesie nichts destoweniger, wie es mir scheint, den alten, von Troxler selbst bey andern Philosophen aufgedeckten Irrthum. Auch seine lebendige Einheit ist nur eine Voraussetzung, eine schöne Vorstellung statt eines trocknen Begriffs, ein Symbol statt einer Definition. Indem er die Scylla des Verstandes vermied, fiel er in die Charybdis der Phantasie. — Da ich aber schlechterdings von keinem Philosophen voraussetze, daß er die Wahrheit gefunden, das Räthsel der Welt gelöst habe, sondern in jedem nur die Kraft und Grazie, das Würdige und Schöne des menschlichen Geistes suche und bewundere, so kann ich es auch Troxler zu keinem Vorwurf machen, daß ich bey ihm die Wahrheit noch nicht gefunden; ich halte mich nur an das großartige Bild, das sein Geist uns spiegelt, und stehe nicht an, es zu den erhabensten Erscheinungen im Gebiete der Philosophie zu zählen. Seine Weltanschauung ist groß und beurkundet den Alpensohn. Der Schweizer blickt von seinen Höhen kühner in den Himmel hinauf, wie auf die Erde hinab. Das Freye, ja das Verwegne steht ihm an.

Seine Lehre ist aber auch noch in einer andern Hinsicht sehr interessant. Sie ist nämlich ganz mystisch-pantheistisch und knüpft sich namentlich an die ältere deutsche Mystik des Paracelsus und Böhme an. Daß die moderne Schulphilosophie auf diese Weise sich der so lange verkannten Mystik wieder nähert, ist gewiß nicht ohne Bedeutung und ohne Folgen. — Die Mystik, begründet auf Gefühl und Phantasie, stellt die eine Seite aller philosophischen Bestrebungen dar; die Schulphilosophie, begründet auf den Verstand, die andre. Beyde sind in der menschlichen Natur gegründet, und beyde laufen sich, wie die Geschichte lehrt, beynah in allen Zeiten parallel. Man pflegt die Mystik vornehm zu ignoriren, allein das hebt ihre große Bedeutung nicht auf. Die Geschichte der Philosophie gedenkt ihrer nur oberflächlich, allein ihre Werke existiren außerhalb der Schulen und haben zu allen Zeiten einen großen Anhang gefunden. Von den ältesten Mysterien des Orients, von Pythagoras und Plato an zieht sich durch die Kabbala, durch die weitverbreitete Paracelsische Philosophie, durch die zahlreichen Schriften der Rosenkreuzer, durch die Sekte Jakob Böhmens, bis auf Schwedenborg und den modernen Magnetismus ein zusammenhängender Faden fort, an welchem die Mystik in vielgestaltiger Metamorphose sich doch immer als die eine und gleiche aus einem innern Kern entwickelt hat. Troxler hat in dem vorliegenden Werk, die historisch sich parallel laufenden Wege der Schulphilosophie und Mystik verknüpft, allein an dem Punkte, wo beyde Wege sich durchkreuzen, hat er doch mehr auf die Schulphilosophie als auf die Mystik zurückgeblickt, und einseitig nur die Geschichte der erstern und nicht auch die der leztern beleuchtet. Wenigstens ist, was er von Theophrastus Paracelsus und Jakob Böhme anführt, nur gelegentlich und unvollständig. Der tiefe innere Zusammenhang der Mystiker aller Zeiten tritt in seiner Darstellung nicht klar genug hervor. Sein Werk würde jedoch ausnehmend gewonnen haben, wenn es mit der Kritik der Schulphilosophie auch eine Kritik der Mystik verbunden hätte, und wenn es seine neue mystische Lehre nicht blos denen der Schulphilosophie gegenübergestellt, sondern auch mit denen der Mystik gründlich und vollständig verglichen und ausgeglichen hätte.

Immerhin ist es eine große und glückliche Idee, die Schulphilosophie zur Mystik zu steigern, und, umgekehrt, die Mystik wissenschaftlich zu machen, und sie wird in der deutschen Philosophie Früchte tragen, sey es auch nur dadurch, daß sie eine genauere Prüfung und ehrenvollere Würdigung der alten Mystiker vorbereitet. Ich bin zwar weit entfernt, mir überhaupt von der endlichen Erreichung des philosophischen Ziels irgend eine illusorische Hoffnung zu machen, denn ich halte dafür, daß das Streben selbst das Ziel sey, daß der Preis der Arbeit nur in der Arbeit selbst liege; allein eben deshalb scheint mir die Geschichte der Philosophie auch die beste Philosophie überhaupt, und eine Uebersicht und Vergleichung aller Philosopheme ist wohl das einzige Mittel, die Unzulänglichkeit aller, die absoluten Irrthümer und Schwächen einzelner, und zugleich die Schönheiten aller und die besondern Vorzüge einzelner zu erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Kirchengeschichte.

Geschichte des Christenthums und der Kirche. Versuch einer historischen Entwickelung des gegenwärtigen Zustandes beyder. Herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Des ersten Bandes erste Abtheilung. Halberstadt, 1828. Verlag von Carl Brüggemann.

Der Zweck des vorliegenden Werkes ist, den Unterschied zwischen der christlichen Religion und Kirche, wie sie im Geiste ihrer ursprünglichen Stiftung beschaffen ist, und der äußeren Gestalt und Verfassung, wie sich solche im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat, nachzuweisen, und zwar dieses an dem Faden der geschichtlichen Darstellung selbst darzuthun. „Die Verwechselung des Christenthums mit der Kirche hat auf geschichtliche Untersuchungen und Darstellungen oft nachtheilig gewirkt. Man braucht mit beyden nur näher bekannt zu seyn, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß deren strenge Scheidung beym Verfolge historischer Darstellungen weder möglich noch nützlich sey. Wie wir im Christenthum die Grundlage der Kirche aufsuchen müssen, so bewahrt diese die historischen Denkmale jenes und überliefert sie den folgenden Menschenaltern. Doch für lautere Erkenntniß unserer heiligen Religion ist es unerläßlich, den Unterschied zwischen Christenthum und Kirche nicht zu übersehen und nie dem ersteren die Schuld, welche leztere verwirkte, beyzumessen. Die meisten Angriffe neuerer Zeit auf das Christenthum rühren von dieser Verwechselung her." (S. Vorr. I. II.) Um den Unterschied oder Gegensatz, den der Verf. zwischen Christenthum und Kirche festzusetzen sucht, genauer zu bestimmen, möchten wir lieber anderer Ausdrücke als der von ihm gebrauchten uns bedienen. Die Kirche ist ihrem Keime, ihrer wahren Natur nach, im Wesen der christlichen Religion enthalten. Christenthum umfaßt beydes, Lehre und Kirche, innere und äußere Seite seiner Erscheinung. Allerdings ist durch der Menschen Thorheit, Vorurtheil und Eigennutz, Kirche und Lehre verunstaltet

worden, die Kirche zuerst, deren unreine Ausbildung sodann den nachtheiligsten Einfluß auf die Bewahrung und Entwickelung der Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums ausübte. An und für sich aber und in der ersten geschichtlichen Erscheinung, deren Bild unser Verf. selbst mit schönen Zügen in dem vorliegenden Buche ausführt, bilden Religion und Kirche der Christen keinen solchen Gegensatz, daß man sie als widerstreitende Elemente einander gegenüberstellen dürfte; vielmehr durchdringen sie sich gegenseitig und sind gemeinsam durchdrungen und verklärt von einem höhern Geiste. Alles Entstellende, Unreine, Verderbliche liegt außer der Religion und außer der Kirche, und hier kann man nicht die falsche Kirche der ächten Christenlehre, sondern gebührend nur falsche Lehre der ächten Lehre, falsche Kirche der ächten Kirche, Menschliches dem Göttlichen, Irrthum und Sünde der Wahrheit entgegensetzen. Wir streiten hier mit dem Verfasser eigentlich nur über Worte, und müssen ihm zugeben, daß der Begriff, den er mit der Kirche verbindet, ein ziemlich allgemein verbreiteter und gültiger sey. Aber einzelne Worte sind hier von großer Wichtigkeit, wo das Bestehen ganzer Systeme daran geknüpft ist; und wir sind der Meynung, daß der Verwirrung der Vorstellungen sicherer gewehrt und lebendigeres Interesse am religiösen und kirchlichen Leben weit allgemeiner gefördert würde, wenn man die Idee der Kirche und den Begriff der reinen, ursprünglichen apostolischen Kirche nie von der Idee der christlichen Lehre trennte, und wenn das Sichtungsstreben sich immerhin darauf richtete, das Unächte, Traditionelle, Fabelhafte, Jüdische und Heidnische von der einen wie von der anderen auszuscheiden. Der That nach hat nun auch wirklich Herr Doktor Cramer das Leztere gethan, indem seine lobenswerthe Schrift zu den Anfängen der christlichen Geschichte hinaufsteigt und eine getreue Schilderung derselben mittheilt. (Vergl. S. 5 ff u. a.) Hätte ihn nicht hier und dort der vermeintliche Gegensatz zwischen Christenthum und Kirche bestochen, so würden wir von ihm wohl ein noch etwas treueres und vollständigeres Bild der frühesten kirchlichen Verfassung unter den Christen erhalten haben. Er würde in den tiefen und innigen Zusammenhang zwischen Lehre und Leben, zwischen Geist und Darstellung, zwischen Dogmen und Kirche der ersten Zeit eingedrungen seyn, und würde der lebendigen Geistesfreyheit durch den Glauben die republikanische oder, wie die Kanonisten sich ausdrücken, kollegialische Verfassung der Gemeinden als die einzig wahre und dem Geiste des reinen Christenthums entsprechende gegenüber aufgestellt haben. Solchen Ueberzeugungen nahe gebracht zu werden, bedarf unsere Zeit um so mehr, je unbestimmter und getheilter die Ansichten über das Wesen und die Zwecke des Protestantismus und der protestantischen Kirche, namentlich unter den Lutheranern sind, und je bewußter, klarer und selbstständiger schon hier und dort in einzelnen Schriftstellern die reine Idee christlicher Kirchenverfassung auflebt und durch die Wogen der Zeitvorurtheile sich hindurcharbeitet.

Die vorliegende Geschichte der christlichen Religion und Kirche geht im ersten Bande nur erst durch die zwey ersten Jahrhunderte hindurch. Sie will kein Lehrbuch seyn und bindet sich an keine Jahrzahlen und speziellere Daten. Der Verfasser hebt allenthalben den innern Gehalt und Werth, die moralischen Beziehungen und Zwecke des Christenthums hervor, ohne das außerordentliche, wunderbare Wesen der äußeren Geschichte des Christenthums und seines göttlichen Urhebers zu übersehen. Exegetische Befangenheit oder Aengstlichkeit hat ihn jedoch zurückgehalten, über den eigentlichen Mittelpunkt der christlichen Religion und Kirche, die Person des Erlösers selbst, tiefere Aufschlüsse hinzunehmen, wie sie namentlich der Lieblingsjünger Johannes in seinen Schriften dargelegt hat. Deshalb fehlt es seiner Darstellung an jener Kraft, Innigkeit und Wärme, welche nur von dem lebendigen Glauben an den Gottessohn ausgeht, von dem heiligen Gefühle eines Glaubens, welcher eben so sehr den blos praktischen Gehorsam an Tiefe übertrifft, als er von blos historischer Annahme gewisser Thatsachen und von blos äußerlichem Werkdienste entfernt ist. Es scheint auch, der Verfasser setze den wahren Christenglauben in nichts weiteres als blos vernünftige Gotteserkenntniß und Weltansicht, und die fortwährende Hinweisung der Apostel auf Jesu Leben, Geist und Tod sey für ihn eine individuelle Gestaltung des christlichen Glaubens oder, wie es S. 142 heißt, eine besondere Methode. Aber wahrlich, dies leztere war nicht Methode einzelner Lehrer, sondern Geist der Lehre, Wesen und Charakter des Christenthums selbst, in der heiligen und sündlosen Erscheinung des Göttlichen die erleuchtende Strahlensonne, das erlösende Princip eines neuen Lebens ohne Sünde in und für Gott anzuerkennen und überall durch überzeugende Mittheilung geltend zu machen. Ohne diesen wesentlichen Inhalt des Christenthums kann auch auf den gegenwärtigen Zustand der Religiosität und des kirchlichen Lebens nicht mit wahrem Erfolge eingewirkt werden. Nur von diesem reinen Gefühlselemente dürfen wir erwarten, daß es den starren Dogmatismus der protestantischen Theologie beleben und die steifen Formen des hierarchischen Kirchenthums brechen werde.

Nº. 53.

Literatur-Blatt.

Freitag, 3. Juli 1829.

Philosophie.

(Beschluß.)

Wenn ein feuriger Knabe in einem tiefen Alpenthale die scheinbar endlos übereinander gethürmten Firnen erblickt, wer möchte ihm die Einbildung verargen, er könne hier von der Erde bis in den Himmel steigen; wenn er aber oben ist, sieht er nur von einem Alpenhorn auf das andere und unter sich das schöne Hochland. So geht es auch den Philosophen, und so hoch die Philosophie sich versteigen mag, bleibt ihr wahrer Gewinn doch immer nur die Geschichte der Philosophie, der Ueberblick, nicht über die Wahrheit selbst, aber über alle Meynungen von der Wahrheit, eine reiche und lohnende Aussicht, nicht in das Wesen Gottes, aber in die menschlichen Geister.

In diesem Sinne verdient folgende Schrift unsere Aufmerksamkeit:

Beyträge zur Charakteristik der neuern Philosophie, zur Vermittelung ihrer Gegensätze, von Immanuel Herrmann Fichte. Sulzbach, in der Seidel'schen Buchhandlung, 1829.

Herr Fichte ist der Sohn des großen Philosophen Fichte, und es ist gewiß eine seltene Erscheinung, daß der Sohn wie der Vater Philosoph wird, und eine noch seltnere, daß der Sohn, obwohl einer andern Ansicht huldigend, des Vaters nicht unwürdig ist. — Der Titel der vorliegenden Schrift zeigt schon, daß sie wesentlich kritisch und historisch, ein Beytrag zur Geschichte der Philosophie ist. Es hat Herrn Fichte weniger wichtig geschienen, irgend eine einseitige Richtung der Philosophie zu verfolgen, als die wichtigsten unter allen diesen Richtungen zusammen zu fassen und zu vergleichen. Man hat sich lange genug getrennt; es ist Zeit, nachzusehn, wohin jeder gekommen ist, eine Landcharte der Philosophie zu entwerfen oder wenigstens die schon vorhandenen Charten, die bekanntlich schlecht und unvollständig sind, zu verbessern.

Er entwirft nun eine Uebersicht der wichtigsten Philosopheme neuerer Zeit von Leibnitz an, mit Rücksicht auf die noch frühern vorbereitenden Systeme von Descartes und Spinoza. Indem er der Zeit folgt, folgt er auch dem natürlichen Entwicklungsgange der Wissenschaft, denn ein Philosoph sezt immer nur den andern fort, verbessert und vollendet ihn, oder bildet eine gerade entgegengesezte Seite der Philosophie aus. Dieser Entwicklungsgang der Wissenschaft ist vom Verfasser mit seltner Klarheit auseinandergesezt, und ohne jemals den durch das Ganze gezogenen Faden zu verlieren, charakterisirt er jeden Philosophen nach seiner Eigenthümlichkeit sowohl, als nach seinem Verhältniß zu den näher verwandten oder entgegengesezten Denkern, und somit zum Ganzen der modernen Philosophie. Die Glanzpunkte der Untersuchung bilden Locke und Leibnitz, Kant und Jakobi, Fichte, Schelling und Hegel. Sie alle bilden Gegensätze gegen einander, gehören aber doch zugleich in die eine bestimmte Sphäre der modernen Philosophie. Die genaue Kenntniß der Systeme, so wie die Unpartheylichkeit und Klarheit, mit welcher der Verfasser die einzelnen Charakteristiken entworfen hat, sind gleich sehr zu schätzen. Ich muß mich indeß enthalten, auf das Einzelne einzugehn, und kann in der diesen Blättern gebotenen Kürze nur das Ganze ins Auge fassen. Dieses Ganze nun, das Gemälde der modernen Philosophie, ist freylich nur ein Bruchstück der Geschichte der Philosophie überhaupt, allein es läßt sich füglich besonders behandeln, weil die moderne Philosophie einen eigenthümlichen Kreislauf gemacht hat, der sie sowohl von der antiken Philosophie, als von der Scholastik und Mystik unterscheidet. Und wenn man auch in dem Gemälde des Verfassers nicht alle philosophische Gestalten der neuern Zeit wieder findet, so ist es doch gewiß, daß er die Hauptfiguren in natürlicher und klarer Gruppirung uns vorgeführt hat, und es ist sogar zu loben, daß er sich auf die Unzahl der die Mitte und den Hintergrund füllenden Nebenpersonen, der Vermittler, Nachahmer und Verderber, nicht besonders eingelassen hat.

Das Wichtigste ist, was er über das Charakteristische der modernen Philosophie überhaupt sagt, und hierin liegt

das Resultat seiner ganzen Untersuchung. Auch er nämlich hat eingesehn, daß der gemeinsame Irrthum aller dieser berühmten neuen Methoden und Systeme der Philosophie in der einseitigen Herrschaft des Verstandes zu suchen sey, und somit stimmt er vollkommen mit dem überein, was namentlich Troxler mit so siegreichem Scharfsinn gegen die usurpatorische Diktatur des Verstandes, der reinen Abstraktion und Speculation gesagt hat. Da nun auch die andern oben genannten, sämmtlich in diesem Jahr erschienenen Schriften (mit Ausnahme der fünften) denselben Ton angeben, so muß eine solche Uebereinstimmung allerdings auffallen und bedeutungsvoll erscheinen.

Fichte kommt überdies mit Troxler auch darin überein, daß er das Gemüth dem Verstande entgegensezt, und die Rechte des ersteren gegen den lezteren vertheidigt. Allein er wagt es nicht, wie Troxler, ein eignes neues philosophisches System zu bauen, das ganz in und auf dem Gemüth gegründet ist; er zieht dem Verstande nur vermittelst des Gemüthes eine Schranke, und behauptet, daß es Geheimnisse des Gemüthes gebe, die für die Philosophie von der größten Wichtigkeit sind, ohne daß sie doch je vom Verstande ergründet oder weggeläugnet werden könnten, daß also der bloße Verstand auch nicht allein die ganze Aufgabe der Philosophie lösen könne.

Besondere Beherzigung verdient, was er über die entgegesezten Ansprüche des Gemüths und des Verstandes in Bezug auf Religion sagt. Er bemerkt nämlich, daß der Verstand schlechterdings keine Sehnsucht und kein Jenseits zugeben könne, sofern er es unternehme, uns schon hier vollkommen über Gott, die Welt und uns selbst ins Klare zu setzen, und er beruft sich deßfalls namentlich auf die Lehre Hegels, die in der wirklichen Gegenwart schon die ganze und volle Offenbarung des Göttlichen sieht, und jene über diese Wirklichkeit hinaus trachtende Sehnsucht als eine bloße Unklarheit des Verstandes, als eine leicht durch die Erkenntniß zu heilende Krankheit, mit einem Wort als einen Irrthum abweist. Fichte gibt aber jener Sehnsucht eine weit höhere Bedeutung. Er hält sie für das Nothwendigste und Ursprünglichste im Menschen, und sucht darzuthun, daß der Verstand mit aller seiner Klarheit niemals im Stande sey, uns über das tief in unserer Natur gegründete Bedürfniß nach einem höheren künftigen Daseyn und nach einer höhern Erkenntniß zu täuschen, daß mithin auch der Trost der Philosophie uns niemals den Trost der Religion entbehrlich machen könne.

Indem er aber beydes scheidet, die unendliche Sehnsucht des Gemüthes und die endliche Befriedigung des Verstandes, die nach oben sich aufschliessende Religion und die dafür sich zuschliessende Philosophie, verlangt er, beyde sollen ihre wechselseitigen Ansprüche anerkennen und nicht ausschließlich eine die andere verdrängen wollen. Er ist indeß weit entfernt, in die Täuschung des Herrn G—l in der fünften der genannten Schriften zu fallen, und den Gegensatz in einer idealen Einheit absolut vernichten zu wollen. Er hält an den ganz verschiedenen Ansprüchen des Gemüthes und Verstandes fest, und will nur, daß sie neben einander bestehen, sich nicht wechselseitig beeinträchtigen, keineswegs aber, daß sie sich absolut vereinigen und in einander auflösen sollen, was unmöglich ist.

Er hofft, daß der Philosophie eine neue und glänzende Epoche bevorstehe, sofern es den Anschein habe, als könne die reine Verstandesthätigkeit im Abstrahiren und Speculiren jezt nicht mehr weiter gehen, und müsse demzufolge sich wieder mehr nach den lange verkannten Bedürfnissen und Forderungen des Gemüthes richten. In sich selbst vertieft hat der Verstand zu lange die ganze übrige innere und äußere Welt des Menschen vernachlässigt; er ist nun gleichsam in Hegels Logik mit sich selbst fertig geworden, und muß nun wieder erkennen, daß es noch mehr gibt außer ihm selbst. Von seiner Seite öffnet er sich wieder, und auf der andern Seite bestürmen ihn die mächtigen Anforderungen des Gemüthes und des Lebens, denen er sich entfremdet hatte. Dies alles läßt eine Umgestaltung der Philosophie erwarten. „Eben zur gegenwärtigen Zeit hat durch die vereinigten Anstrengungen der ausgezeichnetsten Geister der philosophische Begriff eine innere Reife, einen Grad von Durchbildung erreicht, daß er von selbst sich öffnet, um aus seiner Abstraktion heraus zu treten, und die lebendige Anschauung des Wirklichen in sich aufzunehmen; und dies läßt uns auch in der Philosophie eine völlige neue Epoche, eine höhere allbegeistigende Umgestaltung erwarten, indem die Formen der Abstraktion ihr überall zu enge werden, und sie von selbst getrieben wird, an der Betrachtung der ewig jungen Wirklichkeit sich zu erfrischen. Und was eben durch die tiefsinnig reichsten Geister unserer Zeit vorbereitet worden, daß die wissenschaftliche Naturbetrachtung, in allen ihren Theilen sich vereinigend und durchdringend, die Geschichte aller Religionen und Völker, die vergleichende Sprachforschung, alle vom Geiste der Philosophie geleitet, immer deutlicher und bewußter einander sich nähern, so daß ihr durchdringender Mittelpunkt in der Ferne schon klar vor uns liegt; das große Resultat überhaupt, daß keine Wissenschaft mehr vereinzelt einseitig oberflächliche Zwecke verfolgen kann, sondern daß jede in ihrer Art das tiefste Geheimniß des Daseyns zu enthüllen strebt, daß alle nur Theile der einen Wissenschaft der Wahrheit zu seyn bekennen, dies läßt uns die neue Epoche erwarten, an deren äußerster Schwelle freylich wir erst stehen, deren erste dämmernde Strahlen nur noch hervorzubrechen beginnen. Der große Gedanke nämlich, der den Wissen-

schaften nicht mehr fremd ist, daß die Natur und die Menschheit in tiefster Einheit verflochten, ein Mysterium verbergen, und ein großes Geschick mit einander durchzukämpfen haben, wird auch hier noch neue ungeahnte Aufschlüsse hervorrufen, die wie halbversteckt und unentwickelt in den bisherigen Ergebnissen liegen möchten. Aber eben hierin muß die Philosophie sich den Spruch angelegen seyn lassen: Nichts, was den Menschen angeht, sich fern zu halten, Nichts, was räthselhaft und unverstanden in den Tiefen seines Geistes liegt, ungeachtet und ungedeutet zu lassen; die tiefste Wissenschaft kann auch nur die lebendigste, vielseitigste, anerkennendste seyn; damit aber muß sie sich am weitesten entfernen von dem Geiste jener falschen Aufklärung, die mit Aberglauben an ihre eigenen hergebrachten Ansichten hangend, vor jeder ihr verdächtigen Tiefe scheu das Auge abwendet, während der Geist wahrer Wissenschaftlichkeit eben so andachtsvoll jeder Wirklichkeit nachforscht, als streng ist im abweisenden Prüfen des sich streng aufdringenden Scheines. Und so wollen wir hoffnungsreich eine neue Zeit der Wissenschaft begrüßen, die aber nur durch kräftige und helle Forschung, durch anerkennende Gerechtigkeit, durch freudige Eintracht der Geister gedeihen kann."

Da es indeß mit schönen Wünschen nicht gethan ist, muß ich noch einmal darauf aufmerksam machen, was denn eigentlich voraussichtlich von der Philosophie zu erwarten ist? Jener „durchdringende Mittelpunkt in der Ferne," den Herr Fichtes Phantasie schon klar vor sich zu sehn vermeint, ist im Grunde nichts anders, als der schon oben von mir in seiner Nichtigkeit bezeichnete rein ideale Indifferenzpunkt, und Herr Fichte fällt hier am Schluß seines Werkes doch wieder in den Irrthum, den sein ganzes Werk bekämpft.

Was wir von der Philosophie in Zukunft ganz bestimmt nicht zu erwarten haben, ist 1) Vereinigung der reinen Verstandesansichten unter einander. Ich gebe nicht einmal zu, daß die philosophischen Abstraktionen sich verhalten, wie die mathematischen, und mithin in Uebereinstimmung zu bringen sind. Die Zahlen und Größen, womit die Mathematik zu thun hat, sind da, aber die Philosophie muß ihren Gegenstand erst suchen. Jene hat es mit Formen, diese hat es mit der Sache selbst zu thun. Die Philosophie wird sich immer nur über die auf alles passenden logischen Formen vereinigen, aber niemals über die fehlende Sache. Es kann zuletzt nur eine Logik geben, aber es wird, so lange die Menschen denken können, niemals blos eine Metaphysik geben. Denn wo sucht der Verstand die Sache? Der Verstand des Einen sucht sie hier, der des Andern dort, und am Ende ist es nur die bey jedem Menschen verschieden gestimmte Phantasie, die auf den bey jedem Menschen gleich organisirten Verstand unmerklich einwirkt, und dessen sich gleich bleibende Formen so oder anders handhabt. Kein Mensch hat eine andere Logik als der Andere, aber jeder hat eine andere Metaphysik, weil er eine andere Phantasie hat. 2) Noch viel weniger wird jemals eine vollkommne Vereinigung zwischen den Denksystemen und den Anforderungen des Gemüthes in Liebe, Sehnsucht und Andacht Statt finden. Der Verstand wird ewig alles aufklären wollen, das Gemüth wird ewig alles in ein Geheimniß und Wunder verwandeln, und so werden sie ewig neben einander wirken, ohne sich je zu durchkreuzen und in Eins zusammen zu fallen. 3) Endlich wird die Philosophie am allerwenigsten jemals ihr Ziel erreichen. Wir werden, hier auf Erden wenigstens, niemals Alles wissen, Alles mit Gottes eignen Augen sehn, wie es ist und seyn muß. Ein heiliges Geheimniß, ein Wunder, ein nie zu lösendes Räthsel wird ewig übrig bleiben, wie viel weiter wir auch sonst noch kommen mögen, wie viel klarer wir noch mögen denken lernen, und wie viel mehr sich noch die Sehnsucht unsers Gemüthes läutern und veredeln mag.

Was wir aber gewiß von künftigen höhern Entwicklungen der Philosophie zu erwarten haben, ist folgendes: 1) Eine unvoraussichtliche Menge neuer Systeme, denn die erfindende Phantasie ist schlechterdings unerschöpflich, und die Denkformen lassen sich gerade, je weiter sie ausgebildet werden, desto bequemer von der Phantasie handhaben. Es ist wahrscheinlich, daß die Reaktion des Gemüths gegen den Verstand die Phantasie beflügeln wird, und daß der vorzugsweise logischen Epoche von Descartes bis Hegel eine vorzugsweise phantastische folgen wird, die denn auch in dem Uebergange der Naturphilosophie zur Mystik schon vorbereitet wird. Selbst die Vorliebe für die altorientalische Symbolik, die in neuerer Zeit herrschend geworden ist, hängt damit zusammen, so wie überhaupt die auffallende religiöse Richtung unsres Jahrhunderts. Hat die Philosophie oft genug gestrebt, die Religion verständiger zu machen, so wird die Religion auch gewiß die Philosophie gemüthlicher und bildlicher machen wollen. Dies kann möglicherweise bis zum Extrem gehn, und wird dann wieder nüchternere Ansichten als ihr natürliches Gegengewicht hervorrufen. 2) Statt der gehofften Aufhebung der Gegensätze, werden wir eine immer schärfere Sonderung derselben erleben. Wir werden allerdings mehr mit uns selbst und mit der Welt ins Reine kommen, aber dann werden wir eben immer deutlicher einsehn, erstens, daß wir keine Brücke in den Himmel zu schlagen im Stande sind, daß all unser Wissen und Thun beschränkt und endlich ist, und zweytens, daß der ganze Trieb und Reiz unsers geistigen Daseyns im Gegensatz, Wechselspiel und Kampf des Gemüthes und Verstandes besteht, und daß wir dieselben eben so wenig vereinigen können und sollen, als wir den reizenden Gegensatz der beyden Geschlechter aufheben, und aus Mann und Weib

einen Hermaphrodyten oder ein geschlechtsloses Neutrum machen dürfen. Diese Einsicht wird dann die wohlthätige Folge haben, daß wir künftig nicht mehr eins um des andern willen verachten und verdammen, sondern uns an beyden zugleich erfreuen werden, an der kühnsten Freyheit des Denkens, wie an der liebevollsten Demuth des Gemüthes. 3) Indem wir einer neuen Epoche der Philosophie entgegengehn, sind wir auch an den Wendepunkt gelangt, von wo aus wir am besten zurückblicken und den bisherigen Gang der Philosophie übersehn können. Es scheint also auch, als ob die Geschichte der Philosophie von nun an eine immer klarere und umfassendere Behandlung erwarten dürfe. Dies ist denn nun der Hauptgewinn der Philosophie, das, was von allen Wahrheiten und Irrthümern der Einzelnen am Ende übrig bleibt. Wenn kein einzelner Philosoph uns genügen kann (genügt er wohl je sich selbst?), so ist doch ein großes Gemälde aller menschlichen Philosophien neben den Gemälden, welche die Geschichte der Religionen, die Kunst und die politische Geschichte selbst uns darbieten, das interessanteste und belehrendste Schauspiel für den menschlichen Geist. Wir suchen die Sonne und sie blendet uns. Blicken wir aber rückwärts, so sehn wir die unermeßliche Landschaft, die von dieser Sonne beleuchtet ist. Jene in ihrem hellsten Glanz doch unsichtbare Sonne ist die Wahrheit, und diese schöne Landschaft ist die Geschichte der Philosophie, das wunderbare Panorama eigenthümlicher Geister, die kühner als gewöhnliche Künstler, der ganzen Welt ihr Gepräge aufdrücken und in unzähligen Bildern der Welt nur sich selbst darstellen.

Wolfgang Menzel.

Erbauungsschriften.

Nikodemus. Eine Erzählung von J. H. v. Wessenberg. Konstanz, 1829. Bey W. Wallis. 103 S. 12.

Des Büchleins Aufgabe faßt sich in den Worten zusammen: „Kein Bruder richte, keiner verurtheile den andern; aber an den Früchten möge jeder erkennen, wer aus Gott ist.“ Aus der evangelischen Geschichte und aus dem, was die Ueberlieferungen des Evangelisten Johannes mit schöner, erhabener Einfalt von Nikodemus berichten, wird der Charakter zunächst gezeichnet, der jenem Satze zum Kommentar dient; für dessen weitere Entwicklung werden nachher die Schicksale der Familie des Theophanes und der Eudoria, aus der Zeit, wo Constantius regierte, erzählt. Der große Lehrer und Gottessohn, an den Nikodemus sich gewandt hatte, um Belehrung über die höchsten Angelegenheiten des Menschen zu erhalten, sprach unter andern zu ihm: „Wer in Einfalt der Wahrheit folgt, wer thut was recht ist, der tritt an das Licht, damit seine Handlungen offenbar werden, weil sie in Gott gethan sind.“ — „Diese Worte des Herrn enthalten die vollständigste Auskunft von der ganzen sittlichen Geschichte des Menschen, der nur durch innere Heiligung, durch ein gänzliches Opfer der Eigenliebe zur Seligkeit zu gelangen hoffen darf. Treffend bezeichnen sie den Beweggrund, warum von jeher im jüdischen Volke die Propheten, welche die Gesetze des Reichs Gottes ihm zu enthüllen gesandt waren, gehaßt und bis in den Tod verfolgt wurden. Auf ihre leibliche Beschneidung sich verlassend, unterliessen die Juden die Beschneidung des Herzens; stolz auf ihre Abstammung von Abraham versäumten sie, durch frommen Sinn und tugendhaften Wandel Kinder Gottes zu werden, und, ihrer Werke der Finsterniß sich bewußt, waren sie jedem Verkündiger des Lichtes abgeneigt und wähnten, in seinem Blute das Licht auszulöschen, durch das ihre Schlechtigkeit möchte offenbar werden. Die Eigenliebe, die das Herz verblendet, hinderte sie, ihre tiefe Verdorbenheit einzusehen; sie waren daher auch voll Argwohn gegen jeden Arzt, der ihren Schaden berührte, sie auf die Gefährlichkeit ihrer Seelenkrankheit aufmerksam machte und völlige Sinnesänderung von ihnen verlangte. Einer Wiedergeburt des jüdischen Staates sah alles Volk mit Verlangen entgegen. Aber nirgend ein Gedanke: sie durch Wiedergeburt des innern Menschen anzubahnen. — Wann entfloß dem Munde des Erlösers ein Wort, das lebhafter und dringender zum Nachsinnen über das Wesen und die Bestimmung aufforderte, als hier im Nachtgespräche mit Nikodemus. Wie kann vor dem zweyschneidigen Schwerte der Worte, die er hier sprach, das Spinnengewebe der Ansichten und Maximen derjenigen bestehen, die vom Buchstaben ihr Heil erwarten, oder von äußerer Bildung, oder von leiblicher Uebung, oder von einem Wissen ohne gläubig frommes, gottseliges Thun, das vom Frommthun himmelweit verschieden ist?“ — Diese Stelle des Kommentars mag auch den Vortrag und Geist der Wessenbergischen Schrift bezeichnen, die sich zunächst den früher ebenfalls einzeln von dem trefflichen Verfasser bearbeiteten evangelischen Charakteren von Johannes, Magdalena u. s. w. anreiht und zugleich als Bruchstück eines größern Werks dargeboten wird, dem wir mit um so mehr Erwartung entgegen sehen dürfen, als es unstreitig in einem sehr friedlichen und versöhnenden Geist geschrieben seyn wird.“

№. 54.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 7. Juli 1829.

Literatur der vereinigten Staaten.

1) An American Dictionary of the English Language: intended to exhibit I. the origin, affinities and primary signification of english words, II. the genuine Orthography an pronunciation etc. III. Accurate etc. definitions with authorities, with an introductory dissertation on the origin, history and connection of the Languages of Western Asia and of Europe by Noah Webster, L. L. D. New-York, published by S. Converte 1828. In 2 starken Quartbänden, Paris 20 Dollars, oder 50 Gulden.

(Ein amerikanisches Lexikon der englischen Sprache, welches versucht 1) den Ursprung, Verwandtschaft ꝛc. der englischen Wörter, 2) die echte Orthographie und Aussprache, 3) genaue Definition mit zahlreichen Autoritäten zu geben, mit einer Einleitung über die Verwandtschaft der Sprachen des westlichen Asiens und Europas von Noah Webster, Dr.)

Johnsons Lexikon der englischen Sprache, welches bey Engländern und allen ihren Abkömmlingen eine Autorität behauptet hat, wie wohl kein anderes, von einem Einzelnen geschriebenes, Werk bey irgend einer Nation, war und blieb bey allen Erweiterungen späterer Herausgeber ein armseliges Werk in Hinsicht der Ableitung, und mehr oder weniger lückenhaft in allem, was reinwissenschaftliche Behandlung genannt werden kann. Es hat zwar sehr große Vorzüge, mußte aber auch nothwendig sehr viele Mängel haben, da ein Mann über englische Sprache und ihre Orthographie schrieb, der nur sehr nothdürftig mit den Elementarstoffen der Sprache, aber gar nicht mit den nächsten Verwandten derselben bekannt war. Hier war also ein offnes Feld für einen tüchtigen Mann, etwas recht tüchtiges zu schaffen, indem er ein so nationales Werk, als das Johnsons ist, vervollkommnete. Hätte sich ein Amerikaner diesen Lorbeer der wissenschaftlichen Behandlung der englischen Sprache erworben, so würde dies außerordentlich viel zur Anerkennung Amerikas beygetragen haben. Diese wären gezwungen, und unausweichlich gezwungen gewesen, die amerikanische Autorität zu citiren. Aus diesem Grunde, und um den nothwendigen Wechsel, den eine Sprache erleben muß, wenn sie tausende von Meilen über das Meer wandert, und dort von einem zahlreichen, lebendigen, selbstständigen, freyredenden und schreibenden Volke gesprochen wird, basirt und autorisirt zu sehen, wünschten wir von Herzen, daß das obige Werk ein recht tüchtiges werden möge, als wir dessen Ankündigung fanden, und hofften es einigermaßen, da wir wußten, daß Herr Webster fast sein ganzes Leben auf ein neues Lexikon der englischen Sprache verwandt hat. Unsere Hoffnung ist getäuscht. Der Verfasser gibt zwar bey fast jedem Worte das verwandte deutsche, holländische, dänische, schwedische, zuweilen ein persisches, arabisches, Sanscrit ꝛc., aber es ist leblos. Man sieht, daß der Verfasser wenig davon verstand. Das Werk athmet durchweg keinen philosophischen Geist. Die Definitionen, die bey Johnson so gut sind, sind schwerfällig und unphilosophisch bey Webster. Statt alle Bedeutungen eines Wortes vielleicht unter 5 oder 6 Unterdefinitionen zusammen zu fassen, aus welchen jede Bedeutung erklärt werden könnte, quält er sich vielleicht mit 20 Beyspielen und einzelnen gesuchten Anwendungen des Wortes. Wir finden nichts, was Webster besser hat als Johnson, aber manches, was schlechter ist. Ein Vortheil des amerikanischen Lexikons möchte seyn, daß auch amerikanische Wörter, oder amerikanische Anwendungen, die nothwendig und gut sind, gegeben werden. Z. B. ein Wort to girdle, umgürten, ist in England nur alt und poetisch, in den Westtheilen Amerikas nennt der erste Anbauer der Wildniß to girdle a tree, einen Baum gürteln, wenn er um den Stamm desselben einen Ring bis auf das Holz ausschneidet, damit der Baum stirbt. Es ist die langsamste Art, Waldung zu hellen, und

wird nur gebraucht, wo der Ansiedler schon anderes Land zum Anbau hat. Der Engländer mag über ein solches Wort lachen, oder eine Review mag despotisch sage: es ist kein korrektes Wort, der unpartheyische Fremde wird eine so richtige Anwendung, so technisch klingend und so nothwendig für eine neue Sache, ohne Zweifel für korrekt erklären, und in diesem Falle nicht bey einem Coxcomb in Hyde park um ein Wort für den „Western Settler“ bitten. Ein ähnliches Wort ist boatable, von allen West-Amerikanern gebraucht, und nothwendig, weil es das wichtigste von einem Flusse in dieser wasserreichen Gegend ist, ob er schiffbar mit Booten oder ganz schiffbar navigable ist, worunter man dort Dampfschifffahrt rc. versteht. Aber auch dieses Verdienst des Websterschen Lexikons wird sehr durch die Aufnahme inkorrekter oder nur in einzelnen Städten gebrauchter Wörter vermindert. So steht bey einem Wort: New-York, d. h. daß es nur da gebraucht werde. Auch dies wäre gut, wenn es mit mehr Umsicht ausgeführt worden wäre. Der Verfasser zeigt ferner nicht selten eine Vorliebe für das Barocke, in das die Etymologen immer so leicht gerathen. Z. B. er leitet die englische Kontraktion J ant (sprich ant) in Amerika ausgesprochen, von dem dänischen her J er-not, und hält die amerikanische Aussprache für richtig. Es weiß aber jeder, daß die Amerikaner in vielen Fällen fehlerhaft das englische a als ä aussprechen, wo es im Englischen doch den deutschen Ton a hat. Wir könnten noch manches gewiß nicht unintereſſante aus dieſem Werk über daſſelbe geben, aber unsere Zeilen würden dann einer Kritik ähnlicher seyn, als einer kritischen Anzeige, für welche sie hier nur bestimmt sind. Wir kennen zwey Leute, die nach unserer Meynung ein Werk, wie es von der Zeit gewünscht werden konnte, hätten schreiben können, Herrn Duponceau in Philadelphia und Herrn Pickering in Boston. Schade, daß sie sich nicht daran machten. Nun ist die Sache auf lange verdorben. Da wir gerade von dem Johnsonschen Lexikon sprechen, so mag hier noch die Bemerkung stehen, daß die vollständigste und kompendiöseste Zusammenstellung von Johnson, Todd, Chalmers und Walker, die wir kennen, ein in Boston stereotypirtes Werk ist, unter dem Titel: Johnson's English Dictionary as improved by Todd and abbridged by Chalmers with Walkers Pronouncing Dictionary combined. Boston, Charles Ewer 1828. 1 Oktavband von ungefähr 1200 Seiten, Preis 4½ Dollar. — Für den Linguisten von Profession bleibt Webster's Lexikon trotz dem Gesagten ein Werk, welches er, bis ein besseres da ist, für die neue amerikanische Bedeutung der Wörter, oder für die alte, die sich hier in sehr vielen Fällen erhalten hat, da sie in England sich veränderte, nothwendig braucht.

2) History of the States of Antiquity from the German of A. H. L. Heeren etc. Northampton, Mass., published by Butler etc. 1828. (Geschichte der Staaten des Alterthums aus dem Deutschen von A. H. L. Heeren rc.)

Die Uebersetzung ist nicht fehlerfrey und nicht so gut als die französische. Manuel de l'Histoire Ancienne traduit de l'Allemand de A. L. Heeren. Paris 1828. Dr. Karl Follen trägt im College in Cambridge in Massachusetts alte Geschichte nach der amerikanischen Uebersetzung Heerens vor.

3) The American Jurist. Nr. I. January 1829. Boston published by Freeman et Bolles mit dem Motto: Hanc igitur video sapientissimorum fuisse sententiam, legem neque hominum ingeniis excogtiatam, nec scitum aliquod esse populorum, sed aeternum quiddam, quod universum mundum regeret, imperandi, prohibendique sapientia — Cicero.

Diese erste Nummer des amerikanischen Juristen, einer Zeitschrift, welche vierteljährlich eine Nummer von 184 Seiten, für den Preis von 5 Dollars, 12½ Gulden jährlich, liefern wird, ist interessant, und, darf man von ihr auf die folgenden Nummern schließen, so verspricht sie einflußreich zu werden. Diskussionen über die wichtigsten Gegenstände amerikanischen Rechtes und amerikanischer Justiz, so wie Nachrichten, welche in Beziehung mit denselben stehen, biographische, über Prozesse rc. sollen den Inhalt liefern. So viel ist gewiß, daß mehrere der ersten Rechtskundigen dieses Landes versprochen haben, das Werk durch Beyträge zu unterstützen. Unter diesen nennen wir nur Herrn Story, Mitglied des Oberbundesgerichtes (Supreme Court of the United States). Deutsche Rechtsgelehrte würden wohl thun, sich dieses Werk zu halten, weil ihnen vielleicht keines einen so guten Begriff von dem amerikanischen Recht geben kann, als dieses, das doch als selbstständige Weiterbildung und Umbildung des in England in starren Formen gefesselten englischen Rechtes sehr interessant ist, und es täglich mehr werden muß. Wenn Bibliotheken oder Privatpersonen es zu erhalten wünschen, mögen sie sich an die Buchhandlung Hoffmann und Campe in Hamburg wenden, welche in stetem Verkehr mit Boston steht, und ein solches Werk so schnell und wohlfeil liefern werden, als es die weite Entfernung erlaubt. Diese erste Nummer enthält: Eine Vorrede, welche das Wesen des Werkes aus einander sezt; Inge Story's Adresse an die Mitglieder der Suffolk Bar, d. h. die

Korporation der Advokaten des Kreises Seffolk in Massachusetts; über eine National-Fallitenordnung; Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des englischen Rechts in Beziehung auf liegende Gründe; verschiedene Untersuchungen über Assecuranz; Leben und Schriften des Sir William Blackstone; Betrachtung über die Fragen, welche aus der Verschiedenheit des positiven Gesetzes verschiedener Staaten und Nationen entstehen; Zeugniß-Abgaben der Quäcker; Memoiren über Inge Trimble; Literärisches Eigenthum; Bericht über die Prozesse, behandelt und entschieden im Supreme Court of the United States, Januar-Sitzung 1828, von Richard Peters jr. Vierteljahrsliste der neun Werke über Recht.

4) El Aguinaldo para el año de 1829. Filadelfia, Carey, Lee et Carey.

Dies ist ein spanischer Almanach, von den unternehmenden Buchhändlern, deren Namen dem Titel beygefügt ist, und die dem deutschen Publikum durch ihren schätzbaren Atlas von Amerika bekannt sind, herausgegeben. Vielleicht ist er nicht blos für die vereinigten Staaten berechnet, sondern ebenso für Westindien und Mexiko. Es bestehen nun 2 spanische Zeitungen in Neu-York, eine in Philadelphia, und nun erscheint auch dieser Almanach; man sieht hieraus leicht, wie sehr das Studium der spanischen Sprache in den atlantischen Staaten des Bundes betrieben wird. Beyläufig mag hier bemerkt werden, daß in Neu-York auch eine französische Zeitung besteht, und unweit Philadelphia eine Zeitung halb französisch, halb englisch für die Schüler der ersten Sprache gedruckt werden soll.

5) The Western Souvenir for 1829, Cincinnati Ohio.

Wo nur vor 30 Jahren Wildniß am Ufer des Ohio war, steht jezt eine Stadt mit 20,000 Einwohnern und — druckt einen Almanach, niedlich, sauber, seicht, hie und da gut, in Seide gebunden, wie mehr oder weniger alle Erscheinungen dieser Art in der alten und neuen Welt sind. Das Werkchen ist wirklich sehr nett. Interessant aber bleibt das Werkchen darin doch, daß es sehr viel von dem unbekannten Leben des Westen der vereinigten Staaten enthält, und wir werden künftig einzelne Mittheilungen aus demselben im Morgenblatte geben. Ferner prägt sich darin die überaus große Liebe der Bewohner des Westen für ihre Gegend ab, welche aus zwey Gründen herrührt; das Land ist in der That sehr schön und fruchtbar, und die Leute sind mehr von der Welt getrennt, und wissen also nicht, wie es anderswo aussieht. Jeder ungereiste Kleinstädter schäzt seinen Kirchthum herrlicher als alles in der Welt. Es kommen mehrere Gesänge auf den „herrlichen Ohio" vor. Das Büchelchen ist mit zierlichen Ansichten des Ohio's geschmückt, und das Leben der Auswanderer, d. h. der Bürger der alten Staaten, welche westwärts ziehen und sich neu niederlassen, ist an mehreren Orten zu schildern versucht.

6) A Grammar of the Hebrew Language by Moses Stuart. 3d edition, with alterations Andover, Mass. 234 Seiten.

Dies Werk ist den deutschen Gelehrten durch seine ersten Auflagen rühmlich bekannt, und die bloße Anzeige einer dritten Auflage reicht für unser Blatt hin.

7) Hudson River Port Jolio, enthaltend 20 Ansichten des Hudsonflusses, gemalt von Wall, mit Erklärungen. Bey Carvill und Comp. Neu-York, Subscriptionspreis 50 Dollars, 125 Gulden.

Wir haben das Werk noch nicht gesehen, werden es aber künftig näher im Kunstblatt beschreiben.

8) Guatimala, or the United Provinces of Central America in 1827—28, being sketsches and memorandums, made during a twelve-months residence in that Republic. 1 Vol. 8vo. by Henry Dunn.
(Guatimala, oder die vereinigten Provinzen Mittelamerikas in 1827—28, bestehend aus Skizzen und Memoranden, während eines zwölfmonatlichen Aufenthalts in jener Republik von Heinrich Dunn.)

Wir haben dies Werk noch nicht gesehen.

9) The North American Review. Nr. I. XII. January 1829. Boston. London, by John Miller Nr. 40. Pall Mall. Paris et Leipsic, A. Bossange.

Die Nummer ist nicht sonderlich interessant, vielleicht weil gegenwärtig der Redakteur der Zeitschrift in Europa ist, um seine Materialien für Washingtons Korrespondenz zu vervollkommnen, und der einstweilige wenig Zeit hat. Der erste Artikel aber über den Verfall der Poesie enthält viel Gutes, und ist sehr wohl geschrieben, obgleich wir nicht mit der allgemeinen Ansicht übereinstimmen können. Die Gegenstände der anderen Artikel sind: Skandinavische Poesie, Leben Gerry's, über de Witts Fragmente aus seinem Leben; über Hints Geographie des Westen (der ver-

einigten Staaten); Irvings Leben Columbus; Stuarts Kommentar zur Epistel an die Hebräer; Hayti; die Eisenbahn von Baltimore nach Ohio; Heerens Geschichte der alten Staaten und seine Geschichte Europas von der Entdeckung Amerikas bis zu dessen Unabhängigkeit; Historia de la Revolution de la Republica de Columbia, por Jose Manuel Restrepo; des Herzogs von Sachsen-Weimar Reisen. — In dem Artikel über die Werke Heerens werden die Stunden, welche ein Gelehrter der deutschen Literatur widmet, zu den am besten angewandten und nützlichsten gerechnet.

Offizielle Berichte über die Gefängnisse verschiedener Staaten sind gerade jezt erschienen. Sie würden Vielen, die sich in unserem Vaterlande mit Verbesserung dieser wichtigen Anstalten beschäftigen, von großem Interesse seyn. Auch sie können durch die Buchhandlung Hoffmann und Campe in Hamburg verschrieben werden.

Geschichte.

Histoire de Russie et de Pierre le Grand par M. le général Comte de Ségur. Paris, Baudouin, 1829. 1 in 8vo. 583 Seiten.

Die französischen Blätter haben aus dem neuen Werke von Napoleons nationalem Geschichtschreiber einzelne Stücke mitgetheilt, die einen den Prospektus, die anderen das Schlußkapitel, aber auf Beurtheilung des Werkes bereitet man sich noch vor. Sie warten nicht, um dem Beyspiele eines der französischen Tagesblätter zu folgen, welches bey Beurtheilung der Literatur, wie auch besonders der Musik, vor Allem seine Kollegen anhört, und aus den fremden Gedanken eine scheinbar eigene Quintessenz zu ziehen weiß; auch warten sie nicht, bis die öffentliche Meynung sich ausgesprochen, welche im Gegentheil auf die Aussprüche der Blätter wartet. Es handelt sich um nicht weniger, als ein förmliches Urtheil zu fällen über die altfranzösische Geschichtschreibung einerseits, die nüchtern, aber klar, oberflächlich, aber interessant, sich auf den freysinnigen Voltaire stüzt, und andrerseits über die neuere Geschichtschreibung, die in Frankreich jung und kühn, tief und zum Studium anregend, lebhaft und doch zugleich philosophisch ohne hervortretendes Muster dasteht und den Werth in sich selber findet.

Denn so verschiedenartig auch die Richtungen der jetzigen französischen Geschichtschreiber sind, und so sehr die Geschichte in diesem Lande als Werkzeug der Politik gebraucht wird, so unterscheiden sich doch alle neuern Richtungen streng von denen des vorigen Jahrhunderts: der Pragmatismus ist an die Stelle der unterhaltenden Erzählung getreten. Mögen aber immerhin die Schriftsteller der neueren Richtung folgen, so bleiben gerade die Blätter Frankreichs, welche in politischer Beziehung am neuerungssüchtigsten sind, in literärischer Hinsicht dem Alten getreu: ob sie nun die alte, nüchterne, volksthümliche Klarheit nicht aufgeben möchten, oder ob ihr literarischer Horizont desto eingeschränkter ist, je umfassender der politische. Nur wenige Blätter, vor Allen der Globe, unterstützen, leiten und erheben die neuere, philosophisch-pragmatische Richtung; müssen aber auch, um Eingang zu gewinnen, ihre Urtheile abwägen und studiren, bevor sie dieselben der Kritik ihrer Kollegen Preis geben.

Das neue Werk Segürs ist grundverschieden von der Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand, welche Voltaire in seinem siebenzigsten Jahre vollendete, worauf er geringere Sorgfalt verwendete als auf seine Geschichte Karls XII., und welcher nur unvollständige Memoiren, vom russischen Hofe mitgetheilt, zu Grunde lagen. Anstatt der kurzweiligen geographischen Einleitung, womit Voltaire sein Buch beginnt, legt Segür die frühere Geschichte Rußlands zu Grunde, und baut darauf pragmatisch das neue Leben, welches dies Reich Peter dem Großen dankte. Voltaire erzählt anziehende Anekdoten aus der schnell vorschreitenden und gelingenden russischen Umwälzung: Segür sucht und findet ihre Gründe und deutet ihre Folgen an.

Diese Umwälzung dreht sich um den großen Czar, der bey dem neueren Geschichtschreiber als wahrhafter Koloß der Welthistorie, ein Seitenstück zu dem Kaiser erscheint, welchen Segür selbst nach Rußland begleitet und dessen Thaten er besungen hat. Auch das neuere Seitenstück ist mit epischer Einheit und zum Theil mit dramatischem Sinn verfaßt; immer tritt Peter der Gr., abgesehen vom Helden und Menschen, die nach Verdienst gerichtet werden, als der Kulturstifter des Reiches auf, das er nach Europa hinwandte, ohne die günstige Lage neben Asien und Amerika unbenuzt zu lassen.

Der epische Styl und die dramatische Einkleidung einzelner Theile läßt den Sohn des Pairs von Segür erkennen, der immer zugleich Staatsmann und Dichter war; aber das Beyspiel seines Vaters und seine eigenen Schicksale und die Thaten, die er als tapferer Soldat und Feldherr unter Napoleon erlebt, flößen ihm auch jene Wärme der Darstellung, jene Kraft und Lebendigkeit im Ausdruck ein, welche eher im erfahrungsvollen Leben als durch ruhiges Studiren erlangt werden.

Troz der Wärme, die ihn zuweilen verleitet, ist Segür unpartevischer als Voltaire, der gelassen und absichtlich seinen Heroen einseitig auffaßte, während der neuere Geschichtschreiber selbst den Seitenkoloß seines Kaisers mit Wahrheit, in der schönsten Form und doch mit allen Unebenheiten, wie eine großartige Bildsäule hinsezt, als einen Beytrag zur Darstellung großer Männer und zur Belehrung für Gegenwart und Zukunft.

D.

Literatur-Blatt.

Freitag, 10. Juli 1829.

Drama.

Der Paria. Trauerspiel in einem Aufzuge von Michael Beer. Zum Erstenmale dargestellt auf dem königlichen Theater zu Berlin, den 22. December 1823. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

Zu den schönsten tragischen Ideen gehört der Kampf des edeln Geistes mit unedeln, hemmenden Verhältnissen und Anstalten der gesellschaftlichen Welt. Gewisse Gebräuche, Gewohnheiten und Sitten der Völker erben sich von den frühesten Voraltern herab, erhalten schon durch ihr Alter eine Sanktion und werden durch Verflechtung mit religiösen Vorstellungen Glaubens- und Gewissenssache, — obwohl sie den natürlichen Bedürfnissen und dem ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechtes zuwider sind, und den Keim des moralischen und socialen Verderbens in sich tragen. Dies ist namentlich beym indischen Kastenwesen der Fall, wo durch Trennung der Stämme das Volk in Völker zerrissen ist, und durch übermäßige Bevorzugung der für höher und reiner geachteten Klassen, wie durch barbarische Niederdrückung der Parias, das edelste Gefühl, das reinmenschliche der Brüderlichkeit, fern gehalten und so recht eigentlich durch religiöse Meynungen und Anstalten das Heiligste verdrängt wird. Aber die reine Natur bricht sich durch die Bollwerke der Vorurtheile Bahn; nirgends hat sich die Wahrheit unbezeugt gelassen, und das Ewige tritt mahnend und beseligend in einfältigen Gemüthern hervor. Der edle Geist siegt zwar schon durch den Gedanken des Guten, und unwillkührlich treibt es ihn, die Schranken der peinlichen Verhältnisse so weit zu überspringen, als er bedarf, um Mensch zu seyn. Er bietet dem Wahne eines ganzen Geschlechtes Hohn. Aber die stärkere Macht der dem Vorurtheil Ergebenen opfert den, der das wahrhaft Heilige dem vermeintlich Geheiligten vorgezogen. Doch, indem er ihr Opfer, indem er von den Verhältnissen erdrückt wird, geht ihm die ersehnte Wahrheit im vollen Glanze und die auf Erden versagte Freyheit erst in ihrem reichen Segen auf.

Solch eine edle Natur ist der Paria des Verfassers. Unter den Tausenden, welche mit stumpfen Sinnen ihrem ungerechten Loose sich fügen, hebt er mit klarem Bewußtseyn der ihn drückenden Verhältnisse und des ihm gebührenden Rechtes das Haupt empor.

Nicht die gemeinen Schrecken der Natur,
Gleichmäßig dräuend jeglichem Geschöpf,
Nicht feindlich offene Gewalt befürcht' ich.
Hinausgetrieben aus des Lebens Reihen,
Geschleudert aus der Welt gesell'gem Strome,
Bin ich befreundet in der Wälder Nacht,
Wo die Hyäne und das Panterthier
In friedlich blutiger Gemeinschaft hausen.
Mein Leben wag' ich täglich es zu fristen,
Und furchtlos, nicht der Felsen steile Höh',
Nicht list'ger Tiger blut'ge Nähe scheuend,
Jag' ich der Beute nach: doch tief entsezt
Erbebt mein Herz, wenn der Maguarah Schall
In diesem gräßlich ungeheuern Kampf
Des Menschen fürchterliche Näh' verkündigt,
Die Trommel dröhnt, und von verborgner Senne
Des list'gen Jägers schwirrt der ehrne Pfeil,
Das Unthier schreckend mit durchbohrten Weichen.
Da theilt's noch einmal die bewegten Lüfte,
Ein zweyter Pfeil, — er trifft mein zuckend Herz —
Der Jäger jauchzt und schlägt den Freudenwirbel:
Denn Brama lächelt, wenn ein Paria fällt.

— — — — —

Mein Leben ist ein elendes Gewimmer,
Der leise Seufzer des getretnen Wurms,
Den vor dem Daseyn schon ein ew'ger Fluch
Verdammt, im Staub sich ächzend hinzuwinden,
Indeß vor seinem Blick in Sonnenhöhe
Die Mitgeschöpfe, reich beflügelt, schwinden.

— — — — —

Wenn deine Stimme Donner ist, dein Name
Gerechtigkeit und Langmuth, großer Brama,
Gib Antwort: warum folgt dein ew'ger Haß
Dem unglücksel'gen Stamm, der mich erzeugt?
Weil nicht vielleicht in grauer Fabelzeit
Ein Paria die Huld'gung dir geweigert,
Den Gott verhöhnt, der zu der Erde Prüfung
Sein lichtes Daseyn mit Gestalt umgürtet,
Lehrt deiner Priester Schaar, so weit die Fluth
Des Ganges wogt, daß unsre Nähe schändet,

Daß sich allein von uns in Zornes Gluth
Dein heilig, Gnade strömend Antliz wendet.

Hier nun verknüpft sich mit dem tiefen Schmerzgefühle seines Zustandes die Ahnung der Wahrheit, seines Menschenwerthes und seiner Bestimmung.

— Sie lügen, —
Und glaubt' ich's nicht, mein Glaube würde irr'
An dem, dem ihre Opfer Läst'rung dampfen.
Brama ist gut und freundlich: strömt sein Blick
Nicht den befruchtend segensreichen Strahl?
Hat seine Hand mit sturmesfesten Zweigen
Nicht der Banane schützend Dach gewölbt?
Ist er der Vater nicht der ew'gen Mutter,
Der allumfassend liebenden Natur?
Ihr heiliges Gesetz heißt Lieb' und Duldung.
Und was sie gleich gebildet an Gestalt,
Knüpft friedlich auch ein gleiches Band der Seele.
In ihrem Reich ist nichts gering und fremd:
Das weite Meer verschmäht den Tropfen nicht,
Den dieser Regen gießt aus trüben Wolken;
Mit brüderlichen Armen wälzt der Strom
Ihn fort und fort in seinen ew'gen Wellen,
Gleich einer bergentstürzten Silberfluth.
Der Mensch allein zerstört mit frecher Hand
Den gleichen Spiegel seines edeln Wesens,
Und Glauben — Glauben nennt er seinen Wahn.
Doch Brama lächelt schonend, sich in's Licht
Der ew'gen Wahrheit tauchend, bis auch wir zum Tag
Des Wissens aus der Nacht des Irrthums scheiden.
— — — — —
Mir hat der Tag nur in der Wälder Nacht,
Nur in der Höhlen dunkeln Grund geleuchtet.
Doch drängend zog mich's zu des Lebens Freuden;
Denn menschlich wie mein Antliz ist mein Herz.
Und wenn des Tags verrätherischer Glanz
Erlosch, die Nacht sich hüllend niedersenkte,
Dann schlich ich bebend in der Städte Nähe.
— — — —
— Vertilget, wie mit einem Hauch,
War all mein Haß, — mein ganzes Wesen Liebe.

Er fühlt sich im Besitze eines edeln, hingegeben liebenden Weibes, und eines von ihr ihm geschenkten Knaben. Aber des Mannes Brust verlangt mehr, als Familienglück.

Im Männerbusen drängend wohnt die Kraft,
Die nur am Licht der That sich kann entfalten.
— — — — —
Stellt mich Euch gleich, und seh't, ob ich Euch gleiche!

Er will dem Vaterlande seine Dienste weihen, will kämpfen in den Reihen der Krieger, will sich in die größte Gefahr stürzen, seinen Sohn zum Helden erziehen, aber —

Ich darf nicht streiten für mein Vaterland.

Gleichwohl hat der Paria die Gränzen des priesterlichen oder nach Priesteraussage göttlichen Gesetzes bereits überschritten, weil er eine Rajahstochter zum Weibe genommen hat. Die Erzählung ist überaus schön und rührend, wie er auf seinen nächtlichen Zügen, um in der Nähe von Menschen liebend zu verweilen, unter den Gräbern von Benares ein junges Weib gefunden, welche am Grabe ihrer Mutter vor dem nahen Tode ihres greisen Gatten und vor dem ihr im Gesetz zuerkannten Flammentode zitternd weinte; wie er ihren Kummer getheilt, wie sie die vom Vorurtheil erzeugte Abneigung vor dem Paria beym Anblick und Gespräche dieses menschlich fühlenden Wesens überwunden; wie sie mehrere Nächte nacheinander an derselben Stelle ihn getroffen und jedesmal Blumen, die er gewunden, am Grabe der Mutter entdeckt; wie endlich am Morgen des verhängnißvollen Tages, an dem sie sterben sollte, der Paria sich ihr zum Retter angeboten und sie in seine bergenden Wälder getragen habe. So ängstlich die Liebenden ihr Glück bewahren, um nicht entdeckt zu werden; so begegnet es doch Maja, daß sie, nach ihrem verlorenen Knaben suchend, von einem Rajah gesehen wird; diesen hat die Begierde entflammt, das schöne Weib zu besitzen. Nur mit außerordentlichem Muthe entwand sie sich den Armen des Gewaltthätigen. Aber nun führt ein Mißgeschick auf der Jagd denselben Rajah später in des Paria Hütte, — und dies Zusammentreffen ist Scene und Handlung des Trauerspiels. Unter einem furchtbaren Sturme, der von Blitz und Donner begleitet ist, und dem die Hütte des Paria kaum widerstehen kann, spricht sich die gegenseitige Liebe beyder Gatten aus; der Paria, groß und vertrauend im Sturme der Natur klagt die Unnatur des Lebens und der Menschen an und entfaltet die herrliche Gemüthsart und Weltansicht, welche sich in den obenangegangenen Stellen offenbart. Maja vertraut ihm ihre Besorgnisse, verrathen zu werden, indem sie das bisher ungern verschwiegene Geheimniß von ihrem Zusammentreffen mit dem Rajah entdeckt. Plötzlich hört man Tritte, Waffen, Stimmen. Beyde flüchten sich in die Seitenkammer und Benascar wird verwundet und matt in die Scene geführt. Die Indianer wagen es kaum, die Schwelle des Verworfenen zu betreten. Benascar heißt sie abtreten und zum Theil die Hütte umstehen, zum Theil nach einer reinen Behausung in der Nähe forschen.

— Nicht um meinetwillen sollt Ihr Euch
Beflecken mit des Gottverhaßten Nähe.
Ich selber will — wenn anders nicht der Tod
Den Willen mit dem morschen Leben bricht —
Mich neunmal tauchen in die heil'gen Fluthen
Und streng' es büßen, wie man's büßen kann,
Daß ich geruht, wo die Verworfnen ruhten.

Der Rajah theilt so völlig das priesterliche Urtheil über die verworfene Klasse, daß er im Vorgefühle des nahen Todes betet:

eins nur fleh' ich, eins, Gewaltiger:
In deinem Zorn nicht rufe mich zu dir,
Nicht in des Paria Hütte laß mich sterben!

Der Paria kommt aus seinem Hinterhalt hervor. Obgleich Benascar ihn mit einem Dolchwurf tödten will, schleudert ihm dieser doch die Waffe großmüthig zu den Füßen zurück. Er bietet ihm Hülfe und ruft sein Weib, um mit Kräutern die Wunde zu heilen. Maja verrichtet diesen Dienst stumm und verschleyert; aber wohl hat sie den Fremdling erkannt. Benascar will trinken, aber nicht aus des Paria Becher.

Der Trank,
Denn du mir reichst, kann mir nicht Labsal seyn.
Die Quelle ist verflucht, aus der du schöpfst,
Und die krystallene Erquickung trübt
Zu schnödem Gift sich in verworfner Hand.

Er will von einer im Walde zuvor gepflückten Frucht sich laben. Maja erkennt, daß die Frucht giftig ist, und entreißt sie ihm mit einem Ruf des Entsetzens. Nun ist aber sie entdeckt. Der Gerettete begehrt seine Retterin zu schauen, und nachdem er sie geschaut und ihre Haß und Verachtung kündenden Worte vernommen, sagt er:

So siege denn Gewalt, wenn nicht die Liebe!
Zu meiner Sklavin hab' ich dich erkoren!

Er will sie durch seine Sklaven abführen lassen. Da wagt es der Paria, sie durch ein Mittel zu retten, wodurch er selbst untergehen mußte — er gesteht ihre Abkunft. Benascar verlangt auch den Namen zu wissen — es ist der Name seiner Schwester. Er will nun Beyde tödten —

die Gottheit rächen,
Die du geschändet hast, wie meine Ehre.

Maja.

Entweiht' ich diesen Gott durch Lieb und will
Er Blut dafür, so sag' dich los von ihm
Und stell' dir in dein goldnes Heiligthum
Ein friedlich Lamm, es knieend anzubeten,
Es ist mehr Göttliches in ihm, als in
Dem Rachedürstenden, den du verehrst.
— — — — —
— Freveln werd' ich, ist die Liebe Sünde,
So lang' ein Hauch des Lebens mich beseelt!
Denn dieses Herz ist ein unsterblich Buch,
Deß voller Inhalt Liebe ist für ihn,
Für ihn, für den Verworfnen. Hörst du's, Bruder?
Triff rasch und räche deine Schmach.

Ein Wettstreit der Liebe beginnt, in welchem Jedes das Andre zu retten, Jedes für das Andre zu sterben wünscht. Benascar, in dem sich die brüderliche Liebe mächtiger bewegt, schenkt der Schwester das Leben, um ein stilles Daseyn reuevoller Buße hinzubringen. Der Paria aber soll durch den Braminen fallen. Maja bittet den Bruder um Sorge für ihr Kind. Benascar rettet den Knaben, ehe der Bramine kommt. Zuvor hatte Maja mit der brennenden Fackel die Hütte anstecken und sie alle dem Tode weihen wollen. Gadhi aber — so heißt der Paria — hatte sie zurückgehalten:

Weh' dir! das ist des Unglücks höchster Jammer,
Daß es zur Rettung das Verbrechen ruft.
(Die Fackel umstürzend.)
Stirb, Flamme! wie ich lebte, will ich sterben,
Versöhnt und rein geh' ich hinab zur Gruft.

Sie trinken nun in Benascars Abwesenheit die am Boden gefundene giftige Frucht. Wie Benascar zurückgekehrt und beyde Gatten trennen will, erwiedert der Paria:

Dein Gott des Fluches ist ein Gott des Abscheus.
Ich glaub an seine Lieb'; von seinem Haß
Spricht Blödsinn, Habgier oder Frevel nur,
Wer sich's von seinen Priestern überliefern,
Von ihren Ammenmährchen lehren läßt.
Was Glaube sey und Gott, der schmäht sich selbst.
Er ist unläugbar, wie sein himmlisch Licht.
Des eignen Busens flammende Erkenntniß
Macht seine Welt zum Spiegel seines Wesens.
Und hast du ihn erkannt, — mußt du ihn — glauben;
Nothwendiger ist Daseyn nicht und Tod.

Sie sterben Beyde im seligen Gefühl der Liebe. Herrlich ist, was Maja sagt:

Mein theurer Freund,
Du schauderst! O geliebte Sonne, komm,
Laß deiner goldnen Wangen Purpurglanz
Erröthen mir das bleiche Angesicht;
Daß ihn der Tod, den er erleiden soll,
In dieser Ungestalt nicht schrecke.

Nachdem sie in der Empfindung der Freyheit, des Lichtes und der Liebe gestorben, kommt der Bramine und frägt nach dem Opfer. Benascar antwortet:

Zwey für eins, Bramin',
Frag' deinen Brama, ob sie ihm gefallen!

Die ganze Dichtung ist ein erschütterndes, aber schönes, anziehendes Bild. Die Geschichte und Handlung, die Umstände und Begebenheiten sind natürlich und wahr. Dadurch zeichnet sich das vorliegende Drama gar sehr vor dem gleichnamigen Trauerspiel von Delavigne aus (s. Literaturblatt auf 1822 Nr. 34. S. 136, und auf 1825 Nr. 79. S. 314, wo vom französischen Original und von der deutschen Uebersetzung des Herrn von Mosel die Rede ist). Während man dort nicht begreift, wie ein Paria seinen Ursprung verbergen, und, ohne auch nur einen andern als seinen Familien-Namen angenommen zu haben, Feldherr der indischen Heere werden, und wie ohne weitere Erkundigung um Herkunft und Heimath

ein Bramine demselben die Hand seiner Tochter schenken kann, andere Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, so ist hier Alles in einer glaubwürdigen Darstellung und Entwickelung gehalten. Die Scenen sind belebt, ohne gesuchten Effekt. Die Charaktere scheiden sich in deutlicher Begränzung. Gadhi, der Paria, ist durch natürliches Gefühl, durch Nachdenken und Grundsätze zur Anerkenntniß der Wahrheit gelangt. Darum übt die mit Anstrengung befestigte Ueberzeugung einen mäßigenden Einfluß auf die Bewegungen seines Inneren und drängt die unwillkührlich erwachende Leidenschaft siegreich wieder zurück. Seine Gattin ist gleich edler Ansichten, aber sie ist es theils blos aus natürlichem Drang des Gemüthes, theils durch den Umgang und die Bildung des Geliebten. Daher ist ihr Thun nicht so durchgängig von innen heraus durch die geläuterte Ansicht und Gesinnung beherrscht. Sie fürchtet mehr — sie zittert vor dem Fremdling — sie haßt ihn — sie will das Haus in Brand stecken. Benascar ist vom Vorurtheile seines Stammes bestrickt, er hat diesem Vorurtheile alle Regungen der Menschlichkeit, des Vertrauens, der Dankbarkeit, des Mitleids geopfert. Er achtet es ein Kleines, das Familienglück eines Paria durch den Raub des Weibes zu zerstören. Doch das Unnatürliche bricht sich an den feineren, aber stärkeren Saiten der Geschwisterliebe. Zuerst auch über die Schwester ergrimmt, fühlt er sich doch mehr und mehr von heiligen Banden zu ihr hingezogen und will die Wiedergefundene retten. Obgleich er den Haß gegen den Paria selbst noch am Ende nicht verläugnen kann, indem er den gemeinsamen Tod Beyder ihm Schuld gibt; so wird doch zulezt sein Herz über den Jammer erweicht und sein Zweifel an der Priesterlehre, seine Ahnung einer höheren, menschlicheren und ebendeßwegen auch göttlicheren Wahrheit liegt in seinen lezten Worten an den Braminen.

Die Schönheit der Diktion haben unsere Leser aus den angeführten Stellen ersehen. Der Dialog ist lebhaft. Die Verse könnten nicht wohl geründeter seyn. Nur schien uns, als möchte hie und da der Ausdruck durch Kürze gewonnen haben, wie z. B. S. 31, wo die Worte „Sie ist's“ in Benascars Munde beym Hören der Stimme Majas Alles sagen, was er empfinden kann, und daher die erklärende Forderung ihrer Liebe in den folgenden zwey Versen etwas breit wird.

G e s c h i c h t e.

Abriß der alten Geschichte des Orients, ethnographisch geordnet, mit dem Nöthigen aus der Kultur- und Literatur-Geschichte, unter steter Hinweisung auf Quellen und Hülfsschriften. Ein Leitfaden zum Gebrauche bey Vorträgen, so wie zum Selbststudium, von Georg Graff, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Wetzlar, Mainz, 1829. Bey Florian Kupferberg.

Das Studium der Geschichte wird nur dann mit freyem und selbstständigem Geiste und mit wahrem Interesse betrieben, wenn man es an der Quelle selber zu schöpfen sucht. Größere, ausführliche Geschichtswerke für die Jugend, welche in fließendem Vortrage die Reihe der historischen Entwickelung von Zeiten und Völkern erzählen, dürfen dem jugendlichen Geiste nicht genügen. Er bedarf einer Anleitung, um selbst die Details der Geschichte aufzusuchen, so weit ihm die Urkunden derselben offen stehen; und dies ist namentlich bey der alten Geschichte großentheils der Fall. Durch eine solche historische Beschäftigung wird auch das Interesse an der alten Literatur gesteigert, das logische Urtheil geübt und kritischer Scharfsinn geweckt.

Herr Oberlehrer Graff in Wetzlar hat im vorigen Jahre eine „Geschichte Griechenlands, seiner einzelnen Staaten und Kolonien, mit dem Nöthigen aus der Geographie, der Kultur- und Literatur-Geschichte“ (Mainz, 1828, Kupferberg), so wie früher einen ähnlichen „Abriß der römischen Geschichte“ (Wetzlar, 1824) herausgegeben, und hat diesen beyden Büchern die vorliegende Schrift nachfolgen lassen, um durch kurze und in klare Ordnung gebrachte Andeutungen mit fortwährender Hinweisung auf die vorhandenen Quellen, so wie auf neuere spezialhistorische Abhandlungen oder Werke das Selbststudium der Geschichte zu beleben; zugleich auch, um Lehrern der Geschichte einen Leitfaden zum Vortrag an die Hand zu geben. Mit großem Fleiße hat der gelehrte Verfasser die vielen Materialien gesammelt und zu einem vielumfassenden Abriß der alten Geschichte des Orients gestaltet. Schade ist, daß diese Anmerkungen, zum Theil solche, welche zu den wichtigsten gehören, in Zusätzen nachgetragen sind, und so der bequeme Gebrauch des nützlichen Buches etwas erschwert wird. Besondere Sorgfalt hat der Verfasser auf die Chronologie in der assyrischen, babylonischen und medischen Geschichte verwendet, und seine Ansichten darüber in einem Nachtrage zu dem Buche entwickelt.

N°. 56.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 14. Juli 1829.

Dichtkunst.

Romancero e historia del may valeroso caballero el Cid Ruy Diaz de Vibar, en lenguage antiguo, recopitado por Juan de Escobar. Frankfurt, bey Brönner, 1828.

Jedermann weiß, daß die Romanzen vom Cid in dem sangreichen Spanien so bekannt und beliebt sind, als nur immer Tasso's Stanzen in Italien. Schon frühe wurden sie gesammelt, und unzähligemal bald einzeln, bald zusammen gedruckt. Die besten Gesammtausgaben unter den ältern sind die Cadirer von 1702 und die Pampeluner vom Jahr 1707. Die neueste ist die vom Jahr 1818, welche Don Vicente Gonzalez del Reguero in Madrid veranstaltete. Sie zeichnet sich durch manche Vorzüge vor ihren ältern Schwestern aus, namentlich hat sie einen nach den ältesten Handschriften gereinigten Text, und die alte kastilische Sprache. Leider aber hat der Herausgeber alle die Romanzen, die nach seiner Meynung der Geschichte widersprechen, ausgestoßen. Die Brönner'sche Ausgabe, die wir hier anzeigen, hat die eben gerühmten Vorzüge der Madrider sich angeeignet, ohne in ihre Fehler zu verfallen, denn die Romanzen, welche Don Vicente ausstieß, sind aus der Pampeluner ergänzt, und in einem Anhange beygegeben.

Es wäre höchst überflüssig, irgend etwas zum Lobe dieser vortrefflichen Romanzensammlung zu sagen, da der Cid durch unseres Herders Bearbeitung in Deutschland beynahe so gefeyert ist, als in der pyrenäischen Halbinsel. Wir begnügen uns daher, eine Vergleichung zwischen dem uns vorliegenden Originale und der Uebersetzung anzustellen. Vorher müssen wir aber noch die Bemerkung machen, daß der Text der Ausgaben des Cid außerordentlich verschieden ist. Denn diese Romanzen stammen nicht von einem Dichter her, sondern sie sind aus der lebendigen Poesie des spanischen Volks hervorgegangen, und das Werk vieler Individuen. So konnte es nicht fehlen, daß schon im Anfang, als man sie zu drucken begann, die einzelnen Ausgaben einen sehr verschiedenen Text darboten. Aber dieselbe Ursache, welche von vornen herein ihre Konformität verhindert hatte, bewirkt noch bis auf den heutigen Tag dasselbe. Jene Romanzen, die man durch den Druck fixirt glauben sollte, werden noch täglich im Munde des Volkes geändert; und diese Abänderungen gehen zuerst in die partiellen Ausgaben, die man dem Volke an Märkten und Festen ausbietet, und von diesen nach und nach in die Gesammtausgaben über.

Man ersieht hieraus die Unmöglichkeit, eine Bearbeitung wie Herders Cid, nach einem oder 2 Texten zu würdigen.

Daß nun der Text, den Herder zu Grunde legte, nicht ganz derselbe ist, mit dem der Madrider Ausgabe, zeigt schon eine oberflächliche Vergleichung. Indessen für sehr verschieden möchte ich sie nicht halten, und die meisten Eigenthümlichkeiten der deutschen Bearbeitung sind nicht sowohl dem Texte, den Herder konsultirte, als seinem ächt dichterischen Genius zuzuschreiben. Diese Bemerkung wurde, wenn ich nicht irre, schon damals gemacht, als der deutsche Cid zuerst erschien. Die Eigenthümlichkeiten, welche die Herder'sche Bearbeitung vor allen spanischen Ausgaben auszeichnen, sind folgende.

Die Romanzen, aus denen die spanischen Sammlungen bestehen, sind zu sehr verschiedenen Zeiten nach oft abweichenden Sagen geschaffen. Deßwegen wird oft eine und dieselbe Begebenheit auf 2 und 3 verschiedenen Weisen in derselben Sammlung erzählt. Und man kann hiebey oft die älteren von den neueren unterscheiden; denn jene sind einfacher, meistens auch derber, während die späteren das Bild des Campeadors immer mehr ins Mythische ausschmücken. Herder hat nun durch eingeschobene Uebergänge, solche nicht zusammenhängende Theile kunstreich und glücklich verbunden, und so ein herrliches Ganzes aus seinem Cid gewoben, während im spanischen die Fugen viel härter hervortreten. Andere Theile, die sich nicht fügen wollten, hat er wohl auch weggeschnitten, oder durch selbstgeschaffene Wendungen ersezt. Einige wenige Romanzen, und darunter namentlich die treffliche 14, welche sehr an die Gartenscene zwischen Romeo und

Julie erinnert, scheint mir ganz aus Herders Feder geflossen zu seyn. Wenigstens findet sich keine Spur von dieser leztern in den mir bekannten spanischen Ausgaben. Weniger zu loben möchte es vielleicht seyn, daß er, dem Verschönerungstriebe allzugeneigt folgend, manches Rauhe und Alterthümliche, das sich im Originale charakteristisch ausnimmt, ausschied. Hieraus ist wohl zu erklären, warum die Geschichte der Carrion, die in unserem Original 25 Romanzen einnimmt, bey ihm so mager wegkam. Aber auch sonst hat er hie und da Romanzen, die weder anstößiges enthielten noch sonst nicht zum Ganzen paßten, ausgelassen. Um die Belege zu diesen Behauptungen dem Leser selbst in die Hände zu geben, gehen wir gleich zum Einzelnen über. Die 10 ersten Romanzen sind, wenige Ungleichheiten abgerechnet, in unserem Original dieselben, wie bey Herder; die 11 — 14te findet sich dagegen in dieser Form nicht bey uns, wiewohl ähnliche Reden der Donna Urraka im Anhange zu lesen sind. Gewiß sind sie nicht ganz spanisch. — Die 15te haben wir, die 16te fehlt. Dagegen sind vor der 17ten nach Herder 2 Romanzen einzuschieben, welche sich im Anhange des Originals finden.

S. 233. Rom. III.

Schon war an des Königs Hofe
Mit Ximene Cid verbunden.
Da erbittet von Fernando
Er sich Urlaub eine Wallfahrt
Zu dem Fürsten der Apostel
Nach Sanjago zu vollenden.
Ihn verläßt mit Huld der König,
Schenkt ihm viele reiche Gaben,
Bittet ihn bald heimzukehren.
Zärtlich nimmt er von Ximene
Abschied, und empfiehlt zur treuen
Pflege seiner Mutter sie.

Ihn begleiten zwanzig Ritter
Aus dem besten Blute stammend.
Reichlich spenden sie den Armen
Und den Kirchen auf der Reise.
Eines Tages sieht er seitwärts
Von der Straße einen Lahmen
Tief im Moorgrund eingesunken.
Kläglich schrie er sie um Hülf' an:
Um der Güte Gottes willen
Rettet mich aus dieser Noth!

Eilend steigt der Cid vom Pferde,
Hülft ihm aus dem tiefen Sumpfe,
Hebt ihn zu sich auf den Sattel,
Nimmt ihn Abends mit ins Zimmer
Speist ihn von dem eig'nen Tische
Und er theilt mit ihm sein Bett.

Mitternacht wars und Rodrigo
Schlief schon tief, da blies' der Lahme
So gewaltig ihm im Antlitz,
Daß ihm Nerv und Mark erbebten.

Aufsprang Cid von seinem Lager,
Sucht den Lahmen, aber nirgends
War er in dem weiten Hause.

Ahnungsvoll legt er sich wieder
Auf sein Lager, die Bedeutung
Des Gesichts im Geist erwägend.
Plötzlich sieht vom hellsten Glanze
Er sein Lager rings umflossen,
Und in blendendem Gewande
Zeigt ein Greis sich seinen Blicken.

Schläfst du, oder wachst du, ruft er.
Ihm entgegnet Cid, ich wache
Aber, du sag an, wer du bist.
Lazarus bin ich, sagt jener
Und gekommen dir zu danken,
Denn ich bin der Lahme, den du
Rettetest um Gottes willen.
Gnädig ist der Herr des Himmels
Dir, o Cid, und seinen Seegen
Komme ich, dir zu verkünden.

Was du unternehmen wirst,
Seys im Kriege, seys im Frieden,
Sollst in Ehren du vollführen.
Wachsen sollst du alle Tage,
Fürchten sollen dich die Feinde,
Und du wirst der Stolz der Christen,
Und der Mohren Schrecken seyn.
Unbesiegt in allen Kämpfen
Heißgeliebt von deinem Volke,
Wirst des schönsten Todes sterben.
Also sprach er, und verschwand.

Auf die Knie stürzt Rodrigo
Heißen Dank dem Herrn des Himmels
Und der heil'gen Jungfrau bringend.
Und der Morgen fand ihn betend.

Freudig zieht er nach Sanjago,
Seine Wallfahrt zu vollenden.
Drauf eilt er nach Calo Horra,
Wo Fernando seinen Hof hielt,
Welcher huldvoll ihn empfängt.

Die 2te Romanze, die hier einzuschieben, ist folgende S. 238.

Rom. IV.

Hart umschließt die Stadt Coimbra
Fernando der gute König.
Und schon dauert die Umlagrung
Ihre vollen sieben Jahre.
Denn der Ort ist stark befestigt
Und mit Thürmen rings ummauert.

Abziehn will der König endlich,
Denn dem Heere fehlet Nahrung
Und das Land ist rings verwüstet,
Da erscheinen fromme Mönche
Aus dem Kloster San Lormano,
(Sorgsam hatten sie in Menge
Korn gepflanzt und Hülsenfrüchte),

Nimm! o König, was wir bringen
Huldvoll auf; nur bleibe standhaft!
Sprachen sie. Mit Dank empfängt
Ihr Geschenk der gute König,
Und vertheilt im Heer die Gaben,
Wo die Noth verschwunden ist.

Während dies geschieht im Lager,
Kam ein Pilger nach Sanjago
Aus dem fernen Griechenlande.
Astiano war sein Name
Und ein Bisthum seine Würde.

Dieser hört die Pilger sagen,
Der Apostel von Sanjago
Nehme an den Mohrenkämpfen
Theil; auf blendend weißem Rosse,
Stürz' er in der Feinde Schaaren.

Nicht wollt es der Bischof glauben,
Fischer war er bis ans Ende.
Aber Ritter, niemals, rief er.
Und mit dieser großen Schmähung
Auf dem Herzen, schlief er ein.

Ihm erscheint im Traum Sanjago,
Mit den Schlüsseln in den Händen,
Und mit leuchtendem Gesichte
Sprach er, du ein Bischof, spottest,
Daß man Ritter mich genannt,
Nicht mehr zweifeln, sehen sollst du,
Daß ich Ritter bin von Christus,
Und der Schild der Christenheere
Gegen die Gewalt der Mohren.

Also sagt er, und ein Streitroß
Weiß und blendend anzuschauen,
Ganz gepanzert kommt herbey,
Auf schwingt sich nach Ritterweise
Der Apostel wie zum Angriff,
Auf Coimbras Mauern stürmend.
Mit den Schlüsseln, die ich trage,
Will Fernando ich bis Morgen
Seiner Feinde Thore öffnen.
So rief er verschwindend aus.

Was geschieht am andern Tage!
Offen stehen Coimbras Thore
Und Sanjagos Spruch erfüllend,
Zieht Fernando siegreich ein.

Christo werden die Moscheen
Und der Königin des Himmels
Wird die herrlichste geweiht.
Hier in diesem Prachtgebäude
Hielt der Cid die Waffenwache,
Morgens gürtet ihm der König
Selbst das Schwerdt, den Kuß des Friedens
Gibt er ihm, doch nicht den Schwerdtschlag,
Den die Ritter sonst empfangen.

Und um mehr noch ihn zu ehren,
Gibt die Königin das Roß ihm,
Und Uraka, die Infantin,
Schnallet ihm die Sporen um.

Neunmal hundert tapfre Ritter,
Waren im Gefolg' Rodrigos,
Und im Kampfe vor Coimbra
War ihm keiner gleich gekommen.

Die 17te nach Herder ist im Anhange enthalten, deßgleichen die 18te nur etwas verändert, ebenso die 19te und 20ste. Nach der 20sten hat das Original eine kleine, unbedeutende Romanze eingeschoben, welche beschreibt, wie, und in welcher Kleidung Ximene nach der Entbindung die erste Messe besuchte. Dagegen ist die 21ste und 22ste beyden, dem Originale und Herders Cid, gemeinschaftlich.

Auch im 2ten Abschnitte, welcher das Leben Cids unter Don Sancho darstellt, ist vieles von Herders Hand. Gleich die 23ste Romanze möchte, wo nicht ganz, doch größtentheils ihm angehören, denn die Art von Zärtlichkeit, die sich hier ausspricht, kennt das Original gar nicht. Die 24ste und 25ste haben wir mit einigen Veränderungen. Die Vorfälle in Zamora dagegen sind im Original, weitläuftiger, theilweise auch schöner erzählt, als bey Herder. Die 35ste Romanze nach Herder zerfällt im Spanischen in zwey von verschiedenen Dichtern herrührende. Herder hat sie zu einem schönen Ganzen verwoben. Der Zweykampf unter den Mauern von Zamora ist im Original ziemlich derselbe. Eben so die 37ste und 38ste Romanze.

Indessen ist zu Sanchos Leben noch folgende, den spanischen Stolz gut charakterisirende Romanze einzuschieben.

S. 247. Rom. VI.

In die Weltstadt zum Conceile
Lud der Papst die Fürsten ein,
Sancho König von Kastilien,
Kam dem Papste zu Gefallen,
Und der Cid begleitet ihn.

Ehrfurchtsvoll dem heiligen Vater
Küßt der König Sancho die Hände,
Auch der Cid und seine Ritter,
Jeglicher in seiner Reihe.

Seine Andacht zu verrichten,
Trat der Cid in Peters Dom,
Und er sieht hier sieben Stühle
Für die sieben Christenkönige.
Nächst dem Thron des heiligen Vaters
Stand der Stuhl des Frankenkönigs,
Eine Stufe tiefer unten
War Kastiliens Ehrenstuhl.

Soll der Cid dies ruhig dulden!
Zornig stürzt mit einem Fußtritt
Er des Frankenkönigs Stuhl um,
Der von Marmor fein gehauen,
Mitten aus einander fiel.
Und dem Thron des Papsts zur Seite
Rücket er den Sitz Kastiliens.

Dies gewahrt ein Frankenherzog,
Sabagano war sein Name,

Sey verflucht, auf immer rief er,
Und vom Papste ausgestoßen,
Weil du frech den größten König,
In der Christenheit beschimpft hast.

Ihm entgegnet so Rodrigo:
Lassen wir die Könige, Herzog,
Wenn du dich beleidigt fühlest,
Fechten wir allein den Streit aus,
Und ich fordere jetzo dich.
Hängen ließ den Kopf der Franke,
Und kein Wörtchen sprach er mehr.

Als der Papst den Vorgang hörte
Hat er Rodrigo gebannet.
Zu des Papstes Füßen kniet
Nun der Cid, um Lösung bittend.
Löst mich heiliger Vater, sprach er,
Eure Strenge möcht euch reuen.

Und der Papst ein milder Vater,
Spricht ihn los mit diesen Worten:
Zieh im Frieden, doch von nun an
Sey ein wenig höflicher.

Von dem Schwure, welchen Cid dem König Alfonso abnimmt, finden sich im Originale zwey Proben, die eine vornen, die andere im Anhange; die erstere ist es, welcher Herder folgte; ob sich gleich die leztere durch die Furchtbarkeit der Verwünschung auszeichnet. Die 40ste Romanze nach Herder steht im Originale nicht. Dagegen stimmen von der 41 — 53sten beyde Ausgaben im Wesentlichen überein. Nach der 53sten finden sich im Originale zwey Romanzen, welche die Versöhnung zwischen Cid und Alfonso beschreiben, und die Herder übergangen hat.

Die erste heißt so:

S. 126. 44ste Romanze.

Inne hielt die Burg Arunda
In dem Namen Don Alfonsos
Abefir von Mudafar.
Diesen täuschte Almofarar,
Er, der listigste der Mohren,
Schlich sich in die Veste ein
Und verloren war Arunda.

Zu dem Könige flogen Boten,
Hülfe fordert Abofir,
Um die Veste zu entsetzen,
Eh' der Mohren Macht heranzieht.
Eilend schickt ein Heer Alfonso
Unter Garcia und Ramiro.

Auf Verrath sinnt nun der Mohre
„Uebergeben will die Burg ich,“
„Aber nur dem König selbst!“
Und er ladet sie zum Mahle,
Doch es ahnt den Trug Alfonso

Und er selbst betritt die Burg nicht.
Nur Ramiro mit Abefir,
Arglos folgen sie dem Mohren,
Aber kaum sind sie hinein,
So erdolcht sie der Verräther.

In der Nähe stand Rodrigo
Mit den Seinen noch verbannt.
Ihn ersucht um Hülf' der König,
Nicht möcht' er des Banns gedenken.
Und ein Tag ist kaum verflossen,
Steht der Cid schon vor Arunda
Mit dem tapferen Gefolge.

Ihn umarmet Don Alfonso,
Um Verzeihung des Geschehnen
Bittet reuvoll ihn sein König,
Lud ihn ein zurück zu kehren,
In sein Königreich Kastilien.

Rodrigo küßt ihm die Hände,
Aber er verschmäht die Rückkehr,
Wenn Alfonso nicht verspreche,
Eine Frist von dreyßig Tagen,
Um Kastilien zu verlassen,
Jedem wegen Lehensvergehen
Angeklagten zu gewähren,
Daß er ferner ungehört,
Niemand aus dem Land verbanne,
Daß er nie die alten Rechte
Seiner Lehensmänner breche;
Daß er nie die Kronvasallen
Höher als vordem besteure,
Und daß sie, wenn dies geschehe,
Rechtlich sich erheben dürfen.

Alles dies versprach Alfonso,
Und sogleich begann der Cid
Die Belag'rung von Arunda.
Bald, durch Hunger hartgedrückt,
Fällt die Stadt in seine Hände.
Schwergefesselt schickt dem König
Cid den Mohren mit den Seinen,
Und sie fanden für den Meineid
Die verdiente Strafe alle.

Freylich gehört die Romanze nicht zu den poetischen. Aber was ihr an dichterischem Schwunge abgeht, das ersezt sie durch historische Wahrheit. Deßwegen hielt sie der Berichterstatter für würdig, eingerückt zu werden. Sie gehört gewiß zu den allerältesten. Cid erscheint hier als der Vertheidiger der Rechte seines Landes. Dies sind die Fueros, welche in den Tagen der Cortes wieder so heftig zur Sprache kamen.

(Der Beschluß folgt.)

Nº. 57.

Literatur-Blatt.

Freitag, 17. Juli 1829.

Dichtkunst.

Romancero e historia del muy valeroso caballero el Cid Ruy Diaz de Vibar, en lenguage antiguo, recopilado por Juan de Escobar. Frankfurt, bey Brönner, 1828.

(Beschluß.)

Die zweyte hieher gehörige Romanze enthält die Versöhnungsrede des Königs. Der König Alfonso spricht.

S. 129. Rom. 45.

Schlinget eure starken Arme
Um den Nacken mir, ich lieb' euch!
Rodrigo, ihr seyd ein Mann,
Wie die Welt nur einen kennt,
Nicht verschmähet meine Liebe,
Alles dank ich euren Armen,
Meiner Länder Schutzwehr sind sie,
Und der Mohrenmacht Verderben.

Noch einmal umarmt mich, Cid;
Doch, daß ihr mich nicht beschmutzet,
Denn an eurer Waffenrüstung
Klebt noch frisches Mohrenblut,
Nicht gedenket mir des Unrechts,
Das ich sonst an euch verschuldet,
Gern gesteh' ich es, nicht würdig
Bin ich, daß ein Mann, dem Könige
Dienen, mein Vasalle sey.

Denket so, wenn ich euch bannte,
So geschahs, damit die Mohren
Eures Zornes Macht empfinden,
Euer Ruhm zum Himmel steige,
Denket nicht der Falschen wegen,
Die euch hier verläumdeten,
Sondern um in fremden Ländern,
Meinen Ruhm durch eure Thaten
Zu verherrlichen, bannt ich euch;

Alvar Fannez, euer Treuer,
Brachte mir die Ehrengaben,
Die ich als Geschenk vom Freunde,
Nicht als Lehentribut empfing.

Und die Fahnen, die den Mohren
Ihr dort drüben abgewannt,
Werdet ihr nach eurem Wunsche
In San Pedros Dome finden.

Sag ich es: ein wenig fürcht' ich
Eure schmachtende Ximene;
Ueber mich, den Ehestörer,
Wird sie tausend Klagen führen.
Höret nicht zu sehr auf sie,
Wenn sie ihren Groll zu Tag gibt,
Denn zu weit in ihrem Hasse
Geht, wenn ihr Gefühl gereizt ist,
Auch die weiseste der Frauen.

So verwahret denn ein wenig
Euer Herz vor ihren Thränen.
Denn nach eurem Anblick schmachtet
Sie vielmehr; als die Versöhnung
Ihr mit eurem Könige wünschtet,
Oder als ihr, wenn der Bösen
Rath was über euch vermöchte,
Statt wie jezt mir treu zu huldigen,
Meinen Tod ihr wünschen würdet.

Doch nicht so seyd ihr gesinnt,
Und ein Friede, der nicht wechselt,
Wird aus unsern frühern Zwisten
Unerschütterlich emporblüh'n.

So umschlingt mich denn, o Cid,
Denn wohl mögen eure Arme,
Die fünf Mohrenkönige fiengen,
Frieden schliessend mich umfassen,
Also sprach zu Cid Alfonso,
Er, der sechste seines Namens,
Da der Cid vom Mohrenkriege
Siegreich in die Heimath zog.

Der Reihe nach kommt nun in beyden Ausgaben die Geschichte der Verrätherey, welche die Grafen Carrion an den Töchtern Cids verübten. Aber im Original nimmt diese Begebenheit mit ihren Folgen volle 27 Romanzen, nämlich die 46ste — 73ste, ein, während Herder das Ganze auf 6 beschränkt. An dieser Kürze ist gewiß der Text nicht schuld, den er zu Grunde legte; denn man darf das deutsche Werk nur ein wenig mit dem spanischen vergleichen, um zu sehen, wie er überall die verschiedenartigen spanischen Romanzen in ein Ganzes zusammengezogen hat. Indessen war der Trieb, ein Ganzes zu schaffen, nicht das einzige Motiv, das ihn leitete. Auch des poetischen Interesses wegen hat er manche Abänderungen getroffen. So sind z. B. im Original die Töchter Cids bereits Gemah-

linnen der Grafen von Carrion, als der Verrath an ihnen verübt wird; Herder läßt die Verlobten mißhandelt werden, und offenbar spricht für diese Aenderung das poetische Gefühl. Denn dadurch, daß jene Beschimpfung an den Vermählten ausgeübt wird, steigt unser Mitleid gegen die Armen, und unser Unwillen gegen die undankbaren Grafen, auf einen Grad, der dem poetischen Eindruck schadet. Auch die Feigheit der Grafen, durch die sie zuerst Cids Unwillen erregten, hat er poetisch gemildert. Im Original wird sie auf eine drollige Weise erzählt. Wir wollen die hieher gehörigen Romanzen, des Charakteristischen wegen, das sie enthalten, hersetzen.

Die Vermählungsfeste sind vorbey. Cid ist ermüdet an seiner Tafel eingeschlafen.

S. 105. Rom. 47.

Müde von den Festlichkeiten,
Saß der Cid auf seinem Prachtstuhl,
Das Gesicht auf beyde Hände
Stützend, schlief er ein am Tische.
Um ihn stehen die Schwiegersöhne:
Don Fernando und Diego,
Und der tapfere Bermudez,
In den Schlachten wohl geprüft.

Jene, um die Zeit zu kürzen,
Treiben Späße mit einander,
Und, das Lachen zu bezähmen,
Halten den Mund sie mit den Fingern.

Plötzlich läßt sich im Pallaste
Dieser Schreckensruf vernehmen:
Flieht! der Löwe! wehe dem,
Der ihn aus dem Käfig ließ.
Unerschüttert bleibt Bermudo,
Aber beyde Schwiegersöhne,
Schnell vergessen sie des Lachens,
Leichenblaß sind ihre Züge.
In den Augen steht zu lesen:
Wären wir doch weit von hier!

Zu der Unthat macht der jüngere,
Don Fernando, nun den Anfang.
Unter Cids gewölbten Prachtstuhl
Kroch er, sich zusammenschmiegend.
Doch der ältere, Don Diego,
Glaubt sich nicht so nahe sicher,
Und an einem Orte, den ich
Gern verschweige, barg er sich.

Schreyend stürzt das Hofgesinde
Ins Gemach jezt, und der Löwe —
Brüllend folgt er hintendrein;
Ihm entgegen tritt Bermudo,
Mit dem Degen in der Faust.
Da erwacht der Cid. Mit einem
Rufe, der dem Donner gleicht,
Stürzt dem Löwen er entgegen,
Plötzlich wird das Unthier zahm,
Wedelt freundlich mit dem Schwanze,
Wie ein Hund, und sieh, der Cid
Streichelt es mit beyden Händen.

Lautlos stehet das Gesinde,
Bald den Cid und bald den Löwen
Staunen an sie; beyde sind ja
Löwen, doch der stärkere — Cid.
In sein Käficht führt das Thier er.

Als er nun im Saale wieder
War, frägt nach dem Eidampaare,
Ihre Feigheit ahnend, er.
Ihm antwortete Bermudez:
Nur von einem hab' ich Kunde,
Unter euren Stuhl da kroch er,
Wohl um besser nachzusehen,
Welche Farb' das Fell des Löwen,
Unten an dem Bauche trägt.

Als er eben diese Worte
Sprach, da kam Martin Pelaez,
Jener brave Asturianer.
Herr! rief er mit lautem Lachen,
Guten Botenlohn verdien' ich,
Denkt! sie haben ihn heraus!
Wen? antwortet schnell der Cid,
Euren zweyten Eidam Diego,
Der aus Schrecken sich verbarg,
Wo der Teufel sich nicht bärge,
Sehet Herr! wie er daherschleicht.
Aber auf die Seite treten
Müßt ihr, denn in seiner Nähe
Würdet ihr ein Rauchfaß brauchen.

Und so zogen aus dem Käficht
Sie den einen, aus dem übel
Duftenden Vermählungskleide
Sie den andern. Armer Cid!
Solche Schwiegersöhne hast du.
Lange blickt er beyde sprachlos
Mit den Feueraugen an,
Endlich löset er sein Schweigen,
Und bestraft sie mit den Worten.

Die folgende Romanze enthält die Strafrede.

S. 139. Rom. 48.

Was ich habe, wollt' ich geben,
Dürft ich diese Schmach nicht ansehn;
Ist das euer Hochzeitaufzug!
Euer Festkleid, Don Diego!
Welche Furcht hat euch befallen,
Daß ihr diese Schmach begienget!!
Hattet ihr nicht beyde Waffen,
Warum bleibt ihr nicht bey Cid,
Zu bestehen was da käme?

Meine Töchter von dem Könige
Zu erbitten, wagtet ihr!
Und doch seyd ihr gar Nichts werth.
Wahrlich nicht nach meinem Willen
Gab ich jene, nur dem Könige
Zu Gefallen that ich es.

Ja, bey Gott ihr seyd die rechte
Stütze meiner grauen Haare,
Alte Weiber! wie ihr seyd,
Sind gemacht durch ihre Thaten,
Mir mein Alter zu versüßen.

Nimmer will ich je betreten
Dies Gemach, vor Unmuth sterb' ich,
Wenn ich an die Unthat denke,
Die ihr heute hier verübtet.

Also sprach voll edlen Zornes,
Zu den beyden Brüdern Cid,
Einen tiefen Stachel lassen
Seine Reden in der Feigen
Rachesüchtigen Brust zurück.

Nachdem dieses erzählt ist, läßt das spanische Romancero den afrikanischen Mohrenkönig Bucar vor Valencia rücken. Cid hält eine Rede an Ximene, wie sie sich zu benehmen habe, im Fall er sterben sollte. Diese Rede bildet im Original die 49ste Romanze und entspricht genau Herders 63ster. In der 50sten des Originals wird die Ankunft der Gesandten Bucars und die Antwort, die ihnen Cid gibt, und am Ende der Ausgang der Schlacht erzählt, ziemlich entsprechend der 55sten nach Herder.

In der 51sten spanischen wird die weitere Feigheit der Grafen Carrion dargestellt. Cid hatte sie seither noch mit Achtung behandelt, und ihnen erlaubt, an der Schlacht gegen Bucar Theil zu nehmen. Die Art, wie sie sich dabey benahmen, erzählt die genannte Romanze so:

S. 146. **Rom. 51.**

Furchtbar heiß entbrennt die Schlacht
Zwischen Cid, dem Kastilianer,
Und Bucar, dem Mohrenkönig,
Welcher weit aus Afrika kam,
Um Valencia wegzunehmen.
Auch die Grafen von Carrion
Nehmen an dem Kampfe Theil.

Sieh! auf Don Fernan Gonzalez,
Der der Jüngere von beyden,
Kommt ein wilder Mohr gerannt,
Ausgelegt die Todeslanze.
Aus den Flammenaugen strahlt
Seines Muthes brennend Feuer,
Nicht erträgt der Graf den Anblick,
Wie dem Edelmann es ziemte,
Feig entflieht er weit zurück.

Einer nur sah seine Schande,
Nur der Ritter Don Ordonno,
Neffe Cids, Bermudo's Bruder;
Dieser stürzt sich auf den Mohren,
Mit der Lanze trifft er ihn,
Stößt ihm durch die Brust die Spitze,
Daß sie hinten weit emporragt,
Und sein Lanzenfähnlein oben,
Ganz des Mauren Herzblut trank,
Niederstürzt der Mohre lautlos.

Auch Ordonno steigt vom Roße,
Zieht den Waffenschmuck ihm ab,
Ruft sofort herbey Fernando
Gonzalez (er ist verwandt ihm).
Nehmet, sprach er, diese Rüstung
Und das Roß, und sagt: ihr habet
Selbst den Mohren überwunden,
Als er sich zum Kampfe stellte.
Nimmer werd', so lang' ich lebe,
Ich das Gegentheil bezeugen,
Wenn ihr anders Nichts begehrt,
Was mein Schweigen lösen könnte.

Während sie so sprechen, kommt,
Einen Mohren heiß verfolgend,
Rodrigo daher geflogen.
Don Ordonno ungesäumt
Sagt zu ihm: Herr! Eurem Eidam
Ist ein guter Streich gelungen,
Seinem Arm erlag der Mohre,
Den ihr ausgestreckt hier seht,
Und dies Streitroß und die Rüstung
Sind die Pfänder seines Siegs.

Sehr gefiel dem guten Cid
Diese Rede, denn für Wahrheit
Nahm er sie, und viel belobt er
Ob der fremden That den Feigen,
Aber nimmer lassen schlechte
Herzen sich durch Güte bessern.

In den folgenden Romanzen wird die Verrätherey der Carrion und zwar etwas weitläuftiger als bey Herder erzählt; die zwey Töchter Cids, Donna Sol und Donna Elvira, ebenfalls durch Ordonno befreit und dem Vater übergeben.

Als dieser die Nachricht hört, spricht er seine Wuth auf folgende Weise aus.

S. 157. **Rom. 54.**

Elvira! weg die Hand vom Dolche,
Laßt frey den Arm mir, Donna Sol,
Und ihr, Ximene, laßt mich los,
Versucht's nicht! meinen Zorn zu dämpfen.

Diese Schmach mußt ich erleben,
Aller meiner Thaten Glanz
Ist verbleicht durch diese Unthat!
Meine Töchter! falsche Grafen,
Meine Frauen, die ganz Spanien,
Die die ganze Welt verehrt,
Habt ihr so behandelt! Feige!

Mir, der sie euch liebreich gab,
Der mit seinen besten Schätzen
Sie zur Reise ausgestattet,
Habt ihr diesen Dank bestimmt!
Meine beste Habe gab ich,
Meine Schwerdter, die Tizona
Und Colada gab ich euch,
Nebst zwey tausend Maravedis,
Die ich in Valencia borgte,
Goldne Ketten aus Arabien,
Hochberühmter Meister Arbeit,
Welche mir der Sultan schenkte *),
Außerdem zehn prächt'ge Roße
Und sechs Stuten zum Gespann,
Reich mit goldgestickten Decken
Und mit Pelzwerk ausgerüstet,
Alles dieses gab ich euch,
Und zum Dank für meine Güte,
Und zum Danke des Vertrauens
Schicket ihr die beyden Töchter
So mißhandelt mir zurück!
Abgerißen ihre Kleider,
Ihre zarten Hände gebunden,

*) Vergleiche hiemit Herders 62ste Romanze.

Ausgerißen ihre Locken,
Bis aufs Blut den Leib geschlagen.

Bey dem großen Fischer schwör ich,
Der die spanische Kirche leitet,
Rache will ich an euch nehmen,
Ja, wenn er selbst es verböte,
Wollt' ich ihm entgegen handeln.
Nicht ein Stein soll auf dem andern
Bleiben, in den Orten allen,
Die als Herren euch gehorchen,
In Carrion und Tromesta,
Torquemada, Valenzuela.

Antolienz und Pelaez!
Zeugen seyd ihr meines Schwures,
Aber auch der Rache Zeugen,
Die ich an Carrion nehme,
Sollt ihr seyn, mit diesem Arme
Und mit meinem Rechte will ich
Sie mit ihrem ganzen Stamme,
Fürchterlich zur Strafe ziehen.

Doch der König hat der Leute
Sonst genug, sie einzufangen;
Wann er mir mein Recht ertheilt,
Bleibt mein Degen in der Scheide.

Also sprach der gute Cid,
Und besteigt sein Roß Babieca,
Von Valencia nach Burgos,
Zu dem Könige eilt er hin.

Nun werden in mehreren sich wiederholenden Romanzen die Klagen Cids bey Hofe vorgebracht, dann die Cortes gehalten, und durch deren Spruch die Carrion zum Zweykampfe gezwungen, welcher mit Besiegung der beyden Grafen und ihres Oheims endigt. Diese Romanzen enthalten im Einzelnen viel Schönes, aber im Ganzen werden sie durch ihre Weitschweifigkeit und ihre Wiederholungen langweilig. Herder hat daher wohl gethan, zusammenzuziehen.

Die lezten Tage Cids sind in beyden Ausgaben ziemlich übereinstimmend erzählt. So begnügen wir uns, die lezte Romanze des Anhangs herzusetzen, welche Herder nicht gegeben hat.

S. 295. Rom. 21.

Zu Cerdenna in Peters Dome,
Steht der Cid einbalsamirt,
Er, der Sieger, nie besiegt,
Noch von Türken, noch von Mohren.

Auf Befehl des guten Königs,
Don Alfonso, sizt er auf dem
Stuhl da, den er lebend hatte.
Und in prächtigen Gewändern
Seine Glieder wohl geziert.
Unverhüllet ist sein Antliz,
Und ehrwürdig bis zum Knie
Reicht sein langer weißer Bart.
Und das gute Schwerdt Tizona,
Hält er in der rechten Hand.
Tod nicht, sondern lebend scheint er,
So gewaltig ist sein Ansehen.
Sieben Jahre stand er also;
Jährlich feyern sie ein Fest
Seiner Seele, die verklärt ist.

Alles Volk staunt wegen seines
Prächtigen Anblicks, aber Niemand
Wagt es je, ihm nah' zu treten,
Aus der Fern' nur schau'n sie ihn.

Einstens war das Fest gefeyert,
Und die hergeströmte Menge
Hat das Heiligthum verlassen;
Einsam nur stand noch ein Maure
In der Kirch, und also sprach er
Bey sich selbst: Dies ist der Cid,
Der von allen Hochgepriesene,
Und sie sagen, daß noch Niemand
Seinen Bart berühret habe,
So will ich die Probe machen,
Und ihn mit den Händen faßen.
Denn er ist ja todt und kann sich
Nimmer mir entgegenstellen,
Sehen will ich, ob ichs kann,
Ob er mich erschrecken wird.
Und die Hand streckt nun der Thor aus,
Seinen Einfall auszuführen.
Aber ehe den Bart sie anrührt,
Hat der Cid sein Schwerdt Tizona
Ausgezogen mit Blitzes Schnelle,
Und am Boden abgehauen
Liegt des Thoren freche Hand.
Lautlos stürzet er zusammen,
Von der Wunde nicht so sehr,
Als von Herzensangst gepeinigt.

Und so fand man ihn des andern
Tags noch auf dem Boden liegend;
Als er zu sich selbst gebracht war,
Offenbart er ungeheuchelt
Seine That und ihre Strafe,
Alle Welt pries nun das Wunder,
Das der Cid im Tode noch
Mächtig in Cerdenna wirkte.

Jener Mohre wurd' ein Christ.
Gil Diego war sein Name.
Und zum Dienste Gottes blieb er
Bis zum Tod in Peters Dome.

Dies ist es ungefähr, was der Plan unseres Aufsatzes und die Gränzen des Blattes uns herzusetzen erlauben.

Wir erlauben uns zum Schlusse noch, diese schöne Unternehmung Brönners dem Publikum zu empfehlen. Das Papier ist vortrefflich, ebenso der Druck, der sich sehr rein und scharf ausnimmt. Im ganzen Buche haben wir nur einen einzigen Druckfehler getroffen.

N°. 58.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 21. Juli 1829.

Reiseliteratur.

Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Vier Bände. Stuttgart, bey Gebrüder Franckh, 1826 — 1828.

Wir besitzen weit mehr deutsche Reisebeschreibungen und Schilderungen von Italien, Frankreich und England, als von unserm eignen Vaterlande, und das mag daher kommen, weil der Deutsche überhaupt, wenn er einmal große Reisen macht, weit mehr und länger im Auslande reist, als im Inlande. Es ist noch Niemand eingefallen, das alte Unternehmen Merians, der in einer Menge von Folianten ausführliche Topographien der schönsten Provinzen des Reichs mit zahllosen Kupfern herausgab, ein Jahrhundert später zu erneuern. Selbst die weitläuftigen Reisebeschreibungen von Büsching und Nicolai sind vergessen, und zum Theil mit Recht, weil sie, seit Deutschland gänzlich umgestaltet ist, wenigstens zum praktischen Reisegebrauch nicht mehr taugen. So haben wir denn nur noch einige dürre statistische Handbücher, einige humoristische und sentimentale Durchflüge, und eine Menge kleiner, topographischer Werke, die nur einzelne Städte und Gebirge oder die Ufer eines Flusses schildern.

Schon aus dieser Rücksicht müssen wir das vorliegende Werk willkommen heißen. Es ist das Einzige in seiner Art, indem es ganz Deutschland umfaßt, und zwar Deutschland, wie es ist, und indem es zugleich die rechte Mitte hält zwischen Statistik und Reisebeschreibung. Es ist das einzige praktische Handbuch für den, der ganz Deutschland bereisen oder nur durch Lektüre kennen lernen will, es kann also kein Zweifel seyn, daß es auch das beste ist. Ein solches Buch zu schreiben, ist nicht leicht. Es ist kein Phantasiestück des Verfassers, er konnte die Nachrichten, die es enthält, weder aus dem philosophischen Zeigefinger saugen, noch aus fremden Büchern schöpfen. Er mußte selbst überall gewesen seyn und mit eignen Augen gesehen haben. Das hat er auch. Seit fünfzig Jahren ist er auf den Beinen und hat bald in Geschäften, bald aus Lust zum Reisen, Deutschland in allen Richtungen mehr als einmal durchkreuzt, und weiß uns von den wichtigsten Orten zu erzählen, wie es dort vor vierzig, wie es vor zehn Jahren aussah, und wie es jetzt aussieht. Ueberdies ist er in der Geschichte wohlbewandert, und, wie es sich bey einem Reisenden von Profession von selbst versteht, nicht weniger in der Reiseliteratur, so daß er überall nicht nur beschreibt, was er selbst gesehen, sondern auch bey jedem Ort anzugeben weiß, wodurch er historisch wichtig ist, oder welche bedeutende, oft nur komische Erinnerungen sich daran knüpfen.

Enthält das Werk auch keine systematische Statistik, so ist es doch so reich an Nachrichten, daß sich der Reisende getrost darauf verlassen kann, und wer auch weiter nichts sehn sollte, als was der Verfasser gesehen hat, kann sehr zufrieden heimkehren. Daß der Verfasser den Ton der Reisebeschreibung beybehalten hat, ist in vieler Hinsicht lobenswerth. Es macht die Schilderungen lebendiger und unterhaltender, es verstattet ihm, sie mit kleinen Reiseanekdoten auszuschmücken, und den Lesern, die ihm nachreisen wollen, praktische Belehrungen mit auf den Weg zu geben. Der so erfahrene Mann, der in der Jugend, wie im Alter, zu Fuß und in der Karosse, zu Wasser und zu Lande, im Süden und Norden, in Ebenen und auf Gebirgen gereist ist, und der sich in der That zum Range eines Reisekünstlers erhoben hat, sollte von jedem gelesen werden, der in dieser schönen Kunst nur dilettirt.

Der Geist, in welchem diese Briefe geschrieben sind, ist der Geist klarer Besonnenheit, wie wir ihn bey einem gebildeten Sechziger voraussetzen dürfen. Es gereicht dem Buche wahrlich zu keinem Nachtheil, daß es von keinem jungen Hitzkopf, von keinem Enthusiasten, von keinem Jean Paul'schen Dämmerer für Deutschland geschrieben ist. Zwar ist kein Mensch von Vorurtheilen gänzlich frey, auch unser Verfasser nicht, aber eine große Menge Vorurtheile verlieren sich immer mit der Erfahrung und dem Alter. Unser Verfasser ist auf eine liebenswürdige Weise tolerant gegen die mannichfaltigsten Kontraste, die Deutschland und seine Völker darbieten. Er läßt das Gute gelten am Nord- wie am Süddeutschen, und ist

fern von jedem kleinlichen Provinzialismus. Nur in zwey Punkten ist er etwas kapriziös. Er läßt nämlich keine Gelegenheit vorbeygehen, den Katholicismus zu verspotten, und eben so unerbittlich geht er mit dem Andenken Napoleons um, den er nicht nur, wie es Recht ist, als den deutschen Reichsfeind betrachtet, sondern auch klein und verächtlich machen will, was Unrecht ist.

Der Ton, in welchem diese Briefe geschrieben sind, ist durchaus launig und unterhaltend. Fast auf jeder Seite mischt der Verfasser in die einfache Schilderung irgend eine witzige Bemerkung oder eine passende, meist örtliche Anekdote ein, und wenn unter so vielen Späßen einige frivol sind, so sind doch die meisten wirklich geistreich und ganz an ihrem Platze. Die durch das ganze Werk des Verfassers anhaltende Fröhlichkeit muß auch jeden Leser heiter stimmen, und ist die wahre Reiselaune. Wer möchte einen Murrkopf seine Reisen erzählen hören! Wir wollen es daher dem Verfasser auch nicht verdenken, daß er Bachus und Venus unter seine Reisegötter zählt, und niemals verfehlt, uns auf die Gegenden und Städte aufmerksam zu machen, wo guter Wein und hübsche Gesichter zu finden sind.

Es ist sehr an ihm zu schätzen, daß er sich nicht blos auf eigentliche Merkwürdigkeiten einläßt, sondern auch auf das Gewöhnliche; was oft gerade, weil es in verschiedenen Ländern so verschieden erscheint, am merkwürdigsten ist. Er vergißt nie, neben den berühmten Naturschönheiten, Kunstschätzen und großen geschichtlichen Erinnerungen auch sein Augenmerk auf die Menschen im gewöhnlichen Leben zu richten, und Körperbildung und Lebensart, Trachten und Sitten, die Wohnungen und selbst das Vieh zu beobachten. Auf diese Weise hat er eine Menge von charakteristischen Eigenthümlichkeiten bemerkt, die nicht leicht ein anderer Reisebeschreiber aufgezeichnet haben würde, und die uns doch mehr, als irgend etwas anderes belehren, und uns von der Oertlichkeit ein deutliches Bild geben. So führt er unter andern auch fast von jeder besondern Gegend die landesüblichen Sprüchwörter und Gemeinplätze an, die zugleich Proben der verschiedenen Dialekte sind.

Der Verfasser ist mit Leib und Seele Deutscher, und wie sollte er es nicht seyn, da er unser großes Vaterland viel zu genau kennt, um spießbürgerlich nur seine kleine Provinz allein zu lieben und zu schätzen! Was er über die wechselseitige Toleranz, welche die Deutschen einander selbst schuldig seyen, und über die Achtung, die wir gegenüber dem Ausland vor uns selbst haben sollen, bey jeder Gelegenheit ausspricht, ist überall vortrefflich und sehr beherzigenswerth. Besonders sind Lehren dieser Art denen zu empfehlen, die nichts als ihre liebe Heimath kennen und ihren engen Horizont für das alleinige Land der Auserwählten halten, und entweder mit lächerlichem Negerstolze auf alles andere herabsehn, oder mit neidischer Tücke fremde Vorzüge zu verkleinern suchen, daher unser Verfasser auch den Ausdruck „Hämisch“ von Heimath ableitet, und ihn ursprünglich als die Eigenschaft engherziger, in ihrer Heimath versessener Spießbürger bezeichnet. — Es nimmt uns indeß Wunder, daß der Verfasser bey einer so großartigen und vorurtheilsfreyen Ansicht und doch nicht alle Länder deutscher Zunge, sondern einseitig nur die gegenwärtigen deutschen Bundesstaaten geschildert hat. Wenn er es laut genug beseufzt, daß das Elsaß nicht mehr zu Deutschland gehört, so behauptet er damit zugleich, daß das Elsaß eben so wie die nördliche Schweiz, noch wesentlich deutsch ist und zu Deutschland gehören sollte; warum hält er sich nun in seinen Reisen so genau an die genwärtigen politischen Gränzen, und nicht an die natürlichen? Es ist gewiß zu bedauern, daß er uns Straßburg, Basel, Bern, Zürich etc., wo alles noch deutsch ist, nicht auch beschrieben hat; ja er hätte selbst Holland nicht übergehn sollen, und auch Preußen nicht und die deutschen Ostseestädte, zumal da er alle diese Länder ebenfalls bereist hat.

Da er sich nun einmal diese Schranken gesezt hatte, so ist er auch konsequent geblieben und hat überall die politischen Gränzen auch innerhalb Deutschlands zu Rahmen seiner Reisegemälde gemacht. Er geht erst ganz Würtemberg, wo er zu Hause ist, dann Baden, Bayern, Oestreich, Sachsen, Preußen, Meklenburg, Hannover, Hessen und die Rheinlande durch, indem er die kleinern Staaten als Nachbarn der größeren mit und zwischen diesen beschreibt. In der Regel schildert er zuerst die Hauptstadt und macht excentrisch von da nach allen Richtungen Ausflüge bis an die Enden des betreffenden Staates. Auf diese Weise faßt er zwar immer alles zusammen, was einen Staat von dem andern unterscheidet, aber nicht immer alles, was ein Land oder einen Volksstamm von dem andern unterscheidet, da die politischen Gränzen bekanntlich auf die natürlichen wenig Rücksicht nehmen. Der Verfasser muß daher an mancher Station abbrechen, weil hier zufällig ein Gränzpfahl steht, wo wir wünschen müssen, er möchte fortgefahren seyn; und eben so oft kehren wir dann wieder an einen Punkt zurück, bis wohin wir schon auf einem andern Wege gekommen waren. Dies gilt indeß hauptsächlich nur von den kleinern Staaten, in den größern hat der Verfasser nicht so viel Schlagbäume zu passiren, und die natürlichen Gränzen fallen mit den politischen zusammen, oder gehn in dieselben hinein.

Im Süden ist der Verfasser heimischer und die Natur selbst reicher, daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn er Süddeutschland genauer und umständlicher ausmalt, als Norddeutschland. Doch ist es immer zu bewundern, daß er dem Norden noch so viel Interesse abgewinnt, nachdem er den ungleich schönern Süden so

lange und so vollkommen genossen hat. Er bemerkt sehr richtig, daß er den verkehrten Weg gemacht habe, daß man eigentlich vom Norden nach dem Süden reisen müsse, um diesen nicht bey jenem zu entbehren. Doch gibt es gewiß wenige in Deutschland reisende Deutsche, die so unparteyisch beobachten und urtheilen, als unser Verfasser. — Ins Einzelne des Werkes wollen wir nicht eingehn, weil wir sonst nicht zu enden wüßten. Unrichtigkeiten sind uns nirgends darin aufgestoßen, außer zuweilen in den etymologischen Ableitungen der Namen, worin der Verfasser aus Unkenntniß der älteren deutschen Dialekte und aus Sucht nach einer pikanten Bedeutung oft unglücklich ist. Bey allem dagegen, was keiner Willkühr unterworfen, bey der einfachen Schilderung von Land und Volk, verläugnet es sich nirgends, daß der Verfasser überall mit eignen Augen sah, und scharf und richtig sah. Eben so sind die eingestreuten geschichtlichen Notizen gut gewählt und zuverläßig. Wenn sich sonst noch Mängel in dem Werke finden, wenn noch so manches ausgelassen ist, was eigentlich hinein gehört hätte, so müssen wir den Verfasser desfalls wohl entschuldigen, weil der Gegenstand unerschöpflich ist. Unser Leben ist kurz, aber die Kunst ist lang, und länger noch ist die Natur. Um von jeder deutschen Provinz, ja von jedem Gau die charakteristische Eigenthümlichkeit ganz genau aufzufassen und darzustellen, hätte der Verfasser auch in jedem Jahrelang leben müssen. Aus den Gegenden z. B., in welchen Ref. sich längere Zeit aufgehalten hat, würde er dem Verfasser noch manchen passenden, vielleicht nothwendigen Beytrag zur Orts- und Sittenschilderung haben abliefern können, und manche historische Notiz, die nicht leicht zu den Ohren eines Reisenden kommt. Als Kind, in längerem Umgang mit eingeborenen Frauen, in amtlicher Stellung oder wenigstens als Geschäftsmann lernt man vieles kennen, was der Fremdling, der nur vorübereilt, oder nur zu seinem Vergnügen einige Zeit in Wirthshäusern verweilt, nicht bemerkt und was doch über den Provinzialismus und die Lokalität den tiefsten Aufschluß gibt, so wie es dessen geheimsten Reiz ausmacht. Diese Bemerkungen hindern uns indeß nicht, dem Verfasser zuzugestehn, daß er etwas Außerordentliches geleistet und eine äußerst schwierige Aufgabe, die sich nur selten ein Mensch stellen wird, glücklich gelöst habe.

Zum Schluß sey es uns noch erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß die jüngere Generation Ursache hat, den fröhlichen Sechziger aus der guten alten Zeit mit besonderer Achtung und Theilnahme zu betrachten, denn diese heitern Alten werden unter uns immer seltner werden, und unsre nächsten Alten, die nicht mehr in den fetten Jahren vor der Revolution jung geworden sind, sondern in der Noth, dem Haß und Kampf des Krieges, dürften so jovial und liebenswürdig nicht mehr seyn, als jene. Ist es doch nicht einmal unsre Jugend. Ueberall hat sich ein Ernst, eine Pruderie, eine Steifigkeit eingeschlichen, die ganz und gar die Anmuth früherer Zeiten entbehrt.

W. Menzel.

Geschichte.

Peter Eschenloers, Stadtschreibers zu Breslau, Geschichten der Stadt Breslau, oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit vom Jahre 1440—1479. Zum Erstenmal aus der Handschrift herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch, Professor am K. Friedrichsgymnasium zu Breslau. Zwey Bände. Breslau, Josef Max und Komp. 1827 und 1828.

Unstreitig gebührt Peter Eschenloern unter den Geschichtschreibern des fünfzehnten Jahrhunderts eine ausgezeichnete Stelle und sein gegenwärtiges Geschichtbuch, dessen Herausgabe allen Freunden deutscher Literatur und Geschichte äußerst willkommen seyn muß, tritt nicht allein der Zeit nach, in welcher es abgefaßt worden, und von welcher es erzählt, an die Seite von Diebolt Schillings berühmter Beschreibung der (1468 — 1477) geführten Burgunderkriege. Man muß zwar eingestehen, daß Schillings Darstellung belebter, energischer, wir möchten sagen, epischer erscheine, als Eschenloers, was jedoch ohne Zweifel von dem verschiedenen Geist der Begebenheiten selbst herrührt, welche beyde erlebt und geschildert haben; an Klarheit aber, einfacher Anordnung und schlichtem Ton der Erzählung wird Eschenloer von seinem Zeitgenossen gewiß nicht übertroffen, dem er überdies an Einsicht und Erwägung der politischen Dinge und der inneren Motive dessen, was sich ereignet, voranstehen möchte. In letzterer Hinsicht stehn wir nicht an, zum großen Theil dem beyzutreten, was der Herausgeber in der Vorrede über das Werk seines Autors geäußert hat: „Dies Werk Eschenloers unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von allen (?) gleichzeitigen und späteren deutschen Chroniken, daß der Verfasser, den beschränkten Standpunkt eines bloßen, städtischen Chronikenschreibers verlassend, die Begebenheiten seiner Zeit durchaus vom Standpunkt eines erfahrenen Geschäfts- und Staatsmannes auffaßt und betrachtet. Während er jene kleinlichen städtischen Vorfälle und Ergebnisse, in deren Auffassung Andere so genau und bis zur Langweiligkeit ausführlich sind (doch wohl nicht immer und ganz), unbeachtet und unerwähnt läßt, berichtet er desto sorgfältiger alle Verhandlungen im Rath

und mit der Gemeine, so wie auch die auf den Land- und Fürstentagen, ferner auch noch die mit den benachbarten Königen und Herren gewechselten Briefe und Denkschriften, die er alle wörtlich in seine Geschichtserzählung aufgenommen und verwoben hat." Sein Leben, seine Bildung, wie seine Verhältnisse befähigten ihn auch vorzüglich zu diesem Verfahren.

Im ersten Jahrzehend des fünfzehnten Jahrhunderts zu Nürnberg geboren, war er früh mit seinen Eltern nach Görlitz gezogen. Er widmete sich einer wissenschaftlichen Laufbahn, erwarb sich die Magisterwürde, wurde 1430 Rektor der Stadtschule zu Görlitz und schon 1455 als Stadtschreiber nach Breslau berufen. Sechs und zwanzig Jahre lang verwaltete er dieses damals sehr bedeutende Amt mit Eifer und Umsicht und leistete dem Gemeinwesen der Stadt, die in einer unruhigen und stürmischen Zeit ihn zu den wichtigsten Geschäften, Unterhandlungen und Sendungen gebrauchte, ausgezeichnete Dienste. Es fiel nämlich sein öffentliches Wirken gerade in die Periode, da zuerst durch den Fall Konstantinopels und das drohende Vordringen der Türken, sodann aber durch die Thronbesteigung des Hussiten Georg Podiebrad in Böhmen eine gewaltige Erschütterung aller politischen Verhältnisse des östlichen Deutschlands, so wie Ungarns und Pohlens hervorgebracht wurde. Kaiser und Reich waren damals unmächtig und die zu neuem Leben erwachende Glaubens- und Kirchentrennung in Böhmen fachte den Streit der Reiche und Fürsten nur noch mehr an. Schlesien, und in Schlesien war das damals mächtige Breslau seiner politischen und geographischen Lage wegen in die Mitte der Begebenheiten gestellt, und unserem Geschichtschreiber war es wie keinem vergönnt, sie zu übersehen; sein gebildeter Geist durchschaute sie. Zum Geschichtschreiber und Darsteller derselben hatte er sich gewissermaßen eigens vorbereitet durch Studium und Uebertragung der böhmischen Geschichte des Aeneas Sylvius, welche sich, so wie die andere einer Historia Hierosolymitana (eigentlich einer Geschichte des ersten Kreuzzugs), deren Urheber unbekannt ist, noch auf der königl. Bibliothek zu Breslau handschriftlich befindet. Diesen der Vorrede des Herausgebers entlehnten Notizen über Eschenloer und sein Geschichtbuch fügen wir, mit Uebergehung der gleichfalls mitgetheilten, philologisch-diplomatischen Nachrichten, wenige einzelne Bemerkungen bey, die sich uns bey der Lektüre dargeboten haben. Wir erhalten in dieser Geschichte vor allem aus ein sehr anschauliches Gemälde des Geistes jener Zeiten, wie derselbe sich in staatlichen, kirchlichen und bürgerlichen Verhältnissen ausgesprochen hat. Besonders gelungen ist uns erschienen, wie der Verfasser die Verhältnisse und das Betragen der Breslauischen Bürgergemeinde gegen den Rath zu bezeichnen gewußt. Mit Feinheit ist hier häufig, nicht selten auch mit Ernst und Nachdruck hervorgehoben, wie verderblich, revolutionär erregend der Einfluß des Klerus auf jene gewirkt habe. Obgleich er ein frommer Katholik ist, sieht er doch — vielleicht nur desto schärfer, — wie dem Klerus es in dem Kampf gegen den Ketzer Podiebrad immer nur vornehmlich darauf ankommt, sein Ansehen zu steigern, seine Einkünfte zu erhalten, seinen Eigennutz zu befriedigen. Während er Himmel und Erde bewegt, Alles gegen den Hussiten in Waffen zu bringen, versagt er sich zähe jeder Beysteuer zu den dringendsten Kriegskosten. Einige dieser Darstellungen sind — ohne Uebertreibung sey es gesagt — mit thucydideischer Erfahrenheit und Umsicht und mit herodotischer Einfalt der Rede abgefaßt. — Auch auf die Sittengeschichte hat der Verfasser hier und da, wo es schicklich erscheint, seinen Blick geworfen. So z. B. erhalten wir bey Gelegenheit der Verheirathung Königs Matthias von Ungarn eine sehr ausführliche Beschreibung des ganzen, von der Werbung bis zum Beylager beobachteten Ceremoniels. Empfang der Braut, Trauung, Krönungsfeyerlichkeit, angestellte Turniere ꝛc., Alles wird anschaulich geschildert. Ebenso sind manchmal bezeichnende Anekdoten der Erzählung eingeflochten. Von großem, rein-historischen, Werth sind außerdem die vielen mitgetheilten Briefe und Urkunden, welche Kaiser und Könige, Papst und Bischöfe, Fürsten und Städte erlassen haben.

W. B. M.

Vermischte Schriften.

Gustav Redlichs ernste Rückblicke in die vergangenen Tage seines Lebens. Zur Aussöhnung mit den Gebrechen unserer Zeit und zur Belebung des trostvollen Glaubens, daß es auf unserer Erde immer besser wird. Von G. A. Pietzsch. Zeitz, 1829. In der Webel'schen Buchhandlung.

Der Verfasser ist weit entfernt, die Vergangenheit herabzusetzen; aber er gehört am wenigsten zu denen, welche im Alter von den Tagen ihrer Jugend als einem goldenen Weltalter der Menschheit reden. Deutlich vielmehr sucht das vorliegende Buch seinen Lesern die steigenden Fortschritte der Menschheit in der Civilisation nachzuweisen. Es geschieht solches in klarem Vortrage und angenehm redseligem Tone, mehr geeignet für das allgemeinere Publikum, als für die höher Gebildeteren, welchen ein ähnliches Werk von Herrn von Schmitt-Phiseldeck in Kopenhagen vor mehreren Jahren dargeboten worden ist.

N°. 39.

Literatur-Blatt.

Freitag, 24. Juli 1829.

Die polytechnische Schule zu Paris.

Histoire de l'Ecole Polytechnique, par A. Fourey, ancien officier superieur d'artillerie, bibliothecaire et membre du Conseil d'instruction de cette école etc. Paris, 1818, l'auteur a l'école polytechnique. 8. de 516 p. 8 Fr.

Frankreich hat die Verbesserung seiner Marine, seiner Straßen und Brücken, seine Kanäle, seine Artillerie, und die bessere Fabrikation des Schießbedarfs entweder ausschließlich, oder doch großentheils seiner polytechnischen Schule zu danken. Als Idee einiger eminenter Genies war die Aufgabe dieses in seiner Art bisher einzigen Instituts keine geringere, als die, eine Centralschule aller öffentlichen Arbeiten zu werden, deren Zöglingen Frankreich dereinst ausschließlich den Bau seiner Kriegsschiffe und seiner Festungen, seiner Häfen und Arsenale übertragen könne, und die für die Fabrikation der Waffen und Kriegsgeräthe, den Bau der Bergwerke und die Ausbeutung derselben, die Herstellung und den Unterhalt der mannichfachsten Kommunikationen im Inneren, durch Brücken, Straßen und Kanäle wissenschaftlich gebildet, und der Ausführung gewachsen wären. Sodann sollten von dieser Schule die für das praktische Leben unentbehrlichen Kenntnisse nach und nach über ganz Frankreich verbreitet, und so die geistige Kultur überall hin verbreitet werden. Ein Riesenplan, der zwar nicht ganz ausgeführt worden ist, aber doch in seinen Hauptbeziehungen.

Wir haben nicht ohne Bewunderung gesehen, was die Eleven dieses berühmten Instituts vom Anfang an bis auf die lezte Zeit in Deutschland, Frankreich, Italien und in Egypten leisteten. Das Werk des Herrn Fourey ist demnach eine sehr interessante Erscheinung.

Am Ende des Jahres 1793 schien Frankreich in eine vollkommene Barbarey verfallen zu wollen. Der Nationalkonvent wollte nur Soldaten und Bajonette, und bedachte nicht, daß die Masse nicht glücklich operiren könne, wenn der Geist sie nicht leite. Die gelehrten Schulen hatten aufgehört. Die Genieschule von Mezieres, an welcher Monge den ersten Unterricht in der sogenannten géometrie déscriptive ertheilte, wurde vom Konvent nach Metz verlegt, nachdem man sie vorher durch absurde Dekrete desorganisirt hatte. Die Eleven der Marine hatten früher in einem Saale des Louvre von eigenen Lehrern theoretischen Unterricht erhalten, und bildeten sich dann praktisch in den Seehäfen aus. Aber der Konvent schloß den Saal, und hob die Anstalt gleich der Akademie auf. Die Bergwerksschule stund still und die bey dem Bergwesen angestellten Offiziere waren ohne Beschäftigung und Einkommen. Das berühmte Korps der Ingenieur-Geographen hatte man zuerst im Jahre 1791 aufgehoben, dann 1793 wieder hergestellt. Aber da keine Spezialschule mehr zur Bildung der Offiziere vorhanden war, so nüzte diese Restauration so viel als nichts, und das ganze Institut ging seiner Auflösung entgegen. Die École des ponts et chaussées bestund allein noch. Man nahm da Zöglinge nach Gunst, ohne vorherige Prüfung, auf. Der Unterricht war zwar fortwährend sehr zweckmäßig, allein die Regierung brauchte die jungen Leute für das Geniekorps der Armee, und störte dadurch den regelmäßigen Kurs des Unterrichts.

So stunden die Sachen, als Lamblardie, Direktor der École des ponts-et-chaussées, den Plan einer Vorbereitungsschule für junge Leute entwarf, die sich für den Straßen- und Brückenbau bilden wollten. Seiner Idee nach sollten dieselben hier die Elemente der Mathematik und Physik lernen. Diese Idee verfolgend, wendete er sie bald auf alle Zweige des Geniewesens an, die den gleichen Elementarunterricht nicht entbehren konnten, und entwarf den Plan, bey allen höheren Unterrichtsanstalten für die bürgerlichen und Militär-Ingenieure ähnliche Vorbereitungsschulen einzuführen, oder vielmehr eine solche allgemeine Vorbereitungsschule für diese Zweige des Unterrichts zu gründen. Er theilte seinen Plan Monge mit, der ihm mit dem lebendigsten Interesse beyfiel und es auf sich nahm, ihn der Gesellschaft von Gelehrten mit-

zutheilen, die beym Heilsausschuß an der allgemeinen Bewaffnung von Frankreich arbeiteten. Er that es und fand die beste Aufnahme. Karnot und Prieur aus dem Departement der Goldküste, ehemalige Zöglinge von Monge, und beyde Genieoffiziere, übernahmen es, den Plan der damaligen Regierung vorzulegen. Von jezt an sprach sich Prieur sowohl in dem Konvent, als bey den darauf gefolgten Repräsentationen laut und nachdrücklich für seinen Plan, und für seine Schule aus, die nun auch bereits in das Leben getreten, aber noch von unsicherem Bestande, und darum seiner angestrengtesten Beharrlichkeit bedürftig war. So wurden Lamblardie, Monge und Prieur die Stifter der polytechnischen Schule, der Frankreich so vieles zu danken hat.

Bekanntlich bekümmerte sich der Konvent um gelehrte Arbeiten sehr wenig. Daher kam es denn auch, daß die Errichtung der polytechnischen Schule so zu sagen wie durch Ungefähr bey der Debatte eines Gesetzes votirt worden war, und die Kommission der öffentlichen Arbeiten, halb ohne Vorwissen des Konvents, den Auftrag erhielt, die Einleitungen zur Organisation der polytechnischen Schule zu treffen. Die Mitglieder derselben quartierten sich im Palais Bourbon ein, und bestimmten für das Lokale des Unterrichtes die Stallungen, Remisen, den Schauspielsaal und die Orangerie.

Nun handelte es sich um die Anschaffung der zum Unterricht erforderlichen mathematischen, physikalischen, chemischen und anderen Instrumente, die man aus ehemaligen königlichen, akademischen, oder Privatsammlungen bald zusammenbrachte. Der Gebrauch, der nun von diesen Gegenständen gemacht wurde, kann mit der unangenehmen Erinnerung aussöhnen, wie sie erworben wurden! Fourcroy, der berühmte Chemiker, war Berichterstatter über die Verfassung der neuen Schule. Wollte er sie den damaligen Machthabern angenehm machen, so mußte er sie als ein treffliches Hülfsmittel des Nationalwehrstandes darstellen! Der Heilsausschuß, der nach dem Vorschlage der Lehrer die Aufnahme in die polytechnische Schule von dem Talent und den Vorkenntnissen des Aufzunehmenden abhängig machte, mußte sich darüber rechfertigen, weil man gerne alles nach dem Princip vollkommener Gleichheit eingerichtet haben, und die Eleven für die Polytechnik wie die Konscribirten zu den Bataillonen berufen wollte! Das Institut mußte noch manchen Kampf gegen dieses Gleichheitssystem bestehen, um seinen Grundsatz zu vertheidigen.

Nach den ersten Prüfungen wurden 349 Eleven aufgenommen; 70 davon waren bereits über 20 Jahre alt, 57 waren unter 16, einer sogar unter 12, mehrere hatten bereits Militärdienste. Von diesen hatte einer sogar bereits als ehemaliger Marine-Offizier einen Arm verloren, und war schon über 25 Jahre alt. Man mußte dieses erste Mal Ausnahmen von der Regel zulassen, um nicht gleich beym Anfange sich selbst Hindernisse zu schaffen. Eben darum ward auch ein früheres Gesetz, vom 27. Germinal des Jahres 2, (16. April 1793) aufgehoben, welches den ehemaligen Adelichen und ihren Angehörigen den Eintritt in Paris untersagte. Endlich ward auch den Eleven der öffentlichen Anstalten (services publics) gestattet, sich zum Konkurs zu melden, und es fanden sich wirklich mehrere sowohl von dem Marine- und Landgeniewesen, und vom Departement des Straßen- und Brückenbaues ein.

Ein Glück für das neue Institut war die gute Wahl, die der Heilsausschuß hinsichtlich der Lehrer traf. Es waren folgende:

I. Geometrie descriptive.
- Monge. †
- Hachette.

II. Analysis.
- Lagrange. †
- Arbogast. †
- Ferry.

III. Rationale Mechanik.
- Prony.

IV. Physik.
- Hassenfratz. †
- Baruel. †

V. Chymie. 1stes Jahr.
- Berthollet. †
- Vauquelin.

2tes Jahr.
- Fourcroy. †
- Chaptal. †

3tes Jahr.
- Guiton de Morveau. †
- Pelletier. †

VI. Architektur.
- Baltard.

VII. Fortifikation.
- General d'Arcon. †. Dobenheim. Gen. off. M. v. Campredon, General vom Geniewesen. Catoire und Say *).

VIII. Zeichnen.
- Neveu. †
- Merimeu, Lemire.
- Bosio.

*) Catoire starb als Oberst in St. Domingue 1804. Say als Hauptmann des Geniewesens vor St. Jean d'Acre.

IX. Bürgerliche Baukunst.

Lamblardie, zugleich Direktor der Schule.

X. Chaussier war Arzt der Schule und las über Gesundheitspflege. Laplace und Bosset waren Examinatoren für die Recipienden.

So lange der Konvent Frankreich noch regierte, hatte die polytechnische Schule noch mit vielen Hindernissen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen, kam oft in große Dürftigkeit und zog sich von den Konventsgliedern sogar den Vorwurf des Incivismus zu. Das ließ sich erklären. Am 12. Germinal und am 1. Pracrial des Jahrs 3, kämpften die Eleven der polytechnischen Schule für den Konvent gegen die Jakobiner, und am 13. Vendemiaire des Jahres IV bekämpften sie mit den Bürgern von Paris den Konvent. Eine Untersuchung, vom Wohlfahrt-Ausschuß angeordnet, war die Folge davon, hatte aber keine weiteren Folgen. So ungünstig nun im Ganzen genommen das erste Jahr dem Gedeihen der neuen Anstalt auch war, und so oft durch die politischen Erschütterungen der Hauptstadt die Vorlesungen unterbrochen wurden; so giengen doch treffliche Männer aus derselben hervor. Außer vielen anderen will Referent hier nur Biot, Jomard, de Chezy, Walkenaer, Francoeur, Diner de Bailly, den Marschall Bertrand, Haro, Rohaut de Fleury, Izoard, Prost, Delaville-Gonthier, de Saint-Aulaire, Maillard, Augustin Perrier, de Berigny, de Saint-Genys, Cottu, Chabrol, Rogniat, nennen.

Das Verzeichniß, welches der Verfasser seinem Werk angehängt hat, enthält eine Menge achtbarer und berühmter Namen.

Mit Napoleons Waffenruhm fing eine neue Epoche für die polytechnische Schule an. Monge und Berthollet mußten nach Italien und dort die Kunstsäle aller Art leeren. Sie vergaßen darüber ihre Schule nicht, sondern sammelten auch für sie in Italien ein. Nun kam Napoleons abentheuerlicher Zug nach Egypten. Fourier, Berthollet und Monge, der eben in Italien mit der Fabrikation einer neuen römischen Republik beauftragt war, mußten den Zug nach jenem Wunderlande mitmachen. Neun und dreyßig Zöglinge, deren einige bereits in der Armee angestellt waren, folgten dem Eroberer ebenfalls dahin, und theilten die Wagnisse und den Ruhm dieses Unternehmens. Acht von ihnen fanden ihren Tod daselbst, theils vor dem Feind, theils an Krankheiten. Siebenzehn arbeiteten, als Mitglieder der egyptischen Kommission, an dem großen Werk über Egypten, das immer ein höchst ehrenvolles Denkmal ihrer Thätigkeit und ihres Geistes bleiben wird.

Fourier, damals Professor der Analysis an der polytechnischen Schule, schrieb die Vorrede zu diesem großen Werke. Er ist gegenwärtig einer der Sekretaire der französischen Akademie. Herr von Baraut, Pair von Frankreich und Verfasser der geschätzten Geschichte der Herzoge von Burgund, wurde 1798 in die polytechnische Schule aufgenommen.

Monge kam mit Bonaparte nach Paris zurück. Bald darauf trat Lagrange aus, und einige Jahre später auch Berthollet. Er empfahl seinen jungen Freund Gay-Lussac, der im Jahre 1797 aufgenommen worden war, jetzt einer der berühmtesten Männer Frankreichs und Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist. Von nun an erlitt die polytechnische Schule noch einige Reformen, von welchen der Verfasser nähere Nachricht gibt. Die wichtigsten davon waren, die Beschränkung der Unterrichtszeit von 3 auf 2 Jahre (1798) und endlich, nach Napoleons Erhebung zum Kaiser der Franzosen (18. Mai 1804) die Verlegung der Schule in das ehemalige Kollegium von Navarra, um die Eleven daselbst zu — kaserniren!! Nun erhielt die ganze Anstalt einen militärischen Zuschnitt. Die Eleven wurden in ein Bataillon formirt, erhielten eine eigene Fahne mit der Devise der Schule:

Pour la Patrie,
Les Sciences
et
La Gloire.

Auf der Patrontasche waren die gleichen Worte mit kupfernen Buchstaben angebracht. So paradirte die Schule zum ersten Male bey der Krönungsfeyer Napoleons. Diese meistens talentvolle und muthige Jugend gefiel sich bald in ihrem militärischen Zuschnitte, und folgte mit Enthusiasmus dem Rufe zur Armee, der oft an sie erging. Napoleon forderte besonders in den lezten Jahren immer Artillerieoffiziere, so daß mancher abging, bevor er seinen Kurs vollständig gemacht hatte. Allein es war nun einmal nicht zu ändern, und die jungen Leute waren für den Krieg und die Glorie, die dabey zu erwerben war, zu sehr eingenommen, als daß sie sich hätten zurückhalten lassen. Unterdessen muß man eingestehen, daß troz dieser übermäßigen Begehr von Seiten Napoleons und dieser nicht vollendeten Unterrichtskurse Frankreich noch bis auf die lezte Zeit treffliche Artillerieoffiziere gehabt habe. Nun berührt der Verfasser die Ereignisse von 1814. Als die alliirten Heere Frankreich betreten hatten, und die Aussichten für Napoleon trüb wurden, wollte er das Bataillon der Eleven seiner Garde inkorporiren. Allein der Graf von Cessac machte Vorstellungen, und die Sache unterblieb. Uebrigens hatten sich die Zöglinge bereits gleich Anfangs dem Kaiser angetragen, gegen den Feind marschieren zu wollen. Dieser befahl nun die Bildung eines Artilleriekorps der Nationalgarde von 12 Kompagnien, wovon sechs aus Invaliden, drey aus Studenten der Rechtsschule und Arzneyschule, und drey aus den Eleven der polytechnischen Schule bestehen sollten. Die Invaliden, obgleich meistens ohne einen Arm oder ein Bein, waren willig. Die Ele-

ven auch, aber die Studenten, die meistens bereits einen Mann für sich zum Dienst eingestellt hatten, zeigten so wenig Lust zum Dienste, daß man sie wieder entlassen mußte. Die Ereignisse von Paris und das Betragen der Zöglinge der polytechnischen Schule wird von dem Verf., wie zu erwarten, gerühmt und hervorgehoben. Bey der Affaire vom 30. März wurden einige und dreyßig blessirt und sechs gefangen. Hr. v. Humboldt legte bey dem König von Preußen für sie Fürsprache ein, und verschaffte ihnen ihre Freyheit wieder. Während der hundert Tage wurden die polytechnischen Schüler noch einmal zum Dienst gerufen. Man formirte Artillerie-Kompagnien aus ihnen, übte sie auf dem Polygon von Vincennes und gab sie endlich unter die Garde-reserven, wo sie sich auch während der lezten Ereignisse von Paris befanden.

Im Jahr 1816 fielen unruhige Auftritte in der polytechnischen Schule vor, welche die Entlassung aller Eleven und bald darauf eine neue Organisation des Instituts zur Folge hatten. Der Herzog von Angouleme übernahm das Protektorat der Schule. Mit wenigen Ausnahmen blieben die alten Einrichtungen stehen, und die bisherigen Professoren wurden beybehalten; dagegen wurden die Civil- und Militärchefs der Anstalt verändert. Der Kurs über die Kriegskunst ward aufgehoben, ein Kurs über bürgerliche Rechenkunst (arithmetique sociale) und einer über Geschichte und Moral eröffnet. Die innere Einrichtung ward ganz bürgerlich. Die übrigen Aenderungen sind unbedeutend. Die Eleven bekamen ihre Militärkleidung, aber nicht ihre Waffen, wieder.

Die Zahl der Eleven hat übrigens seit 1816 sehr abgenommen. Im J. 1827 wurden nur 120 aufgenommen und voriges Jahr von 400 Kandidaten nur 131. Nach des Verf. Behauptung fehlten, als er sein Buch schrieb, mehr als 150 Lieutenante bey den Stämmen der Artillerie, und man wußte nicht Rath zu schaffen. Mit den Unteroffizieren reicht man nicht aus, weil sie fürs erste die erforderlichen Vorkenntnisse nicht haben, und man streng auf die Verordnung hält, nach welcher immer nur ein Drittel der erledigten Offizierstellen durch Unteroffiziere besezt werden darf. Beym Korps des Schiffbaus fehlt es ebenfalls an Offizieren. Namentlich sind zu Brest nicht mehr als eilf Offiziere angestellt, welche die Aufsicht über 4 — 5000 freywillige Arbeiter und 3000 Sträflinge führen, die Armirung und Abtacklung der Fahrzeuge besorgen und den Bau neuer Kriegsschiffe leiten sollen! Es ist nicht möglich, wenn sie sich auch ganz ihrem Beruf aufopfern, dem Uebermaaß der Arbeit genügen zu können! Der Verf. beschwert sich über die seit Kurzem getroffenen Einrichtungen hinsichtlich des Lokals. Ungeachtet man ein großes neues Gebäude am alten aufgebaut habe, so fasse das Ganze dennoch nur 250 Eleven, während es noch bey der alten Einrichtung, im März 1814, 344 faßte. Dies rühre daher, daß man aus Argwohn und Verdacht so viel Raum für die Aufseher und Administratoren verwendet, und eine Menge Abtheilungen und Unterabtheilungen gemacht habe, um jede engere Verbindung zwischen den jungen Leuten zu verhindern. Daher müßten stets eine Menge trefflicher Köpfe zurückgewiesen werden. Ueberdies sind, nach des Verf. Behauptung, nur zwey einzige Franzosen in das Institut aufgenommen worden, deren einer der junge Herzog von Chartres ist. Dagegen wurden Russen, Pohlen, Schweden, Preußen, Engländer, Spanier, Piemonteser, Schweizer, Hannoveraner und Brasilier ohne Anstand aufgenommen. Diese allerdings lobenswerthe Hospitalität sollte, meint der Verf., doch nicht bis zum Nachtheil und zur Kränkung der Kinder des Vaterlandes ausgedehnt werden. Es mögen aber wohl bey dieser wirklichen Einrichtung neben politischen Ursachen auch finanzielle mitwirken. Wenigstens sagt der Verf. gleich darauf, daß auch die Artillerie und Genieoffiziere schlecht bezahlt würden, und das gesammte Ingenieurkorps zu Brest nur 10,000 Fr. koste, obgleich es in Friedenszeiten über die Verwendung und Verrechnung von mehr als 14 Mill. zu disponiren habe, und mancher Generaleinnehmer beziehe so viel Gehalt als dieses Korps, und lebe dabey im Ueberfluß und oft im Müssiggang! —

Von dem Geiste, der sowohl Lehrer als Schüler der *alten* polytechnischen Schule beseelte, werden einige sehr interessante Züge erzählt. Im J. 1798 verlor Ferry, einer der Professoren der Analysis, seine Stelle durch die Reduktion der Kurse. Dem unerachtet erbot er sich zu unentgeldlichem Unterricht. Durande, ein anderer Lehrer, trat der Schule zwey große von ihm ausgearbeitete Werke über die Baukunst mit der Bedingniß ab, daß nach seinem Tode der Gewinn aus dem Verkauf der Exemplare zu Bezahlung der Pension für unbemittelte Eleven verwendet werden solle. Monge und Berthollet sezten, nachdem sie bereits Staatsräthe geworden waren, ihren Unterricht doch fort, überließen aber ihren Gehalt dem Institut, und einige Monate später, da die Staatskasse Geldmangel hatte und das Institut nicht vollständig bezahlen konnte, mußte jedes Mitglied des Erziehungsrathes (Conseil d'instruction) einen Theil seines Gehaltes zum Unterhalt der Anstalt zurücklassen. Fourcroy las als Staatsrath noch fort, und verzichtete auf seinen Gehalt zu Gunsten des chemischen Laboratoriums. Einzelne Eleven verzichteten auf ihren Sold zu Gunsten dürftiger Kameraden, ohne daß diese jemals erfuhren, woher die Wohlthat komme, und wenn bey der alten Einrichtung ein Eleve nicht im Stande war, seine Offiziersuniform anzuschaffen, oder seine 800 Fr. in das Institut zu bezahlen, so brauchte er seine Verlegenheit nur einem Freunde anzuvertrauen. Dieser sezte einen Sergeant-Major davon in Kenntniß, der ein Cirkulär entwarf und den Nothstand des Freundes schilderte. In wenigen Tagen war die Summe beysammen, und Niemand wußte, wer sie erhalten sollte.

N°. 60.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 28. Juli 1829.

Biographische Literatur.

1) Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von Wilhelm Hoßbach, evangelischem Prediger an der Jerusalems- und Neuen-Kirche zu Berlin. Zwey Theile. Berlin, 1828. Bey Ferdinand Dümmler.

Unter den vielen politischen und kirchlichen Monographien, welche die neueste Zeit zur näheren Beleuchtung sowohl einzelner Theile als des tieferen Zusammenhanges der Geschichte hervorgerufen hat, wurde bisher die eines Mannes vermißt, welcher einen großen Antheil an dem reformatorischen Umschwung der theologischen und philosophischen Wissenschaft, so wie des religiösen Lebens und der kirchlichen Bestrebungen im vorigen und im gegenwärtigen Jahrhundert gehabt hat. Philipp Jakob Spener war es, welcher den Rückfall der protestantischen Theologie in die unnützen Fesseln einer dürren Systemslehre und auf das Feld scholastischer Polemik mit klaren Augen erkannte und in den einflußreichen Verhältnissen der Aemter, die er in den bedeutenden protestantischen Reichsstädten Straßburg und Frankfurt am Main und zu Dresden und Berlin bekleidet hat, zur Verbesserung des inneren und äußeren Zustandes der lutherischen Kirche und zur Verbreitung vernünftiger Ansichten über Religion, Christenthum und Kirchenwesen unermeßlich Vieles wirkte. Eine gründliche Erforschung und umsichtig klare Darstellung des Lebens, der Wirksamkeit und der Schicksale Speners dient nicht nur dazu, im Entwickelungsgange der protestantischen Kirche und des religiösen Lebens überhaupt eine wichtige Stufe zu würdigen, sondern auch die Ansichten über die eigenthümliche Richtung, welche seit und durch Spener an so manchen Orten das Christenthum genommen hat, über die Quelle, den Geist und die Tendenz des Pietismus, für dessen Gründer er ausgegeben und als solcher von der einen Seite hochverehrt, von der anderen angefeindet und verlästert worden ist, zu berichtigen. Wir sprechen hier die frohe Ueberzeugung aus, daß Spener durch den Biographen des Johann Valentin Andreä, Herrn Prediger Hoßbach in Berlin, die verdiente Anerkennung seines Werthes erhalten hat, und daß in dem vorliegenden Werke namentlich die Sache des Pietismus vortrefflich dargestellt, untersucht und gewürdigt worden ist.

Der Zustand der lutherischen Kirche und Theologie in Deutschland war in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in die beklagenswertheste Ausartung gerathen. Die äußeren Verhältnisse, Regiment und Verfassung der Kirche hatten sich immer mehr zu der Gestalt ausgebildet, in welcher der Landesherr als solcher freye Macht, die protestantische Kirche seines Landes zu regieren und für Kultus und Kirchenzucht Anordnungen zu treffen, in Händen hatte. Die Theologie war scholastische Spiegelfechterey geworden, und unter allen Disciplinen liebte man allenthalben am meisten die Polemik, deren giftige Waffen nicht minder gegen die reformirte als gegen die katholische Lehre gerichtet waren. Auch die Predigten waren bey Vielen nichts anders, als polemische Vorträge, worin man viel unzeitige Gelehrsamkeit, viele hebräische, griechische, lateinische Citate aus theologischen Schriften aller Zeiten, viel von dem orthodoxen allein seligmachenden Glauben hörte, aber fast nichts, was der Besserung und Belebung des inneren Menschen förderlich war. Alles dies schildert Herr Hoßbach im ersten Abschnitte seines schätzbaren Werkes mit kräftigen Zügen, und verbindet damit die Darstellung der ersten Regungen des Mysticismus, dessen höherer Natur und reinem Wesen er S. 58 des ersten Theils auf eine treffliche Weise das Wort redet: „Wenn man unter diesem vieldeutigen Namen solche versteht, die überhaupt die Ideen mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstande auffassen und, das Auge gegen die äußeren Dinge verschließend, im Innern ihres Gemüthes das Höchste suchen, finden und hegen, ohne doch die Mithülfe des erleuchtenden und ordnenden Verstandes zu verschmähen, so bezeichnet der Name etwas Vortreffliches und Ehrwürdiges. Dies ist der edle Mysticismus, wel-

chen das Christenthum nicht allein begünstigt, sondern auf welchem es sogar ruhet. Nicht durch die Macht des Begriffs hat es die Welt überwunden (es ist keine Philosophie), sondern durch die himmlische Gewalt, mit welcher es den Menschen ihre innere Welt aufthat und sie überall das Göttliche ursprünglich finden ließ in ihrem Gefühl." — Die merkwürdigsten Mystiker des siebenzehnten Jahrhunderts werden geschildert, unter diesen zuerst Jakob Böhme, dessen Lehren im Auszuge, aber nicht nach den Quellen unmittelbar, sondern nach Arnold, Tennemann und Rixner mitgetheilt sind. Die Ausartungen des Mysticismus hatten ihm einen wohlthuenden Einfluß auf Lehre und Leben in der Kirche gewehrt; das Leben der Kirche war bey Speners Auftreten noch immer ertödtet, das Meiste bestand in logischen Formeln und mechanischem Gottesdienste. Da suchte Spener dem sterbenden Körper neues Leben und innere Kraft einzuhauchen, und unter vielen und langen Kämpfen bis ans Ende seines edeln Lebens drang allmählich durch diese Anregung das Bessere durch, wiewohl es von Auswüchsen sich nicht frey zu erhalten vermochte. In Frankfurt, wohin Spener in seinem ein und dreyßigsten Lebensjahre als Senior des geistlichen Ministeriums gekommen war, fing er 1669 an, nicht nur öffentlich katechetische Uebungen mit der Jugend vorzunehmen, ein Geschäft, dessen sich bis dahin die lutherische Priesterschaft geschämt hatte, sondern auch auf Anregen mehrerer Beichtkinder, die durch seine Predigten von ihrem Leichtsinn aufgeschreckt worden waren und sich zu religiösen Beschäftigungen hingezogen fühlten, in seiner Wohnung fromme Versammlungen einzuführen, worin die Bibel und andere erbauliche Schriften — besonders von gemäßigteren Mystikern — von Spener und von den Uebrigen gelesen, erklärt und daran meist erbauliche, nicht blos den Verstand, sondern zuvörderst Gemüth und Willen anregende Betrachtungen angeknüpft wurden. Dadurch hoffte er nach und nach das abgekommene Interesse für die Bibel wieder allgemeiner zu wecken und den wahren Geist des Christenthums in den Gemeinden heimisch zu machen. Auf diesen Zweck arbeitete er denn auch in mehreren Schriften hin und wünschte vor allem eine schriftmäßige Amtsführung der Pfarrherren und eine mehr exegetische als dogmatisch-polemische Bildung der jungen Theologen auf den Universitäten. Die ausgezeichnetste dieser Schriften, und welche den größten Beyfall fürs Erste, bald aber auch heftigen Widerstand erregt hatte, sind seine frommen Wünsche (Pia desideria).

Die Verdienste Speners sind in der That unermeßlich. Ihm verdankte die lutherische Kirche die Belebung des Bibelstudiums und praktischer, innerlicher, wahrhaftiger Frömmigkeit unter ihren Theologen und Layen. Er war der Erste, der mit milderem Sinne damals über das Verhältniß zu Andersdenkenden, zu anderen Konfessionen und Kirchen sich aussprach. Den verbesserten religiösen Unterricht in den Schulen führte er durch seine Bemühungen um die Katechetik ein, und ließ sich in seiner persönlichen Thätigkeit zum Beyspiel für Andere durch die Trägheit und Widerspenstigkeit der sächsischen Geistlichkeit und durch die Spottrede nicht stören, die damals in Dresden, wo er am eifrigsten jenen Verbesserungen des religiösen Jugendunterrichtes oblag, gehört wurde: „der Churfürst habe statt eines Oberhofpredigers, den er gesucht, einen Schulmeister bekommen." Spener war es gleichfalls, der den Konfirmandenunterricht und die öffentliche Konfirmation in Deutschland begründete. Von ihm wurde zuerst auf eine praktische Weise die Alleinherrschaft der lateinischen Sprache in der Theologie gestürzt, und begonnen, die Muttersprache in die ihr gebührenden, aber zu lang entzogenen Rechte einzusetzen. Besonders aber ging durch ihn in der Ordnung und dem Geiste der kirchlichen Beredtsamkeit eine völlige Veränderung vor sich. Er befreyte den Kanzelvortrag von allen Auswüchsen unzeitiger Gelehrsamkeit, Streitsucht und Witzeley, leitete ihn aus der reinen Quelle der Bibel ab, und gab ihm edle Popularität und durchaus praktische Anwendung. Bald hatten sich um den Heros der Kirche gleichdenkende Männer und Jünglinge versammelt, welche sich in seinem Geiste ausbildeten und an verschiedenen Orten für denselben großen Zweck mit Liebe und Begeisterung zu arbeiten begannen. Dahin gehören namentlich Francke, der berühmte Stifter des Hallischen Waisenhauses, Anton, Schade u. A. Von dem Streite, welchen die Entstehung der frommen Hausversammlungen und Speners theologische Ansichten unter den orthodoxen Theologen erregt haben, ist hier nur das Wenige zu sagen, daß die Gegner mit allem Aufwand ihrer polemischem Kunst und ihrer historischen Gelehrsamkeit gleichwohl nicht im Stande waren, dem frommen und erleuchteten Spener die Fehler und Thorheiten Einzelner unter seinen Anhängern aufzubürden und den wohlthätigen Einfluß seiner Erscheinung für Theologie und Kirche abzuschneiden; daß hingegen Spener die Wuth und den unreinen Eifer seiner Feinde durch besonnene Vertheidigung seiner Ansichten und Bestrebungen, durch milden Geist und unerschrockene Pflichttreue beschämte, und eben so gewissenhaft gegen die irrenden Anhänger seiner Grundsätze als gegen die ungerechten Vorwürfe und unbilligen, unwahren Behauptungen der Gegner sich aussprach.

Die eigenthümlichen Ansichten Speners bestanden vornämlich in einem feinen Chiliasmus oder in der Hoffnung eines baldigen besseren, blühenderen Zustandes der christlichen Kirche, welcher besonders auch durch die bevorstehende Bekehrung vieler Juden und durch den Untergang

Babels — so nannte er in der Weise seiner Zeit die römische Kirche — werde herbeygeführt werden; ferner bezog sich seine Ansicht von der Wiedergeburt und vom Glauben darauf, daß er den Anfang des neuen Lebens in den Willen sezte und daraus die Folgerungen zog, gegen welche die steifen Orthodoxen so erbittert waren, daß nur in dem sittlich Gebesserten auch lebendige und wahre Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheiten entstehen könne, und daß umgekehrt ein vollkommenes Wissen vom Christenthum in den Ungebesserten oder Unwiedergeborenen unmöglich sey. In Betreff der äußeren Kirchenverfassung empfand Spener nur allzuschmerzlich den unvollkommenen, ja, verderbten Zustand der lutherischen Kirche, und sah deutlich ein, daß die ursprüngliche Gesetzgebung und Verwaltung der Kirche dieser selbst, d. h. den Gemeinden zustehe, und daß eine Zurückführung der rechtlichen Verhältnisse des Kirchenwesens auf diesen einzig vernünftigen und christlichen Zustand dem inneren Leben, dem gemeinsamen Interesse, dem moralischen Gedeihen der Gemeinde unendlich förderlich seyn müßte. Würde ihm von dieser Seite keine Erfüllung seiner Wünsche zu Theil; so sah er doch auf der anderen Seite den Samen des Guten herrlich aufgehen, namentlich in der vom Churfürsten von Brandenburg zu Halle gestifteten Universität, zu deren Entstehung und Einrichtung auch Spener mitwirkte und deren erste theologische Fakultät meist aus Schülern und Freunden Speners zusammengesezt war. Halle war der Heerd, von welchem aus die praktische Tendenz immer mehr den theologischen Wissenschaften sich anhing und auf das religiöse Forschen und Leben den glücklichsten Einfluß übte.

Wenn der spätere Pietismus durch dünkelhaftes Wesen seiner Anhänger, durch blindes Verwerfen aller Philosophie und Wissenschaftlichkeit, durch fades, planloses Predigen von Glauben und Zerknirschung, von Lamm, Kreuz und Blut Christi, durch Geringschätzung des moralischen Eifers um bloßer Beschaulichkeit und sinnlicher Gefühle willen, durch separatistische Abscheidung von dem übrigen Theil der Gemeinde als etwas Verwerfliches sich zeigte; so war der Mysticismus Speners und seiner Freunde „äußerlich angesehen nichts anderes, als die strenge sittliche Richtung auf ein thätiges Christenthum, entgegengesezt der begriffsmäßigen Starrheit der herrschenden Lehre und der unfruchtbaren Kälte des christlichen Lebens; innerlich aber (und dies ist das besonders Charakteristische) ruhete er auf der theologischen Grundanschauung von dem in der menschlichen Natur liegenden Verderben, zu dessen Hinwegschaffung es einer höhern, als natürlichen Kraft bedarf, die in Beziehung auf die Lehre als Erleuchtung, in Beziehung auf das Leben als völlige Erneuerung durch das Wort und den Geist Gottes sich darstellt und eine wahre innerliche Frömmigkeit erzeugt, die nicht allein die immer lebendige Quelle der Sittlichkeit, sondern auch das wesentlichste Erforderniß aller wahren Theologie ist." (II. B. S. 199, 200.) Spener adelte durch sein edles Beyspiel, seinen milden Sinn, seine ächte Frömmigkeit und uneingeschränkte Nächstenliebe den wahren, reinen Pietismus und zeichnete sich besonders in dem berühmten Streite über die Mitteldinge — Besuch von weltlichen Gesellschaften, Tragen kostbarer Kleider, Spazierengehen, Lesen von Zeitungen und Romanen, Fechten, Spiel, Theaterbesuch und Tanzen — durch seinen bey aller sittlichen Strenge doch gemäßigten Geist und durch sein billiges Urtheil aus. Was er von der Lektüre guter Schauspiele hielt, bezeugen folgende merkwürdige Worte an einen Freund: „die Komödien, wie sie jezt gehalten zu werden pflegen, (nachdem ich von Anderen höre, denn ich habe in meinem ganzen Leben kaum drey gesehen), verabscheue ich mit Dir. Jedoch, wenn sie auf diese Weise verfaßt und vorgetragen würden, wie unser Andreas Gryphius einige seiner Tragödien geschrieben hat, so würde ich anders von ihnen urtheilen. Denn aus der Lesung derselben erinnere ich mich einen nicht geringeren Sporn zum Guten empfangen zu haben, als aus der Lektüre der besten andern Bücher. Ja, wenn in einer zweifelhaften Sache, aus welcher einige Gefahr zu fürchten schien, Muth zu fassen war, fühlte ich mich durch das Lesen seiner Katharina von Georgien mit neuer Kraft gestärkt."

2) Süddeutsche Originalien, Bengel, Oetinger, Flattich. In Fragmenten gezeichnet von ihnen selbst. Herausgegeben von M. C. G. Barth, Pfarrer in Möttlingen in Würtemberg. Stuttgart, bey F. C. Löflund und Sohn, 1828.

Ob der Herausgeber dieser Schrift, welche drey ausgezeichnete Anhänger des Pietismus schildern soll, den milden, gemäßigten Sinn Speners in sich trage und gleich diesem von den gefährlichen Klippen der pietistischen Richtung sich völlig frey halte, möchten wir aus dem hohen Tone, mit welchem er in dem Vorworte spricht, in Zweifel ziehen. Dahin rechnen wir unter anderem die Stelle, wo der Verf. „ein eigenes Behagen in dem Gefühle zu finden erklärt, fremde Arbeit so frey weg lobpreisen zu dürfen und z. B. von diesem Büchlein sagen zu können, es wiegt mehr als eine ganze Michaelismesse." Doch eilen wir zu dem Buche selbst, das allerdings viel Kostbares enthält und einen noch glühenderen, poetischeren Mysticismus aufschließt, als wir ihn bey Spener gefunden haben. Von dem Apokalyptiker, Johann Albrecht Bengel, werden Apophthegmata, von seinen Freunden aus seinem Munde vernommen und aufgezeich-

net, im ersten Abschnitte der Schrift mitgetheilt; darauf kommen Auszüge aus Oetingers Briefen an den Grafen von Castell zu Rechweiler; und zulezt folgen Auszüge aus dem schriftlichen Nachlaß Flattichs. Die meisten dieser Mittheilungen betreffen jedoch mehr einzelne dogmatische und exegetische Ansichten, Urtheile über Leben und Umgang, über die Stellung der Frommen und Gläubigen in und zu der Welt, Rathschläge und Bemerkungen über verschiedenartige Vorkommenheiten und Fragen, als Blicke in das innere Leben der Frömmigkeit, in die innere Seite des Pietismus, worauf vielleicht manche Leser begieriger wären. Allenthalben aber muß man das gesunde, kräftige Herz dieser erleuchteten und frommen Männer, den heiteren Geist und nicht selten den feinen Witz und geistreichen Humor derselben bewundern.

„Wenn man darauf Achtung gibt; so wird man finden, daß Kleinigkeiten zwischen den Leuten die meisten Händel machen. Zwey Eheleute sahen in der Neujahrsnacht einen Vogel auf dem Dach. Der Mann glaubte, den Vogel zu kennen, und nannte ihn. Das Weib aber sagte: nein Mann! er heißt nicht so. Endlich kam es zu Händeln, daß sie einander prügelten. Da das Jahr vorbey war, erinnerten sie einander daran, was sie für Narren gewesen, daß sie sich über dem Vogel entzweyt. Da sagte das Weib: Mann! und ich habe doch Recht gehabt; und der Mann behauptete: er habe Recht gehabt. Da nun das Weib auf ihrer Rechthaberey beharrte, so geriethen sie aufs Neue hintereinander und prügelten einander wieder." — „Da ich bey Herrn v. H. zu einem Essen eingeladen wurde, bey welchem noch andere Cavaliers waren, so wurde über Tische von den Pietisten die Rede, daß es heutzutage so viele Pietisten gebe, wo man im Land hinkomme, treffe man dergleichen Leute an. Sie fragten mich daher, was ich von den Pietisten halte? was ein Pietist sey? Weil nun just ein Hund da war, so sagte ich zu Herrn v. H.: wenn Sie Ihren Hund hart halten, und den ganzen Tag auf ihn hineinschlagen, was thut der Hund? Er antwortete: er geht durch. Und wenn er durchgehet was thut er alsdann? Er sucht einen anderen Herrn, bey dem er es besser hat. Darauf sagte ich: sehen Sie, gn. Herr! auf die gemeinen Leute schlägt Jedermann zu, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein. Das stehen sie nicht aus, und gehen also durch, sie suchen einen andern Herrn, sie suchen Christum, und wer Christum sucht, ist ein Pietist." (Flattich.)

Geschichte.

Edward Gibbons history of the decline and fall of the Roman Empire in twelve volumes. Lipsik printed for Gerhard Fleischer 1829.

Mit wahrem Vergnügen haben wir den ersten Band dieses schönen Unternehmens in die Hände genommen. Ein Buch, wie dieses Geschichtswerk, dessen Verfasser einen Platz neben den ersten Historikern aller Zeiten errungen hat, sollte in den Händen eines jeden gebildeten Mannes seyn. Und so können wir einem Unternehmen den Beyfall nicht versagen, das die Anschaffung desselben in hohem Grade erleichtert.

Es sollen 12 Bände werden, jeden Monat vom Jänner 1829 an erscheint einer, so daß mit Ende dieses Jahrs das Ganze beschlossen seyn wird. Der Preis für alle 12 Bände ist 10 fl. 48 kr. rhein.

Das Papier ist ein dickes Druckvelin, die Lettern zwar klein, aber doch scharf und leserlich. Der erste Band, den wir allein bey Händen haben, ist korrekt, außer einzelnen, wenig bedeutenderen Druckfehlern haben wir nur eine bedeutende Nachläßigkeit gefunden; nämlich Seite 11, oben, wo ein ganzer Satz zwey Mal gedruckt ist. But the tranquil life of Antoninus Pius was spente in the bosom of the monarch. But the tranquil life of Antoninus Pius was spente in the bosom of Italy.

Wenn es uns erlaubt ist, dem Herrn Verleger einen Rath zu ertheilen, so hätten wir gewünscht, daß neben der gewöhnlichen, eine schönere Ausgabe auf größerem Format und ganz feinem Papier abgezogen worden wäre, da es gewiß nicht an solchen fehlt, die lieber etwas mehr ausgeben, um eine Ausgabe von Gibbon zu besitzen, welche den englischen an die Seite gesezt werden kann.

So wäre zu wünschen, daß der Herr Verleger nicht bey Gibbon allein stehen bliebe; sondern das Publikum mit einer ähnlichen Ausgabe der trefflichsten englischen Geschichtschreiber beschenkte, namentlich mit einem Clarendon, nach der neuesten Orforder Ausgabe vom Jahr 1826, bey der das Manuscript des berühmten Grafen zu Grund gelegt wurde, und worin vieles steht, was in früheren Ausgaben von den Erben Clarendons aus Schonung gegen Lebende und Todte unterdrückt wurde.

N°. 61.

Literatur-Blatt.

Freitag, 31. Juli 1829.

Dramatische Dichtkunst.

Schauspiele von Eduard von Schenk. Erster Theil. Belisar. Kaiser Ludwigs Traum. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Für die K. K. Oesterreichischen Staaten Joh. Bapt. Wallishausser in Wien. 1829.

Vor Kurzem hatten wir uns der trefflichen Dichtungen des Königs von Bayern zu erfreuen, hier sind nun auch die seines würdigen Ministers. Die „anmuthige Gunst des Zufalls," die in so hoher Stellung einen Dichter dem andern nahe bringt, gibt dem Zueignungssonett des Ministers an den König einen höhern Werth, als ihn Zueignungsgedichte, selbst zartgedachte, gewöhnlich anzusprechen haben, und die über den Kreis der hier uns dargebotenen Schauspiele selbst hinausliegenden Beziehungen des Dichters zu dem königlichen Sänger, dem er sie widmet, und beyde zu Deutschlands und Bayerns Ehre, sind zu auffallend und bedeutungsvoll, als daß wir sie nicht zuerst ins Auge fassen sollten. Doch wollen wir uns begnügen, ohne Kommentar das schöne Gedicht hierherzusetzen, das alle jene Beziehungen in unübertrefflicher Form ausdrückt:

Es steht ein Wald voll wunderbarer Bäume;
Von goldnen Früchten funkelts in den Zweigen;
Im Laube tönt ein heit'rer Sangesreigen
Und auf den Blüthen schaukeln sich die Träume.

Da sieht man plötzlich einen Baum entsteigen,
Sein Wipfel küßt der Wolken rothe Säume,
Indeß die Wurzeln in die tiefsten Räume,
Ins Herz der Erde sich hinunter neigen.

Die edle Ceder ist der Baum! — Ein Rauschen
Geht durch den Hain und ehrfurchtsvolles Lauschen
In schweigender Bewundrung sie zu grüßen.

Und eine Staude, die von Lieb' erglühte,
Senkt still ihr Haupt und legt die erste Blüthe
Dem königlichen Baum dankbar zu Füßen.

Wenn wir sehn, wie im Schooß eines Hofes der oft mißhandelten Poesie ein reiner Tempel aufgerichtet wird, so soll uns dies in doppelter Beziehung eine gute Lehre geben. Wir sahen im vorigen Jahrhundert manche Höfe, vor allem den französischen, der andern nur das Beyspiel gab, mit einer Art von Poesie sich beschäftigen, welche den heiligen Namen derselben entweihte, und theils nur zu sklavischer Vergötterung des Despoten und seiner Kreaturen, theils nur zum Dienst der niedrigsten Wollust mißbraucht wurde. Später aber wurde die Poesie von den Höfen fast ganz entfernt und mit Verachtung behandelt. Jezt gibt es keine eigentlichen Hofpoeten mehr, und wir lesen in allen Zeitungen, daß die Fürsten sich Dedikationen verbitten. Dies hat wieder auf einer andern Seite nachtheiligen Einfluß geübt. Die von den Großen gering geschätzten Talente haben sich häufig, um nur fortzukommen, dem Pöbel verkauft; ja sie haben sich gerächt und den Großen, denen sie entbehrlich geworden, nicht nur nicht mehr geschmeichelt, sondern sogar nicht einmal mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn nun die Großen nicht nur duldend, sondern selbst thätig an der Poesie, und zwar an der rechten, wieder Theil nehmen, so muß ihr dies so heilsam seyn, als ihr die Geringschätzung und Trennung von derselben schädlich war. Wenn Könige und ihre Minister dichten, so tritt der Dichter wieder in die Rechte des ritterlichen Troubadours, und hört auf, der verachtete Jongleur zu seyn.

Indem wir diese Beziehung auf das Ganze der Poesie berücksichtigen, und uns in jedem Fall an dem hellen Scheine, den die Theilnahme der Großen auf alle dichterischen Bestrebungen wirft, erfreuen müssen, sollten wir auch nur auf den Geist, den die Gedichte derselben athmen, im Ganzen achten, und nicht in kleinlicher Handwerkseifersüchteley etwa einzelne Gebrechen der Form daran schadenfroh ausspioniren. Da es indeß nicht wohl zu vermeiden ist, daß in den niedern Ständen sich Neider, in den höhern Spötter genug mit dieser verächtlichen Art, dem Autor die Federn vom Rock zu lesen, abgeben werden, so ist es gewiß doppelt schätzbar, daß Herr von Schenk nicht nur im Ganzen des geistigen Gehaltes, son-

dern auch im Einzelnen der Form nach höchster dichterischer Vollendung gestrebt hat. Man glaubt es bey der Lektüre seiner ausgezeichnet schönen und wohllautenden Verse zuweilen zu erkennen, daß er auf die eifersüchtige Kritik Rücksicht genommen, daß er gefühlt hat, seine Poesie müsse allwärts geharnischt auftreten. Wer, wie Referent, an jener Eifersucht nicht krank ist, möchte sogar zuweilen wünschen, daß der Dichter nicht überall so schöne Worte gewählt hätte, da die gleich schöne Diktion der minder bedeutenden Reden derjenigen der bedeutendsten nicht genug Folie unterlegt.

Das erste der vorliegenden Schauspiele, **Belisar**, ist bereits einem großen Theile des deutschen Publikums durch seine Darstellung auf der Bühne bekannt geworden, und diese hat einen so glänzenden Erfolg gehabt, daß wir von Belisar schon als von einem der ausgezeichnetsten und anerkanntesten deutschen Theaterwerke sprechen dürfen.

Der Gegenstand dieses Gedichtes ist der hohen Stellung des Verfassers würdig. Der Staatsmann schildert den Staatsmann, und zwar in dem rührenden Schicksal desselben den Kampf der Treue gegen Fürst und Vaterland mit der Verläumdung und dem Verrath, die an Höfen das Verdienst beständig umlauern. Ein äußerst fruchtbarer und beziehungsreicher Stoff, schon oft mit mehr oder minder Glück, von Dichtern behandelt und eben so oft in Beyspielen der Geschichte selbst niedergelegt, nirgends aber in so einfachen und großen Umrissen, und von so tragischer Schönheit als in der Geschichte des Belisar. Wie der Dichter diesen Stoff behandelt hat, wollen wir in gedrängter Kürze darlegen. — **Erster Akt.** Belisar, der Feldherr des griechischen Kaisers Justinian, hat die Vandalen in Afrika überwunden und kehrt siegreich nach Konstantinopel zurück. Er wird von seiner Gattin Antonina und von seiner Tochter Irene erwartet, von der leztern mit kindlicher Freude, von der erstern mit der heftigen Begierde einer bald zu sättigenden Rache, denn sie will ihren Gatten ins Verderben stürzen. Eutrop und Rufin, Große des Hofes und Neider des Belisar, suchen Antonina, ihre Verbündete, auf, um sie zu ermahnen, sich durch das Wiedersehn des Gatten nicht zur Großmuth stimmen und von dem Racheplan abwendig machen zu lassen. Sie aber beruhigt sie darüber, indem sie ihnen den wahren Grund mittheilt, aus dem sie, scheinbar unnatürlich, den eignen Gatten verrathen will. Sie erzählt, sie habe vor neunzehn Jahren dem Belisar einen Sohn geboren, der ihr bald nach der Geburt entrissen worden sey. Belisar habe sie über das Schicksal desselben getäuscht, allein ein Sklave, der vor Kurzem gestorben, habe ihr auf dem Todbette gestanden, daß Belisar, weil ihm geträumt, dieser Sohn werde gegen sein Vaterland die Waffen tragen und ein Sklave werden, um im Sinn eines alten Römers einer solchen Schmach vorzubeugen, ihm befohlen habe, das Kind zu tödten; er aber habe es aus Mitleid lebendig am Meeresufer ausgesezt, und man habe nie mehr etwas von ihm erfahren. Diese tyrannische That des Vaters sey es, die ihr Muttergefühl empöre und sie zur Rache antreibe.

> Jezt wisset ihr, was gegen Belisar
> In euern Bund zu treten mich bewogen.
> Den Knaben, den ich ihm und mir gebar,
> Warf er den Thieren hin, den Meereswogen,
> Er hat um meines Lebens schönstes Gut
> Unväterlich, unmenschlich mich betrogen,
> Und sah aus dieses Herzens reinstem Blut
> Schon damals froh die Lorbeern sich erheben,
> In deren Schatten er beneidet ruht. —
>
> Doch diese Lust soll enden, und sein Leben
> Soll elend werden, wie das meine bleibt!
> Den Geist des Sohnes seh ich vor mir schweben,
> Der zürnend mich ans Werk der Rache treibt,
> Denn Rache hab ich feyerlich geschworen.
> Nicht ruhen will ich, bis sein Glück zerstäubt,
> Sein Ruhm vernichtet ist, sein Glanz verloren,
> Bis ich ihm sagen kann: das that ich dir,
> Weil du das Kind mir stahlst, das ich geboren! —

Nach diesen Vorbereitungsscenen führt uns der Dichter in den Kaisersaal, wo Justinian seinen siegreichen Feldherrn empfängt. Belisar stellt die gefangenen Vandalen vor, denen die Freyheit geschenkt wird. Ein Jüngling unter denselben, Alamir, ist sein Liebling geworden, und er nimmt ihn an Sohnes Statt an, da ein Zug des Herzens beyde an einander fesselt. **Zweyter Akt.** Belisar unterredet sich mit Alamir und erfährt von demselben Umstände seines Lebens, die ihn auf die Vermuthung führen, er könne sein verlorner leiblicher Sohn seyn. Er wird aber durch die Ankunft seiner Tochter Irene unterbrochen, die ihm ängstlich meldet, daß er vor dem Kaiser erscheinen solle. Er geht, und Irene schüttet ihre bangen Sorgen im Herzen Alamirs aus, da sie vor dem geheimnißvollen Wesen ihrer Mutter und deren Umgang mit Belisars ärgsten Feinden zittert. Alamir verspricht ihr, für Belisar zu leben und zu sterben. Hierauf sehn wir Belisar vor dem Gericht des Kaisers erscheinen. Erst klagen ihn seine beyden Neider des Hochverraths, des Verständnisses mit dem Feinde und der Absicht an, den Kaiser zu entthronen; dann erscheint seine unglückliche Gattin selbst und bestätigt die Anklage, indem sie die den Verrath beurkundende untergeschobenen Briefe für ächte ausgibt. Belisar entrüstet sich über die unnatürliche That seiner Gattin, sie aber ruft aus:

> Wie? du fragst, was du mir thatest?
> Und du wagst es, die Natur noch
> Anzurufen und die Namen
> Noch zu nennen: Kind und Mutter?
> Du, der seinen einz'gen Sohn
> Wegriß von der Mutter Busen,
> Und ihn schlachtend deinem Ehrgeiz,

Mit des Erstgebornen Blute
Deine Lorbeern dir erkauftest!

Belisar läugnet die Aechtheit der Briefe, und erklärt dem Kaiser den Grund, warum seine Gattin ihn verräth:

Agamemnon! Muß dein Unstern
Sich in meinem Loos erneuen?
Dir auch, als du siegestrunken
Wiederkehrtest, warf die Gattin,
Mit dem Feinde still verbunden,
Um dein Haupt das Todesnetz,
Sich zu rächen, weil du muthig
Dem geliebten Vaterland
Deiner Tochter zarte Blume
Einst zum Opfer dargebracht!

Kaiser! Väter! Mein Bewußtseyn
Spricht mich frey vom Hochverrath
Und die schrankenlose Wuth nur
Des gekränkten Mutterherzens,
Das entflammt nach Rache durstet,
Konnte dieses Weib verleiten,
Daß ihr Mund als wahr bekundet,
Was ihr Herz als falsch verläugnet.
Doch der fürchterlichen Blutschuld,
Deren sie mich anklagt, bin ich
Schuldig und bekennen muß ichs —
Tödten ließ ich meinen Sohn.

• • •

Ja, des Mordes bin ich schuldig;
Doch nicht Euch geziemts, mich darum
Zu verdammen. Die Natur blos,
Deren Regung ich erstickte,
Spreche dieser That das Urtheil,
Nicht mein Vaterland, nicht Rom,
Dem allein des Sohnes Blut ich
Rasender zum Opfer brachte.

Dritter Akt. Das Urtheil soll gefällt werden. Die Beweise sind gegen Belisar, doch Justinian sträubt sich, ihnen zu glauben.

Das Recht ist meines Lebens Ruhm. Ich gab
Gesetze, die mit steten Huldigungen
Die Welt noch ehrt, wenn längst der Zeiten Grab
Das röm'sche Reich, das man als ewig preißt,
Im Osten wie im Westen hat verschlungen. —
Der Heiligen, die nach der Weisheit heißt,
Erbaut' ich einen Tempel, wie die Welt
Noch keinen sah, und jezt beym schwersten Schritte
Auf meiner Herrschaft dunkler Laufbahn fehlt
Mir Weisheit, und ich finde nicht das Recht. —

Allmächtiger! erhöre meine Bitte,
Erbarmend blick' herab auf deinen Knecht!
Gib mir ein Zeichen, einen Lichtstrahl senke
In dieses Herz voll Zweifelsqual und Streit;
Nur einen kleinen armen Tropfen schenke
Mir aus dem Meere der Allwissenheit!
Doch was sag' ich Allwissenheit? Laß mich
Nur einen einz'gen Augenblick, ich flehe,
In eines einz'gen Mannes Seele schauen,
Ins Herz des Belisar, damit ich sehe,
Ob Feind er oder Freund ist, und ob ich
Ihn retten darf und fürder ihm vertrauen!

In diesem Augenblick bricht das empörte Heer in das Schloß ein. Sie verlangen Belisars Freyheit. Doch ein einziges Wort des Kaisers scheucht sie in ihre Schranken zurück. Dieser Gehorsam beweist ihm, daß Belisar seine Soldaten nicht von ihrer Pflicht abgelockt hat, und diesem Zeichen vertrauend, schenkt er ihnen das Leben Belisars, um das sie bitten. Er verbannt ihn blos und sagt im Abgehn zu Eutropius und Rufinus:

Sorgt dafür,
Daß er mein Antlitz nie mehr schauen kann!

Dieses legen die Verräther eigenmächtig so aus, als sey es ein Befehl, dem unglücklichen Belisar das Licht des Auges zu rauben, und sie eilen, ihn blenden zu lassen. Die Scene wird in Belisars Wohnung versezt, wo Antonina, von tausend Qualen geängstigt, nachdem sie den Sohn und Gatten verloren, nun auch ihre Tochter Irene vermißt. Da erscheint Alamir und kündigt ihr unter gerechten Vorwürfen das Schicksal ihres Gatten an. Sie sagt ihm, nicht ahnend, in welcher geheimnißvollen Beziehung dieser Alamir zu ihrem Hause steht, er selbst habe zu ihrer That beygetragen, denn als sie gesehn, wie er, der Fremdling, von ihrem Gemahl als Sohn angenommen worden sey, habe ihr Mutterherz im Andenken an den verlornen eignen Sohn brechen müssen. Die lezte Scene dieses Akts spielt im Gefängniß des blinden Belisar, wo die treue Irene als Knabe verkleidet erscheint, um ihren Vater auf der Flucht zu führen. Vierter Akt. Leo und Nicanor, die alten Freunde Belisars, berichten dem Kaiser, daß ein Heer von Alanen und Vandalen ins Reich gebrochen sey, angeführt von Alamir, der seinen väterlichen Freund rächen wolle. Dies macht den Kaiser glauben, Belisar sey wirklich ein Verräther gewesen, und es beruhigt sein Gewissen, das ihn bisher wegen des Urtheils unaufhörlich gequält hatte. Hierauf führt uns der Dichter in ein wildes Gebirge, wo in den Einöden und Schrecken der Natur der blinde Belisar mit seiner Tochter herumirrt. Bald erscheinet hier auch Alamir und sein Freund Oktar, der mit dem Heer der Alanen im Begriff ist, auf Konstantinopel loszugehn. Belisar beschwört sie, die Rache aufzugeben und nichts gegen seinen Kaiser und sein Vaterland zu unternehmen. Alamir gehorcht ihm, allein Oktar läßt sich nicht zurückhalten, sondern zieht vorwärts. Belisar bleibt kummervoll mit Irene und Alamir allein, entdeckt aber nun, daß der leztere wirklich sein Sohn ist. Fünfter Akt. Justinian erfährt, daß sein sieggewohntes Heer, da es Belisar nicht mehr an der Spitze hat, von den Alanen geschlagen sey. Antonina erscheint, vom tiefsten Kummer niedergedrückt und schon dem Tode nahe, vor dem Kaiser, um ihm, ehe sie stirbt, ihre Schuld und die Falschheit der Anklage zu bekennen. Justinian bescheidet sogleich Eutrop und Rufin zu sich,

und entlarvt sie, indem er einem sagt, der andere habe schon gestanden, obgleich es nicht wahr ist, worauf dieser selbst gesteht. Nachdem dies im Pallast verhandelt worden, sehn wir vor den Thoren Konstantinopels Belisar und seine Kinder auf das Heer des Kaisers stoßen, das im Begriff ist gegen die Alanen zu streiten. Der alte Feldherr, obgleich blind, wird zum Anführer ausgerufen und überwindet Oktar. Auf den Tod verwundet kehrt er aus der Schlacht zurück, und haucht seine treue Seele in den Armen des tieferschütterten Kaisers aus.

Die poetische Gerechtigkeit wird in diesem Trauerspiel auf die vollkommenste Weise befriedigt. Belisars Schicksal ist kein einfaches Unglück; es ist ein ächt tragisches, durch eine Schuld gegen die Natur verdientes Schicksal, und um so tragischer, je weniger er selbst an diese Schuld glaubt, sie sogar für ein Verdienst hält, und je zufälliger sein Unglück gerade mit der Strafe für diese Schuld zusammenzuhängen scheint. Der römische Zug im Charakter Belisars ist der Schlüssel zu seinem Schicksal, und es ist äußerst lobenswerth, daß der Dichter durch dieses Moment die Größe Belisars erhoben hat, indem er sein Unglück dadurch motivirte, daß er unsre Bewunderung für den Helden vermehrte, indem er das bloße Mitleid mit demselben verringerte. Die Geschichte bot den Charakter des Helden nicht so dar, wie er hier erscheint, aber die Möglichkeit, ihn so zu behandeln, und er konnte nach Zeit und Umständen nicht natürlicher, nicht charakteristischer behandelt werden. Er ist sehr durchdacht, sowohl an sich als in seinen Beziehungen auf die Zeit und die mit in der Handlung begriffenen Personen, und wenn das Auge an dem ächt Theatralischen seiner Erscheinung, das Gemüth am ächt Erhabenen und Rührenden seines Schicksals sich gelabt hat, so gewährt er dem kritischen Verstande noch das Vergnügen, das Studium daran zu bewundern. Unter den Beziehungen des Helden auf die Nebenpersonen tritt zunächst die auf den Kaiser hervor. Der Dichter hat dem redlichsten Diener auch den redlichsten Herrn gegenübergestellt, und der leztere litt unter dem Schicksal, das sie trennte, nicht weniger. Hier kam die Geschichte dem Dichter entgegen. Justinian ist welthistorisch, weniger durch seine Thaten als durch seinen Rechtssinn und durch die Sorgfalt, die er für die Sammlung und Anordnung des römischen Rechts trug. Dieser Umstand muß uns die Zweifel des Kaisers bey dem vorliegenden Rechtsfall noch weit interessanter machen, als sie es bey einem andern, nur im gewöhnlichen Sinne wohlwollenden Fürsten seyn würden. Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch das ächt inquisitorische Verfahren des Kaisers gegen Eutrop und Rufin, indem er sie durch eine kleine List zum Geständniß bringt, und wer an dieser vielleicht zu unkaiserlich erscheinenden List einigen Anstoß nehmen sollte, darf sie wohl mit der juristischen Tendenz gerade dieses Kaisers entschuldigen. — Die Beziehung Belisars zu seiner Gattin ist nicht minder interessant. Er vergleicht sie selbst mit dem Verhältniß Agamemnons zur Clytemnästra, allein sie ist noch origineller, denn Clytemnästra rächte nicht allein, wie Antonina, ihr beleidigtes Mutterherz. In Antoninens Seele herrscht nicht zugleich eine fremde buhlerische Liebe, wie in Clytemnästras Brust, sondern rein die Mutterliebe vor. Ich zweifle nun zwar nicht, daß sich mancher Leser an der tückischen Art des Verrathes, wodurch sie sich rächt, stoßen wird, ich selbst finde sie empörend; allein Mutterliebe hat keine Gränzen und weibliche Rache bedient sich auch weiblicher Waffen. Ueberdies muß der Dichter auch damit gerechtfertigt werden, daß er in Antoninens Seele nicht weniger wie in der Belisars ein römisches Moment hat vorwalten lassen. Ein christliches Princip hätte ihre Rache gemildert, aber auch Belisars Schuld unmöglich gemacht. — Die Beziehung Belisars zu Alamir und Irenen ist gewissermaßen die Versöhnung des feindseligen Verhältnisses zu seiner Gattin, und ist ganz rein, heiter, erfreuend inmitten alles Trugs und aller Schrecknisse, welche dieses Drama sonst erfüllen. Der edle Muth Alamirs und die alles aufopfernde kindliche Liebe der Tochter sind die lieblichsten Farben des Gemäldes, das zarte Himmelblau, das über wilden Felsen freundlich hereinblickt. Auch ist wieder die Stellung beyder Kinder zur Mutter trefflich gewählt. Irenens Liebe zum Vater ist ein stillschweigender und zugleich der stärkste Vorwurf für die Mutter, und spricht lauter gegen sie, als aller Tadel des Kaisers, und als die vom Bewußtseyn des Sohnesmords gedämpften Klagen des Vaters. Alamir tritt nur einmal der Mutter gegenüber, ohne daß beyde sich erkennen, aber eben deshalb ist diese Scene, die achte im dritten Akt, eine der ergreifendsten.

Wer den Belisar noch nie auf einer Bühne hat aufführen sehn, wird doch schon aus der oben gegebenen kurzen Skizze desselben ersehn, daß er äußerst theatralisch ist und fast ununterbrochen ergreifende und malerische Scenen darbietet, ein Umstand, den ich um so lieber erwähne, als er bey neuern Tragikern gar selten zu seyn pflegt. Was die Sprache, den Versbau, den Reim betrifft, so habe ich deren durchgängige Korrektheit bereits gerühmt, und einige Proben davon herausgehoben.

Das in diesem ersten Theil der Schauspiele des Herrn von Schenk dem Belisar folgende kleine Drama: „Kaiser Ludwigs Traum, ein Festspiel zur Feyer des ersten Erscheinens Ihrer Majestäten des Königs Ludwig und der Königin Therese von Bayern im Hof- und Nationaltheater zu München, am 27. März 1826" läßt dem Kaiser Ludwig im Traum die Bilder der künftigen Größe und des künftigen Glücks des bayerischen Königshauses vorüberführen, und spricht, dem Zweck gemäß, Liebe für die Hingegangenen, Glauben an die Gegenwart und Hoffnung auf die Zukunft aus.

W. M.

N°. 62.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 4. August 1829.

Aristoteles und die neuen Dramatiker.

Wenige Schriftsteller in der Welt sind so viel gelesen und erläutert, bewundert und angegriffen worden als Aristoteles; und dennoch sind die in ihm verborgenen Schätze keineswegs schon alle gehoben, vielmehr erweckt er, von einem neuen Gesichtspunkte und unter veränderten Verhältnissen und Beziehungen betrachtet, neue Gedanken und führt zu eigenthümlichen Ergebnissen.

Dies gilt vor Allem von seiner Poetik, über welche Philologen, die das Theater gar nicht kannten, gewiß keine genügenden Erläuterungen zu geben im Stande waren, und die von Männern, die es kannten (Lessing, A. W. Schlegel, Solger) sehr verschieden gewürdigt worden ist. Eine gelehrtere Untersuchung, ob und wie diese verschiedenen Ansichten unter einander auszugleichen seyn dürften, eine Prüfung des Wesens der aristotelischen Philosophie, oder auch nur der Lesearten und Definitionen der Poetik, gehört nicht für dieses Blatt; es sey mir aber erlaubt, hier Bruchstücke aus einem größeren Versuche vorzulegen, um dadurch die Aufmerksamkeit wieder auf den großen Griechen hinzulenken. Mit Uebergehung der Fragen: wie sich des Aristoteles Poetik zu seiner Rhetorik verhalte, was ihm der höchste Grundsatz der Kunst sey, und dergleichen mehr, wenden wir uns sogleich zu seiner Definition des Trauerspiels. Von mehr als zwanzig Uebersetzungen derselben in verschiedenen Sprachen, welche bedeutend unter einander abweichen, wollen wir nur fünf mittheilen, zwey französische und drey deutsche.

Uebersetzung von Batteux.

La Tragédie est donc l'imitation d'une action noble, entière, étendue jusqu'à un certain point, par un discours accompagné d'agrémens, dramatique dans toutes ses parties et sous toutes ses formes, que se fait non par le récit, mais par un spectacle de terreur et de pitié, pour nous faire ressentir ces deux passions purgées de ce qui les rend désagréables.

Uebersetzung von Dacier.

La Tragédie est donc une imitation d'une action grave entière, et qui a une juste grandeur: dont le style est agréable assaisonné, mais différemment dans toutes ses parties, et qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur, achève de purger en nous ces sortes de passions, et toutes les autres semblables.

Uebersetzung von Buhle.

Die Tragödie nämlich ist die Darstellung einer wichtigen und vollständigen Handlung, von bestimmter Größe, in einer für das Ohr gefälligen Sprache, jeder besonderen Form der einzelnen Theile gemäß, dramatisch und nicht erzählend; um durch Mitleid und Furcht die Veredlung gewisser Leidenschaften zu bewirken.

Uebersetzung von Weise.

Die Tragödie also ist die nachahmende Darstellung einer vollständigen Handlung ernster Art, welche Größe hat, durch verschönerte Sprache, angemessen der besonderen Beschaffenheit ihrer einzelnen Theile; durch handelnde Personen und nicht bloße Erzählung, welche durch Mitleid und Furcht eine Reinigung dieser Gemüthsbewegungen bewirkt.

Uebersetzung von Goethe. (Kunst und Alterthum VI. 1. S. 83.)

Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt.

Die Abweichungen dieser so wie aller anderen Uebersetzungen, beruhen theils auf Verschiedenheit der Lesarten und der Interpunktion des Textes, theils auf Verschiedenheit der Ansichten und Grundsätze, die man schon mitbrachte, oder zu finden wünschte. Das lezte trifft insbesondere die Lehre von der Reinigung der Leidenschaften.

Bemerkungen, welche sich über diesen wichtigen Gegenstand darbieten, dürften sich am Besten den scharfsin-

nigen Erörterungen Lessings anreihen. Sie gehen (Dramat. II., 169—205) im Wesentlichen dahin:

Die Reinigung der Leidenschaften erfolgt nicht durch Mitleid und Schrecken, sondern durch Mitleid und Furcht. Die Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid. Wo diese Furcht fehlt, kann auch kein Mitleid statt finden, und wiederm ist das Mitleid keine von der Furcht ganz getrennte, unabhängige Leidenschaft. Vielmehr wird es, wenn jene Furcht hinzutritt, weit lebhafter, stärker und anziehender.

Mitleidige Regungen ohne Furcht für uns selbst, Philantropie, allgemeines Gefühl der Menschlichkeit ist zu schwach, als daß es tragische Wirkung thun könnte. Nicht die vorgestellten, nicht alle Leidenschaften können und sollen durch das Trauerspiel gereinigt werden, sondern lediglich Mitleid und Furcht, aber diese beyden ungetrennt und in ihrem ganzen Umfange. Sie sind die Leidenschaften, welche wir, nicht aber die handelnden Personen, empfinden; durch sie rühren uns die handelnden Personen, ziehn sich aber durch Mitleid und Furcht nicht selbst ihre Unfälle zu. Ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenschaften viel oder wenig beyträgt, ist dem Aristoteles sehr gleichgültig.

Zur besseren Prüfung dieser und anderer Erklärungen wird es dienen, wenn wir vorher sehen, wie sich Aristoteles an andern Stellen seiner Werke über diese Gegensätze äußert.

Der Katharsis, Reinigung erwähnt er bey der Musik (Polit. VII. 7.) und stellt sie mit der Jatreia, der Heilung, zusammen. Es muß also, um sie anzuwenden, ein Mangel vorhanden seyn, und die eintretende Veränderung irgend eine Besserung desselben in sich schließen, diese möge nun moralisch, oder anderer Art seyn.

Ueber Mitleid und Furcht gibt die Rhetorik (II. 5. 8.) folgende Auskunft: furchtbar ist, was, wenn es einem andern widerfährt, oder bevorsteht, Mitleid erregt. Das Furchtbare muß uns erscheinen. Wer im höchsten Glücke lebt, oder schon Unzähliges erduldet hat, fürchtet nicht. Mitleid ist Schmerz, Trauer, welche entsteht, wenn man sieht, daß ein verderbliches und schmerzliches Uebel jemand zustößt, der dasselbe nicht verdient; wenn dies Uebel ferner nahe erscheint und uns selbst oder einen der unsrigen treffen könnte. Die ganz Glücklichen oder ganz Unglücklichen sind vom Mitleide ausgeschlossen. Desgleichen die, welche im Zorne oder Uebermuthe sich um nichts kümmern, und die allzu Furchtsamen, welche über sich an andere nicht denken können.

Aus dem Allen scheint uns Folgendes hervorzugehen:

1) Die Reinigung ist keinesweges, wie einige gedeutet haben, eine Vernichtung der Leidenschaften, sondern (übereinstimmend mit den ethischen Grundsätzen des Aristoteles) eine Hinführung auf das Mittlere, mit Ausschließung des zu viel und zu wenig. Wer stoisch oder puritanisch alle Leidenschaften vernichten will, zerstört, wenn nicht jede Kunst, doch gewiß die tragische. Andererseits war die Katharsis dem Aristoteles gewiß nicht blos eine quantitative, sondern auch eine qualitative Veränderung; nur kann und soll dieselbe nie an dem schlechthin Bösen, Häßlichen und Gemeinen (was von der wahren Kunst stets ausgeschlossen ist) versucht werden.

2) Davon, daß Furcht und Mitleid auch ohne Vermittelung der Kunst erregt, gestärkt, gemindert werden können, ist hier nicht die Rede; wichtig aber die Frage: ob innerhalb der künstlerischen Kreise nur die Tragödie jene Kraft habe. Wir glauben, daß jede Dichtungsart, ja jede Kunst, in größerem oder geringerem Maaße, Leidenschaften erregen und reinigen könne; Aristoteles aber deßungeachtet mit Recht dem Trauerspiele vorzugsweise diese Kraft und Bedeutung zusprach, weil sie sich allerdings hier ganz anders und auf andere Weise geltend macht. Wenn dies aber der Fall ist, so frägt sich:

3) Warum soll die Tragödie blos Mitleid und Furcht, und nicht alle Leidenschaften reinigen? Sie soll, laut Aristoteles, alle reinigen, sogar diejenigen, welche die Worte των τοιὑτων übersetzen: „und die ähnlichen, die vorgestellten, alle andern Leidenschaften." Ihnen widerspricht Lessing nebst allen denen, welche übersetzen und deuten. „Dieser, dieser beyden Leidenschaften, Mitleid und Furcht." Wir glauben, es ist eine Verständigung und Ausgleichung beyder Meynungen möglich.

Ohne Zweifel werden nicht blos Mitleid und Furcht, sondern weit öfter alle andere Leidenschaften auf der Bühne dargestellt. Diese Darstellung wirkt auf den Zuschauer, er wird anders berührt, wenn Liebe, anders wenn Eifersucht, Ehrgeiz u. s. w. den Hauptinhalt des Trauerspiels ausmacht; es entstehen hienach verschiedene Gedanken und Gefühle, es treten Bewegungen, Aenderungen ein, die mit dem Geschehenen und Gehörten im genausten Zusammenhange stehen. Mithin muß das Trauerspiel nach Maaßgabe seines Inhalts hier auf die Liebe, dort auf den Ehrgeiz u. s. w. des Zuschauers und auf seine Ansichten darüber Einfluß haben; und dieser Einfluß, diese Veränderung wird eine Stärkung, oder Schwächung, eine Erregung, oder Beruhigung hervorbringen und in sich schließen. Wenn aber die tragische Darstellung jeder einzelnen Leidenschaft auf jede einzelne, aller Leidenschaften auf alle Leidenschaften wirkt, warum sagt Aristoteles nicht: die Tragödie vollbringt die Reinigung aller Leidenschaften? Warum nennt er Mitleid und Furcht ganz ausdrücklich, statt sie in dem allgemeinen Ausdruck zu begrei-

sen? Warum kommt er immer wieder auf diese Begriffe zurück?

Wir denken uns die Sache so: jede Leidenschaft erlaubt eine Reinigung, durch Bild, Symbol, Lehre, Drohung, Beyspiel, Schläge, Marter u. s. w. Diese Mittel liegen aber entweder ganz außerhalb des Gebiets der Kunst, oder doch der Tragödie. Und selbst in der Tragödie werden viele Leidenschaften nicht ohne Mittelglied, ohne gemeinsamen Begriff, jede schlechthin nur für sich oder durch sich gereinigt, also nicht Haß durch Haß, Eifersucht durch Eifersucht u. s. w.; vielmehr bedürfen alle eines gemeinsamen Elements der Reinigung, und dieses ist Furcht und Mitleid. Wo die Theilnahme nicht bis zu diesen beyden Gefühlen gesteigert wird, wo sie sich nicht wiederum mit jenen einzelnen Leidenschaften verbinden, kommt keine tragische Wirkung, keine Reinigung zu Stande. Warum aber gerade Furcht und Mitleid in die Kreise aller Leidenschaften eingreifen können, ist ganz klar, so bald wir ihre allgemeinere Natur zu Tage legen; Mitleid nämlich begreift allen Antheil in sich, den wir an Anderen nehmen, so verschieden die Veranlassung auch seyn möge; Furcht hingegen umfaßt jede Bezugnahme auf uns selbst. Alle Leidenschaften werden gereinigt, sofern sie durch diese Doppelbezeichnung hindurchgehen; keine kann ohne diese Vermittelung eine ächte Reinigung erfahren. Vielleicht ließe sich behaupten, unsere Selbstliebe und unsere Nächstenliebe, die Pflichten gegen uns selbst, und die Pflichten gegen unsere Nächsten, lägen in Furcht und Mitleid eingehüllt, und ihre rechte Natur werde in dem Trauerspiele enthüllt und verklärt, wenn nicht die Frage über den sittlichen Werth der Künste noch eine besondere Untersuchung verlangte. Bevor wir darauf kommen, müssen wir aber eines Einwandes erwähnen, der alle bisherigen Erklärungen und Ergebnisse umzustoßen scheint.

Goethe nämlich (Kunst und Alterth. VI. 1. S. 58) behauptet: Aristoteles rede in der zu deutenden Stelle lediglich von der Konstruktion des Trauerspiels selbst, und habe an die entfernte Wirkung, welche dasselbe vielleicht auf die Zuschauer machen würde, gar nicht gedacht. Wenn es durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse es mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater seine Arbeit abschließen. Unter Katharsis versteht Aristoteles diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert werde.

Von dem Zuschauer, seinen Leidenschaften und deren Reinigung ist, laut Goethes Erklärung und Uebersetzung, also gar nicht, es ist lediglich vom Dichter und seinem Kunstwerke die Rede. Das Erregen von Furcht und Mitleid bezöge sich hiernach auf die im Trauerspiele handelnden Personen, und das Ausgleichen wäre ein harmonischer Schluß, weil kein Kunstwerk mit einer unaufgelöseten Dissonanz zu Ende gehen darf. Alle Fragen über das Verhältniß der hörenden Zuschauer zum dargebotenen Werke werden als nicht hieher gehörig abgewiesen, und, statt der schwankenden Doppelbeziehung, eine einfache, unzweifelhafte hingestellt.

Dennoch entstanden bey uns, nach anfangs beyfälliger Freude, mehrere Bedenken gegen diese Ansicht. Wenn man nämlich die, Furcht und Mitleid erregenden, Mittel ohne Beziehung auf den Hörer, lediglich unter den zum Trauerspiel gehörigen Personen zur Anwendung bringt, wenn der Verlauf von Mitleid und Furcht nur Anordnung und Inhalt des Trauerspiels betrifft; so wird es fast unmöglich, zu erklären, warum Aristoteles diese beyden Gemüthsbewegungen allein nennt, und in den Vordergrund stellt. Sie sind weder als solche Hauptinhalt von Tragödien, noch treten sie neben andere, vorzugsweise dargestellten Leidenschaften, als vorzügliche Bindungsmittel und überall hindurch gehende Gründe des Fühlens und Handelns der Mitspielenden heraus. Liebe und Haß z. B. werden in den Trauerspielen weit öfter angewendet, machen sich öfter geltend, als Mitleid und Furcht, und der harmonische Schluß des Kunstwerks offenbart selten eine Ausgleichung dieser beyden Leidenschaften in den handelnden Personen. Sind dagegen in Goethes Uebersetzung und Erklärung unter dem Ausdrucke „solcher Leidenschaften,“ alle, mit Ausschluß von Mitleid und Furcht, verstanden, so wird es sehr schwer, ohne Beziehung auf den Zuschauer, den Gegensatz und wiederum die Einigkeit des Geschäfts und der Wirksamkeit jener beyden und aller übrigen Leidenschaften nachzuweisen, worin uns die eigentliche Lösung des Räthsels zu liegen schien. Das dreyzehnte Kapitel der Poetik, welches so oft auf die Wirkung im Zuschauer hinweiset, scheint uns mit Goethes Erklärung nicht füglich vereinbar, und noch deutlicher dürfte XIV, 2. ihr widersprechen, wo es heißt: die Fabel muß so angeordnet seyn, daß selbst ohne Aufführung des Trauerspiels, der Hörende zu Furcht und Mitleid bewegt wird. Eben so wenig können wir einräumen, daß Katharsis, Reinigung, dem Aristoteles nur eine Abrundung bedeute, die von jedem poetischen, ja von jedem Kunstwerke zu fordern sey. Er bezog sie gewiß, so wie auch bey der Musik, auf den Hörenden, und fand sie mit Recht vorzugsweise in der Musik und dem Drama.

Ist denn aber, so möchten wir zuletzt fragen, dadurch, daß ich alle Gedanken, Gefühle, Handlungen, Leidenschaften in die Tragödie hineinlege, und mich um den Zuschauer, Hörer und Leser gar nicht bekümmere, wirklich die Sache zu einem in sich genügenden Schluß gebracht? Wird denn nicht alles Objektive des Kunst-

werks, durch sehen, hören, lesen auch subjektiv? Könnten denn im Stücke Leidenschaften dargestellt, gereinigt werden, ohne daß durch Nachahmung und Wiederholung der Nachahmung in Geist und Herzen des Zuschauers das Aehnliche vorginge? Dieser verwandelt sich mehr oder weniger in die Personen der Tragödie, und das Wesen derselben wird ganz angemessen durch die Art und Weise bezeichnet, wie man vermittelst Furcht und Mitleiden diese Wechselwirkung zu Stande bringt.

Inhalt und Zweck unserer bisherigen Erläuterungen wird vielleicht deutlicher, wenn wir sie auf das Lustspiel ausdehnen. Daß gewisse Leidenschaften gar nicht für dasselbe gehören, und die ihm zugewiesenen eine andere Behandlung, als die tragische erfordern, ist als eingeräumt vorauszusetzen. Wenn wir nun, unsere obige Behauptung hieher übertragend, die eigenthümliche und nothwendige Wirkung des Kunstwerks mit in seine Erklärung aufnehmen, so bringt auch das Lustspiel Veränderungen auf den Zuschauer und in demselben hervor, und diese Veränderungen stehn in unzertrennlichem Zusammenhange mit den dargestellten. Sie werden ferner in und mit der Lösung und Ausgleichung im Lustspiele selbst auch eine Reinigung der verwandten Gefühle und Zustände bey dem Zuschauer bewirken; nur kann und darf dieselbe nicht durch die tragischen Mittel der Furcht und des Mitleids zu Stande gebracht werden. Wir können aber auch im Lustspiel den einzelnen Affekt im Zuschauer nicht unmittelbar durch den einzelnen Affekt des Mitspielenden reinigen, sondern bedürfen allgemeiner Vermittlungsglieder und Beziehungen. Sollten diese für das Lustspiel nicht die Gegensätze jener tragischen, nämlich statt der Furcht die Hoffnung, statt des Mitleids die Mitfreude seyn? Bringt die Darstellung der einzelnen Gemüthsbewegungen im Lustspiele es nicht so weit, jene Empfindungen lebhaft zu erregen, so wird es wenigstens seine Hauptwirkung, die eigentlich dramatische, verfehlen. Von diesem Punkte aus dürfte sich noch Folgendes behaupten lassen.

1) Unbedingt nichtige Personen können jene Empfindungen nie erregen, dürfen also auch nicht (wie irrende Erklärer des Worts Ironie wähnten) als Inhalt eines ganzen Lustspiels vorgeführt werden.

2) In jeder Hoffnung liegt auch eine Furcht, in jeder Mitfreude auch Mitleid verborgen. Steigt die Hoffnung über das richtige Maaß, so gelangt sie durch Selbstvertrauen bis zu frechem Uebermuthe; so wie das Furchtbare sich in das Widerwärtige, Eckelhafte, Entsetzliche verirren kann. Beyde Abwege sind schlechthin verdammlich; in der Mitte bleibt indeß ein bedeutender Spielraum, wo die Tragödie heitere Elemente aufnehmen und ihrem Hauptzwecke unterordnen kann, und das Lustspiel (z. B. Donna Diana des Moreto) bis an das Trauerspiel hinanstreifen darf.

3) Abgesehn von der Frage über den Grund des Vergnügens an traurigen Gegenständen, bemerken wir hier nur, daß der höchste Schmerz bisweilen in Lachen übergeht und sich dadurch Luft zu machen sucht, und umgekehrt die höchste Freude gar leicht in Wehmuth umsezt und ganz natürlich in Freudenthränen ausbricht. Dies beweiset für analoge Betrachtung des Lust- und Trauerspiels und verstärkt die Ansicht: daß die von uns aufgestellten zwey und zwey Gemüthsbewegungen, wirklich die allgemeinen unentbehrlichen Vermittler für alle übrigen Leidenschaften sind.

* * *

Die Untersuchungen über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen müssen wir weglassen, um Raum für die Erörterung der Frage zu gewinnen: Hat die Kunst überhaupt mit der Sittlichkeit etwas zu schaffen, und ertödten wir nicht ihr Wesen, wenn wir es mit diesem, alles unbedingt beherrschenden, Prinzip in irgend eine Verbindung bringen?

Die Begriffe von Sittlichkeit und Kunst, von gut und schön, werden entweder ganz von einander getrennt und jedem sein abgeschlossenes Gebiet angewiesen, oder der eine dem andern untergeordnet, oder sie werden in ein Wechselverhältniß gestellt, jedoch ohne Aufhebung ihres Wesens und mit eigenthümlichen Kreisen und Verwandlungen.

Für die erste Ansicht scheint sich Goethe auszusprechen, wenn er in dem, schon öfter angeführten Aufsatze über die Poetik des Aristoteles sagt: „die Musik vermag so wenig als irgend eine Kunst auf die Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein.“

Was hierbey zuerst die Musik anbetrifft, so kann sie allerdings nicht unmittelbar moralische Grundsätze beybringen; wohl aber erzeugt das Anhören einer wahrhaft edlen Musik, so wie der Aufenthalt in einem schönen, oder erhabenen Gebäude, eine Menge von Gedanken und Gefühle der mannichfachsten Art, die ohne Vermittlung jener Künste nie aus dem unangeregten Gemüthe hervorgesproßt wären. Bey dieser Wirkung geht aber, wie jeder an sich erproben kann, das Schöne und Gute so mit einander und so in einander über, daß eine völlige Trennung und Entgegensetzung desselben gar nicht zu Stande zu bringen ist. Noch weniger läßt sich bey anderen Künsten die Wirkung ihrer Werke auf die Sittlichkeit abläugnen; ja sie kann oft viel größer seyn, als bey denjenigen Erzeugnissen, die sie recht von Amtswegen bezwecken. Wer dies alles läugnet, muß durch eine erlaubte Umkehrung des Goethe'schen Satzes auch zugeben, daß Kunstwerke gar nicht unsittlich seyn und eine unsittliche Wirkung hervorbringen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 63.

Literatur-Blatt.

Freitag, 7. August 1829.

Aristoteles und die neuen Dramatiker.

(Fortsetzung.)

Zulezt erwächst aber jenes Wegweisen des Sittlichen von den Kunstgebieten nur aus der Furcht, es werde der wahre Künstlergeist dadurch eingezwängt und in ungebührliche Sklaverey geworfen werden. Oder es dürften Dichter, aus freyen Stücken aber sehr irrig, ihre Kräfte lediglich darauf verwenden, die abstrakten Lehren der Moral, wir möchten sagen, mit Fleisch zu bekleiden. Hierüber nun finden wir in Goethe eine andere treffliche Stelle, welche die obige, wie es uns scheint, so aufklärt und näher bestimmt, daß es unnöthig wäre, noch ein Wort hinzuzufügen. Sie lautet: (Kunst und Alterthum V, 2, 172.) Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beyspiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die leztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ens Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält auch zugleich das Allgemeiue mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.

Wir kommen jezt zu der großen Zahl derer, welche eine Wechselwirkung zwischen Kunst und Sittlichkeit annehmen, aber das Gute entweder dem Schönen, oder das Schöne dem Guten unterordnen. Jenes ist minder in der Theorie, als in der Praxis von Künstlern geschehen, hat sich aber an ihren Werken dergestalt gerächt, daß das Schöne ihnen leicht zum Unedlen, Willkührlichen, blos Reizenden hinabsank, und der höchste Stempel harmonischer Vollendung ausblieb. Oefter sind Philosophen in den umgekehrten Fehler verfallen und haben das Schöne dem Guten untergeordnet. Derjenigen nicht zu gedenken, welche der Kunst als einem freyen menschlichen Schaffen in ihrem Systeme nicht füglich eine Stelle anweisen können (wohin wir Spinoza zählen möchten), verdient unter den Neuern Fichte hier Erwähnung, dem das Schöne nur Vorbildung, Mittel zur Sittlichkeit ist, auf welcher Grundlage und nach welcher Weise dann aber Kunstwerke erwachsen, wie sie eben Goethe mit Recht nicht will. Auch ergibt sich der Irrthum einer Unterordnung dieser Ideen schon dadurch, daß das Gute eben so Mittel zum Schönen, als das Schöne zum Guten werden, oder man endlich auch sagen kann: in lezter Stelle und höchster Vollendung und Durchdringung sey alles Schöne gut und alles Gute schön.

Wichtiger aber als die Ansichten neuerer Philosophen über diesen Gegenstand sind für uns die Platons, weil sie die des Aristoteles in ein helleres Licht setzen. Mit Uebergehung vereinzelter Stellen halten wir uns hier an das, was jener darüber zusammenhängend in der Republick vorträgt. Es heißt daselbst im Wesentlichen: (III, 387—396 und X.) Unglück soll der Mensch mit Standhaftigkeit ertragen, sich nicht dem Schmerze und unwürdigen Klagen hingeben, am wenigsten aber den Göttern solcherley Gemüthsbewegungen beylegen. Die übertriebenen Darstellungen der Tragödie und das unmäßige Gelächter der Komödie sind gleichmäßig zu verwerfen. Beyde Dichtungsarten beruhen auf Nachahmung, und nicht auf bloßer Erzählung. Jene Nachahmung ist aber eine vielfache und des Verschiedenartigen; sie muß also, da jeder nur ein Einziger ist und kaum eine Sache recht versteht, nothwendig mangelhaft und oberflächlich seyn. Ferner soll, wenn man anders nachahmen will, nur das Treffliche, Vollkommene, Tugendhafte nachgeahmt werden, keineswegs aber das Gegentheil von dem allem, wodurch Natur und Sitten, Leib und Seele nothwendig angesteckt und verderbt wird; deshalb ist kein Theil der Dichtkunst, welcher auf Nachahmung beruht, in einen vollkommenen Staat aufzunehmen und zu dulden. Hiezu kommt, daß jede Nachahmung unendlich weit von der Wahrheit absteht, und nothwendig von der Wahrheit hinwegführt. Hätte der Nachahmende irgend Einsicht in das Wesen dessen, was er nachahmt, er würde es entweder als nichtig zur Seite werfen, oder lieber durch Tüchtiges zu eigenen Thaten und Tugenden veranlaßt werden. Diese brächten ihm dann bey der Nachwelt ein ganz anderes Lob, als

wenn er sein Leben mit Loben des Unwürdigen verbringt. Nie kommt der Nachahmer über Schönheit und Häßlichkeit zur Klarheit, vielmehr leitet und bestimmt ihn das Urtheil der unwissenden Menge. So ist die nachahmende Dichtkunst eine schlechte Gabe, die, mit Schlechtem sich vermischend, nur schlechte Werke erzeugt. Sie bringt den Menschen in Aufruhr, belastet die Seele mit tausend inneren Widersprüchen, und vernichtet Harmonie, Gleichgewicht, Besonnenheit und Vernunft. Ja die Thorheit geht so weit, daß man den, welchem dies am meisten gelingt, als den besten Dichter lobpreiset. Erst wenn die auf Vergnügen gerichtete nachahmende Dichtkunst erweiset, daß sie in einem wohlgeordneten Staate andern Nutzen hervorzubringen im Stande ist, wollen wir ihre Aufnahme gestatten.

Nimmt man an, daß es dem Platon mit all diesen Aeußerungen, so wie mit den meisten andern der Republik gemachten Vorschlägen, kein Ernst war, so ist man freylich aller ernsten Untersuchung leicht überhoben. Uns scheinen indeß die für jene Ansicht beygebrachten Gründe ungenügend, sie mögen von der Person Platons oder von den Sachen hergekommen seyn. Je größer nämlich seine Dichtergaben angeschlagen und hervorgehoben werden, desto mehr muß man darin, daß er sie in den vielbetretenen und belebten Bahnen nicht geltend machte, den Ernst jener Widersprüche und die innige Ueberzeugung erkennen, daß dort unvertilgbare Mißbräuche obwalten, und ein reines Gemüth sich in die Kreise solcher verunreinigender Leidenschaften niemals stürzen dürfe. Wie man aber auch Platons Republik in unseren Tagen deute, gewiß nahm Aristoteles die Lehre von Gemeinschaft der Weiber, dem Tadel der Dichter u. s. w. für Ernst.

Es frägt sich nun:

1) Läßt sich dieser Tadel Platons rechtfertigen?

2) Wie verhält sich seine Ansicht zu der des Aristoteles?

Zuvörderst faßt Platon den Begriff der Nachahmung niedriger auf, als Aristoteles; dergestalt, daß dem Kunstwerke kein eigenthümliches, wir möchten sagen: erhöhtes und verklärtes Daseyn bleibt, sondern daß es nur in Beziehung auf ein speciell Nachgeahmtes etwas ist, und nothwendig etwas Unvollkommeneres und Geringeres ist. Hierbey verschwindet der Gedanke des Ideals, des wahren Schaffens und Veredlens, und trotz der Lehre von den Ideen bleibt dem Platon das, was man nachahmt, hier nur ein Paradeigma im Sinn eines Vorbildes, welches, so betrachtet, freylich immer höher steht als das Nachbild. Je ähnlicher dies aber, blos auf solchem Wege, dem Urbilde wird, desto eher müßten wir den schon oben ausgesprochenen Tadel wiederholen. Auch dürften bey dieser Bezugnahme auf das Sittliche, die Vorwürfe, welche Plato den Nachbildern ob ihrer Schwäche und Unvollkommenheit macht, oft noch mehr die Vorbilder wegen ihrer Stärke treffen, und eine Reinigung der Leidenschaften weit eher durch jene mittelst der Tragödie, als durch die Thaten selbst zu Stande kommen.

Nur die falsche Kunst steht von der Wahrheit, die ihr zukommt, entfernt, und zwar kann diese Unwahrheit, diese Ausartung einbrechen, sowohl wenn sie sich über das im höhern Sinne Wirkliche hinaus in leere Trugbilder und Fantome versteigt, als auch wenn sie, das Zufällige für wesentlich haltend, unter das Wahre und Schöne hinabsinkt. Schutz gegen die verderblichen Wirkungen der falschen Schönheit, sucht Plato irrig in der Unterordnung des Schönen überhaupt, unter das Gute; als wenn der Fehler nicht auch auf dieser Seite liegen und das durch ungenügende Theorien aufgefundene falsche Gute dem wahren Schönen den Untergang bereiten könnte.

Wendet man ein, daß Plato das Schöne dem Guten in der That nicht unterordne, sondern beydes coordinire, so erscheint ihm doch vieles nicht mehr wahrhaft schön, was dem Aristoteles auf seinem höchsten Standpunkte noch dafür gilt und was er so hoch stellt, als das Gute.

Aus der Verwechselung des sittlichen und künstlerischen Nachahmens entspringt auch jene irrige Lehre, dem letzten liege ob nur das unbedingt Treffliche, Tugendhafte, Harmonische darzustellen, womit man denn sehr übereilt die ganze dramatische Kunst vernichtet, der Malerey viele der besten Gegenstände nimmt, und die Musik auf bloße Fortschreitung durch Consonanzen zurückbringt. Nirgends hemmt und beschränkt der Lauf eines Künstlers seine sittliche Ausbildung, niegends tritt diese der künstlerischen Entwickelung in den Weg; wer jenes behauptet, verwechselt die falsche Schönheit, wer dieses, die falsche Sinnlichkeit mit der wahren.

Ohne Zweifel tritt Aristoteles all jenen Lehren Platons mit Bewußtseyn und Vorsatz entgegen: ihm ist die Mimesis nicht das unvollkommene Nachahmen eines einzelnen Gegenstandes, mit Ausschluß des künstlerischen, über dies Untergeordnete weit hinausreichenden, Schaffens; er fürchtet von der wahren Kunst nichts für die wahre Sittlichkeit, und während Platon sie beschuldigt das Gemüth überall zu verunreinigen und zu martern, hebt jener als edelsten Inhalt und Bestandtheil die Reinigung des Gemüths und der Leidenschaften hervor, und bringt diese sittliche Wirkung, diese Katharsis in löbliche Uebereinstimmung mit der ästhetischen, dem Vergnügen, der ἡδονή.

Wollte aber jemand auf das oben, wie wir glauben, Widerlegte zurückkommen und sprechen: die Katharsis hat keine sittliche Bedeutung, das Vergnügen ist dem Aristoteles alleiniger und eben ein unsittlicher Zweck der drama-

tischen Kunst und eine falsche Glückseligkeitslehre der Inhalt seiner ganzen Moral, so müßten wir freylich zur Widerlegung dieser Behauptung Hülfe in den andern Werken des Philosophen, zunächst in seinen Ethiken, suchen. Da dies indeß zu weit von unserem Zweck abführen und uns in die schwierigen Streitfragen über die höchsten sittlichen Grundsätze des Aristoteles verwickeln würde, so mag es hier genügen, aus dem Nebenwerke der Poetik, aus der Rhetorik Erläuterungen beyzufügen.

Das Vergnügen, oder noch allgemeiner die Glückseligkeit ist (so lautet die Anklage) dem Aristoteles höchster Zweck und höchstes Gut. Was versteht er denn aber, diese Untersuchung erscheint unabweislich, unter Glückseligkeit? Buch 1. C. 5. zählt er verschiedene Theile derselben auf, aber an der Spitze aller Erörterungen steht, sie sey: ἐυπραξία μετὰ ἀρετῆς.

Man kann dies nun übersetzen, Wohlseyn mit Tugend, oder Glück mit Tugend, oder Wohlthun mit Tugend, immer muß die Tugend als wesentlicher Bestandtheil festgehalten werden. Ja Aristoteles nennt gleich nachher die vier Haupttugenden: Weisheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung, als unentbehrlich zur Glückseligkeit; an einer anderen Stelle (I. 6. 7.) werden Vergnügen, Schönheit, Tugend, Glückseligkeit gleichmäßig als Gutes bezeichnet, also keiner dieser Begriffe allumfassend und allbeherrschend hingestellt; endlich sagt er (magn. moral. I. 4.), glücklich leben heißt gut leben, und gut leben heißt tugendhaft leben. Wie man aber dies und ähnliches stellen und deuten möge, so viel steht fest: Aristoteles hielt eine Versöhnung der Kunst und Sittlichkeit für möglich, wirklich, nothwendig. Die Ideen des Guten und Schönen behalten ihm ihr eigenes, eigenthümliches Wesen, keine soll die andere vernichten, oder auch nur unbedingt beherrschen; wohl aber findet zwischen ihnen stete Wechselwirkung und harmonische Zusammenwirkung statt. In ähnlichem Sinne muß man auch die Aussprüche des Horaz verstehn: aut prodesse volunt aut delectare Poetae, und Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

Unter den Neuern vertheidigt Schiller, fast mit zu großem Vorwalten dieses Bestandtheils, die sittliche Wirksamkeit der dramatischen Kunst (Werke II., 592) und Lessing sagt: (Dramat. XXV., 198) „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln."

In der neusten Zeit ist jedoch von einigen Seiten her behauptet worden: nur aus einer falschen Sittenlehre und Philosophie könne eine Verehrung der dramatischen Dichtkunst und des Schauspiels hervorgehen; nach dem höchsten und christlichen Standpunkte müsse man Beydes verwerfen. Wäre diese Behauptung richtig, so fiele die Poetik des Aristoteles allerdings in ihren wesentlichen Theilen zu Boden.

Es sey erlaubt zu ihrer Widerlegung einiges von dem mitzutheilen, was ich darüber in einem andern Aufsatze ausgesprochen habe.

In den ersten Jahrhunderten waren die Christen ohne Zweifel den Schauspielen feindlich gesinnt, jedoch aus Gesichtspunkten, die fast gar keine Anwendung mehr leiden. Damals sah man nämlich in den Besuchen des, auf Verherrlichung der heidnischen Götter gerichteten, obenein schrecklich ausgearteten Schauspiels Bekenntniß und Theilnahme des Irrthums, allein wenn jezt Diana, Venus u. A. in den Wolken erschienen; so weiß jeder, es ist nur Scherz, und höchstens eine liebenswürdige Verherrlichung deutscher Mädchen in bengalischem Feuer.

Zweytens, verabscheuten die ersten Zeiten, und mit vollem Rechte, alle Fechterspiele; die jetzigen Christen können sich dagegen mit der Gewißheit beruhigen, daß unsere heutigen Kämpfer (Scythen und Mexikaner nicht ausgenommen) so wohlgezogen und selbst in den höchsten Aufwallungen der Leidenschaften so besonnen sind, daß sie sich kein Leid anthun.

Im Mittelalter verschwand die weltliche Schauspielkunst ganz, und die Mysterien hatten einen so verschiedenen Boden und Zweck, daß man von hier aus weder für ein in den Kirchen zu gründendes geistliches Drama, noch für eine Darstellung des Heiligen auf unserer weltlichen Bühne etwas Erhebliches folgern kann. Selbst das Wohlgemeinteste war damals gewiß höchst mangelhaft, und erbaute wohl weniger, als es zum Spotte reizte. In den Esels- und Narrenfesten brach dieser mehr denn lustig, er brach frech hervor; und wie die Kirche sich mit Recht dagegen erklärte, ist auch seitens der Kunst kein Grund vorhanden, die Entwickelung des Lustspiels auf ähnlichem Wege zu versuchen.

Als sich die dramatische Kunst im sechszehnten Jahrhunderte mit verjüngter Kraft emporhob, und die Reformation von der religiösen Seite her alle Gemüther in Bewegung sezte, kam es zu neuen Erörterungen über das Wechselverhältniß der Bühne und des Christenthums. Am lebhaftesten erklärten sich innerhalb der katholischen Kirche die Jansenisten wider das Schauspiel, und wenn man auch nicht die lose Sittenlehre mancher Jesuiten über die ihrige hinaussezt, so möchte doch der katholischen Kirche das verständige und gemäßigte Urtheil des heiligen Thomas von Aquino mehr gelten, als die leidenschaftlichen Angriffe des Herrn Nikole. Eine Aufzählung dessen, was Puritaner, Independenten, Levellers gegen das Schauspiel gesagt haben, kann, willkührlich aus dem Zusammenhange gerissen und künstlich geordnet, dem Unkundigen als Wahrheit und sittliches Bestreben erscheinen; die zweyte,

fehlende Hälfte der Darstellung zeigt aber jene auch als Bilderstürmer, Zerstörer von Kirchen und Klöstern, als Feinde der bürgerlichen Ordnung, und nicht Wenige, in ihren Predigten wie in ihren Werken, als arge Heuchler und sündige Schauspieler.

Eben so lassen sich Rousseaus Einwendungen gegen die dramatische Kunst widerlegen, auch blieb die angeblich so humane Philosophie jener Zeit hiebey nicht stehen, sondern endete folgerecht mit einer Verwerfung aller Bildung und der Einladung zu dem uranfänglichen Naturstande zurückzukehren, das hieß Manchen mit den Thieren in den Wäldern umherzulaufen. Stellen wir aber die Frage allgemeiner, nämlich dahin: gibt es eine christliche Kunst und verträgt sich das Christenthum mit der Kunst? so sollten die Eiferer, welche kurzweg mit Nein antworten, bedenken: daß sie die muhamedanische Ansicht vertheidigen, mit der Kunst folgerecht auch die Wissenschaft, wenigstens ihren Haupttheilen nach verwerfen, oder als unnütz bezeichnen, und so das Christenthum in eine Religion der Rohheit und Barbarey verwandeln müssen.

Berichtigt man jene Behauptung dahin: einige Künste seyen mit dem Christenthume verträglich, andere dagegen verwerflich; so entgegnen wir: alle Künste haben eine gleichartige wesentliche Grundlage und Natur, weshalb sie eben Künste sind; und das Christenthum muß entweder mit diesem Wesentlichen in keinem Widerspruche stehen, und dann allen Künsten die Aufnahme verstatten, oder das Wesentliche verdammen, was wieder in die erste barbarische Ansicht zurückwürfe.

Wird hierauf geantwortet: einige Künste sind der Ausartung mehr, andere weniger unterworfen, so entgegnen wir: das mehr oder weniger gibt keinen Grund unbedingter Billigung oder Mißbilligung; denn, um der scheinbar frömmsten zu erwähnen, es gibt auch eine liederliche Malerey und eine nichtswürdige Musik. Endlich müßte das Christenthum die, einer Reinigung am meisten bedürfenden Künste, nicht von sich weisen, sondern am eifrigsten unterstützen und vom Verderben zu retten suchen. Denn darüber ist kein Zweifel, daß die heutige Kunst in vielen Stücken eine andere als die heidnische seyn müsse, und keine sich der christlichen Verklärung entziehen dürfe.

So viel zur Berichtigung jenes angeblich christlichen, höchsten Standpunktes; anderwärts haben wir den näheren Beweis geführt, daß, wer die Schauspielkunst verdammt, das Drama zugleich mit verdammt, und daß, wer dieses verdammt, nothwendig die ganze Dichtkunst als Abweg und Ausartung bezeichnen muß. Doch versteht sich von selbst, daß es leider wahrhafte Ausartungen der Dichtkunst, und insbesondere der dramatischen gibt, welche aus sittlichem wie ästhetischem Standpunkte nachdrücklichst zu bekämpfen eine Pflicht und ein Verdienst ist.

* * *

Es ist sehr merkwürdig, daß, während mehrere Neuere den Kampf zwischen Freyheit und Nothwendigkeit als den wesentlichen Inhalt des Trauerspiels bezeichnen, und unter Schicksalstragödie vorzugsweise die griechische verstehn, Aristoteles jene Worte und Begriffe in seiner Definition des Trauerspiels gar nicht erwähnt hat, ja in der ganzen Poetik kaum eine Stelle ist, die darauf hingedeutet werden könnte. Wollte man nämlich (und dies wäre wohl der einzig mögliche Versuch) die Worte ἦθος und πάθος in Gegensatz bringen, und unter jenem alles verstehn, was der Mensch frey aus sich erzeugt, und unter diesem alles, was ihm widerfährt; so würde doch diese herbeygekünstelte Freyheit und Nothwendigkeit unter dem allgemeinen, widersprechenden Sprachgebrauch wieder verschwinden, oder doch auf keinen Fall darzuthun seyn, daß Aristoteles sich die Sache so gedacht, oder irgend eine wichtige Folge daran gereiht habe.

Gewiß würde er widersprechen, wenn man die Begriffe von Freyheit und Nothwendigkeit aus einem anderen Gebiete ganz unbekleidet in die Kunst einführen, oder jene der Tragödie, diese der Epopee zuweisen wollte. Sie erscheinen dann als dei ex machina, als maschinenartige todte Mittel und Hebel, so vornehm sie sich übrigens auch anstellen mögen. Wir haben in unseren Tagen nur zu viel solcher Tragödien erhalten, wo die Räthsel der Freyheit und Nothwendigkeit und die Geheimnisse der Weltregierung wie durch eine bloße Formel gelöset werden sollen, die aber so weit von ächten Kunstwerken entfernt sind, als eine trockene Formel von lebendiger Schönheit.

Statt daß manche vermittelst der Freyheit und Nothwendigkeit alles ins Reine und Feine zu bringen wähnen, thäte diesen Begriffen eine recht tüchtige Reinigung selbst noth, denn gewöhnlich laufen beyde nach falscher Betrachtungsweise auf ein Gemeinsames, die bloße Willkühr hinaus; nur daß diese bey der sogenannten Freyheit vom Einzelnen, bey der angeblichen Nothwendigkeit von höheren Mächten ausgeht. Wie darf man ferner den unbedingten Sieg des einen Begriffs über den anderen als lezten Zweck der Tragödie aufstellen, ohne damit, deutlicher oder verdeckter, zu erklären: die Freyheit sey sträflicher Aufruhr gegen das Nothwendige, oder dies eine unverständige Beschränkung der Freyheit. Gibt man nun gar dem Nothwendigen das Schicksal, als nahe damit verwandt, zu Hülfe, so muß allerdings die Freyheit jedesmal gar jämmerlich unterliegen, und das lezte und höchste Ergebniß alles Tragirens wäre ein naseweises Raisonniren über die Dummheit und Ungerechtigkeit der Weltregierung. Nicht minder irren diejenigen, welche um jener, blos abstrakt aufgefaßten, Begriffe willen das aus der Tragödie ganz verbannen wollen, was der gemeine Sprachgebrauch zufällig nennt. Manche der herrlichsten Trauerspiele würden auf diesem Wege zerstört werden, z. B. Oedip und Romeo und Julie. (Fortf. folgt.)

N°. 64.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 11. August 1829.

Aristoteles und die neuen Dramatiker.

(Fortsetzung.)

Von anderen ist erwiesen worden, daß sich die Alten unter dem Schicksale keine blos willkührliche, blinde, äußere Gewalt dachten, und noch weniger sie vorzugsweise in der Tragödie zum Zerhauen des Knotens ansiedelten. Wäre dies aber der Fall, so ließe es sich gar nicht rechtfertigen, wenn Christen, welche sich zum Begriffe der Vorsehung erhoben haben, in so niedrige Ansichten und ein so heidnisches Verfahren zurückfielen. Kann denn aber, (wir dürfen dies wichtige Bedenken nicht verschweigen) noch irgend eine Tragödie bey Annahme der christlichen Lehre von der Vorsehung geschrieben, ja nur als möglich gedacht werden?

Müßten wir diese Frage verneinen, wie es manche Schicksalsdichter zu thun scheinen, so würden dadurch die Angriffe übertriebener Puritaner auf die Kunst, ein neues Gewicht erlangen, um so nöthiger thut eine ernstliche Prüfung. Zuvörderst liegt in dem Begriffe vom Christenthum und Vorsehung keineswegs der Sinn und die Forderung, daß es kein Uebel, keinen Schmerz, kein Leiden mehr gebe, sondern dies mit dem Guten, der Freude und dem Glücke zu einem Mittleren, oder sonst wie, zusammen falle. Dies würde die christliche, und die ihr wesentlich entgegenstehende, den Knoten auch nur zerhauende, stoische Weltansicht gleich setzen. Für den Christen blieben Krankheit, Verlust geliebter Freunde und Verwandten, Sturz des Vaterlandes und dergleichen, natürliche und gerechte Gründe zu Schmerz und Trauer, zu Furcht und Mitleid. Nur ist ihm durch seine Religion ein neuer Trost, eine höhere Katharsis und Reinigung offenbar worden. Trauerspiele nun, welche dieser höhern Reinigung widersprechen, und die höchste Lösung auf einer Stufe und in einer Weltansicht suchen, die noch unter der künstlerischen der Heiden steht, sind vom religiösen und ästhetischen Standpunkte gleich verwerflich; andererseits aber auch diejenigen Versuche ebenfalls als mißlungen zu bezeichnen, welche die Kunst ganz in Theologie verwandeln, und die Dogmatik auf der Bühne durch lehrreiche Beyspiele erweisen wollen. So lange also noch Freude und Leid in der Christenheit statt findet, so lange die Lehre von der göttlichen Vorsehung keineswegs menschliche Freyheit und den Gegensatz von gut und böse vertilgt, oder blinden Mechanismus und muhamedanische Vorherbestimmung an ihre Stelle sezt, können Christen Trauerspiele schreiben, in ihnen handeln, sie darstellen und darstellen sehen, so daß nur die Frage übrig bliebe: ob ein ganz vollkommener Christ zum Helden einer Tragödie tauge? Wir könnten diese Frage mit der Behauptung abweisen, daß es keinen solchen, wohl aber eine sehr reiche Auswahl unter den unvollkommenen Christen gebe, wollen aber, statt hierüber in nähere Untersuchungen einzugehen, nur noch die Bemerkung beyfügen, daß Aristoteles den Gegensatz einer Schicksalstragödie und einer Tragödie der Leidenschaften aus mehreren Gründen, und schon deshalb gar nicht zugeben würde, weil 1) in der Leidenschaft (als Naturrichtung) ja auch ein Schicksal liegt und die Schickungen wieder Einfluß auf die Leidenschaften haben. 2) Weil alle die untergeordneten Wörter und Begriffe (Moira, Nemesis, Adrastea, Aisa, die Parzen u. s. w.) bey ihm in dem höheren Begriffe der Gottheit zusammengefaßt werden, und sich dadurch von aller blinden Nothwendigkeit befreyen, wenn auch nicht ganz bis zu dem Begriff der christlichen Vorsehung läutern. (Stobaeus I. p. 190 ed. Heer.) 3) Behauptet Aristoteles in einer andern Stelle (Stob. I. p. 206 und Plutarch de placitis Philos. I, 29): das Schicksal (εἱμαρμένη) sey keineswegs eine unbedingte Ursache, sondern nur eine Art derselben, zusammentreffend mit dem Nothwendigen. Ueberhaupt gebe es vier Ursachen aller Ereignisse, Geist, Natur, Nothwendigkeit und Zufall oder Glück (τύχη); deren jede sich zwiefach verhalte, anders nämlich zu menschlichen Angelegenheiten, anders zu den übrigen Dingen. Hiernach mißbilligt er also ohne Zweifel und mit großem Rechte, wenn in Trauerspielen statt jener vier Ursachen eine allein herrscht, und obenein mit den Menschen so in Verbindung gesezt wird, als wären sie geist- und wil-

lenlos einer fremden Willkühr und sittenlosen Naturgewalt preis gegeben.

* * *

Aus dem Abschnitte über die Lehre von den sogenannten drey Einheiten heben wir nur die Bemerkung aus, daß es weit besser gewesen wäre, man hätte das, Mißverständnissen ausgesezte, Wort Einheit, bey dieser Lehre nicht hervorgehoben, sondern das Wort Synthesis, dessen sich Aristoteles zu genauerer Erklärung in denselben Kapiteln bedient, mehr berücksichtigt. Dann würde sich ergeben haben, daß er Einheit in der Mannichfaltigkeit, und Mannichfaltigkeit in der Einheit fordert, keine numerische, sondern eine organische Einheit, welche aus Verknüpfung, Zusammensetzung erst entsteht, und wahrhaft lebendig und künstlerisch ist, während jener Zahlbegriff der Einheit viel zu negativ und bestimmungslos erscheint, als daß er auf diesem Boden allein herrschen dürfte.

* * *

Von großem Interesse ist die Frage über das Verhältniß des Aristoteles zur neuern, insbesondere romantischen Dichtkunst.

Die gewöhnliche Meynung geht dahin: daß die theoretischen Ansichten des Aristoteles und die romantische Dichtkunst in schroffem Widerspruche ständen, und man also eines oder das andere schlechthin preis geben müsse. Wir halten diese Meynung für falsch und verkehrt. Diejenigen zuvörderst, welche den Aristoteles als unbedingten Gesetzgeber für alle Zeiten hinstellen, vergessen, daß sich die Gesetze mit den eintretenden Entwickelungen verständigen können und sollen; sie vergessen aber noch weit mehr, daß sie den Weisen mißdeuten, und vieles sagen lassen, woran er nie gedacht hat. Umgekehrt deuten die Verächter des Aristoteles ihn nicht minder falsch, und meynen: Dinge, einfach, natürlich und leicht verständlich, würden über den captus des umfassendsten Geistes des Alterthums hinausgehen und er, zur Erde zurückkehrend, allein außer Stande seyn, sich darauf zurecht zu finden. Wenn man, und mit Recht gesagt hat, Platon würde, später geboren, gewiß einer der größten christlichen Philosophen geworden seyn, wenn man seine Ansichten, wie es sich gebührt, verständig, utiliter auslegt; so wäre es zum mindesten unbillig, den Aristoteles anders zu behandeln.

Wir behaupten nun:

1) Er würde, jezt auftretend, seine Poetik dergestalt weiter entwickeln, daß Homer wie Dante, Sofokles wie Shakespeare darin Platz fänden. Wer dies läugnet, stellt sich eben hoher als den Aristoteles, und ihm liegt hiefür der Beweis ob, nicht uns, ihn zu widerlegen.

2) Finden sich in der Poetik sowohl mehrere Stellen, welche auf eine weitere Entwickelung hindeuten und diese weissagen, als auch umgekehrt Stellen, welche Ausartungen, Mißbräuche, späterer Zeit, warnend bezeichnen.

3) Würde eine strenge Beobachtung der wahrhaften (und nicht hineingedeuteten) aristotelischen Regeln, vielen Fehlern vorgebeugt haben, so wie ihre Uebertretung dieselben herbeygeführt hat.

Für die beyden lezten Punkte liegt uns der Beweis ob, und wir wollen versuchen ihn zu führen: erstens durch Ausheben und Erklären mehrerer Stellen der Poetik, zweytens, indem wir verschiedene Dramatiker in aller Kürze einer Prüfung nach aristotelischen Grundsätzen unterwerfen.

1) Kapitel I. §. 7., behauptet Aristoteles: es könne und dürfe Epopeen, oder im Gegensatze des Drama, überhaupt erzählende Gedichte in Prosa geben. Hiedurch wären, der Form nach, nicht blos Werke wie der Telemach gerechtfertigt, sondern, was noch viel wichtiger ist, unseres Erachtens auch den Novellen und Romanen ein Recht des Daseyns weissagend zugesprochen.

2) Kapitel I. §. 11. sagt Aristoteles (mit Beziehung auf Empedokles und ähnliche Schriftsteller), daß unpoetische Gegenstände dadurch, daß man sie in Versen behandele, keineswegs ihre Natur verwandelten und sich zu Dichtungswerken erhöben. Er verwirft also gar viele Lehrgedichte, welchen manche neuere Theorie, aus übertriebener Verehrung vor dem Lehren und Lernen, gern den Vorrang vor allen Dichtungsarten eingeräumt hätte.

3) Verwirft er nicht minder (IV. 12.) alle Komödien, welche, der Heiterkeit vergessend, Bitterkeit und Tadel vorherrschen lassen.

4) Aristoteles hält weder alle Formen der Tragödie für erschöpft, noch würde er an dem größern Umfange und der reicheren Verwickelung der romantischen Anstoß genommen haben, denn er sagt: Es ist (IV. 22.) Gegenstand einer besonderen Untersuchung, ob bereits alle Formen der Tragödie sowohl an und für sich, als in Beziehung auf die Darstellung im Theater, erschöpft sind. Ferner: (XIII. 2.) die schönste Tragödie kann nicht eine einfache, sie muß eine verwickelte Fabel haben. Endlich (VII. 11—12.) die Länge, der Umfang eines Trauerspiels, kann nicht nach äußern Gründen (z. B. Meynung des Zuhörers, Zuschauers) bestimmt werden, sondern nach dem Wesen der Sache selbst, und hier ist der größere Umfang der schönere, sofern nur Zusammenhang und Uebersicht deutlich bleibt.

5) Aristoteles würde nicht blos die romantische Tragödie verstanden, er würde auch die Oper gebilliget haben. Ja einem Griechen, dessen Tragödie immer mit Tanz und Musik in Verbindung stand, muß die Oper viel näher liegen, viel natürlicher vorkommen, als manchem Neuern, der gar nicht begreift, wie der vernünftige Mensch aus dem Sprechen ins Singen gerathen kann,

Daher gesellt Aristoteles die Musik als zweyten Bestandtheil zu den Worten, er zählt jene als unentbehrlich beym Drama auf, er nennt sie die größte aller Annehmlichkeiten, aller künstlerischen Reize. (VI. 5. 9. 27.) Aber nur die wahrhaft dramatische Oper läßt sich aus Aristoteles rechtfertigen, wo (wie bey dem ersten aller musikalischen Dichter, bey Gluck) Wort, Ton und Charakter ein untrennliches, zur höchsten Kraft und Klarheit erhobenes Ganzes bilden; keineswegs aber die Oper, wo dies ohne Verbindung neben einander hinläuft, ja in lächerlichen, oder unsinnigen Widerspruch tritt. Es ist eine schlechte Gewohnheit und eine verwerfliche Ausartung, so charakterlose Instrumentalbehandlung der Menschenstimme innerhalb der dramatischen Kreise zu dulden, ja über alles Andere zu bewundern.

6) Aristoteles verlangt schon für die gesprochene Tragödie eine anmuthige, dem Ohre gefällige Sprache, wie viel mehr würde er diese Forderung machen, wenn die Worte gesungen werden sollten. Könnten da wohl Verse, wie die folgenden, Gnade vor seinen Augen und Ohren finden:

Die Könige die mit Donnergeschossen des Gewalt'gen
Wilden Kampfs den Erdball erschüttert zum Fall.

Oder:

Tyranney zügellos hat befleckt seine Fluren;
Alexanders heilig Grab trägt des Mordes blutige Spuren.
Könnt's geschehen, daß der Mächt'ge dämpfe diese Gluth,
Wirf dich hin in den Staub, bald in blitzschwangern Wettern u. s. w.

7) Aristoteles weiß, wie schädlich das Uebermaaß des zu Beschauenden, (der Dekorationen, Feuerwerke und Wasserfälle, Kleidungen und dergleichen), für die dramatische Kunst sind; daher sagt er, eine zu beherzigende Lehre für unsere Zeit (VI. 27) durch das Auge, das Sichtbare (ὄψις) werden die Gemüther zwar angezogen, aber es ist das Unkünstlerischeste und gehört am meisten zum Drama, welches auch ohne solche Mittel, ja ohne Darstellung und Schauspieler wirken soll. Sonst wird das Geschäft des Handwerkers wichtiger, als die Kunst des Dichters.

8) Daß und warum in neuern Trauerspielen der Chor keine rechte Stellung finden und wirken kann, ist schon öfter dargethan, und die Gründe ließen sich wohl noch verstärken. Aristoteles würde aber die jetzige Einrichtung verstehen und um so eher anerkennen, da er selbst den antiken Chor nicht sowohl auf die innere Natur des Dramas gründet, als nur seine geschichtliche Entstehung und die späte Einführung desselben in der Komödie nachweiset (IV. 16. V. 3). Das Wesentliche liegt ihm darin, daß der Chor gleich wie ein einzelner Schauspieler in die Handlung eingreife, mitwirke, und nicht, (wie schon oft beym Euripides) danebenstehe (XVIII. 21.); dies geschieht aber, sobald der Stoff nicht erlaubt, daß ganze Massen von Personen auftreten, mitreden und mithandeln. Es entstehen selbst in antiken Tragödien bedeutende Uebelstände durch Aufrechthaltung jener einmal gegebenen Form; und was sollte wohl daraus werden, wenn man Hamlets Freunde, Juliens Amme, Lady Makbeths Kammerfrau, Othellos Fähnrich, Kent im Lear u. s. w. multiplicirte und haufenweise auftreten ließe. Steht dieser Haufen schweigend da und führt ein Vorredner allein das Wort, so ist sehr selten durch jene Mehrzahl etwas gewirkt und geändert; sollen alle auf einmal sprechen, so klingts wie in der ABC-Schule. Nur in der ächten Oper findet der Chor noch seine Stelle, ja er ist daselbst unentbehrlich um durch Steigerung die höchste Wirkung hervorzubringen.

9) Bedenklicher erscheint die Frage, wie Aristoteles über die Mischung des Komischen und Tragischen in einem und demselben Drama denken würde? Wir meinen: er würde daran keineswegs Anstoß nehmen, wie so viele, rasch aburtelnd, voraussetzen. Denn:

a) Hätte er vor Calderon und Shakespeare, diesen größten Meistern, welche so oft jenen Weg betraten, gewiß mehr Ehrfurcht als viele kleine Kritiker; er würde sich in die Gründe des Verfahrens hinein denken und gegen seine Wirksamkeit nicht verschließen;

b) besteht jene Mischung ja keineswegs darin, daß dieselbe Person zweyerley Charaktere habe und durchführe, der Ernste zugleich scherzhaft, der σπουδαῖος im φαυλότερος sey; sondern daß verschiedene Personen und Elemente, eben durch ihren Gegensatz zu einer höhern harmonischen Wirkung und Enthüllung menschlicher Verhältnisse zusammen treffen. Die Einheit der Handlung, welche Aristoteles verlangt, leidet also in keinem Sinne darunter keineswegs. Ja die Amme in den Choephoren, der Bote in der Antigone dürfen hier erwähnt werden.

c) Schon in manchen euripideischen Stücken gibt es Anklänge aus beyden Gegenden, die Helena ist fast nur als Operntext erklärlich, die satyrischen Stücke bieten ein Verknüpfungsglied zwischen Tragödie und Komödie, der Uebergang beyder in einander ist in der Hilarotragödie und der Tragikomödie ganz deutlich ausgesprochen, und endlich finden wir ja schon im Aristophanes neben dem ausgelassensten Uebermuth andere Theile, die an Ernst und Würde dem höchsten gleich stehen, was die Tragödie irgend in dieser Art aufzuweisen hat.

Wenn gleich diese Andeutungen keinen vollen Beweis in sich schließen, wie Aristoteles über diesen oder jenen einzelnen Punkt heutigen Tages denken würde; so scheinen sie uns doch in ihrem Zusammentreffen darzuthun, daß er den gesammten Entwickelungsgang der neuern Dichtkunst wohl und besser verstanden haben würde, als Unzählige,

die unverständig auf seine mißgedeuteten Grundsätze schwören. Uns bleibt jezt nur noch der Versuch übrig, nach Analogie seiner ächten Lehre aufzuspüren, wie Aristoteles über einzelne romantische Dichter der neuern Zeit im Lob und Tadel sich aussprechen dürfte. Wir wiederholen, daß man bey diesen Schlußfolgen mehr wie irgendwo dem Irrthume ausgesezt ist, und unsere Absicht keineswegs dahin geht, alles Gute und alles Mangelhafte, sondern nur das zu berühren, was mit der Poetik in Uebereinstimmung oder Widerspruch erscheint.

1. Calderon.

Wenn Aristoteles plötzlich Calderons Werke in seine Hände bekäme, es würde ihm in vieler Beziehung eine neue Welt aufgehen, er würde Reichthum der Erfindung, Lebendigkeit der Bilder, Glanz der Beschreibungen, Gewandtheit, dies und vieles Andere bewundern; daß aber seine Bewunderung ganz unumschränkt seyn, und zu der Höhe steigen sollte, wie sie einige Mal in Deutschland ausgesprochen worden, müssen wir bezweifeln, ja bestreiten. Denn ob er gleich kaum irgend einer Einrede der französischen Aristoteliker beytreten könnte, müßte er doch seinen Grundsätzen zu Folge tadeln, daß nicht selten das lyrische und epische Element im Calderon übermäßig viel Raum einnimmt, die Personen über das Empfinden und Erzählen (ἀπαγγελια) selbst manches Fremdartigen nicht zum Handeln kommen, und ihre überlangen Monologen das Gespräch oft mehr als billig zurückdrängen. Er würde sich ferner zwar über die Geschicklichkeit freuen, mit welcher reiche Stoffe behandelt sind, bisweilen aber doch bemerken: die Fabel werde, ob der überkünstlichen Verwickelung, unklar, und der, angeblich unerschöpfliche, Bilderreichthum sey weit geringer, als man bey der ersten Bekanntschaft mit diesem Dichter glaube. Ja nicht blos die Bilder, auch die Stoffe wiederholen und stützen sich auf manierirte, blos conventionelle Begriffe von Liebe, Ehre und Treue, wodurch die Gratiosos und Kammermädchen, ja selbst Helden und Heldinnen der scharfen Persönlichkeit und bestimmter Zeichnung verlustig gehen, und sich in allgemeine Abstraktionen oder Repräsentanten ganzer Gattungen verwandeln. Hieher gehören die oft sehr langweiligen allegorischen Personen in den Autos. Aristoteles könnte ebenmäßig nicht billigen, daß manche Hauptpersonen Calderons über alle Maaßen tugendhaft, oder über alle Maaßen lasterhaft sind; am wenigsten endlich würde der Philosoph dem schwankenden Lobpreisen der calderon'schen Behandlung religiöser Gegenstände beytreten.

Billigerweise gehn wir hiebey davon aus: Aristoteles sey alles Ernstes ein Christ geworden, ja er habe, seiner vielseitigen Natur gemäß, alle Hauptformen des Christenthums begriffen und verdamme keine unbedingt. Wir dürfen ferner annehmen: Benutzung und Behandlung christlicher Gegenstände erschienen ihm so zuläßig, als zu seiner Zeit die der damaligen Mythologie und Religionslehre, und er halte die Kirchengeschichte für keinen geringern Schatz tragischer Gegenstände, als die weltliche. Andererseits würde er doch (nach des Apostel Paulus Worten, 1 Cor. II. I. 22.) als ein ächter Grieche sich mit den Zeichen nicht begnügen, sondern nach Weisheit fragen, und noch weniger das erste beste Wunder als glaubhafte Geschichte betrachten und behandeln. Er würde die Kunst nie der Dogmatik einer Schule unterordnen, oder Calderons Entschuldigung bey Beurtheilung eines Dramas genügend finden:

> y perdonad al Poeta
> si sus defectos son grandes
> y en esta parte la fe
> y la devotion le salve.

Wenn die Poesie (wie A. W. Schlegel mit Recht behauptet) von jedem andern als ihrem unbedingten Zwecke, Schönes durch freye Dichtung zu erschaffen, losgesprochen ist; so hat Calderon diese unabhängige Stellung keineswegs immer behauptet, ja er hat die Lehre seines Bekenntnisses nicht blos mythisch und idealisch erklärt, sondern sehr realistisch dem mächtigen Verfolgungsgeist (im Auto, el santo Rey Don Fernando, z. B. wird das Verbrennen der Albigenser aufs Höchste gepriesen und der König legt selbst Hand an ein, vorgeblich so glorreiches und christliches Werk) der Inquisition, den Autos und den Ketzergerichten das Wort geredet und sich in Regionen gewagt, wo alle Schönheit, ja alle Religion ein Ende nimmt. Wenn schon Ehre und Liebe an den Höfen der Philippe sich von dem ächt Menschlichen und Natürlichen oft löseten, so war noch weniger das, was damals in Spanien Religion hieß, das wahre und höchste Christenthum.

Heilige und Engel wollten wir nicht aus dem christlichen und poetischen Kreise verweisen, wir räumten ein, daß die Kirchengeschichte einen Ersatz der alten Mythologie gebe, und richtig behandelt mehr wirke, als die oft, z. B. bey Alfieri blos rhetorische Erneuung antiker Stoffe; aber es gibt hier, wie gesagt, ein zuviel, wo die Poesie und, was noch schlimmer ist, mit ihr auch die Sittlichkeit entweicht. Jenes z. B., wenn die unbefleckte Jungfrauschaft der Maria Wendepunkt eines Dramas wird, und es von ihr heißt (virgen del sacrario. 410)

> Persona cuarta (in der Dreyeinigkeit) universal persona
> Vostra déidad cuarta persona fuera
> Mas si no os pudo hacer cuarta persona
> Despues de Dios os hiso la primera!

(Der Beschluß folgt.)

N°. 65.

Literatur-Blatt.

Freitag, 14. August 1829.

Aristoteles und die neuen Dramatiker.

(Beschluß.)

Die Sittlichkeit hingegen entweicht, wenn die größten Schurken und Verbrecher (wie Ludovico im Fegefeuer des heiligen Patricius und Eusebio in der Andacht zum Kreuze) ohne alle höhere und tiefsinnigere Reinigung und Katharsis, diese lediglich und bequem in der epischen Erzählung ihrer Frevel und in der Beichte finden. Aristoteles würde diese Richtung, diesen Inhalt nicht dramatisch und christlich; er würde sie undramatisch und unchristlich nennen. Nicht als wenn die Lehre von der göttlichen Begnadigung und Erlösung des Tiefsinns und der Wahrheit entbehrte; sondern weil durch dieselbe nicht jeder Bösewicht urplötzlich in einen tragischen Helden verwandelt werden kann. So hingestellt, wie mehrere Male im Calderon, ohne alle Causalverbindung, ohne inneren Kampf, Entwickelung und Einheit der Handlung, erscheint jene Gnadenwahl als blinde Nothwendigkeit oder leere Zufälligkeit, als ein Deus ex machina und ein falsches unerklärliches Schicksal.

Die Auflösung der Entwickelung durch eine am Schlusse ausgesprochene, oder von vorn herein als entscheidend hingestellte theologische Formel, würde also dem Aristoteles keinesweges als die höchste Verklärung in und durch das Drama erscheinen; er fordert vielmehr eine individuellere, die aus der Fabel und den Personen selbst, nicht aus Erfabeltem und Fremdartigem hervorgeht. Reichte ein Glaubenssatz hin zur höchsten dichterischen Lösung aller Räthsel der Welt, so wären Puritaner, Bettelmönche und Betschwestern die größten Dichter. Oefter aber noch als auf einem wahren oder scheinbar christlichen Gedanken, beruht bey Calderon die Lösung auf jenen, wie gesagt conventionellen Begriffen, und die zweyte Hochzeit im Arzte seiner Ehre wird z. B. doch wohl Niemand eine Verklärung in Flammen der Liebe nennen wollen.

Im Ganzen dürfte das Urtheil des Aristoteles über Calderon sich mehr an Goethe und Solger, als an Fr. Schlegel anschließen, und seine Meynung keineswegs dahin gehen: die unbedingte Nachahmung des Spaniers, insbesondere als eines Hyperkatholiken, sey der einzige oder beste gradus ad parnassum für die deutschen Dramatiker. Die neuesten Aeußerungen A. W. Schlegels stimmen mit dem, was ich dem Aristoteles in den Mund zu legen wage.

2. Shakespeare.

Ist unsere Erklärung der Poetik des Aristoteles und seiner sonstigen Ansichten richtig, so müßte ihm unter allen dramatischen Dichtern der neuern Zeit Shakespeare ohne Zweifel obenanstehn. Denn von jenen Einreden die er, unseres Erachtens, neben aller Bewunderung wider Calderon erheben würde, findet keine einzige auf Shakespeare Anwendung, und wenn wir recht scharf umherforschen, woran er etwa Anstoß nehmen möchte, so findet sich nur ein Punkt des Tadels, den wir einzuräumen nicht abgeneigt wären. Aristoteles dürfte finden, Shakespeare habe einige Male (z. B. im Titus Andronikus und bey der Blendung Glocesters im Lear) das Miaron, das Schreckliche oder Gräßliche, uns zu nahe und herbe vor die Augen geführt. Nur erweitere man diesen Tadel nicht über Gebühr, und lege dem Dichter zur Last, was den Schauspieler trifft. So sahen wir in Paris die Ermordung Desdemonas durch Othello von Kemble in einer Weise, mit Gebrüll, durchdringendem Geschrey und unwürdiger Balgerey vollbringen, die Shakespeare gewiß noch mehr als uns mit widerwärtigem Entsetzen erfüllt haben würde.

Noch weniger folgt aus jener Einrede des Aristoteles: er billige Umarbeitungen Shakespeare's, wo etwa Hamlet, Romeo, Lear, Kordelia u. s. w. leben bleiben. Er verwirft vielmehr dies Verfahren bestimmt für die Tragödie, nennt es komödienartig, und sagt, es geschehe nur schwächlichen Zuhörern zu Gefallen. (XIII. 12.)

Alle Theile der aristotelischen Definition des Trauerspiels finden bey Shakespeare Anwendung, und auch die sonstigen Vorschriften über die Persönlichkeit der Helden, die innere Einheit der Handlung, die Verwickelung, den steten Fortschritt, die Entwickelung aus inneren Gründen, die Angemessenheit der Beginnens und Schließens u. s. w. sind so befolgt, daß wir uns (wenn Ort und Zeit es er-

laubte) nachzuweisen getrauen, Shakespeare stimme weit mehr mit dem wahren Aristoteles überein, als alle französischen Tragiker.

So sehr aber auch der tiefsinnige, kunstverständige Grieche sich an den Trauerspielen Shakespeare's erbauen würde, frägt es sich doch, ob ihn die Lustspiele nicht noch mehr überraschen und zur Bewunderung fortreißen würden. Bisher haben wir versucht nachzuweisen, wie in der Poetik das Rechte überall klar ausgesprochen ist, oder im Keime so verloren liegt, daß man es natürlich daraus entwickeln kann; aber seiner Theorie des Lustspiels müßte Aristoteles um Shakespeares willen eine neue Wendung und veränderte Gestalt geben. Die Lehre von den geringen Personen, oder wie man die φαυλοτεροι übersetzen will, von den Mängeln, die weder Schmerz erregen, noch Verderben herbeyführen u. s. w. reicht hier nicht aus, seitdem Oberon und Titania, Könige und Fürsten, die würdigsten Frauen und Jungfrauen sich in den heitern Kreisen des Lustspiels zauberisch bewegen. Daß, wenn man Shakespeare zur Seite stehen läßt, die Komödie selbst scharfsinnigen Kritikern an Würde, Werth und Bedeutung hinter der Tragödie zurück zu bleiben scheint, finden wir sehr natürlich; durch Shakespeare hingegen ist hier eine neue Welt eröffnet, welche von Theoretikern noch nicht genügend erklärt, von andern Dichtern nur selten nachgebildet, ohne Zweifel aber reich und groß genug ist, Lust- und Trauerspiel auf eine Linie eigenthümlicher Vollkommenheit zu stellen.

3. Goethe.

Goethe's, nach Form oder Inhalt zur alten Welt hingewandte, Dramen, würde Aristoteles zwar nicht als gleichartig mit den handlungsreichern des Sofokles betrachten, aber ihnen in ihrer eigenthümlichen Weise die höchste Trefflichkeit zugestehn und schwerlich in den Tadel einstimmen: der Jphigenia oder dem Tasso fehle es an Kraft zur Reinigung der Leidenschaften oder Gemüthsbewegungen, weil nirgends das Maaß gewaltsam überschritten wird, und die vorherrschende Entwickelung eben der innern Gemüthswelt, keine äußere, ungeheure Thaten hervortreibt. Beym Faust müßte er leider bedauern, daß das Werk nicht abgeschlossen, zu Ende gebracht, nicht τελειος sey, und auf dem eingeschlagenen Wege kaum werden kann; den Götz und Egmont würde er, obgleich sie minder historisch sind, den Shakespearischen Stücken an die Seite setzen und nirgends wegen Uebertreibung des dort gerügten Schrecklichen Klage erheben können. Vielleicht fände er aber in Goethe ein Miaron ganz anderer Art, das sich nicht als das Entsetzliche dem Auge darbietet, nicht als Frevel empört, aber Geist und Herz fast noch herber durchschneidet. Diese furchtbare, ungelösete Dissonanz scheint bey Goethe bisweilen aus der zartesten Gemüthsbewegung, aus der Liebe hervor zu tönen. Die Art und Weise z. B. wie Brackenburgs treues Herz als das Geringere behandelt, und vor dem glanzreichern Egmont zur Seite geworfen wird, ist im Stücke nicht hinreichend besänftigt, und doch gibt es (schon auf dieser Unterwelt) einen tiefsinnigen Standpunkt, wo jener bereits gereinigt, die Katharsis an ihm schon vollendet erscheint, während die angeblich höher stehenden, poetischen Personen ihrer noch bedürfen. Wie weise hat deshalb Shakespeare auf des Paris Liebe zu Julien kein großes Gewicht gelegt, hier keine Dissonanz unvorbereitet eintreten lassen, zu deren Lösung er nirgend die rechte Stelle hätte finden können. Daß Aristoteles die Verwandlung des geschichtlichen in den Goethe'schen Egmont mißbilligen würde, wagen wir um so weniger zu behaupten, da er in ihm wohl den Dichter selbst wieder erkannt, und dies sein Urtheil günstig gestimmt und von allem Kritisiren abgewandt hätte.

4. Schiller.

Ueber das Verhältniß Schillers zu Aristoteles ließe sich eine eigene lange Abhandlung schreiben. Es sey indeß der Kürze halber erlaubt, die Uebereinstimmung beyder in vielen Punkten als anerkannt vorauszusetzen, damit uns noch Raum bleibe, anzudeuten, worin beyde wohl von einander abweichen.

1) Dürfte Aristoteles (obgleich ein Grieche) die Art und Weise nicht billigen, wie Schiller in der Braut von Messina den Chor herstellte und verschiedene Religions-Systeme neben und durcheinander wirken ließ.

2) Würde er zwar finden: Wallensteins Glaube an Astrologie sey richtig benuzt, in der Braut von Messina aber das Schicksal, ohne innere Gründe, zu willkührlich eingeführt.

3) Gäbe Schiller wohl eine Bestätigung des aristotelischen Satzes (XIII. 6. 12.): es sey leichter zu verwickeln, als zu lösen, und die Tragödie durch sich selbst völlig abzuschließen. Denn wenn man auch die Schlüsse der Maria Stuart und des Wallenstein als moralisch vertheidigen wollte, so liegt doch zugleich darin eine Aufhebung der gefundenen Beruhigung, eine neue ungelösete hineintönende Dissonanz, ein Ende, das gewissermaßen auf neuen Anfang hinweiset. Am wenigsten endlich dürfte sich im Tell das Auftreten des Paricida rechtfertigen lassen, da es das Verfahren Tells nicht reinigt und bekräftigt, sondern in zweydeutiges Licht stellt. Man fängt nämlich an skeptisch zu untersuchen: ob dem Johann nicht auch viel Unrecht geschehen sey, ob er im friedlichen Wege etwas ausrichten konnte? Ob Tell, (den man für entschuldigt halten würde, wenn er statt des Knaben, Geßler zum Ziele seines Pfeiles nahm) Recht hatte, nachher in der Gasse aufzulauern und ihn niederzuschießen u. s. w.

4) Könnte Aristoteles, nach seinen Grundsätzen, mit

den Veränderungen schwerlich zufrieden seyn, welche Schiller mehrere Male mit der wahren Geschichte vorgenommen hat. Ohne zu wiederholen, was andere in dieser Beziehung über Wallenstein bemerkten, und ohne Rücksicht auf den sonderbar gestalteten Don Karlos, beschränken wir uns auf die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart.

Wir haben oben gesehen, wie Aristoteles das Umbilden gegebener Stoffe nur in sofern erlaubte, als es dichterische Zwecke wahrhaft befördere. Das lezte hielt er aber, wie wir ebenfalls darlegten, sehr selten für möglich, und hieran reihen wir unsere Behauptung: die wahre Geschichte der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart sey poetischer und tragischer, als das von Schiller hiezu Erfundene. Hiezu erfunden ist aber das ganz moderne Verlieben und die darauf gebaute Haltungslosigkeit Johannas, ihr eigensinniges Schweigen, der übereilte Unglaube und der später auch nicht aus genügenden Gründen wiederkehrende Glaube an ihre Unschuld u. s. w. Es gibt freylich in unseren Tagen der schwächlichen Gemüther viele, die da meynen, mit dem Verlieben werde Johanna erst liebenswürdig und kehre zum ächt Menschlichen zurück; ihre Gottbegeisterung stand aber in der Wahrheit so hoch, daß kein junger, schöner Engländer sie urplötzlich hätte aus aller Fassung und ihrem Berufe herauswerfen können. Die geschichtliche Johanna ist aus einem Stücke im großartigsten Style; die Schillersche bricht in zwey nicht zu verbindende Hälften auseinander. Doch ward allerdings auch die wahre einen Augenblick lang an ihrem Berufe zweifelhaft und gerieth in viel innerlichere und tiefsinnigere Kämpfe, als hochverehrte Geistliche und Bischöfe sie auf die allgemeine Gebrechlichkeit des Menschlichen und darauf aufmerksam machten, daß der Teufel die edelsten Gemüther am leichtesten durch die edelsten Vorspiegelungen täusche. Neu bekräftigt geht sie aus diesen Zweifeln, in dem Glauben an ihr Recht und ihren Beruf hervor, und die Art und Weise wie sie während des Prozesses, von allen verkannt und verlassen, bey Todesnöthen weder in stoische Unempfindlichkeit, noch in weichlichen Schmerz verfällt und Vaterland und König (die sie preis geben) aufs muthigste und edelste vertheidigt; — wir gestehen, dies macht auf uns beym Lesen der einfachen Aktenstücke einen viel größeren, tragischere Eindruck, als das Kettenzerreißen und andere Wunder, worauf Johanna nie Anspruch machte. Und wenn man auch ihre Todesart selbst auf dem Theater nicht darstellen konnte, so ließ sich doch die Geschichte bis zu einem wahrhaften, tief erschütternden und reinigenden Abschluß führen, ohne auf den willkührlich erfundenen Ausweg zu gerathen, den unsere Theaterdirektionen durch die Zuthat bengalischen Feuers doppelt zu verklären meynen.

Wenn Shakespeare eine Maria Stuart geschrieben, er hätte uns gewiß die Königin erst auf dem Throne, in ihren Verhältnissen zu Darnley und Bothwel, zu Protestanten und Katholiken u. s. w. gezeigt und dann hülflos nach England geführt. Im Schiller, wo sie sogleich als Gefangene auftritt, erhält sie, anderer Bedenken nicht zu erwähnen, durch dieses sichtbare Unglück und das nur angedeutete frühere Unrecht, ein falsches Uebergewicht im Verhältniß zu Elisabeth. Nicht, daß wir meinten, der Dichter habe Maria zu gut geschildert; wir meynen nur, er habe Elisabeth zu gering und zu vereinzelt hingestellt. Die Gefahren des Reichs, die einstimmig wiederholte Forderung beyder Häuser des Parlaments, daß Maria Stuart hingerichtet werde, treten uns gar nicht in der Kraft der geschichtlichen Wahrheit vor Augen, und vor Allem gibt die durchaus erfundene Zusammenkunft beyder Königinnen (so sehr sie auch dem Dichter Gelegenheit gab, sich zu zeigen) dem Ganzen als Drama eine schiefe Richtung. Auch knüpfen alle, die von der Geschichte nichts wissen, ihr Urtheil über Elisabeth und den Tod Mariens vorzugsweise an diesen Zank. Burleigh, den Schiller zu schwarz und gefühllos zeichnet, verhinderte vielmehr die Zusammenkunft, indem er zart und richtig bemerkte: sobald Elisabeth ihre Feindin sehe und spreche, müsse sie dieselbe frey lassen. Das Interesse für beyde Königinnen würde sich bey strengem Festhalten an die wahre Geschichte nicht vermindert, sondern gleichmäßig erhöht haben. Darin liegt ja eben das Tiefste und Ergreifendste dieser Geschichten, daß Maria troz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht, daß Elisabeth unbemerkt, und von Tage zu Tage immer mehr außer Stande kömmt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milder zu lösen; daß (während sie wähnt noch alles in ihrer Hand zu haben, und, wir möchten sagen, überkühn mit Leben und Tod spielt) das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt und sie selbst den argen Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hierdurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt!

Doch genug der Zweifel, die wir, von Aristoteles ausgehend, keineswegs verhehlen durften, und die man uns hoffentlich nicht als Mißkennen der Verdienste Schillers auslegen wird. Nicht blos ein Dichter, sondern auch ein Heiliger ist er, Voltaires anstößigem Machwerke gegenüber, und wer sich Bedenken jener Art wider Maria Stuart zu sehr hingibt, der darf nur Alfieris trockene eiskalte Tragödie gleiches Namens lesen, um auf den deutschen Genius wieder stolz zu werden.

5. Neuere deutsche Tragiker.

Anfangs war unsere Absicht, die Trauerspiele der neuesten deutschen Dichter umständlich nach aristotelischen Regeln zu prüfen, aber diese Abhandlung ist bereits so überlang geworden, daß wir zum Schlusse nur die, jedoch erweisbare Behauptung hinstellen wollen, genauere Kenntniß und strengere Rücksicht auf die Vorschriften des alten

Weisen, würden von vielen Irrthümern zurückgehalten haben. Neben freundlichem Anerkennen des vorhandenen Guten, würde er unseres Erachtens doch mißbilligen:

1) Tragödien, die mit Episoden überladen sind, oder deren Stoff fast zu einem Epigramm zusammen schwindet. (VI. 2. 19.; VIII. 1. 4.; X. 3.; XXVII. 13.)

2) Deren Hauptperson so unschuldig und unbedeutend ist, daß sie es selbst nicht bis zu einer rechten Leidenschaft bringe, viel weniger die unseren reinigt, oder deren angeblicher Held ein so heilloser Verbrecher ist, daß wir statt Mitleid und Furcht, nur Eckel und Abscheu empfinden. (XIII. 3—5.)

3) Trauerspiele, wo mehr erzählt als gehandelt wird, und wo die Fabel nur ersonnen ist, um Sitten (ἤθη) zu zeigen, oder moralische oder politische Sätze zu erweisen. (VI. 12. 14. 21.; VII. 1.; XXV. 2.)

4) Wo der Anfang vor dem Anfange, und das Ende diesseits oder jenseits des gegebenen Endes liegt. (VIII. 1—3.; XXIII. 1.)

5) Wo die Personen in Ahndungen, Gefühlen, Weissagungen u. s. w. so schwebeln und nebeln, daß sie aus Wirklichkeit und Leben in das leere, todte Nichts gerathen. (VI. 2. 12—14.)

6) Wo die völlig mißverstandene Lehre vom Schicksale die Handelnden (ohne Kampf, Haltung und innere Thätigkeit) in Maschinen verwandelt, ja durch grund- und bodenlose Nichtswürdigkeit unter das Thier hinabwürdigt. (X. 6.; XVI. 7.)

7) Wo statt einer Verklärung des obgleich minder Schuldigen, doch Zerknirschten (wie des Oedip zu Kolonos) die Konsequenz im Verruchten als ein Triumph bezeichnet und ein neues Verbrechen, Behufs der Katharsis, der Reinigung vollbracht wird. (XI. 7.)

8) Wo zwar der Inhalt der Fabel eine solche Katharsis bezweckt, aber Motive und Benehmen für die Tragödien zu unedel sind und auf das Zweyte, was Aristoteles verlangt, die ἡδονή, d. h. auf Schönheit, Vergnügen und Anmuth gar keine Rücksicht genommen ist. (XIV. 5. 11.; IV. 8.)

Archäologie.

Die Christin im heidnischen Hause, vor den Zeiten Konstantins des Großen. Von Dr. Friedrich Münter, Bischof von Seeland und königl. dänischem Ordensbischof. Kopenhagen, 1828. Bey dem Hofbuchhändler J. H. Schubothe.

Der ehrwürdige Münter hört nicht auf, mit seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit eine Dunkelheit um die andere auf dem großen Gebiete der heidnischen und christlichen Archäologie zu beleuchten. Ihm verdankt man außer den Forschungen über phönizische und karthagische Religion bereits die schönsten Aufklärungen über einzelne historische Thatsachen der christlichen Urzeit, wie über den Stern der Weisen und das Geburtsjahr Jesu, und namentlich für die älteste christliche Kunst, über die Sinnbilder und Kunstwerke der Kirche in den ersten Jahrhunderten. Einen der schwierigsten Gegenstände aber hat der Verf. in der vorliegenden Schrift behandelt. Die Nachrichten über das innere und häusliche Leben der ersten Christen sind ohnehin dürftig. Zwar kann man von dem Geiste des Christenthums und den Ansichten und Neigungen seiner ersten Bekenner sich wohl einen Schluß erlauben auf die ersten Gewohnheiten und Einrichtungen in christlichen Familien; — ein Schluß, welcher durch die von den ältesten Kirchenschriftstellern aufbewahrten wenigen Zeugnisse bestätigt und vervollständigt wird. Aber wie verwickelt müssen die Verhältnisse da gewesen seyn, wo in einem heidnischen Hause eine zum Christenthum bekehrte und dem neuen Glauben treuergebene Frau, Gattin, Mutter, Tochter oder Sklavin sich befand. In wie vielerley Berührungen kam eine solche mit den heidnischen, religiösen Gebräuchen, auf welchen so manche Gewohnheiten des socialen und häuslichen Lebens ruhten und von welchen sich ein Christ lossagen mußte. Da drängen sich vorzüglich die Fragen auf: wie sich eine Christin als Braut des Heiden bey der Vermählung benommen? wie als Hausmutter in der Küche, wo der Heerd der römischen Hausgötter stand, bey Tische während der religiösen Libationen, beym Schauspiele und bey so manchen Sitten, welchen sie sich als Gattin des heidnischen Mannes nicht wohl entziehen konnte? Solche und ähnliche Fragen hat Münter theils aus den allüberall zerstreuten sparsamen Quellen der Archäologie des Christenthums, theils aus einer verständigen Kombination der im Leben der Christin bey dem heidnischen Gatten vorkommenden Verhältnisse zu beantworten gewußt. Besonders wichtig sind die Winke, die er dabey über den Einfluß ertheilt, welchen christliche Frauen auf die Erziehung der Kinder und auf die religiösen Ansichten ihrer Gatten ausgeübt haben; so wie hinwieder die Hinweisung auf die traurigen Schicksale mancher Christinnen, die von ihren heidnischen Männern gequält und verfolgt wurden, namentlich aber die Erzählung von dem furchtbaren Loose, welches christliche Sklavinnen bisweilen traf, mit Rührung und oft mit Abscheu erfüllt.

N°. 66.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 18. August 1829.

Poetik und Staatswissenschaft.

1) Du courage civil, et de l'éducation propre à inspirer les vertus publiques par Hyacinthe Corne. Paris Gayet. 8. 262 S.

Läßt uns irgend etwas einen tiefen Blick in den geistigen und moralischen Zustand des edlern Theils des französischen Volks thun, deutet uns irgend etwas auf die unwiderleglichste Weise die allgemein menschliche und zugleich staatsbürgerliche Entwickelung an, der dieses Volk, nach gewonnener Mündigkeit des Strebens und Klarheit des Wollens mit Riesenschritten entgegen geht, ist es die Erscheinung des vorliegenden Werks, und die speziellen Umstände namentlich, die dasselbe ins Daseyn riefen. Es ist eine gekrönte Preisschrift, und die Aufgabe ward von der Société de la morale chrétienne, an deren Spitze wir einen Pair von Frankreich, den Herzog von Broglie, erblicken, gestellt, und zur Beurtheilung Männern übergeben, unter denen sich Benjamin Constant und Salvandy befanden. — So schmerzlich in vieler Rücksicht vergleichende Blicke auf unser Vaterland bey Erscheinungen der Art für uns seyn müssen, so hat doch die vorliegende zugleich etwas, das uns duldsamer gegen unsere Verhältnisse zu machen, und uns etwas über den fast gänzlichen Mangel der von dem Verfasser behandelten Tugend zu beruhigen im Stande ist. Der Verfasser zeigt uns nicht nur, wie dieselbe an sich wohl die schwerste unter allen, und sodann daß sie auch, in dem von uns mit Recht so beneideten Lande selbst noch ungemein selten ist, eine Darlegung, welche nicht blos die Geschichte des Villèle'schen Septenniums, sondern sogar die der vielgerühmten Kammer von 1828 jeden Tag bestätigt.

Der Verf. versteht unter bürgerlichem Muth nicht, wie bisher den im Allgemeinen dem kriegerischen entgegengesetzten, unter den man jede innere Kraft der Seele eines Socrates und Epictet zusammenfaßte, sondern den, der nur im geselligen Verhältniß zu üben ist, sobald der Mensch für seine Pflicht gegen den Staat mit großen äußern Hindernissen, namentlich mit der Gewalt des eignen Interesse zu kämpfen hat. Er zeigt dann, wie dieser Muth seit dem Alterthum in allen neuern Staaten verschwunden sey, und findet die Ursachen dieser Erscheinung zuerst in der gesteigerten Civilisation, die den Menschen mit so viel Bedürfnissen versehen, daß er an mehrern Stellen als früher verwundbar, und ein Opfer für das Gemeinwohl aller bey weitem größer geworden sey, als es im Alterthum bey der Einfachheit der Lebensweise gewesen. Wenn der Mensch im Naturzustande nur den Schmerz und den Tod zu fürchten hat, fürchtet der Civilisirte die Entbehrung unzähliger, selbst geschaffener, unentbehrlich gewordener Bedürfnisse des Luxus, der Geselligkeit, Rang, Vermögen, Würden, u. s. w. und alle die Rücksichten entwaffnen seinen Muth, und lassen ihm nur noch Sinn für das Privatinteresse übrig, den Feind aller Staatstugenden. Er fühlt, sagt der Verfasser sehr treffend, die Nothwendigkeit, Jedermanns Freund zu seyn, damit von so wenig Seiten als möglich ihm Störung seiner komplicirten und mannichfaltigen Bequemlichkeiten komme. — Das Gemälde dieser Verhältnisse und der Egoisterey des Luxus, so wie der daraus hervorgehenden, den Alten so unbekannten Furchtsamkeit, Scheu des Sprechens und Handelns ist eine frappante Darstellung, und in diesem Spiegel erkennen wir alle gebildeten Staaten wieder, da der nämliche Grund in allen auch die nämlichen Erscheinungen hervorbringt.

Der zweyte Grund ist ein noch geistigerer; die Scheu nämlich, eine von vielen abweichende individuelle Ansicht und Meynung geltend zu machen, da der Mensch in dieser Beziehung hauptsächlich sich von einer Menge imponiren läßt, und das Bedürfniß hat, sich an eine Menge anzuschließen; — die damit wieder verknüpfte äußerliche Furcht, Freunde zu verletzen, allein dazustehn, und die Popularität der Meynung zu verlieren. — Wie treffend diese Bemerkung, namentlich auch in blos literarischen Beziehungen ist, wird jeder auch bey uns fühlen; und wie bedeutend die Einwirkung dieses Umstandes auf die Politik ist, zeigt das Beyspiel Englands, das sich

noch nie von dem Einfluß zweyer Parteyen, der Tory's und der Whigs hat losmachen können, und unter demselben noch zusammensinken wird, wenigstens eine zwischen beyden ewig wechselnde, nur im jedesmaligen Extreme handelnde Rolle spielt. Von diesen im Menschen selbst liegenden Ursachen der Seltenheit des bürgerlichen Muthes kommt der Verf. auf die besondern, in der Organisation der neuern Staaten liegenden. Die Kleinheit der alten Staaten, die Heftigkeit ihrer Streite, bey denen es sich gewöhnlich um die ganze Existenz handelte, und jeder aufs engste seinen Heerd zu vertheidigen gezwungen war; die mit dem Staat verknüpfte Religion — das alles waren Ursachen des bürgerlichen Muthes, die später wegfielen. — Die Größe der Staaten, entferntere, weniger eifrige Kriege ohne Particularinteresse, der Ausschluß der Individuen vom Staat durch die unumschränktere Gewalt; ferner die bezahlten Aemter, die Konkurrenz zu deren Besetzung und deren Abhängigkeit von der Gewalt mußten das Individuum theils gegen den Staat kalt machen, theils es zwingen, wenn es nicht verderben sollte, nur seinem Privatvortheil nachzugehn. Dazu kam noch, daß das Christenthum in früherer Zeit der alten Religion entgegengesezt, nach dem Untergang der alten Kultur, den, aller andern geistigen Ideen entbehrenden Menschen durchaus ganz in Beschlag nahm, ihn zu isoliren strebte und ihm Erduldung aller äußern Bedrückungen zur obersten Pflicht machte, ja daß es sogar durch den Betrieb der Geistlichkeit eine völlige Gleichgültigkeit, Feindseligkeit gegen den Staat in ihm hervorrief, auf welchem von den Religionsdienern aufgeführten Gebäude unbedingten Gehorsams, der die Geistlichkeit endlich besiegende Absolutismus ein desto festeres gründete.

Wir haben einen großen Theil unserer bürgerlichen Rechte wieder errungen, fährt der Verfasser fort, allein uns fehlt zur Vollendung unsers bürgerlichen Glücks noch jene verloren gegangene Tugend, die aus den oben angeführten Gründen nöthiger und schwerer zu erringen ist, als je. Er geht sofort zu dem wichtigsten Theil seines Werks, zu den Mitteln über, durch welche der bürgerliche Muth erregt werden solle, und er findet dieselben, wie der Titel bereits angibt, durchaus in der Erziehung. Dieser Theil des Werks ist es besonders, der uns veranlaßt, es allen denen, die mit der Erziehung zu thun haben, dringend zu empfehlen. Es ist das ein Gegenstand, der nicht nur von allen unseren praktischen Erziehungsplänen ganz ausgeschlossen ist, sondern an den auch keiner von unsern Erziehlehrern in ihren händereichen Werken, selbst Jean Paul in seiner, alles Geistige so umfassenden, Levana nicht gedacht hat. Man werfe nicht ein, daß unsere Staatsverhältnisse in Deutschland solche Rücksichten unnütz machen, vielleicht verkehrte und unzeitige Bestrebungen, wie sie die lezt vergangene, und doch auch so vielfach mißverstandene, Zeit gezeigt; der Verfasser beweist, wie selbst in den unbeschränktesten Monarchien, bürgerlicher Muth möglich, ja als Gegengewicht nur um so wünschenswerther, und, so viel schwerer, um so verdienstlicher sey. Er erwähnt das glänzende Beyspiel des für seine ungebeugte Redlichkeit gegen den Staat in den Tod gehenden Thomas Morus, den nie gebeugten Kanzler l'Hopital in den Zeiten der Ligue in Frankreich, so wie die eben zu der Zeit lebenden Achille de Harley und Mathieu Molé.

Wir gehn kurz den Gang des Verfassers durch. Der einseitige und der allgemeinen Ausbildung der Menschheit so hinderliche, Patriotismus der alten Staaten paßt durchaus für unsere Zeit nicht. Alle Bestrebungen also, die dahin zielen, das Vaterland schroff andern Staaten gegenüber zu stellen, im Haß gegen andere die Liebe für das unsrige zu begründen, sind zu unterlassen. (Hier weicht der Verfasser, namentlich von dem bekannten, von Rousseau gegebenen Rath ab.) Allein der Sinn für Oeffentlichkeit, Aufmerksamkeit auf die Geseze, Einrichtungen des Staats, wird nach und nach den Staat wieder so mit uns befreunden, daß er ein Theil unseres Wesens und unserer Gedanken, folglich sein Wohl auch Theil unserer Bestrebungen werde, und aus diesen entspringt dann der bürgerliche Muth von selbst, indem wir nun den Staat mit unseren Privatinteressen und Neigungen selbst verschmolzen sehen. Diesen hervorzurufen, muß ein Theil der Erziehung werden. Die isolirte Bildung der Jugend, der bis zum Eintritt ins Geschäftsleben die Welt fremd blieb, mußte bis jezt diesen Sinn unterdrücken: denn leicht verbinden sie die Einsamkeit ihrer Bildung mit der Isolirtheit des im Staat ihrer wartenden öffentlichen Geschäftes. Die Mittel sind nun erstens hinsichtlich des Schulunterrichts eine umfassendere, und mit stetem Hinweisen auf die Gegenwart und deren Einrichtungen begleitete Lehre der Geschichte. — Die uns hier zu weit führenden Details der Art des Vortrags sind vortrefflich, und zeigen eben so von tiefem Studium jugendlicher Gemüther, wie genialer Auffassung der Geschichte. Es ist besonders das, so ganz, selbst in großen Geschichtswerken unserer Schriftsteller, vernachläßigte Gemälde des innern Lebens der Völker, ihrer Sitten, Ansichten, ihres Privatlebens, das der Verfasser hervorgehoben haben will. Mit Recht behauptet er, daß dies die Punkte sind, welche die Jugend mit Leidenschaft auffaßt, und die eine wahre Begeisterung in ihr für die Geschichte erweckt. Wir haben schon an einem andern Orte in diesen Blättern auf die unselige Geschichtslehrart bey uns aufmerksam gemacht, die ein Studium der Jugend ver-

haft macht, das ihr größter geistiger Genuß seyn müßte. — Der Verf. geht hier so ins Detail, daß er in Kurzem die Hauptepochen der Geschichte durchgeht, und an jeder die besondere Art der Darstellung zeigt. Der Theil sey besonders herzlich empfohlen, er ist reich an neuen, schönen Ansichten, die alle sich auf jenen obersten Zweck beziehen. — Nächst dem geschichtlichen Theile des öffentlichen Unterrichts, will er den philosophischen verbessert haben, nicht in dem abstrakten Ideensystem der Neuern, die allem praktischen Leben fremd und schädlich sind, sondern in dem praktischen der Alten und des Socrates, daß daraus eine lebendige, moralische Wissenschaft werde, stets in Bezug auf die verschiedenen Einrichtungen des Staates, und auf die Konflicte, in die der Mensch bey seinem Privatinteresse mit demselben kommen kann, und mit steter Hinweisung auf die Art, wie er sich dabey Benehmen soll. Auch die Religion soll auf den Staat Rücksicht nehmen; sie soll die Verletzung der Pflicht gegen den Staat, bestehe sie im Thun oder Unterlassen, mit unter den Sünden des Gewissens speziell aufführen. Auch hier sind die Details die Hauptsache, auf die wir durchaus hindeuten müssen. Von der öffentlichen Erziehung kommt dann der Verfasser auf die häusliche. Hier geht er von den Ansichten von Rousseaus im Emil aus.

Im lezten Abschnitte verlangt Herr Carne noch, daß der Staat durch die Religion die bürgerlichen Tugenden sanctioniren, und ihrer sich in allen denselben zu Gebote stehenden Fällen bedienen, die Staatsbürger dazu anhalten, in denselben befestigen, und stets in edlen Mitbürgern Muster der Nachahmung aufstellen soll.

Besonders ist in diesem Werke noch die Reinheit der Gesinnung, das Edle der Sprache, das Fernhalten von allem Persönlichen zu loben. — Lezteres ist besonders in Frankreich schätzenswerth, wo das persönliche Detail stets für die Hauptwürze in allen Fällen der Art gilt. Der Verfasser nennt keinen Namen aus der Gegenwart, nur leise deutet er die segensreiche Umstürzung des Villèle'schen Ministeriums an, und selbst von den Verfechtern des Liberalismus, zu deren Nachahmung er die Jugend auffordert, nennt er keinen.

2) **Das** Königthum und die Repräsentation von Dr. G. F. König. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung, 1828. 8. 144 S.

Bey den deutschen Schriften über Gegenstände der Politik drängt sich fast überall die Bemerkung auf, daß bey ihnen ein ganz umgekehrtes Verhältniß zu denen über andere Gegenstände statt findet. Während in den Schriften über andere Wissenschaften das Theoretische, allgemein Reflectirende der mit der meisten Vorliebe und am gediegensten bearbeitete Theil ist, wird uns mit Recht ein großer Mangel an Sinn und Geschicklichkeit, die Theorie auf das Praktische anzuwenden, vorgeworfen. Dagegen fehlt es den politischen Schriften, sobald es darauf ankommt, ein Staatsgebäude zu construiren, sowohl an Klarheit der Ideen als insbesondere an Freyheit der Sprache. Ueberall tritt hier eine gewisse Hemmung, eine ängstliche Gewöhnung an die früher bey uns stattgefundenen Begriffe, Rücksicht auf das einmal Bestehende, und eine schüchterne und deshalb unbestimmte Ausdrucksweise, die sich lieber dem Vorwurfe von Widersprüchen als zu großer Freyheit aussetzen mag, hervor. Auf der andern Seite aber findet sich in Schriften, die besondere einzelne Zustände unserer Staatsverfassungen und Vorschläge zu deren Umwandelung behandeln, Umsicht, Bestimmtheit, Kühnheit, ja oft Keckheit des Ausdrucks. Aber dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich eben aus der Theoriensucht der Deutschen. Auf allgemeine Ansichten, auf Systeme legen sie einen größern Werth und messen ihnen weit mehr Folgen bey, halten es daher auch für gewagter, sie auszusprechen. Man möchte den Theoretikern rathen, so lange zu warten, bis der erweckte Sinn für Oeffentlichkeit noch eine größere Summe faktischer Ergebnisse, als Materialien zu einem Gebäude, welches das Bedürfniß sich dann schon von selbst baut, gesammelt hat, wenn nicht die Theoretiker zum Beleg ihrer aufgestellten Behauptungen schon wirklich immer specielle Gegenstände, die uns über unsern, in so vieles Dunkel noch gehüllten, Zustand, in industrieller, kommerzieller u. s. w. Hinsicht mehr ins Klare bringen können, angeben müßten, die sonst noch länger verborgen geblieben wären. Darum sind Versuche, auch im Allgemeinen über Staatsangelegenheiten etwas auszusprechen, so verschieden auch die Standpunkte seyn mögen, von denen die Einzelnen dabey ausgehen, stets mit Dank anzunehmen, schon weil sie zum wenigsten veranlassen können, daß sich die bey uns in dieser Beziehung so schwerfälligen Zungen nach und nach zu lösen beginnen. Da sich alle Staaten und ihre einzelnen Institute alle, mögen die Juristen ursprüngliche Staatsverträge zwischen der Gewalt und dem Volke noch so viel annehmen, und dieselben daraus ableiten, stets de facto und keineswegs blos de jure, gebildet haben, also nur das, durch die immer sich ändernden Beziehungen und Verwickelungen der Menschen und Staaten zu einander, ewig sich ändernde Bedürfniß des Augenblicks der oberste bedingende Grundsatz ist, so können wir auch bey uns Deutschen nur dann eine richtige und gesunde allgemeine Ansicht erwarten, wenn auch uns Gelegenheit

gegeben wird, täglich Untersuchungen über Gegenstände der Art anzustellen, und unsere Ideen erst durch die Erfahrung des Augenblicks selbst zu schaffen, zu ergänzen und auszugleichen, zumal die politischen Verhandlungen der Nachbarvölker nicht durchaus auf unsere eigne Entwickelung in dieser Beziehung einwirken können, weil jedes Volk nach den Eigenthümlichkeiten seiner Lebensverhältnisse, und seiner Ansichten von Geselligkeit, Wissenschaft und Kunst, auch individuelle Ansichten vom Staatsleben selbst sich bilden muß.

Diese Ansichten und Wünsche regt hauptsächlich auch das vorliegende Werk an. Wo der Verfasser in das Spezielle, eigentlich mehr Staatswirthschaftliche eingeht, die bey uns bestehenden Mängel bespricht, Vorschläge zu Verbesserungen macht, Beyspiele aus seinen Umgebungen anführt, im ganzen zweyten Theil seines Buchs also — gibt er manches freundliche und gewiß zu beherzigende. Doch das Theoretische, worin er seine Ideen vom Staate und seine Anforderungen an denselben, zu entwickeln sucht, ist voller Widersprüche und falscher Folgerungen, unklar, ohne Beleg und Ausführlichkeit. Indeß ist es immer zu schätzen, wenn nur überhaupt politisirt wird. Der Irrthum und die Schülerhaftigkeit bloßer Versuche sind immer noch besser, als völliges Stillschweigen und blödes Nichtsdenken. Ja man darf sogar behaupten, wenn all unser Politisiren nur Kannengießerey wäre, so wäre es immer noch besser, daß wir wenigstens kannegießern, als wenn wir nicht einmal kannegießerten. Wenn wir auch nichts aufzudecken hätten, als alberne und verworrene Vorstellungen, so wäre es wenigstens gut, daß sie aufgedeckt würden.

Herr König will nicht eine konstitutionelle Monarchie im Sinn der französischen Charte oder der englischen Verfassung. Das Königthum ist ihm eine an sich unumschränkte Gewalt, der nur eine berathende Deputirtenkammer und ein starker Güteradel zur Seite steht. Letzteres gilt ihm für Repräsentation. Wir wollen hier die Einwände gegen einen so oft besprochenen Satz nicht wiederholen, wir gehen zu dem Grunde, der den Verfasser für diese Annahme bewogen hat, über. Er besteht in Nichts als in einem ganz unphilosophischen, nach allen Seiten durchgeführten Gleichnisse, daß der Staat in Allem eine Familie und der König in Allem deren Vater sey. Wenn das Kind, fährt unter andern der Verfasser, um die Ungesetzmäßigkeit der gesetzgebenden Gewalt von Seiten der Deputirten zu beweisen, sich dem Vater nähert, und wohl gar Zweifel über die Naturrechte vorbringt, so ist es die Pflicht des Vaters, das Kind zu züchtigen. Den König zu richten, ist gerade so, als wollten sechsjährige Buben ihren Vater richten. Erstens wird Herr König schwerlich selbst allen Unterthanen, allen Königen gegenüber den Standpunkt von 6jährigen Buben anweisen wollen. Zweytens muß er wohl wissen, daß selbst die, die Vatergewalt am strengsten festhaltende römische Gesetzgebung den Kindern das Recht gibt, einen dieselbe mißbrauchenden Vater zu verklagen; den Vätern steht nur eine modica castigatio z. B. zu. Der Verfasser fühlt wohl selbst, daß im ersten Falle seine Behauptung auf sehr schwankendem Grunde beruht, und im zweyten durch sein eignes strenges Gleichniß umgestoßen wird, indem eben das Gesetz überall die Kinder gegen einen schlechten Vater schützt, in seinem Staate aber nirgends davon die Rede seyn kann. Komisch genug fährt er aber gleich fort — ohne den neuen Widerspruch zu bemerken — wenn aber das Kind von dem Vater etwas verlangt, was gesetzmäßig ist, so muß der Vater das Verlangen befriedigen. Wenn der Volksvater nun nicht will? — Da er obendrein Kraft der königlichen, väterlichen Gewalt das Gesetzmäßige selbst zu bestimmen Gewalt hat, so frägt man billig, was die Unterthankinder mit ihrer wünschenden Repräsentation gegen einen willkührlichen Herrscher ausrichten wollen, da es schon ein Majestätsverbrechen nach dem Verf. ist, nur von dem Rechte des Königs zweyfelnd zu sprechen. Der Sinn der französischen Gesetzgebung und der englischen, die dem Volke Garantie gewährt, und doch die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Königs festhält, scheint dem Verf. ganz entgangen zu seyn. So ist überall auch der erste Abschnitt dürftig hinsichtlich der Literatur, hinsichtlich der Blicke auf Geschichte.

Bey weitem bedeutender sind dagegen die staatswirthschaftlichen Vorschläge hinsichtlich der Domainen, die der Verf. kräftig und mit Recht dem Volke vindizirt, und in deren Vertheilung er ein kräftiges Mittel zur Aushülfe vieler Mängel in unsern Staaten sieht. Wir empfehlen diesen Theil, so wie den Abschnitt über Gemeinheitstheilung, der Aufmerksamkeit der sich für solche Gegenstände interessirenden Leser. Sie finden hier jedenfalls vieles Neue. Der Verf. hat seinem Buche daher sehr im Lichte gestanden, daß er ihm einen so allgemeinen Titel gab, der den Inhalt des größten Theils seines Buches, und zwar des bessern, nicht vermuthen läßt.

Ep.

N°. 67.

Literatur-Blatt.

Freitag, 21. August 1829.

Literargeschichte.

Geschichte der römischen Literatur von Dr. Johann Christian Felix Bähr, Großherzogl. Badischem ord. Professor an der Universität zu Heidelberg. Karlsruhe, Druck und Verlag der Chr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung, 1828. gr. 8. XX und 597 S.

Nach der Erklärung des Verfassers im Verlaufe seines Werks soll die Geschichte der römischen Literatur eine systematisch-historische Darstellung Alles dessen enthalten, was in den verschiedenen Zeiträumen in dem Gebiete der Poesie und der Wissenschaft von den Römern geleistet worden ist, so weit diese Leistungen noch vorhanden und uns zugänglich sind, oder wir aus ihnen wiederum die Nachrichten über das im Laufe der Zeit verloren gegangene schöpfen können. Sie muß somit nach chronologischer Ordnung das zusammenstellen, was in jeder einzelnen Wissenschaft und in jedem besondern Zweige derselben geleistet worden ist, um sowohl einen deutlichen und vollständigen Ueberblick der einzelnen Wissenschaften, in Absicht auf den Stand ihrer Bearbeitung, von ihrem Entstehen und ihrer allmähligen Ausbildung bis zu ihrer Blüthe und zu ihrem Verfall, als auch einen Totalüberblick des Ganzen, das aus diesen besteht, möglich zu machen. Aber eben darum konnten nicht alle und jede Versuche der einzelnen Schriftsteller ohne Rücksicht auf Inhalt und Wesen derselben, blos nach der Zeitfolge, in welcher diese Männer aufgetreten, geordnet und dargestellt werden, selbst nicht einmal nach gewissen Perioden in dieser Folge, gerade weil dadurch jener Ueberblick unmöglich würde. Um jedoch Wiederholungen zu vermeiden und die eigentliche von dem Charakter der Zeit selbst abhängige Bildung der Sprache und den Geist der Literatur gehörig hervorzuheben, hat der Herr Verf., nach F. A. Wolfs und Passows früher ausgesprochener Ansicht (s. S. 31), die ganze Geschichte der Literatur in zwey Theile abgetheilt. Der erstere behandelt mehr die äußere Geschichte der Sprache, und bildet den allgemeinen Theil oder das erste Buch (S. 1—33), in welchem von Ursprung und Bildung der römischen Sprache, von den Dialekten, dem Alphabet, der Aussprache, Orthographie u. s. w., der Eintheilung der Sprache nach ihren verschiedenen Perioden, dem Werth und Charakter der römischen Literatur, dem Begriffe einer römischen Literaturgeschichte, der Behandlungsweise derselben, ihren Quellen und Hülfsmitteln gehandelt wird. Der spezielle Theil macht sodann die einzelnen Geister und deren Produktionen der Zeitfolge nach namhaft, und umfaßt so das Gebiet der innern Literaturgeschichte. Dieser Theil zerfällt in zwey weitere Bücher, wovon das eine (zweyte) in zwölf Kapiteln von der römischen Poesie, deren ältesten Denkmalen, von der Tragödie, der Komödie, dem Epos, der poetischen Erzählung, der didaktischen Poesie, der Satyre, der lyrischen, elegischen, bukolischen Poesie, der Fabel und dem Epigramme handelt. Das andere (dritte) Buch verbreitet sich in zwölf weitern Kapiteln über die Prosa der Römer, deren älteste Denkmale, über die Geschichte, die Beredsamkeit, den Roman, Philosophie, Mathematik, Baukunst, Kriegswissenschaft, Geographie, Medicin, Landbau, Grammatik, Rechtswissenschaft. Die logische Ordnung in diesen Fächern hätte vielleicht etwas besser befolgt werden können, indessen ist doch alles Einzelne sehr leicht aufzufinden.

Die gelehrten kritischen Blätter, vor deren Forum dieses Werk eigentlich gehört, mögen dasselbe ausführlich und gründlich würdigen; einstweilen sey es einem bescheidenen Schulmanne gestattet, hier die Versicherung niederzulegen, daß ihm durch dieses Buch einem Bedürfnisse abgeholfen scheint, das in diesem Maaße noch durch kein Handbuch befriedigt worden ist, und daß er kein Werk über die römische Literatur kennt, aus welchem der Laye und der Schüler so Vieles zur Selbstbelehrung, und der Lehrer so reichhaltige Nachweisung für sein Quellenstudium finden kann, und wo diese beyden Zwecke in der Ausführung so streng von einander geschieden sind, daß keiner durch den andern gestört wird. Für den Layen und den Schüler gibt ein in Paragraphen eingetheilter Text in planer (nur leider nicht immer ganz korrekter) Sprache sowohl

über das Allgemeine als das Einzelne Aufschluß. Durch die sehr eng und klein gedruckten Noten hinter jedem Paragraphen aber, die in möglichst kleinem Raume eine sehr reiche Literatur in keineswegs ganz trockenen Citaten geben, wird fast jeder Satz des Textes, mit oft ängstlicher Gewissenhaftigkeit, für den Lehrer oder denjenigen, der ein gründlicheres Privatstudium treiben will, mit gelehrten Belegen unterstützt, und nicht nur keine wichtige Ausgabe, kein Haupt- oder Nebenwerk, das die Verhältnisse und Schriften eines Autors zu erläutern im Stande ist, wird übergangen, nicht nur auf Disputationen und Monographien wird sorgfältige Rücksicht genommen, sondern die Gelehrsamkeit des Verfassers weiß auch unzähliges, was nur beyläufig gesagt worden, in seinen Kreis zu ziehen, findet in diesen Noten für eine Menge Beweisstellen und Notizen, für Nachweisungen über Nachweisungen u. s. w. Raum, und erspart uns gewissermaßen, besonders für den Schulgebrauch der Schriftsteller, eine ganze Bibliothek. Wer diese Schrift mit den bisherigen römischen Literaturgeschichten von gleichem und selbst weit größerem Umfange vergleicht, wird uns zugeben müssen, daß des Lobes nicht zu viel gesagt ist.

Der Tadel, dem das Werk vielleicht ausgesezt ist, kann auch wirklich nicht sowohl die gelehrte Partie desselben treffen, als vielmehr denjenigen Theil, in welchem der Verfasser Resultate zieht und urtheilt. Hier erscheint er uns allerdings etwas allzu abhängig von Kommentatoren, Bewunderern und Apologisten. Da jeder Herausgeber eines alten Klassikers eine gewisse Freundschaft mit demselben schließt, und sich stillschweigend verpflichtet, das für seinen Freund Vortheilhafte herauszuheben, das Nachtheilige aber (sowohl moralisches als intellektuelles und ästhetisches) zu verschweigen, zu bemänteln, zu entschuldigen; so schleicht sich das Ergebniß dieser mannichfaltigen Bemühungen auch in die Urtheile des Herrn Bähr ein, und er schildert die Schriftsteller häufig weniger aus ihren Schriften, als aus den Personalien, die uns ihre Lobredner von ihnen geben. Oft nimmt sich auch ein Paragraph, in welchem die verschiedensten, ja oft entgegengesezten Urtheile nur durch ein paar lose Partikeln verbunden sind, ziemlich bunt und sonderbar aus. Wir sind unsern Lesern ein Beyspiel schuldig. Von Seneca, dem Philosophen, heißt es S. 465: „sein Charakter war fest und männlich; dem ungeachtet hat man denselben lebhaft angegriffen, und ihm unter anderm sogar Schuld geben wollen, als habe er den Nero zur Ermordung seiner Mutter Agrippina angetrieben. Doch fallen diese und ähnliche Vorwürfe, wie z. B. der des Hoflebens, niedriger Schmeicheley und Kriecherey, bey genauerer Beleuchtung und Prüfung weg, oder sie werden durch Berücksichtigung der Zeitumstände und der Lage des Philosophen entkräftet; was wir selbst auf die Liebe desselben zu Reichthümern anwenden könnten, von welcher Seneca schwerlich wird vollkommen freygesprochen werden können.“ Gerade wenn hier genauer beleuchtet und geprüft worden wäre, und statt des Lipsius, Brucker, Diderot und Ruhkopf die Schriften des Seneca selbst und die Seitenblicke des unerbittlichen und unbestechlichen Tacitus berücksichtigt worden wären, so hätte sich etwa statt des obigen halbwahren und schwankenden Urtheils folgendes gebildet: „Seneca war seiner Ueberzeugung nach ein strenger, stoischer Philosoph; in seinem Lebenswandel hat er sich nicht immer als einen solchen gezeigt; was er während seiner Verbannung unter Kaiser Claudius schrieb, ist nicht nur kläglich, sondern voll niedriger Schmeicheley und Kriecherey gegen diesen elenden Menschen (denn die consol. ad Polyb. kann Seneca'n vernünftiger Weise nicht abgesprochen werden); nach desselben Kaisers Tode macht er sich über ihn auf unedle Weise lustig (wenn die Apokolokyntosis, wie Herr Bähr selbst vermuthet, Seneca's Arbeit ist); um den Muttermord Nero's scheint er gewußt und dazu geschwiegen zu haben (Tac. XIV. 8.) seine Prachtliebe findet er selbst für nöthig, ängstlich zu entschuldigen. (De vit. beat.) Erst die Ungnade Nero's scheint seinen Charakter befestigt, sein Leben streng und ascetisch gemacht, und seinem Tode die ächte, stoische Glorie verliehen zu haben. (Tac.)“

Durch die genannte Abhängigkeit von den Literar-Notizen über die einzelnen Autoren kommt auch eine gewisse Einförmigkeit in die Sprache, die nicht angenehm ist, und es finden sich Phrasen wiederholt, die gar zu nichtssagend sind; so heißt es z. B. hier und dort: „Auch hierin haben sich die Römer versucht.“ — „Als Dichter hat sich Catullus auf verschiedene Weise in der Poesie versucht“ u. s. w.

Inzwischen möchten wir weder diesem, noch dem obigen Tadel zuviel Gewicht geben. Der Styl an einem solchen Werk ist Nebensache und das Urtheil über einen Schriftsteller muß sich ja doch am Ende jeder Leser selbst bilden. Die Hauptsache ist, daß alles Positive über die Literatur im Allgemeinen und jeden Autor insbesondere mit Bestimmtheit angegeben und nachgewiesen sey, und das ist mit allem Wichtigen, so weit es von einem einzelnen Gelehrten erwartet werden kann, in diesem Werke mit bewunderungswürdigem Fleiße geleistet. Um so mehr aber, und mit Recht glaubt der Verfasser (s. die sehr bescheidne Vorrede S. VI.) auch auf Nachsicht rechnen zu dürfen, wenn bey dem ungeheuern Umfange dieser Wissenschaft Einzelnes unbeachtet gelassen, oder ein Irrthum sich eingeschlichen haben sollte. Seine Bitte um Beyträge und Zusätze wird gewiß nicht vergebens seyn. Mehr um unsern guten Willen, als unsre Kompetenz zu beweisen, liefern wir ihm hier ein Scherflein: Bey Livius

hätte, unseres Bedünkens, aus Veranlassung der diesem Geschichtschreiber vorgeworfenen Patavinitas die Ansicht wenigstens erwähnt werden dürfen, daß darunter von Pollio kein Stylfehler, sondern die aristocratische Gesinnung, die Livius offenbar in seinem Geschichtswerke mit seinen pompejanisch gesinnten Landsleuten theilte, verstanden worden sey. — Bey Erwähnung des Horazischen Landguts hätte um so mehr die Schrift des Capmartin de Chaupi über das Haus des Horaz (Tom. III. Rom. 1767, 8) angeführt werden sollen, als schon in dieser Schrift ein Irrthum widerlegt wird, den, außer Fea, noch auf den heutigen Tag alle Ausleger (selbst Mitscherlich und Döring) beybehalten: die falsche Meynung nämlich, daß der Blandusische Quell im Sabinischen Landgute des Horaz zu suchen sey, während doch Capmartin urkundlich beweist, daß dieser liebliche Sprudel unweit von Venusia in Apulien, der Vaterstadt des Dichters, den Felsen entquoll, und noch im zwölften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung diesen Namen führte. — S. 160 heißt Horaz ein Freund des Brutus; gerade mit demselben Rechte könnte man alle Obersten der großen Armee Freunde Napoleons nennen. — Bey Cornelius Gallus hoffte Ref. vergeblich eine, wenn auch noch so kurze Beleuchtung der merkwürdigen Elegie: non fuit Arsacidum u. s. w. — Die unter Sallusts Namen laufenden zwey Orationen de rep. ordinanda (S. 281) können wir unmöglich mit F. A. Wolf (dem Herr Bähr stillschweigend beyzupflichten scheint) für das Uebungsstück eines spätern Rhetors halten; es sind historische und politische Anspielungen darin, die keinem Grammatiker, überhaupt keinem, der nicht Mitspieler in jenem furchtbaren Drama war, in den Kopf gekommen wären.

Doch genug solcher Kleinigkeiten; es ist so unermeßlich viel in diesem Buche zusammengetragen, daß Dinge, wie wir sie hier aufführen, gegen das Gegebene verschwinden. Ein sehr genaues Wortregister erleichtert den Gebrauch dieses verdienstlichen Werkes ungemein.

Statistik.

Schweizerisches Archiv für Statistik und Nationalökonomie, oder Beyträge zur Kenntniß und Förderung unseres Nationalwohlstandes, von Prof. C. Bernoulli. Drittes Bändchen. Basel, in der Schweighauser'schen Buchhandlung, 1828.

Wir glauben auf diese gehaltvolle Zeitschrift um so mehr aufmerksam machen zu müssen, als bekanntlich in statistischer Hinsicht über die Schweiz noch sehr wenig vorhanden ist. Die meisten Kantone der alten Eidgenossenschaft leben und weben schlecht und recht in der alten Weise fort, ohne daß von ihrem Haushalt über das Haus selbst hinaus viel die Rede wäre; und dennoch bietet gerade das Alterthümliche und Republikanische dieser kleinen Staaten sehr viel interessante Seiten dar. Die Unternehmung des Herrn Bernoulli ist eben so neu zu nennen, als sie uns glücklich und bis dahin vortrefflich durchgeführt erscheint. Sein Archiv umfaßt einen bedeutenden Reichthum von Gegenständen, und empfiehlt sich dabey durch prägnante Kürze und Deutlichkeit. Das Einzige, was wir darin vermissen, ist Vollständigkeit der statistischen Uebersichten, die alle Kantons zugleich umfassen sollten. Es scheint dem Herausgeber unmöglich geworden zu seyn, von allen zwey und zwanzig Orten der Eidgenossenschaft gleich genaue Nachrichten einzuziehn; daher umfassen manche Uebersichten nur die Hälfte, oft nur ein Drittel davon. Wer die Verhältnisse der Schweiz kennt, wird auch wissen, daß es einem Privatmann äußerst schwierig ist, aus so vielen kleinen, zum Theil einander feindseligen, zum Theil in der statistischen Kultur gänzlich zurückgebliebnen, gewissermaßen noch mittelalterlichen Staaten alles zu erkunden, was er wissen möchte, und der gerügte Mangel kann desfalls dem Verfasser wohl schwerlich als eine Nachläßigkeit vorgeworfen werden.

Das vorliegende dritte Bändchen des Archivs ist sehr reichhaltig. Es enthält zuerst Beyträge zur Kenntniß des schweizerischen Finanzwesens, von dem man früher nur wenig gehört hat. Die Oeffentlichkeit hat in der Schweiz mit dem Republikanismus keineswegs gleichen Schritt gehalten. Wir erhalten hier genaue Uebersichten der Einnahme und Ausgabe von neun Kantonen, und summarisch von noch drey andern. Die verschiedene Größe und Bevölkerung der einzelnen Kantone muß natürlich große Unterschiede in den Budjets hervorbringen; indeß beweisen die leztern, daß der politische und Kulturzustand weit mehr Einfluß auf sie übt, als Größe des Landes und Menschenzahl. Den Beleg dazu liefert eine Vergleichung der Civilbesoldungen. Diese betrugen im Jahr 1827 in:

Genf, Verwaltung	112,221 fl.
Justiz	110,475 —
	222,699 fl.
St. Gallen	37,641 fl.
Appenzell außer Rhoden . .	250 —
Graubündten (1825) . . .	17,000 —
Luzern (1825) — Schw. Franken .	85,270 —
Zürich (1826) — S. Fr. . .	127,329 —
Tessin (1826) — S. Fr. . .	100,000 —

Ein sehr interessanter Aufsatz ist der über die Veränderungen des Geldwerthes. Der Verfasser beweist, daß die Vermehrung des Geldes keineswegs, wie man bisher behauptet hat, den Geldwerth verringert habe. Er beweist, daß in den Zeiten, wo am meisten Metallgeld geprägt wurde, die Preise nur unbedeutend gestiegen seyen, während sie in weit ärmern Zeiten, und namentlich in geldarmen Staaten, sich ungeheuer schnell erhöht haben. Der Hauptbeweis liegt in der Geschichte des Münzwesens, und diese führt unwidersprechlich zu dem Resultate, daß sich nicht sowohl der wahre Werth des Geldes, als vielmehr der Nominalwerth geändert hat. Karl der Große setzte fest, daß ein Pfund Silber, d. h. 1½ Mark löthiges Silber, ein Pfund Geld heiße. Jezt aber heißen zwölf Batzen in Basel ein Pfund Geld, und in Nidwalden gar nur drey Batzen. Was also zur Zeit Karls des Großen nur einen Schilling gekostet, kostet jezt in Basel zwey und in Nidwalden acht Pfund, ohne daß sich dabey etwas anders als der Name verändert hätte. In Frankreich, wo das ursprüngliche Pfund Karls des Großen über 72 der jetzigen französischen Livres an Silbergehalt hatte, enthielt es im Jahr 1000 schon nur 36 Pfund, im Jahr 1150 nur 24 Pf., 1250 nur 15, 1300 nur 10, 1375 nur 8, 1510 nur 4, 1602 nur 2½, 1700 nur 1½ und noch weniger unter dem Regenten. Der Verfasser weist sehr scharfsinnig nach, daß die Unwissenheit der ältern Zeiten die Münzoperationen sehr begünstigen mußte, und daß, wenn einmal der Geldwerth verringert war, es äußerst schwer und fast unmöglich seyn mußte, ihn wieder gewaltsam hinaufzuschrauben. Er erwähnt deßfalls mehrere Aufstände, z. B. 1653 in Bern und Luzern, wo das Volk ausdrücklich gegen die Heruntersetzung des Nominalwerths sich empörte. Diesen historischen Belegen läßt sich nicht widerstreiten, und somit ist es allerdings nicht die Vermehrung des Geldes, sondern es ist die beynahe in jedem Staate einmal eingetretene sogenannte Kipper- und Wipperzeit gewesen, durch welche nicht der wahre Geldwerth, wohl aber der Nennwerth des Geldes so außerordentlich vermindert worden ist.

Eine Abhandlung über Hagelversicherungsanstalten ist insofern von Interesse, als aus den Ausgaben der Gesellschaft erhellt, welche Gegenden der Schweiz am meisten vom Hagel beschädigt worden sind, und zwar sind dies die Thäler des Rheins, der Aar und der Rhone (Genfersee). Es wäre für die Meteorologie nicht unbedeutend, wenn durch solche allgemeine und wiederholte Vergleichungen eine Art von Regelmäßigkeit im Zuge der Gewitter und Hagelschläge ausgemittelt würde, wie man dies schon hin und wieder in Beziehung auf die Richtung und Zeit der Winde versucht hat.

In einem Aufsatz über die Pockenimpfung in der Schweiz finden wir folgende interessante Notiz über die Resultate der 1818—1820 in Schottland grassirende Pockenepidemie, woraus manche, die in neuester Zeit auch in Deutschland wieder an dem Erfolg der Impfung gezweifelt haben, Trost schöpfen können. Es ist nämlich authentisch, daß in Schottland von 484 Kranken, denen schon einmal die Pocken geimpft waren, nur einer starb (wobey die schon längst Vaccinirten eben so wenig gefährdet waren, als die frisch Vaccinirten), während von Nichtgeimpften immer schon der vierte sterben mußte.

Bey einem Verzeichniß der im Jahr 1828 in der Schweiz erschienenen Journale (zusammen 27, worunter 21 deutsch, 4 französisch, 2 italienisch) fällt uns auf, daß das sonst so literarische Genf nur ein Journal besitzen soll, während das unbedeutende St. Gallen deren fünf aufzuweisen hat.

Statistik.

Die alte und neue Erzdiöcese Kölln in Dekanate eingetheilt, oder das Erzbisthum Kölln mit den Stiften, Dekanaten, Pfarreyen und Vikarien u. s. w. Als ein Beytrag zur Geographie, Statistik und Geschichte des Erzbisthums Kölln. Von Dr. Anton Joseph Binterim, Pfarrer in Bilek und der Vorstadt Düsseldorf, und Jos. Hubert Mooren, Pfarrer in Wachtendonck bey Kempten. Erster Theil oder erste Epoche. Mainz, in der Simon Müller'schen Buchhandlung, 1828.

Die Herausgeber fanden vor einigen Jahren einen Codex, dessen merkwürdigster Inhalt ein vollständiges Verzeichniß aller Pfarrkirchen der Köllnischen Diözese, im vierzehnten Jahrhundert, nach ihrer Eintheilung in Dekanate ist. Ein solches Werk hatte bisher gefehlt. Da es sich erweisen läßt, daß seit Karls des Großen Zeit fast alle Pfarrkirchen bestanden, welche der Codex anführt, und daß damals auch die nämliche Eintheilung vorhanden war, so gewinnt derselbe dadurch um so mehr an Interesse, indem somit nicht nur die alte, sondern so zu sagen die älteste äußere und innere Begränzung der Köllnischen Diözese auf eine zuverläßige Weise ermittelt ist. Eine geographische Charte der alten Erzdiözese Kölln in 22 Dekanaten nebst ihren Begränzungen ist dem ersten Bande beygegeben. Für Freunde mittelalterlicher Geographie und Geschichte ist das Buch gewiß von großem Werthe.

N°. 68.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 25. August 1829.

Französische Romantik und Romane.

1572. Chronique du temps de Charles IX., par l'auteur du théatre de Clara Gazul. Paris, chez Mesnier. 1829. *)

Canon d'alarme, par M. Ch. Baour-Lormian, de l'Académie française. Chez Delangle. 1829.

Epitre aux Anti-Romantiques, par M. Ch. N. Chez Delaunaie etc. 1829.

Die romantischen Musen haben schon halb Paris erobert. Halb Europa steht in einem heiligen Bündniß, und kämpft unter ihrer Fahne; fast überwältigt verschanzen sich die altgewordenen Musen hinter den papierenen Bollwerken ihrer Zeitungen und rufen dem Volke zu: Fremdlinge greifen Euch an, Franzosen! Ist noch ein Tropfen Franzosenblut in Euren Adern, werft die fremden Musen und ihre Söldner aus dem Land! Selbst Baour-Lormian, in der lezten Zeit ein Fabius Cunctator, hat aus Unmuth die Feder oder vielmehr die Kanone ergriffen. Er will Victor Hugo besiegen, und rechnet zur Noth auf Beystand — denn:

Avec impunité les Hugo font des vers!

Der Schuß fehlte, der canon d'alarme machte wenig Lärm. Die romantischen Jungfrauen erneuern begeistert den Kampf und wollen durch Frankreich ziehen, auf ihren Standarten Shakespeare, Schiller, Hugo und den Globe, mit der Proklamation zu den Anti-Romantikern vom jungen Ch. N. (Nisard), mit dem Schlachtruf:

Hugo, Chateaubriand, de Vigny, Lamartine!

oder mit andern Worten:

Alle jungen Männer, welche Kraft genug in sich fühlen, dem alten Literatur-Schlendrian, den Floskeln, Sentenzen, der nüchternen Witzeley zu entsagen, erkämpfen sich die Erlaubniß, mit Gefühl zu dichten, mit Ernst zu erzählen, und statt der Vorbilder aus vergangener Zeit einem idealischen Vorbilde nachzustreben, wozu sie die Skizzen entwerfen und welches die Nachwelt ausmalen soll.

Merrimée, dem man Clara Gazul, selbst erfundene illyrische Gedichte u. a. m. verdankt, ist einer der jüngsten und eifrigsten Verfechter der frischaufblühenden Musen und nimmt die auswärtigen Lieblinge dieser Jungfrauen in Schutz. In seinem „1572“ prangen die Namen Shakspeares, Byron, Otway, auch Lope de Vega wird einige Ehre zu Theil; da lesen wir gar viele italienische und spanische Wörter zur Unzufriedenheit, endlich gar deutsche Wörter zum Aerger der Klassiker, welches Unglück für die französische Literatur! Deutsche Individuen und darunter der Teufel, deutsche orthographisch geschriebene Orts- und Flußnamen: Hameln und die Weser; überall deutsche Eigennamen: Trudchen und Fritz, Marthe und Micheli und Theobald Wolfsteinius, H. v. Falkenstein und Dietrich Hornstein und ein Klauß — als ob in Boileau, Racine und Voltaire nicht genug Eigennamen zu finden wären! und die wundersame Geschichte des Rattenfängers von Hameln (wie es scheint, nach Becker's bezauberter Welt), Hexerey und mitten im Text lateinische Verse, und ich glaube sogar, einige neue oder ganz alte Wörter. — Weinen möchten die klassischen Zeitschriften; je größer der Ruhm romantischer Schriftsteller wird, desto mehr verlieren jene an Ruhe, Kredit und Abonnenten; noch stehen sie aber gerüstet da. Nach ächtklassischer Manier wagen sie zwar ihre eigenen Gedanken nicht auszusprechen, wenn sie anders welche haben, aber sie suchen in Boileau's Satyren die schönsten Sätzchen auf gegen die jetzigen Romantiker; aus Boileau nehmen sie ihre Motto's in Versen, und die Prosa des Textes, welchen sie ihren Gegnern lesen, ist um so ächt Voltaire'scher, als er aus Voltaire fast abgeschrieben ist.

Mit der Fremde steht, wie gesagt, die romantische Muse Frankreichs im Bunde. Woher kömmt es also, daß Merrimée sich über die Fremde ein wenig lustig macht, indem das Lob derselben in seinem neuesten Ro-

*) Von diesem Werk ist in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Uebersetzung erschienen.

man einem Gecken in den Mund gelegt wird? „Seht," spricht der Geck (Seite 143), „etwas Gutes macht man „wahrhaftig nur in Italien und in Flandern! Was „haltet Ihr von diesem Kragen à la Wallonne?... ich „habe Krägen und Krausen à la confusion für die Bälle; „aber der Kragen da, so einfach er ist, glaubt Ihr, in „Paris kann man einen solchen sticken? Wenn Ihr wollt, „lasse ich Euch einen von Flandern besorgen..."

Der Grund dieser Ironie ist einfach. Die neufranzösische Jugend will von der Fremde das Gute annehmen, nicht das Lächerliche. So sollte es überall seyn.

Nicht blos an einzelnen Wörtern und am Titelblatt erkennt man, daß Merrimées Roman im 16ten Jahrhundert spielt. Sogar die energischen Eid- und Fluchformeln Ventre de loup! Mort de ma vie! Peste! Ventre de Dieu! — der Himmel verzeih mir die Wiederholung — würden allein dem Werke das Gepräge jener Zeit eben so wenig ausdrücken, als die bloßen Worte „Allah ist groß" in einem Drama uns nach der Türkey versetzen. Daher las klüglich H. Merrimée so lange in den Memoiren und den Pamphlets sogar, des 16ten Jahrhunderts, bis er in dieser Zeit zu leben glaubte. Die Anekdoten, die Gerüchte, die Moden, die Frauen, die Waffen, die Küchengeräthe und was nicht? Alles schwebte ihm so vor Augen, als ob er schon 1572 gelebt hätte (er ist übrigens, beyläufig gesagt, 24 Jahre alt). Wie wüßte er sonst jede Einzelheit zu melden über die Moden eines Jahrhunderts, wo die Männer sogar, wenn sie gefallen wollten, nicht weniger als vier Stunden zubrachten, um sich zu kämmen, zu frisiren, zu parfümiren, und den Schnurrbart besonders, der sich wie ein Halbmond um die Nase hinaufzog, verzweifelt einpommadirten, nachdem der bleierne Frisirkamm das seinige gethan? Und alles dies mußte Merrimée ohne Hülfe von Modejournalen wissen; nur aus den Schriften der Zeit mußten die Bilder hervorgesucht werden, einer Zeit, die, wie fast jede andere, mehr von sich sprach als von sich schrieb.

Rezensent ist zufällig in seinem Leben niemals auf der Jagd gewesen; thäte es aber Noth, eine jetzige Jagd zu schildern, so geriethe er kaum in Verlegenheit, denn in Paris liest man ein Journal de Chasseur, ein Hunting Journal, und alle Kupferladenfenster sind voll von brittischen Jagdsceenen; wie fing es aber Hr. Merrimée an, die Jagden von 1572 so genau und genauer zu schildern, als ein Anderer die neueste Jagd beschreiben kann? — Rezensent kennt die Arbeiten der Küche blos nach ihren Resultaten; könnte er aber nicht umhin, in die Geheimnisse der Küchenangelegenheiten einzudringen, so fände er für dieses Nachforschen hinlängliche Nahrung in dem bey Dupont erschienenen Handbuch für Gourmands, das für die extrême gauche, oder in dem bey Sautelet herausgekommenen, das für den centre gauche geschrieben ist (am gründlichsten sind die französischen Kochbücher für das Centrum), oder endlich in einem reinthatsächlichen deutschen Kochbuche, das für alle Parteyen bestimmt ist. Wo aber fand Merrimée ähnliche Nachrichten für das Jahr 1572?

In Montluc, Brantôme, d'Aubigné, Tavannes, La Noue u. a. gleichzeitigen Schriftstellern.

Auch dazu gehört noch gegenwärtig in Frankreich einiger Muth, daß ein Romandichter seine Quellen angibt; eine große Gewandtheit der Schreibart ist nothwendig, um solche Citate in eine unterhaltende Erzählung zu verweben. So viel aber auch unser Verfasser untersucht und nachgedacht hat, ehe er schrieb, braucht man es doch mit seinen geschichtlichen Ansichten im Großen nicht so genau zu nehmen. Ich für meinen Theil finde darin mehr Humor als Ernst. Herr Merrimée ist z. B. überzeugt (und sonderbarer Weise theilt der Geschichtschreiber Lingard diese Ansicht), daß die Bartholomäusnacht blutigen Andenkens ohne Prämeditation herbeygekommen sey; sonst, meint er, hätte Karl IX. alle Protestanten in Frankreich an einem Tage umbringen lassen, und sonst hätte man den Coligny, das Haupt der Protestanten, nicht zwey Tage vor jener Nacht niedergeschossen. Aber Merrimée gesteht ja selber ein, daß er sich keinen großen Historiker dünkt, und ist darin viel bescheidener, als sein Geschäftsroman-Kollege jenseits des Kanals. „Ich möchte „wohl das Talent haben, eine Geschichte von Frankreich „zu schreiben," sagt er naiv zum Leser der 116ten Seite, „dann erzählt' ich kein Mährchen."

Mährchenhaft ist übrigens die Chronik Merrimée's nicht durchgängig, wenigstens liegen hier und da Wahrheiten zu Grunde. Charakter-Schilderungen können nicht wahrer seyn als in seinem Roman. Sogar die Nebenperson, der Schweizerkapitän Dietrich Hornstein, ist nicht uninteressant. Für ein schweres Vergehen hatte ihn der Admiral Coligny hängen lassen, aber den Gehängten gleich wieder begnadigt. „Freund Dietrich," sagte er darauf zu ihm, als er wieder zur Schlacht kam, „da du nicht gehenkt bist, so laß dich erschießen." Der Kapitän läßt es sich nicht zweymal sagen. Den andern Tag zeigt er dem Admiral seinen Hut, der ganz durchschossen ist: „Gnädigster Herr, ich bin erschossen worden, wie ich gehenkt wurde." Der Admiral gibt ihm Geld: „Da, kauf' dir einen neuen Hut." Und dem Dietrich Hornstein wird die Kehle schwamm-trocken, wenn er ans Hängen, und das Wasser kömmt ihm in den Mund, so oft er an die Schlacht denkt.

Weit anziehender ist der Kanzelredner Lubin, der in einer höchst romantischen Predigt Satan als den geschicktesten Fechtmeister darstellt, welcher uns arme Menschen zum Kampf herausfordert. Ich will nicht diese ganze Streit-Predigt übersetzen, sie nimmt zwey bis drey

Seiten ein, nur Folgendes. Mitten im Zweykampf sieht der Christ, daß Satan ihm einen Stoß Gefräßigkeit auf den Magen versetzen will, und er parirt mit dem Fasten. Satan weicht zurück und haut eine starke Prim Zorn, macht eine Finte Heucheley und stößt eine Quart Hochmuth. Aber der Christ deckt sich mit Geduld, erwiedert auf den Hochmuth mit einem Stoß Demuth u. s. w. „Aber wie viele unter Euch, meine Lieben, würden, also angegriffen mit Terz und Quart, auf Stoß und Hieb, immer eine Parade bereit haben gegen die Kunst des bösen Feindes?"

Paris i. J. 1572 war ziemlich verschieden von dem jetzigen. Auf den Brücken standen zu beyden Seiten Häuser, so daß die armen Bürger weniger Platz hatten, sich ins Wasser zu werfen. Des Nachts waren die Stadtthore geschlossen; die Straßen waren nach acht Uhr des Abends gefährlicher als jezt der Weg von Sevilla nach Granada — gegenwärtig werden sie erst um Mitternacht gefährlich, und die Polizey hat klüglich unlängst in allen Zeitungen bekannt gemacht, daß in Zukunft eine neue Art von Häschern für die Sicherheit der Straßen sorgen werde. Die Häscher sind schon da, und man erkennt sie an den Kleidern.

Der größte Unterschied zwischen den jetzigen Parisern und denen von 1572 ist, daß leztere schrecklich fanatisch waren. An den Wirthshäusern der ganzen Umgegend las man die Worte: Tod den Hugenotten! Gieng oder ritt ein Protestant vorüber, so liefen ihm die Kinder nach und schrieen: Au huguenot! au huguenot! les fagots! Parpaillot! Parpaillot! Und was das Aergste war, man sah es den Leuten an, wenn sie Hugenotten waren, man erkannte sie am Hut, an den Sporen, ja, wie man behauptet, am Geruch. Was geschah? die Leute konnten sich nicht vertragen, es gab zwey Parteyen im Staate, die Kraft der Nationalität wurde gebrochen. Die Protestanten waren die schwächere Partey, und trat einer von den anderthalb Millionen Protestanten zu den fast zwanzig Millionen zählenden Katholiken über, so zerriß er die theuersten Familienbande. Die Uebergetretenen, welche nur einem augenblicklichen Interesse gefolgt waren, kämpften lieber für ihre ehemaligen Glaubensgenossen, als für die neuen, sie wurden von beyden Seiten zurückgesezt und ärgerten sich, so oft das Wort Religion ausgesprochen wurde.

In eine solche Zeit der Spaltung fallen die Begebenheiten von Merrimée's Roman. König Karl IX. spricht zwar die denkwürdigen Worte: „Ich scheere mich den Teufel um die Religion derer, welche mir gut dienen," aber kurz darauf läßt er die Mörder Coligny's gewähren und sieht ruhig die Gräuel der Bartholomäusnacht an.

Rezensent ist in der größten Ungewißheit, ob er seinen Lesern den Inhalt des Romans erzählen, oder blos den Zweck desselben deutlich vor Augen führen soll. Denn, wenn ich auch den jungen Protestanten, Herrn von Mergy, nach Paris begleitete — unterwegs prophezeihte ihm eine Zigeunerin aus den Falten seiner Hand: Glück und Unglück; blaue Augen thun weh und gut; das Uebelste ist, daß du dein eigenes Blut vergießest — und wenn ich genau berichtete, was Herr von Mergy in Paris gethan, bey Coligny, bey Hofe, im Zweykampf, was er für Zaubereg gesehen und wie viel Blut vor seinen Augen vergossen wurde, wie Frau von Turgis ihn geliebt, und wenn ich nicht verschwiege, wie er seinen eigenen Bruder um das Leben gebracht, und doch unschuldig war und einer der liebenswürdigsten Charaktere, die ein geistreicher Dichter schildern kann; oder wenn ich gar so anfienge: 1stes Kapitel, eine Scene von Schweizer Reitern, und so die 27 Kapitel der 583 Seiten durchgienge, nimmermehr würde ich ein gelungenes Bild von dem Romane entwerfen. Auf den Stoff eines Gedichtes kömmt es weniger an, als auf das Talent der dichterischen Darstellung.

Und wenn ich anderseits mir Mühe gäbe, den Leser zu überzeugen, daß Herrn Merrimée beym Dichten seines Romans die Idee vorschwebte, Toleranz zu predigen, in einer Zeit, wo troz aller Aufklärung immer noch Glaubensstreitigkeiten fortwüthen, z. B. in Großbritannien; da könnte man glauben, der Roman sey eine lange ausgesponnene Sentenz. Die Sentenz liegt aber nur ganz im Hintergrunde, und wird blos errathen, so wie jeder guten Dichtung ein ethischer Gedanke zu Grunde liegen darf.

Wie schon angedeutet, um die „Chronik aus der Zeit (dieser Ausdruck ist ein Pleonasmus) Karls IX." zu würdigen, muß man bedenken, daß es einem Schriftsteller nicht ganz leicht ist, sich ganz und gar in das Jahr 1572 zu versetzen. Ist dem Verfasser hie und da ein Anachronismus entschlüpft, so kann der gebildete Leser daran seine Kritik üben. Ich für meinen Theil weiß nicht, ob i. J. 1572 die Franzosen, oder die Schweizer, Hurrah! gerufen haben. Ein französisches Blättchen, das unlängst entstanden ist und mit allen andern französischen Blättern Streit anknüpft, damit diese in der Vertheidigung es nennen, das aber dennoch nicht genannt wird, hat Hrn. Merrimée zwey Anachronismen nachgewiesen. Einmal spricht er von einer Reiter-Kompagnie i. J. 1572, und seit 1570 gab es keine solche in Frankreich; zweytens gab Karl IX. nicht den 28sten, sondern zwischen dem 22sten und 23sten August Befehl zum Blutbad in ganz

Frankreich. Wenn im Jahre 1572 Manches schon war wie jezt, so ist dies darum kein Anachronismus. Bereits 1572 gab es Duellisten, welche sich bey jeder Gelegenheit schlugen, wenn z. B. der Aermel des Nachbarn sie berührte, oder wenn Jemand in einer Entfernung von vier Schritt ausspuckte; die Häscher, welche den Duellisten aufpassen mußten, kamen sehr langsam hinzu, und gewöhnlich erst, wenn die Sache vorüber war; wo nicht, so wurden sie übel zugerichtet. Endlich, wenn der junge Mergy, der Held unseres Buches, in den Louvre kam, nachdem er den furchtbaren Comminges im Zweykampf erlegt hatte, so redete alle Welt von ihm, Jeder begegnete ihm ehrerbietig, Jeder und die Damen sogar machten ihm die schönsten Komplimente; denn, sagt Hr. Merrimé, drey, vier Männer im Zweykampf erlegen, galt so viel als Schönheit, Reichthum und Geist.“ Bereits i. J. 1572 gab es Figuren, die man mit folgendem jungen Engländer vergleichen kann:

„Ein junger Engländer tritt allein in ein großes Gesellschaftszimmer. Alle Welt sizt. Er kömmt zwischen den Reihen schön gepuzter Damen durch. Die Damen sehen ihn an und das Gespräch hört auf. Er bleibt am Gewande der einen hängen, er stößt wider den Stuhl der anderen, mit großer Mühe gelangt er bis zur Frau vom Hause; und jezt erst gewahrt er, daß beym Aussteigen vor dem Hausthor sein Rockärmel sich am Rade beschmuzt hat. Haben sie niemals das bestürzte Gesicht einer solchen Figur gesehen?...“

Bereits i. J. 1572 gab es gelehrte Männer, Scheinheilige, Patrioten, Leute, die den Mantel nach dem Wind hängen ließen, Leute, welche schwuren und abschwuren, Mächtige, welche armen Sündern Vergessenheit versprachen und dann ihr Versprechen vergaßen. Bereits i. J. 1572 — dies Kapitel könnte zu lang werden.

Erzählungen.

Für ruhige Stunden, von Friedrich Rochlitz. Zwey Bände. Leipzig, Cnobloch, 1828.

Unter diesem Titel hat der bekannte Verfasser Aufsätze, verschieden nach Inhalt, Form und Werth, Poesien, Reisebriefe, Erzählungen, in eine kleine Sammlung zusammengestellt. Ohne uns auf die Deutung des etwas mystischen Prologs einzulassen, in dem der Verfasser den Ruf zu diesem Unternehmen erhält, haben wir das Gebotene an sich betrachtet, und der Totaleindruck, den es auf uns gemacht hat, ist in so fern ein günstiger, als Alles das Gepräge der Anspruchlosigkeit trägt, und den Mann verräth, dessen Hauptcharakterzug Liebe zum Wahren und Guten ist. In dem poetischen Theile, bestehend aus Legenden, moralischen und didaktischen Gedichten, Sprüchwörtern und Xenien nach Goethes Manier, haben wir zwar nichts Originelles, doch manchen schönen, glücklichen Gedanken gefunden; nur schade, daß häufig die Form hinter dem Inhalte mehr oder weniger weit zurückbleibt. — Der bedeutendste Theil der kleinen Sammlung sind unstreitig die Briefe über Wien, geschrieben im Jahr 1822. Die Kunstschätze und das gesellige Leben Wiens sind schon so vielseitig beschrieben, weil sie beynah die einzigen Gegenstände sind, über die man, wenn von Wien die Rede ist, sprechen kann, daß es schwer wird, etwas Neues, Interessantes darüber zu sagen. Der Ruf des Verfassers als Musikkenner berechtigt uns jedoch zum Voraus zu der Erwartung, daß er eine der glänzendsten Seiten der Kaiserstadt, die musikalische, interessant beleuchten werde, und Musikern und Musikfreunden werden wirklich die Schilderung Beethovens und die Unterredungen des Verf. mit ihm sehr willkommen seyn. Aber auch sonst ist die Charakteristik einzelner Sphären und Stände sehr gelungen, und wenn der Verf. in der artigen Schilderung der Wiener Damen sich launig krümmt und windet, um nicht einerseits den Schönen des Praters zu viel Böses nachzusagen, anderseits dieselben seinen liebenswürdigen Landsmänninnen an der Elbe und Pleisse gegenüber nicht zu sehr zu preisen, so beweist er nicht nur Gutmüthigkeit, sondern auch Gewandtheit. Ganz besonders hat uns die Entwicklung des katholischen Pietismus in den höhern Sphären der weiblichen Welt angesprochen. — Das Talent des Verfassers zur Charakteristik, zur raschen, lebendigen Schilderung fanden wir, wenigstens in dem Grade, in den beyden Erzählungen nicht wieder. In der einen, der wir, wenn wir uns nicht irren, einmal in einem Taschenbuche begegnet sind, wird der historischen Mode durch einen stereotypen Offizier aus den Befreyungskriegen der Tribut bezahlt; die andere, bessere, ist ein fertiger Cadre zu einem Ifflandischen Familienstück, wo in der ersten Scene der Sohn dem Vater trozt, und in der lezten der Verlorengewesene, Wiedergefundene ihm um den Hals fällt. Wir fanden bey der Vergleichung der Briefe mit den Novellen, daß man zuweilen wahrer, besser, ja poetischer schildert, wenn man Gesehenes producirt, als wenn man erfindet, und daß manchmal das Gedächtniß Schöneres schafft als die Phantasie.

N°. 69.

Literatur-Blatt.

Freitag, 28. August 1829.

Notiz

über: Francisco de Moncada. Zug der Katalonier und Arragonier gegen Türken und Griechen. Braunschweig bey Vieweg. 1828. 8.

Wenn ein so rüstiger und gewandter Literator wie Herr Dr. Spazier in einer früheren Ankündigung und in dem Vorwort zu vorliegendem Buch sich zu dem Bekenntniß veranlaßt sieht: „er habe, um dem deutschen Publikum ein vorzügliches spanisches Geschichtswerk nicht länger vorzuenthalten, sich entschließen müssen, solches aus einer französischen Uebersetzung zu übersetzen, nachdem er das Original vergebens auf großen Bibliotheken zu erhalten gesucht," wenn er hieran einestheils einen Tadel, anderntheils die Klage knüpft: Spanien habe sich dem Ausland verschlossen, und kein ernsteres Werk habe die chinesische Mauer überfliegen können, so erfordert zunächst die allgemeine Menschenliebe, sodann auch die Ehre der deutschen Bücherliebhaber ein begütigendes und berichtigendes Wort. So schlimm steht die Sache denn doch wohl nicht; im Gegentheil haben wohl seit Anfang dieses Jahrhunderts mehr werthvolle und seltne ältere Werke aus Spanien ihren Weg in das Ausland gefunden, als aus irgend einem andern Lande. Die meisten mögen freylich in englische Privatbibliotheken gewandert seyn; zu den schätzbarsten, mit großem Aufwand von Mühe und Geld an Ort und Stelle gemachten Sammlungen gehören die des Lord Holland und des Dichters Southey, vieler andern fleißigen und glücklichen Sammler, unter denen auch Nordamerikaner, nicht zu gedenken; fast jeder reisende Engländer hat etwas mitgenommen. Weniger hat Frankreich, obgleich in günstigerer Lage, sich angeeignet. Aber auch nach Deutschland ist manches Gute gekommen, und wenn Ref. nicht irrt, sind namentlich über Kadir und Hamburg manche schätzbare Sendungen in Deutschland vertheilt worden. Noth und Trübsal, die Aufhebung der Klöster zur Zeit Josephs und der Kortes, öffnete dem Auslande diese alten Schätze, und der gebildete Spanier sah mit Schmerzen einzige und lange umsonst gesuchte, sorgfältig gehegte, ja für verloren geachtete Seltenheiten entführen, ohne die Mittel, sie zurückzuhalten.

Zu dieser Klasse der literarischen Seltenheiten gehört nun schon seit lange Moncada's Expedition de Catalanes y Aragoneses etc. in Spanien nicht mehr. Sie ward 1777 in Madrid im Verlag D. Ant. de Sancha's neu aufgelegt, dem, so wie seinem Nachfolger D. Gabriel de Sancha, die spanische Literatur sehr viel, namentlich, außer der Herausgabe der Poesias anteriores al siglo XV, die Erhaltung einiger fast schon verschwundenen vorzüglichen älteren Chroniken verdankt, die weit mehr sind, als ihr bescheidner Name sagt. Mondejar Cronica del Rey Alfonso VIII. 1783. — Lopez de Ayala Cronica de los Reyes D. Pedro etc. 1794. — Cronica de D. Alvaro de Luna. 1784.

Sollte vorliegendes Werk wirklich in deutschen Bibliotheken nicht zu finden, der Name Moncada, dem Kunstfreund schon durch das schöne Blatt nach Vandyk erinnerlich, so wenig bekannt bey uns seyn, wie Herr Spazier glaubt, so wäre das freylich zu bedauern, aber es würde ihn doch kaum rechtfertigen, wenn er seinen deutschen Landsleuten, die bekanntlich etwas auf Gründlichkeit halten, und vor allen Dingen gern die Farbe des Originals in der Uebersetzung wieder finden, die Uebertragung einer Uebertragung liefert. Da der Moncada kein Meßprodukt ist, und schon seine 200 Jahre gelegen, hätte man doch besser noch etwas gewartet, ohne besorgen zu dürfen, daß der erste Duft verfliegen möge, wie bey leichterer Waare.

Was eigentlich dem Verfasser diesmal die Feder in die Hand gegeben, ist die heimliche Besorgniß, daß es bey dem feurigen Lobe der spanischen historischen Literatur in der Vorrede des deutschen Uebersetzers, gar auf eine Reihe ähnlicher Unternehmungen aus ähnlichen Quellen abgesehen seyn möchte, als wogegen er hiedurch protestiren zu müssen glaubt, im Namen der spanischen sowohl als der deutschen Literatur. Geht doch die deutsche Eroberungssucht so weit, daß neuerlich die Uebersetzung eines, vor nicht langer Zeit ins Französische übersetzten, **deutschen** Geschichtbuchs ange-

kündigt worden! Hinter solchen Thaten bleiben Katalonier und Arragonesen weit zurück.

Dem im Vorwort den spanischen Historikern gespendeten Lobe stimmt Ref. gern bey, so weit es nicht im Enthusiasmus sich überschlägt; er ist selbst der Meynung, daß statt mancher, mitunter in deutscher Uebertragung kaum genießbaren spanischen Poesien, die man uns, wie neuerlich so viel Indisches, mit Gewalt eintränken wollen, die älteren Nationalgeschichtschreiber besser auf die Zeit und ihren Geschmack gewirkt haben würden. Es ist daran durchaus ein gehaltener männlicher Ernst, strenge Scheidung von Recht und Unrecht, Gottesfurcht, großartige Liebe zum Vaterland und Hingebung für den Dienstherrn lobenswerth; ein eigenthümliches nationelles Gepräge, das Gewaltige großer Kraftäußerung und Selbstbeherrschung in den Eisenmännern der spanischen Heldenzeit, anziehend. Aber diese edeln Kastilier wollen auch aus ihrem eignen Standpunkt gelesen werden. Die sententiöse, nicht immer ungesuchte Gedrängtheit der Schreibart, die häufig eingestreuten Reflexionen, beydes den Alten, ihren einzigen Mustern (besonders scheint häufig Sallustius es gewesen zu seyn) nachgebildet, wird uns nicht immer zusagen, die befangene Ehrfurcht vor Kirchengewalt und hoher Geburt nur wenige Anklänge finden. Will man uns die Spanier geben, so gebe man sie uns nicht modernisirt; vor allen Dingen sey man zu Gunsten dieser neuen Freunde nicht ungerecht gegen die älteren, denen wir wissenschaftlich so viel verdanken, die namentlich unsere Druckerpressen so angenehm beschäftigen, indem wir seit 100 Jahren unaufhörlich an ihnen zu übersetzen haben. Dieser Ungerechtigkeit aber macht sich unser deutscher Uebersetzer durch die parteyische, ja wegen ihrer allgemeinen Fassung gehässige, Parellele zwischen spanischen und französischen Schriftstellern (S. XII. XIII.) schuldig. Lernen wir doch nachgerade mit unsern westlichen Nachbarn unsre Schwächen gegenseitig tragen und verzeihen, unsre Verdienste gegenseitig anerkennen, unsern Ueberfluß austauschen; beyde Nationen geben nach Einem Ziele, vorwärts! Und so traben denn hier auch, wie die feindlichen Ritter auf Einem Gaul im rasenden Roland, unsre beyden Uebersetzer in schönster Eintracht nach demselben Ziel; wir halten uns billig an den Hintermann, der den Franzosen deckt, und finden leider die Erwartung, die ein solches Unternehmen erregen konnte, bestätigt. Ein lesbares, flüchtig gefertigtes Buch haben wir, nicht den Spanier. Wo jedes Wort des Originals von Meisterhand gezählt und gewogen ist, entstellen Auslassungen und Amplifikationen; zahlreiche und handgreifliche Mißverständnisse stören die Wirkung, und lassen zweifeln, ob der franz. Uebersetzer Moncada's Sprache verstand; oder vielmehr es bleibt darüber kein Zweifel, wenn man liest, S. 225: „Muntaner (heißt im Orig. Montaner) gedachte hierauf seiner zum Holzholen abgeschickten Leute, verfolgte die Fliehenden bis zur Mühle ꝛc.“ Im Orig.: Fuele M. siempre cargando, hasta que llegó al molino, d. h. Montaner verfolgte ihn fechtend (angreifend) bis er zur Mühle kam.

Ueber Moncada's Meisterwerk selbst sich ausführlich zu äußern, liegt nicht in unserm Plan. Es ist ein in sich geschlossenes Epos, voll gewaltiger Handlung, die Darstellung der Thaten würdig, ernst und gelassen. Folgendes der kurze Inbegriff.

Unter dem abentheuernden Tempelritter, Roger de Flor, dem Sohne eines deutschen Ritters, Richard de Flor, Falconiers Kaiser Friedrich des Zweyten, der in der Schlacht von Scurvola gefallen, trägt sich ein Heerhaufe von 6500 Kataloniern und Arragonesen, die dem Infanten Fadrique Sicilien erobern geholfen, dem Kaiser Andronicus Paläologus an, der sich mit Mühe der Türken erwehrt. Roger empfängt die Hand einer kaiserlichen Nichte, und später den Ehrentitel: Cäsar, sein Waffengefährte Berenger von Entenza den des Megadur. Zwey gewonnene Feldschlachten und viele Gefechte führen die Sieger in Verfolgung der Türken bis an die Gränzen Armeniens. Aber nun verbindet sich die Eifersucht der Genueser mit der Falschheit und dem Argwohn der Griechen zum Verderben der übermüthigen und unruhigen Abentheurer. Bey einem kaiserlichen Gastmahl wird Roger verrätherisch erschlagen, seiner Leute viele werden überall gemordet. Die Katalanen, die Gallipoli inne haben, rächen deren Tod durch ein furchtbares Blutbad, und von nun an ist Krieg und Mord an der Tagesordnung. Die Griechen wenden ihre Waffen gegen ihre Befreyer und werden in zehnfacher Zahl von ihnen wiederholt geschlagen. Türken und Turkopulen verbinden sich mit diesen; sie besiegen die Alanen in Thracien. Aber schon hat Zwietracht die ehrgeizigen Führer und ihre Schaaren getrennt. Nach einer Reihe unglücklicher Kriegsthaten, Märsche, Belagerungen, den Ruin vieler Städte in Thracien, Bulgarien, Griechenland, nach beyspiellosen Unthaten und Unfällen tritt der Ueberrest in die Dienste des Herzogs von Athen, Walter von Brienne. Durch seinen Undank gegen die lästige Hülfs-Schaar empört, greifen die Abentheurer wider ihn zu den Waffen, er fällt, sie errichten unter einem katalonischen Prinzen ein neues Herzogthum, und setzen so nach zwölf Jahren auf klassischem Boden ihren Wanderungen und Leiden ein Ziel.

Und doch kein Roman. Montaner, einer der Heerführer, beschrieb diese Geschichte als Augenzeuge, Berenger von Entenza hinterließ einen Bericht; und als Quellen, wenn gleich parteyisch und ungünstig gesinnt, benuzt Moncada mit lobenswerther Kritik die byzantinischen Geschichtschreiber. Mariana, Zurita, Gibbon erwähnen dieses Zuges mehr oder weniger ausführlich.

Noch eine Berichtigung sey erlaubt, zugleich als Be-

leg der Flüchtigkeit der französischen Arbeit. In Champsen Vorbericht wird unter den übrigen Werken Moncada's aufgeführt: das Leben des Manlius Torquatus. Man hatte sich mit dem halben Titel begnügt, und die Namen: Boëtius überschlagen, der allerdings die Vornamen Anicius, Manlius, Torquatus Severinus führt.

Einem Geschichtforscher würde der Ursprung und die Herkunft der Miliz Almugavaren, die das Fußvolk der Expedition bildete, interessanten Stoff zu einer Untersuchung darbieten.

D i c h t k u n s t.

Lied der Liebe (,) das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Uebersezt und ästhetisch erklärt von Friedr. Wilh. Carl Umbreit. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg bey Mohr. VIII und 72 S. gr. 8. 1828.

Das uralte Schriftdenkmal, von welchem Herr Prof. Umbreit schon vor neun Jahren eine neue Uebersetzung und Erklärung gegeben, die hier laut der Vorrede in verbesserter Form erscheinen, hat unter den Händen seiner Ausleger mancherley Schicksale gehabt, und in früherer Zeit sogar auf das Lebensschicksal dieser Erklärer selbst eingewirkt. Schon im vierten Jahrhundert nach Chr. wagte der nüchterne Theodor von Mopsvesta eine wörtliche Auslegung des hohen Liedes, und wurde deßwegen als Ketzer verdammt; seitdem galt die allegorisch-mystische Erklärung als die rechtgläubige. Erst im sechszehnten Jahrhundert erschien wieder ein Zweifler an der Wahrheit jenes mystischen Sinnes: Castalio; er wollte das Buch als ein weltliches aus dem Canon entfernt wissen, darüber wurde er aus Genf, wo er sich aufhielt, vertrieben *). J. D. Michaelis, Jakobi, Neller versuchten moralische Deutungen. Hugo Grotius schon hatte gemeynt: „Die Geheimnisse der Hochzeit seyen hier in anständigen Hüllen vorgetragen, es sey eine Unterredung zwischen Salomo und der Tochter des Königs von Aegypten, mit zwey Chören von Jünglingen und Jungfrauen, die vor der Brautkammer Wache hielten. Uebrigens möge Salomo das Gedicht absichtlich so eingerichtet haben, daß man auch religiöse Allegorien darin finden konnte.“

Mit einer rein-ästhetischen Erklärung trat zuerst Herder in seinen Liedern der Liebe (Leipzig 1778) mit Offenheit und Nachdruck auf; seinem Vorgange folgten die ersten Theologen der evangel. Kirche. Erst neuerdings zeigte sich ein neues Hinneigen zur mystischen Auslegung, und zwar im Sinne des Origenes bey Kanne, mehr im Sinne der ältesten Juden bey Rosenmüller, Hug und Kaiser. Der Verfasser spricht von diesen neuern Versuchen mit großer Achtung in seiner Einleitung S. 3. f. und hält sich nicht für berechtigt, mit Herder ein rasches Verdammungsurtheil über die mystische Erklärung auszusprechen, denn er glaubt, daß es dem Morgenländer, ja selbst dem tieferfühlenden Westländer natürlich ist, in der Liebe und deren Aussprüchen ganz vorzüglich etwas Mystisches zu finden (S. 6. ff.). Der Verf. wendet sich indessen mit Herder der natürlichen und ästhetischen Auslegung des hohen Liedes zu (S. 10.), mit dem wesentlichen Unterschiede jedoch, daß Herder und nach ihm Eichhorn u. A. die einfach-rothe Rose der Liebe in einzelne Blüthen verschiedenen Duftes, vielleicht erst von einer späteren Hand zu einem ganzen mehrfarbigen Blumenstrauße verbünden, zu zerlegen gewußt haben. Herr Umbreit hingegen glaubt eine gegenseitige Beziehung der einzelnen darin vernehmbaren Stimmen und einen harmonischen Zusammenklang derselben zu einem einzigen Grundtone zu hören. Er betrachtet, wenn wir so sagen dürfen, das Ganze als ein Melodrama, und seine Erklärung läßt sich in Folgendes zusammendrängen:

Erste Abtheilung. Wir vernehmen zuerst die sehnsuchtsvolle Rede eines Landmädchens, welches aus einem Weinberge, zu dessen Hüterin sie von hartherzigen Brüdern bestellt worden war, in das prächtige Gemach eines Königes entführt, mit seinem Geliebten in der Heimath wieder vereinigt zu seyn wünscht. Der geliebte Hirte hat ihre Worte gehört und antwortet ihr aus der Ferne. Zwiegespräch. (Kap. I. II. V. 1 — 7.) Bald darauf sieht und hört das Mädchen den Geliebten in Jerusalem selbst, aber nur im Traume. (Kap. II. V. 7 bis Ende.)

Zweyte Abtheilung. Der Dichter schildert die hohe Schönheit des zur Königsbraut auserkornen Hirtenmädchens. Salomo's Brautbett wird beschrieben; der König haucht in heisser Glut ein prächtiges Lob ihrer Schönheit aus, das die Braut vergebens schamhaft unterbricht und mißversteht. (Kap. III. IV. V. 1.) Eine unbekannte Stimme flüstert den Liebenden schmeichlerisch zu.

Dritte Abtheilung. Die zur ersten Königin ernannte Schöne erwacht im Frauengemach; sie erzählt den Freundinnen einen Traum, der von dem frühern Geliebten handelt und beweist, daß sie ihm treu geblieben. Sie schildert ihn den Freundinnen. (Kap. V. VI. 1—4.) Die Stimme Salomo's ruft seiner jungen Gemahlin. (VI. 4 — 11.)

*) Wie solche Aeußerungen aufgenommen worden, davon liefert das Wort eines Sanctius den Beweis, der bey einer solchen Gelegenheit sagt: Profanis et impuris haec Cantica aliquid olent lascivum et obscoenum, qui ructent facile anhelitum foedum ex eo, quod ipsi antea conceperant. Rez.

Vierte Abtheilung. Einsam und sinnend wandelt die junge Königin im Nußgarten des Pallastes und fühlt sich wieder als Hirtin. (Kap. VI. 11 bis Ende.) Salomo ruft die Schwärmerin dringend ins Frauengemach, das Gefolge des Königs bewundert sie; der König verliert sich in hohes Lob ihrer Schönheit, aber alle seine Schmeichelreden sind umsonst; ihr Herz ist bey dem Hirten. Sie sinkt in einen süssen Schlummer und Traum der Sehnsucht. (Kap. VII. 11. VIII. 4.)

Fünfte Abtheilung. Freude, Wunder! Salomo's Gemächer sind verschwunden. Der junge Hirte ist im Heimaththale. Die erste Liebe hat gesiegt; der König hat das Mädchen ziehen lassen. Unter dem Apfelbaum, wo die Mutter den Jüngling geboren hatte, stehen die Liebenden. „Lege mich, ruft sie dem Wiedergefundenen zu, gleich einem Siegelringe an dein Herz, gleich einem Siegelring an deinen Arm!" Der Dichter schließt mit der Idee des Ganzen: „daß die Liebe als freyeste und schönste Gabe des Herzens durch äußere Macht eben so wenig zerstört wie hervorgerufen werden könne." (Kap. VIII. 6—8.) Die noch folgenden Verse erklärt der Verf. für zwey fremdartige Fragmente.

Diese geistreiche Erklärung des hohen Liedes wird durch einen fortlaufenden Kommentar, wie man ihn von Herrn Umbreits Gelehrsamkeit und Scharfsinn erwarten konnte, unterstützt. Sie hat außer der Natürlichkeit der Motive auch noch den Vortheil, daß sie dem in seinen Einzelheiten so glühend sinnlichen Gedicht doch in seinem Zusammenhang einen hohen, sittlichen Sinn gibt. — Aus der Sprache des Lieds ist Herr Umbreit geneigt, dasselbe Salomo abzusprechen und in die exilische Periode zu setzen, in der wir auch den Hiob entstehen sehen. Die deutsche Uebersetzung ist fliessend und poetisch; doch dringt sich der Wunsch auf, nach den glänzenden Vorgängen, die mit geregelt metrischen Uebersetzungen orientalischer Gedichte gemacht worden sind, auch eine Uebertragung des hohen Liedes in strenger Form deutscher Rhythmen durch einen ächten Dichter versucht zu sehen.

Naturkunde.

Botanik für Damen, Künstler und Freunde der Pflanzenwelt überhaupt. Ein Versuch von H. G. Ludwig Reichenbach, Königl. Sächs. Hofrath ꝛc. Leipzig bey C. Cnobloch. 1828.

Das Werk ist für Liebhaber und Dillettanten in der Botanik, namentlich für Damen und Künstler berechnet, mithin ist der Vortrag durchaus populär und lichtvoll, welches jedoch der strengen Wissenschaftlichkeit des Ganzen keinen Eintrag thut. Wer es weiß, wie schwer es für den Uneingeweihten ist, sich in dem großen Werke Linné's und andern botanischen Systemen zurecht zu finden, wird ein populäres Handbuch der Botanik, das zugleich mit philosophischem Geist abgefaßt, etwas mehr ist, als ein bloßes Gärtnerhandbuch, mit Dank aufnehmen.

Das Werk zerfällt in sechs Abschnitte. Im ersten handelt der Verfasser von der Natur überhaupt; im zweyten von der Pflanze insbesondere nach ihren Theilen, Eigenschaften und Funktionen; im dritten von der Anordnung des Gewächsreichs, von der Eintheilung der Pflanzen in Klassen; im vierten von den Abweichungen im Pflanzenbau, den natürlichen und künstlichen Unregelmäßigkeiten und Bastardzeugungen; im fünften von den einzelnen Klassen, Ordnungen, Reihen, Familien, Gattungen und Arten der Pflanzen, wobey jede kurz und deutlich beschrieben wird; und endlich im sechsten vom Umgang mit der Pflanzenwelt, von der Behandlungsart der Gewächse, vom Botanisiren, Herbariensammeln ꝛc. Was die Anordnung des Ganzen insbesondere klar und übersichtlich macht, ist die verständige Klassifikation der Pflanzen. Der Verf. berührt den Streit, welchen die Naturforscher darüber geführt haben und noch führen, wählt selbst aber einen Eintheilungsgrund, der ohne Zweifel der vernünftigste und natürlichste, so wie der deutlichste ist. Wie er nämlich an der vollendeten Pflanze selbst Keim, Knospe, Wurzel, Stängel, Blatt, Kelch, Blume und Frucht unterscheidet, so theilt er auch die Pflanzen, ihren Gattungen nach, in solche ein, die auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung noch weiter nichts sind als Keime, also Keimpflanzen (Pilze); die eine Stufe weiter schon Knospen werden, also Knospenpflanzen (Flechten); die wieder auf einer höhern Stufe schon eine Wurzelbildung zeigen, also Wurzelpflanzen (grüne Cryptogamen); und sofort Stängelpflanzen (Scheidepflanzen); Blattpflanzen (Apetalen); Kelchpflanzen (Monopetalen); Blumenpflanzen (kelchblüthige Polypetalen); und Fruchtpflanzen (stielblüthige Polypetalen). Es ist dies wieder ein erfreulicher Beweis, daß die zuerst von der deutschen Naturphilosophie ausgegangene Eintheilungsweise, im Gegensatz gegen die ältere rein empirische, immer mehr als die einzig richtige anerkannt wird. Während nämlich jene Empiriker sich begnügten, nur unwichtige äußere Formen zum Eintheilungsgrund zu wählen, und dabey sehr oft die verschiedensten Mineralien, Pflanzen oder Thiere wegen einer unbedeutenden äußern Aehnlichkeit ungebührlich in eine Klasse warfen, nahmen die Naturphilosophen nur die wesentlichen innern Theile und Organe zum Eintheilungsgrund, und stellten den unwiderleglichen Grundsatz auf, daß es genau so viele Gattungen der Pflanzen oder Thiere geben müsse, als es innere Theile und Organe der Pflanze oder des Thiers gäbe, indem in stufenmäßiger Entwicklung die niedrigste Gattung auch nur das niedrigste Organ allein, die höchste aber alle Organe zugleich entfalte.

N°. 70.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 1. September 1829.

Dichtkunst.

1) Napoleon in Aegypten. Gedicht in acht Gesängen von Barthélemy und Méry. Metrisch übersezt von Gustav Schwab. Mit dem Original zur Seite. Stuttgart und Tübingen, in der G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Schon früher ist in diesen Blättern (1818. Nr. 52.) das Original der hier vorliegenden Uebersetzung angekündigt worden, und von der leztern sind bereits im Morgenblatt Proben erschienen. Ohnstreitig verdient der Uebersezer unsern Dank, das schöne Werk auch in die deutsche Literatur eingeführt zu haben. Es macht keineswegs auf den Rang eines Epos Anspruch, indem es höchstens eine Episode in dem großen Epos, das Napoleons Leben umfaßt, darstellt; allein es gehört unter die besten Werke der beschreibenden, der malerischen Poesie, und ist in seiner Farbenpracht das Erzeugniß einer glühenden, wahrhaft orientalischen Einbildungskraft. In so fern gehört es der jüngsten romantischen Schule der Franzosen an, und liefert einen neuen Beweis, daß die französische Sprache an Kraft, Kürze und lebendiger Malerey andern Sprachen nicht so sehr weit nachsteht, als man bisher immer geglaubt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die modernen französischen Romantiker eine neue Glanzperiode der französischen Poesie herbeyführen werden, die sich zu dem Zeitalter Voltaires nicht viel anders verhalten wird, als die von Wieland, Lessing, Goethe und Herder begründete neue Periode der deutschen Poesie zu der frühern. Wenigstens hatte Friedrich der Große von der deutschen Sprache damals einen gerade so schlechten Begriff, als ihn hundert deutsche Schöngeister noch heute von der französischen Sprache haben. Man glaubte damals, es ließe sich nichts Schönes auf deutsch ausdrücken, und jezt glauben noch viele, die Franzosen seyen nicht im Stande, das Schöne auszudrücken, weil Frau von Staël zufällig einige schöne Stellen deutscher Dichter schlecht übersezt hat. Schon Lamartine, noch weit mehr aber Victor Hugo, haben dieses Vorurtheil gründlich widerlegt; und namentlich der leztere, den wir unbedenklich für das größte jeztlebende Dichtergenie unter den Franzosen erklären, hat aus der französischen Sprache poetische Elemente hervorzuzaubern gewußt, die kaum ein Deutscher darin gesucht hätte. Dies gilt besonders von seiner lyrischen Kürze, Fülle, Energie des Gedankens und Pracht der Färbung.

Weniger genial und schöpferisch, als jene neuen Heroen der französischen Poesie, sind doch die Herren Barthélemy und Méry sehr ausgezeichnete, in derselben Schule gebildete Talente, und mit ächt französischer Gewandtheit haben sie sich alle Vortheile der romantischen Manier angeeignet. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß wir hier zwey Dichter zur Hervorbringung eines Werkes sich vereinigen sehen. Dies ist in Paris bey theatralischen Produktionen schon etwas Gewöhnliches, und läßt sich auch wohl auf die beschreibende Poesie ausdehnen, wo Idee und Gegenstand gegeben sind und es nur auf die Behandlung ankommt. Ja man muß diese seltsame Industrie sogar billigen. Die Talente sind verschieden und selten erfüllt eins alle Ansprüche. Ein Dichter besizt Phantasie, einen großen Bilderreichthum und die Gabe geistreicher Einfälle; ein andrer ist Meister der Sprache und ein geschickter Verskünstler, ohne den gehörigen Stoff finden zu können. Einer ist für die Erfindung, den Inhalt, den Geist, der andre für die Einkleidung, die Form und äußere Politur geschaffen. Warum sollten sie sich nicht wechselseitig ergänzen dürfen, da sie sich ja wechselseitig bedürfen? Hier ist wenigstens durch das Zusammenwirken zweyer Dichter ein sehr geschmackvolles Ganze erzielt worden.

Das Gedicht umfaßt Napoleons Feldzug in Aegypten von seiner Landung bey Alexandrien bis zu seiner Abreise, und wenn auch der Held selbst, der gleichsam nur durch das Gedicht hindurchgeht, die innere Einheit und Abgeschlossenheit desselben nicht begründen kann, so liegt dieselbe doch in der Scene der Handlung. Wir

sehn Napoleon nur in Aegypten, und Aegypten bildet den Rahmen des ganzen Gemäldes. In diesem Gemälde aber unterscheiden wir wieder, nach den acht Gesängen des Gedichts, acht besonders ausgezeichnete Parthieen, die uns in doppelter Hinsicht sehr glücklich gewählt scheinen, weil sie theils das größte malerische und poetische Interesse gewähren, theils auch an die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse jenes Feldzugs geknüpft sind. Im ersten Gesang, Alexandrien, wird die Landung der französischen Flotte geschildert, welches den Dichtern Gelegenheit gibt, sogleich den Helden selbst und die berühmtesten seiner Gefährten zu portraitiren, und zugleich den ersten Eindruck zu bezeichnen, den das geheimnißvolle Land des Alterthums auf die Franzosen, und umgekehrt die Franzosen auf die Muselmänner machen mußten. Im zweyten Gesange, Mourad-Bey, werden wir auf die schöne Oase Helle am Nil geführt, wo Mourad-Bey, der mächtige Mamelukenfürst, in seinem Harem von allen Reizen morgenländischer Wollust umgeben ist, aber durch El-Modhy, dem zürnenden Kriegsengel, zum Kampf aufgestört wird. Vortrefflich ist der Kontrast dieser beyden ersten Gesänge: hier der Löwe des Nordens, dort der Tiger des Südens, hier die frugalen Republikaner, dort die schwelgerischen Asiaten. Der dritte Gesang, die Pyramiden, schildert den Anblick dieser Wunderwerke und die siegreiche Schlacht, die Napoleon am Fuße derselben geschlagen. Im vierten Gesange, Kairo, wird der seltsame Haushalt der Franzosen in der türkischen Hauptstadt beschrieben, und die friedliche Feyer der republikanischen und muhamedanischen Feste in den Ringmauern einer Stadt, abentheuerliche Scenen und Gruppen, wie sie nur ein so sonderbares Zusammentreffen von Umständen herbeyführen konnte. Der fünfte Gesang, die Wüste, führt uns die Armee Napoleons auf ihren Marsch durch die Wüste vorüber, und schildert, wie die unsäglichen Drangsale dieses Marsches, so auch den unbeugsamen Muth des Feldherrn und die Ausdauer seiner Treuen. Im sechsten Gesange, Ptolemais, begrüßt das Heer die schönen Gefilde Asiens, und erinnert sich im Angesicht des heiligen Landes der Kreuzzüge. Hier aber beginnen mit der Landung der Engländer die Unglücksfälle der Franzosen. Der siebente Gesang, die Pest, schildert mit schauderhafter Wahrheit die berühmten Scenen des Elends, dem die Franzosen in Syrien erlagen, aber auch den Heldenmuth Bonapartes, der, einem Wunder ähnlich, die Tiefgebeugten wieder ermannte. Im achten Gesange, Abukir, wird endlich die siegreiche Schlacht bey Abukir und Napoleons Abreise besungen. Alle diese, bald die Natur, bald die Menschen, bald die Palläste, bald das Lager, bald die Feste, bald die Schlachten, bald die Lüste des Serails, bald den Jammer der Lazarethe schildernden Gemälde sind mit den lebendigsten Farben wahrhaft poetisch geschmückt, und des großen Gegenstandes vollkommen würdig. Die im Morgenblatt gelieferten Proben sind der Beleg davon; wir enthalten uns daher, noch mehrere derselben zu geben.

Was die Uebersetzung betrifft, so hat sich Gustav Schwab bereits durch seine Uebertragung einer Auswahl von Gedichten des Lamartine als einen gewandten Uebersetzer französischer Poesie beurkundet, und auch das vorliegende Werk erfüllt alle Ansprüche, die wir an dergleichen Uebersetzungen machen können. Er hat den französischen Alexandriner mit der unserem ästhetischen Gefühl und Ohr mehr schmeichelnden fünffüßigen Jambe vertauscht, die zugleich auch am besten geeignet ist, die Würde und Pracht des Inhalts hervorzuheben. Er hat sich ferner nicht sklavisch an die Beybehaltung des Reimes gebunden, und es vorgezogen, lieber in ungereimten Jamben jeden großen Gedanken und jedes schöne Bild des Originals treu wieder zu geben, als sich zu gewissen kleinen Weglassungen oder Zusätzen nöthigen zu lassen, die bey einer reimenden Uebersetzung fast niemals zu vermeiden sind. Der Zwang des Reimes nöthigt auf der einen Seite, vom Original etwas abzuweichen, und auf der andern doch wieder manches steif zu geben, wenn es dem Original nur einigermaaßen ähnlich seyn soll. Der reimlose Vers gestattet aber, nicht nur dem Inhalt des Originals treuer zu bleiben, sondern auch die Uebersetzung selbst minder steif, freyer und leichter zu halten. Daß Gustav Schwab diese Wahl getroffen, gereicht seinem Geschmack um so mehr zur Ehre, als er bey seinem bekannten Talent für den Reim sich wohl hätte versucht fühlen können; denselben beyzubehalten. Auch verdient gerühmt zu werden, daß er häufig die Kraft des französischen Ausdrucks in der Uebersetzung noch übertroffen hat, namentlich durch starke und prächtige Doppelwörter, wo die französische Sprache nur die Wörter neben einanderstellen konnte, z. B. Frankenführer, schwerbepanzert, Schiffsgeschwader ꝛc. Eben so hat er sogar einen Fehler des Originals in der Uebersetzung verbessert. Die französischen Dichter beklagen sich nämlich, der Vers habe ihnen nicht erlaubt, die berühmte Anrede Klebers an Bonaparte: Général, vous êtes grand comme le monde: getreu wiederzugeben, sie haben dafür setzen müssen: Vous êtes à nos yeux aussi grand comme le monde. Diesen schleppenden Zusatz hat der Uebersetzer weggelassen, und Klebers Worten getreu nur gesezt: o General, groß bist du, wie die Welt. — Dagegen hat der Uebersetzer wohl gefehlt, wenn er Seite 25 die schöne Antithese der Worte: „le superbe vaincu" in der allzu lateinischen Konstruktion: „in seinem Stolz wer sähe den Besiegten?" wiedergab. Schließlich ersuchen wir ihn, wenn er uns künftig wieder mit Uebersetzungen erfreut, kleine störende

Härten, zum Beyspiel zieh'nd, steh'nd ꝛc. zu vermeiden.

Das typographische Aeußere des Werks ist höchst elegant.

(Der Beschluß folgt.)

Polemische Literatur.

Ansichten eines Obscuranten über Katholicismus und Protestantismus. Von Dr. A. Henne von Sargans, Kantons- und Stiftsarchivar in St. Gallen. St. Gallen, 1829, bey Huber und Komp.

Man stoße sich an diesem Titel nicht. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir über alle Schriften, die jährlich für oder wider die beyden feindseligen Religionsparteyen oder zu ihrer Vermittlung geschrieben werden, berichten wollten, so interessant auch der Gegenstand an sich und so wichtig er namentlich in unserer Zeit ist. Wir heben diese Schrift nur insbesondere deswegen hervor, weil sie uns von besonderer Bedeutung für die Schweiz erscheint.

In der Schweiz waren die sowohl politischen als religiösen Parteyen einander von jeher und bis auf diesen Tag strenger und schroffer entgegengesezt, als anderwärts, — die Städter und die Hirten, die Aristokraten und Demokraten, die Katholiken und Reformirten, die östreichische Partey und die französische, die ultramontanische und die ultraliberale. Die beyden leztern herrschen gegenwärtig vor, wenigstens insgeheim, und die neue Jesuiten-Festung Freyburg ist der geheime Mittelpunkt aller antiprotestantischen Neckereyen; Aarau dagegen, der Wohnsitz des berühmten Zschokke, der geheime Mittelpunkt aller antikatholischen Neckereyen. Neckereyen, sage ich, denn etwas Schlimmeres ist es nicht, so lange es sich nur um Zeitungsartikel und Klatschereyen handelt. — Obwohl es nun in der Schweiz weder an guten Köpfen noch an wohlwollenden Seelen fehlt, welche Frieden und Einheit wünschen und beyde Extreme hassen, so hat es sich doch bisher noch nicht fügen wollen, daß eine kräftige vermittelnde Partey sich erhoben hätte, um die in der That demüthigende Vormundschaft der Schreyer von beyden Ultraparteyen von sich abzuwälzen. Erst in der vorliegenden Schrift wird ein Versuch dazu gemacht, und es ist der Mühe werth, dem Verfasser darüber etwas Ermunterndes zu sagen.

Herr Zschokke hat, wie bekannt, eine Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk geschrieben. Sie hat drey Fehler. Erstens ist sie von keinem gebornen Schweizer geschrieben (denn Herr Zschokke ist ein Magdeburger), daher ihr Patriotismus bey aller aufgetragnen Farbengluth der natürlichen Wärme entbehrt, und es uns fühlbar macht, daß, wenn man für das Volk über das Volk schreibt, man auch zu dem Volk gehören sollte. Zweytens hat sie zwar alles, was sie Protestanten empfehlen kann, aber nicht alles, was auch Katholiken ohne eine na..rliche Empfindlichkeit annehmen können. Drittens übertreibt sie den Fehler, den schon Johannes Müller begangen, bis zum äußersten, indem sie die Schweizer gleichsam philosophisch sezt, als ein absolutes Volk an sich, außer allem Zusammenhange mit dem deutschen Muttervolk und dem alten Reiche, so daß wir ein stehendes Wasser zu erblicken glauben, wo wir von Rechtswegen einen lebendigen Fluß sehn sollten, der sich nur vom großen Strome des deutschen Volkslebens abgezweigt hat. — Herr Henne, der bekannte Verfasser des Diviko, ein geborner Schweizer, ein Katholik und Freund der schweizerischen, wie der deutschen Geschichte, hat nun eine „Neue Schweizerkronik für das Volk“ geschrieben, worin er jene drey Fehler wie billig vermieden hat, ohne dabey in die entgegengesezten Extreme zu fallen. Kaum aber war sie erschienen, als sie sogleich in verschiedenen Blättern, und auch von Herrn Zschokke im Schweizerboten als ein Werk des blindesten Obscurantismus an den Pranger gestellt wurde. Es ist nun nicht mehr als billig, daß sich der freysinnige, auf deutschen Universitäten gebildete und von vielen Protestanten geachtete Henne gegen eine so grobe Demagogie wehrt, und die vorliegende Schrift enthält nicht nur seine Rechtfertigung, sondern auch eine allgemeine Charakteristik der schweizerischen Ultraparteyen, und einen männlichen Aufruf, sich der Vormundschaft derselben endlich einmal zu entziehn. Was sein Urtheil ganz unverdächtig macht, ist die strenge und stets wiederholte Gegenüberstellung der Ultras von beyden Parteyen, der Ultrakatholiken sowohl als der Ultralibertiner und Deisten, der Verketzerer und Verhetzer auf dieser, wie auf jener Seite. Es ist nicht nur sehr zu wünschen, sondern steht auch zu erwarten, daß die Gebildeten unter seinen Landsleuten seine freymüthigen und treffenden Worte sich werden zu Herzen nehmen. Auch in der literarischen Welt hat die Schweiz eine edlere Bestimmung, als sie sie bis jezt gefunden hat, und man muß sich nur wundern, daß sie sich so lange zum Tummelplatz ausländischer Abentheurer hergegeben hat, ohne sich davon beschimpft zu fühlen, ohne, wie Herr Henne, kräftig das Wort dagegen zu erheben. Noch mehr aber müßte man sich wundern, wenn ein solches Wort zu seiner Zeit nicht Früchte trüge. Die Schweiz hat andere Nationalschriftsteller gehabt und wird andere haben, als Herrn Zschokke, als Herrn van der Wyenbergh, als Herrn Hundt-Radowsky und als Herrn N. N., obgleich diese Herren, sämmtlich Ausländer

hier in der Politik, dort in der Kirche, hier in der höchsten, dort in der niedrigsten Klasse der Gesellschaft eine Zeitlang das große Wort geführt haben.

Nur möchten wir die Schweizer vor einem andern Extrem warnen, in welches sie allzuleicht fallen, wenn sie sich in ihrem Nationalstolz gekränkt fühlen, nämlich vor der Spießbürgerey, die ihr Landsmann Zimmermann so trefflich geschildert und gegeißelt hat, vor jenem Dünkel, der alles Ausländische verachtet, wenn es auch noch so trefflich ist, und alles Einheimische vergöttert, wenn es auch noch so gering ist. Doch auch hierüber hat sich Herr Henne sehr kräftig und vorurtheilsfrey ausgesprochen, ja, er sagt ausdrücklich, daß die Kultur der Schweiz in jeder Hinsicht von der Kultur der Nachbarländer, namentlich Deutschlands, abhängig sey, und daß die Schweizer an allen ihren Fortschritten einen regen aktiven, nicht blos wie bisher einen passiven Antheil nehmen sollten. Hierbey bezeichnet er äußerst treffend den großen Unterschied zwischen der politischen Neutralität, welche den Schweizern vergönnt, desto ungehinderter alles Gute ausländischer Bildung auf ihren Boden zu verpflanzen, und zwischen der phlegmatischen Passivität, die in engherziger Selbstzufriedenheit an nichts Theil nehmen will, was hinter den Bergen geschieht, und sich eben darum zum Spielzeug einiger kecker Aufdringlinge hergibt.

Biographische Literatur.

Mémorial du colonel Gustafsson. Leipzig, Zirges et Comp. 1829.

Gewiß ein nicht uninteressantes Buch, mag man es nun an und für sich, oder mag man es in seiner besondern Beziehung zur Geschichte der Zeit, der es angehört, betrachten. Hinlänglich bekannt ist es, daß der colonel Gustafsson (nicht richtiger Gustavson? oder doch Gustafson?) der Verf. des vorliegenden Mémorial, der i. J. 1809 entthronte König von Schweden, Gustav Adolph IV., ist; für hinlänglich anerkannt darf es erachtet werden, daß es ein seltenes und auch eben darum großes Unglück sey, das diesen Monarchen betroffen hat und das er — wahrhaftlich nicht unwürdig — erduldet, und noch viel weniger dürfte in Zweifel gezogen werden, daß er aus diesem Grunde, mag man auch über seine eigene Verschuldung dabey denken, wie man wolle, auf Mitleid und Achtung, wie jeder Unglückliche, der nicht allein um eigener Schuld willen es ist, volle Ansprüche habe, um so mehr, als hier Gustav Adolph, für den Thron geboren und erzogen, von demselben in den Stand des Privatmannes hat herabsteigen müssen. Allein jene gegründeten Ansprüche haben diejenigen, welche sein Leben oder einzelne Epochen desselben nicht im Interesse der Wahrheit, vielmehr sie absichtlich entstellend und nicht ohne Schmähung des Charakters des gewesenen Königs, beschrieben und ihr Unrecht wieder gutzumachen absichtlich unterlassen haben, keineswegs anerkannt, und daher auch als Menschen gefehlt und, anstatt der Geschichte zu dienen, ihr geschadet. Gegen solche Verfälscher der Wahrheit, so wie gegen die ihm zugefügten Schmähungen tritt nun der Oberst Gustavson in diesem Mémorial in die Schranken: dies ist vorzüglich der Zweck, den er bey Bekanntmachung desselben gehabt hat. Namentlich klagt derselbe im Avant-propos über die Art und Weise, wie man in Frankreich, dem ihm zustehenden Rechte, solche falsche Daten zu berichtigen, gegenüber, mit den von ihm eingeschickten Berichtigungen umgegangen sey. Was im Allgemeinen den Inhalt anlangt, so gibt der Verf. zuerst (S. 6 — 69) 86 „notes critiques et raisonnées" zu den biographischen Notizen über ihn selbst in der Biographie Nouvelle von Arnault, Jay, Jouy und Norvins, worin er die „fautes impardonnables, les erreurs de tous genres, les faussetés et les calomnies" in der ihn betreffenden Biographie nachweiset. Und allerdings, wenn auch, wie natürlich ist, nicht alle Berichtigungen gleichen Werth und ein besonderes historisches Interesse haben, wenn auch die Selbstapologie z. B. S. 18, Note 19. S. 27, Note 33. S. 59, Note 73. etwas hinkt und ungenügend erscheint, so werden doch in jenen Notes genug historische und chronologische Fehler, Irrthümer verschiedener Art und offenbare Lügen, so wie Verläumdungen und kleinliche Invectiven, die sich der Verf. jener Notizen hat zu Schulden kommen lassen, nachgewiesen. Nr. 2. schließt sich unter der Aufschrift: „Mes premiers faits d'armes" (S. 73 bis 108) an jene Notes an; der Verf. unterwirft diese Mittheilungen dem Urtheile des gebildeten Publikums, besonders verdienter Militärs, und Rec. muß es gleichfalls dem Urtheile dieser überlassen, darüber zu entscheiden. Unbedeutender sind: Nr. 3. „Refutation adressée à Mr. le comte de Ségur" (S. 111 — 119) *), und Nr. 4. „Quatre lettres adressées à Mr. le comte de Las Cases" (S. 123 — 131) aus den Jahren 1823, 1824 und 1829; und was unter Nr. 5. die „Considerations sur la liberté illimitée de la presse" (S. 135 — 141) betrifft, so sieht man einzelnen Grundsätzen darin nur zu sehr an, daß der Verf. sich von der Presse Unwürdigkeiten habe gefallen lassen müssen.

---

*) Mit Vergnügen liest man das Wenige, was hier S. 115 Gustav Adolph IV. über den jetzigen König von Schweden sagt!

N°. 71.

Literatur-Blatt.

Freitag, 4. September 1829.

Dichtkunst.

(Beschluß.)

2) Le fils de l'homme ou souvenirs de Vienne; par Méry et Barthélemy. (Mit dem Motto: Quid puer Ascanius? superatne et vescitur aurâ? Virgile.) Paris. Chez tous les Marchands de Nouveautés. 1829. XII und 55 S. gr. 8.

Die Herren Barthélemy und Méry haben in ihrem epischen Gedichte Napoléon en Égypte Beweise einer ächt dichterischen Phantasie und einer poetischen Begeisterung für die Geschichte des größten Helden der neuen Zeit abgelegt. Jene Eigenschaften haben ihnen dort nicht erlaubt, die Poesie im Dienste der Tagspolitik zu verbrauchen, und wer jenes Epos gelesen hat, wird uns zugestehen, daß es, wenn auch in einem beschränkten Kreise, doch wahre Poesie ist und nirgends ans bloße Pamphlet streift. Mit der vorliegenden Schrift hat es eine andere Bewandtniß. Durch beleidigten Dichterstolz und Patriotismus hervorgerufen, appellirt sie ihrem ganzen Tone nach mehr an die Leidenschaften, als an das poetische Gefühl; sie ist auch offenbar für einen andern Kreis von Lesern bestimmt, als jenes erstere Gedicht. Nun kann zwar der politische Unwille an sich, selbst wenn er nicht ganz frey von Vorurtheil und Selbstsucht ist, eine Quelle ächter Poesie werden. Die Schlachtgesänge eines Alcäus, der die „Vertreibung der Zwingherren" besang, gegen die er selbst gefochten hatte, und der bey'm Tode Eines derselben begeistert den Freudenbecher schwang, sind gewiß etwas Herrliches gewesen, und die von der politischen Entrüstung eingegebenen Satiren eines Persius und Juvenal kennen wir als etwas Herrliches. Aber wenn sich dieser Unwille nicht frey äußern kann, wenn er zu Andeutungen, Reticenzen, leisem muthwilligem Spott und scheinbarem Widerrufe seine Zuflucht nehmen, wenn er das Eine wider der Ueberzeugung loben muß, um im Tadel des Andern seiner Ueberzeugung den Lauf lassen zu können, kurz — wenn er mit Rücksicht auf die Zuchtpolizey schreibt, so kann er keine Quelle lauterer Poesie werden. Und dieses ists, was Ref. bey Durchlesung des vorliegenden Gedichtes lebhaft empfunden hat.

Das Werk ward bekanntlich durch die Reise des Herrn Barthélemy nach Wien veranlaßt, wo er sein Heldenepos dem Herzoge von Reichstadt überreichen wollte, aber mit seiner Absicht nicht durchdringen konnte. Wir wiederholen hier nicht, was unsere deutschen Tageblätter in dieser Beziehung längst aus den der Schrift beygefügten Noten ausgezogen haben.

Dem Gedichte ist eine poetische „Préface ou Profession de foi" vorausgeschickt, welche die Veranlassung desselben erzählt, aber sichtbarlich nur um einiger poetischen Seitenblicke willen geschrieben ist, und um sagen zu können, daß die Verf. in ihrer Bildungsperiode von der Existenz der Bourbons nichts gewußt haben. Diese Verse sind bitter und fein, ohne sich jedoch über die gewöhnliche Pamphletspoesie der Franzosen, wie wir sie schon aus Voltaire kennen, viel zu erheben. Die merkwürdigsten dürften folgende seyn:

Je ne me doutais pas dans mon adolescence,
Que l'héritier des lys, exilé de Mittau,
Régnait chez les Anglais, dans un humble château,
Et que, depuis vingt ans, sa bonté paternelle
Rédigeait pour son peuple une charte éternelle.

Den poetischen Reisebericht selbst beginnt Herr Barthélemy (der sich seitdem gewissermaaßen ausschließlich zum Verfasser des Werkchens bekannt hat) mit seiner Ankunft in Wien. Wäre der Dichter so freyen Geistes gewesen, wie im Napoléon, und nicht von seinem unpoetischen Zwecke präoccupirt, so hätte er es gewiß nicht unterlassen, die prachtvolle Kaiserstadt, ihren Strom und Dom, mit einigen Meisterstrichen seines Pinsels, wie wir sie aus seinem Epos kennen, zu zeichnen. So aber ist der Eingang ganz trocken und farblos:

Oui j'osai pénétrer dans la ville chrétienne
Que signale de loin la tour de Sait-Étienne:
Ce fleuve est le Danube, ami de ses remparts;
C'est ici la maison où dorment les Césars.

Man sieht, der Dichter eilt ins Burgtheater zu kommen, das der Pariser so armselig als möglich schildert, und wo er seinen Helden, den jungen Herzog, zu sehen hofft. Wer wird läugnen, daß dieser Jüngling, „petit fils de César et fils d'un empereur," mit seinem ächt tragischen Schicksal ein großer Gegenstand der Poesie sey? Nur eignet sich zu dessen Behandlung weder ein Gelegenheitsgedicht, noch eine befangene Zeit und ein unfreyer Geist. Inzwischen ist die Schilderung seines Auftretens wirklich poetisch:

Alors un léger bruit réveilla mon esprit:
Dans la loge voisine, une porte s'ouvrit,
Et, dans la profondeur de cette enceinte obscure
Apparut tout à coup une pale figure:
Étreinte dans ce cadre, au milieu d'un fond noir
Elle était immobile et l'on aurait cru voir
Un tableau de Rembrand chargé de teintes sombres
Où la blancheur des chairs se détache des ombres.
Je sentis dans mes os un étrange frisson;
Dans ma tête siffla le tintement d'un son;
L'oeil fixe, le cou roide, et la bouche entrouverte,
Je ne vis plus qu'un point dans la salle déserte:
Acteurs, peuple, Empereur, tout semblait avoir fui,
Et croyant être seul, je m'écriai: c'est lui!

In dieser Schilderung, sowohl des Prinzen als des Betrachters, erkennt man den Dichter, der Meister in der Beschreibung ist. Auch die folgenden Verse, die der blassen Gestalt Leben und Bewegung leihen, sind ausgezeichnet schön; bald aber verläßt der Verf. diese poetische Bahn und scheut sich, als Parteyschriftsteller, nicht, einen Verdacht aufs Tapet zu bringen, der nur lächerlich wäre, wenn er nicht zugleich die größte Atrocität enthielte.

. . . . je ne puis sans douleur
Contempler ce visage éclatant de paleur;
On dirait que la vie à la mort s'y mélange:
Voyez vous comme moi cette couleur étrange?
Quel germe destructeur, sous l'écorce agitant
A sitôt défloré ce fruit adolescent?
Assailli malgré moi d'un effroi salutaire,
Je n'ose pour moi même éclaircir ce mystère;
Le noir conseil des cours, aux peuples défendu,
Est un profond abime où nul n'est descendu....

Und wenige Verse darauf spricht der Dichter von Gerüchten und von einer modernen Locusta!! Wie konnte derselbe Mann, der so edel historisch in seinem Napoléon verfahren ist, sich in ein solches Gebiet verirren? Glücklicherweise folgen bald darauf wieder Verse, die vom freyen Geiste der Dichtkunst eingegeben sind. Wie lieblich ist die Jugend des Königs von Rom geschildert:

C'est hier qu' à Paris, sans gardes, sans défense,
Il conviait le peuple aux jeux de son enfance;
Et le peuple, attentif aux mots qu'il épelait
Souriait à sa bouche encor blanche de lait.
D'autres fois, agitant une soyeuse rêne,
Sur la terrasse unie où se mire la Seine
Il guidait de ses mains, dans la tiède saison,
Deux paisibles coursiers à la blanche toison,
Dans le temps que son père, entraînant dix armées,
Écrasait sous son char les villes consumées.

Die schönsten Verse des Gedichtes enthält vielleicht der sogleich folgende Kontrast:

Hélas tout fut détruit: le faible avec le fort;
Dans son mortier de fer, l'inexorable sort,
Sous un marteau d'airain pila comme du verre
Et le jouet d'enfant et le char de la guerre.

Auch das ist dichterisch gedacht und gesagt, wie der Verfasser den Kaiser auferweckt und in die Arme seines Sohnes führt. Nüchterner und prosaischer wird die Sprache, wo die freudlose Jugend des Prinzen geschildert werden soll, und der Vorwurf:

Les problèmes d'Euclide absorbent son esprit —

hätte einem so geistreichen Manne nicht in die Feder kommen sollen.

Gegen die Beschuldigung, daß man dem Sohne Napoleons die Geschichte seines Vaters verhehle (S. 23 f.), haben sich bereits Stimmen erhoben, und ein nordisches Blatt versichert uns, daß der Prinz nicht nur die Geschichte der Feldzüge Napoleons lese, sondern auch schon mehrere Male die Schlachtfelder um Wien besucht habe, von welchen unser Dichter zornig singt:

Donnez lui pour palais la voute sépulcrale;
Tout lui parle de nous dans votre capitale:
Là Wagram à l'Autriche a servi de tombeau;
Cette plaine est Essling; cette île c'est Lobau —

. . . .

Tous ces humbles hameaux, ces villages sans noms,
Son père les noircit du feu de ses canons;
Sur quel endroit du sol que son pied se dirige,
Il marche sur l'histoire, il remue un prodige.

Am bittersten wird der Hohn des Dichters, wo er die Zukunft des Prinzen als eine reizende preist und ihn

und als den Oberst eines deutschen Regiments zeigt; und eine Stelle, wo wirklich die politische Nebenabsicht mit wahrer Poesie überkleidet ist, scheint uns die Schlußstelle zu seyn:

— si la politique en changement féconde
Une dernière fois bouleversant le monde,
Sous des prétextes vains divisait sans retour
L'irascible amitié de l'une et l'autre cour;
Si, le fer à la main, vingt nations entières,
Paraissant tout-à-coup autour de nos frontières,
Réveillaient le tocsin des suprêmes dangers;
Surtout si, dans les rangs des soldats étrangers
L'homme au pâle visage, effrayant météore
Venait en agitant un lambeau . . . .

(tricolore natürlich, was der Verf. nicht auszuschreiben gewagt hat)

Si sa voix resonnait à l'autre bord du Rhin....
Comme dans Josaphat la trompette d'airain,
La trompette puissante aux siècles annoncée
Suscitera ces morts dans leur couche glacée;
Qui sait si cette voix fertile en mille échos,
D'un peuple de soldats n'éveillerait les os? etc.

Diese Stelle ist es hauptsächlich, durch welche der Verfasser vor dem Pariser Zuchtpolizeygerichte seinen Prozeß verloren hat. Vor dem Gericht Apollo's aber würde dieselbe Stelle, als voll Leben und Phantasie, ein großes Gewicht in die Wagschale legen, wenn darüber abgeurtheilt werden sollte, ob dieses Gelegenheitsgedicht ächte Poesie enthalte oder nicht. — Ob es recht, ob es klug war, in einem Augenblicke der Krise dieses Werkchen ins Publikum zu schleudern, und ob die ministerielle Katastrophe in Paris, nicht durch den Muthwillen dieses und ähnlicher Produkte befördert worden ist: solcherley Fragen gehören nicht vor das Forum der ästhetischen Kritik; aber so viel darf auch diese von jener Dichtung sagen, daß ihr Verfasser nicht genug beherzigt hat, daß die Müse, wie Pindar singt, vor Allem eine Herrin der Wahrheit ist.

Die dem Gedichte beygefügten Noten enthalten die prosaische Reisebeschreibung des Dichters; seine Besuche beym Fürsten Dietrichstein; ein, wie es scheint, aufrichtiges, Lob des regierenden Kaisers von Oestreich; endlich etwas, das wirklich von poetischem Interesse ist; eine Uebersetzung der bekannten Ode des Freyherrn von Zedlitz („Mr. Sedlitz, jeune poëte hongrois, dont les ouvrages font les délices de Vienne") auf Napoleon. Diese Uebertragung ist sehr wörtlich und (in französischer Dichtkunst etwas Unerhörtes!) abgefaßt in Rhythmen und Reimen, welche blos für das Ohr, nicht für das Auge berechnet sind. Uebrigens nimmt sie sich vortrefflich aus, und erinnert an die Einfalt altfranzösischer Poesie. Hier zur Probe einige Verse:

A minuit de sa tombe
Le tambour se lève et sort,
Fait sa tournée et marche
Battant la caisse bien fort.

La caisse sonne étrange,
Fortement elle retentit,
Dans leur fosse en ressuscitant
Les vieux soldats péris.

. . . .

Et à minuit de sa tombe
Le chef se lève et sort;
A pas lents il s'avance
Suivi de l'état major.

Petit chapeau il porte,
Habit sans ornemens,
Petite épée pour arme
Au côté gauche lui pend etc.

. . . .

C'est là la grande revue
Qu' aux Champs-Elysées
A l'heure de minuit
Tient César décédé. —

Der Brüsseler Nachdruck des vorliegenden Werks, in Duodez, enthält das wohlgetroffene Bild des Herzogs von Reichstadt und einige Verse weiter, als das Original, die aber Herr Barthélemy öffentlich desavouirt hat.

Länderkunde.

Ideen über die Auswanderung nach Amerika, nebst Beyträgen zur genauern Kenntniß seiner Bewohner und seines gegenwärtigen Zustands. Nach eignen Ansichten und den neuesten Quellen und Hülfsmitteln von Dr. Ernst Brauns. Mit einem Kupfer, das Staatshaus zu New-York darstellend. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1827.

Der von edler Menschenliebe beseelte Verfasser sucht theils auf das unbeachtete Elend vieler tausend armer

Auswanderer aufmerksam zu machen, theils gibt er Mittel an, durch welche diesem Elend abgeholfen werden könne. Allerdings ist es den Europäern und namentlich uns Deutschen eine Schande, daß wir jährlich so viele unsrer Mitbürger vom heimathlichen Boden hinweggedrückt, ihrer Armuth und Unerfahrenheit und der Barbarey eigennütziger und mitleidloser Fremden überlassen, ohne uns im mindesten um ihr Schicksal zu bekümmern. Man dankt Gott, wenn die armen Leute abziehn, man betrachtet sie sofort als nicht mehr vorhanden, und wenn man nachher in den Zeitungen erfährt, wie viele dieser Unglücklichen in engen Schiffsräumen zusammengepreßt durch den Geiz und die Brutalität der Kapitäne an schlechten Nahrungsmitteln zu Grunde gehn, oder bey der Landung als Sklaven verkauft werden, um die Ueberfahrt abzuverdienen *), so zuckt man die Achseln, bedauert die armen Leute und vergißt sie wieder. Wer helfen möchte, vermag es nicht; wer es könnte, hat zu viel Anderes zu thun. An die Staaten selbst, an die Regierungen wäre die Anforderung zu machen, diesen Unglücklichen beyzustehn, und der Verfasser des vorliegenden Werkes wendet sich auch an die Regierungen; allein seine Hoffnungen sind zu sanguinisch. Er spricht von Geldaufwand, Einschränkung des Militärs zum Besten der Auswanderer und dergleichen schönen Phantasien; er vergißt, daß man sich immer damit begnügt hat, zu sagen: wir zwingen ja die Leute nicht, auszuwandern, sie können ja im Lande bleiben! Er verlangt von den europäischen Regierungen, sie sollen die Auswanderer wenigstens so weit unterstützen, daß dieselben unter Staatsaufsicht und mit den nöthigen Nahrungsmitteln versehn den Ort ihrer Bestimmung erreichen. Dann verlangt er von den amerikanischen Regierungen, sie sollen diese Auswanderer in Empfang nehmen und ihnen unter Staatsaufsicht Ländereyen und was zur Kolonisirung gehört, verleihen, bis dieselben die Zinsen des geliehenen Kapitals abtragen können. Allein schwerlich werden die europäischen Regierungen sich zu den großen Unkosten solcher Expeditionen verstehn, und noch weniger dürften die Nordamerikanischen ein solches Lehnssystem bey sich einführen, das nicht nur unsicher ist, sondern auch ihren Institutionen und ihren Parteyinteressen mannichfach widerstreitet.

Vor der Hand dürfte die Sache der Auswanderer wie bisher Privatsache bleiben, und in dieser Rücksicht ist sehr zu beherzigen, was der würdige Verfasser anräth. Er zeigt auf der einen Seite, was die Auswanderer vor und während der Reise zu beobachten haben, und auf der andern Seite, was sie in Amerika finden werden. Indem er Franklins Belehrung für Auswanderer zu Grunde legt, knüpft er daran zahlreiche neue Winke und Belehrungen, wie sie die veränderte Lage der Dinge nothwendig machen. Er gibt zunächst an, welche Art Menschen überhaupt auswandern dürfen und welche nicht. Alle Erfahrungen belehren ihn, daß nur Bauern, Handwerker und Kaufleute in Amerika ihre Rechnung finden werden, daß dagegen Gelehrte aller Art, Künstler, Militärs, Buchhändler und alle solche Personen, die in Europa nur im Dienst des Staats oder der Wissenschaft und Kunst gelebt, lieber zu Hause bleiben sollen. Dann empfiehlt er, keiner soll auswandern, der nicht vermögend genug ist, die Reisekosten und die erste Einrichtung in Amerika zu bestreiten, und weil auch Wohlhabende nicht selten durch ihre Unerfahrenheit in die Hände von Betrügern fallen, wenn sie einzeln reisen, sey es das Sicherste, nur in großen Gesellschaften unter einem kundigen und zuverläßigen Führer auszuwandern. Sofort wendet sich der Verfasser zur Betrachtung Amerikas selbst, und geht einzeln alle Staaten sowohl von Süd- als von Nordamerika durch, um zu zeigen, was die Auswanderer in jedem zu erwarten haben, und wohin sie sich am besten wenden können. Dies ist der ausgezeichnetste Theil seines Werks. Hier hat er mit dem größten Fleiß alle die verschiednen Nachrichten zusammengetragen, die über die einzelnen atlantischen Länder vorhanden sind, um den Auswanderern über alles Auskunft geben können, was sie zu erwarten oder nicht zu erwarten, zu suchen und zu vermeiden haben.

Nicht ohne Bedeutung dürfte die Bemerkung seyn, daß, so lange in den nordamerikanischen Freystaaten es eine Partey geben wird, welche das Interesse der gesammten Union gegen das Interesse der einzelnen Staaten verficht, dieselbe Partey auch immer die Auswanderungen begünstigen wird, weil die Fremden natürlicherweise eher dem Ganzen angehören, als dem Theile. Die ältern, schon konsolidirten Staaten werden je mehr und mehr den Fremden in demselben Maaße abgeneigt, in welchem sie sich gegenüber der Union mehr isoliren, während die jüngern erst noch werdenden Staaten in demselben Maaße gern die Auswanderer aufnehmen, in welchem sie weniger selbstständig noch mehr dem Interesse des Ganzen leben.

---

*) Der Verfasser erzählt unter anderm, daß einmal eine ausgewanderte deutsche Familie an einen freyen Neger verkauft worden sey.

No. 72.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 8. September 1829.

Reisebeschreibung.

Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen und Lebensansichten eines froh- und freysinnigen Schweizers. Schmucklos, aber treu niedergeschrieben für seine Freunde. Erster Theil. Trugen, gedruckt und im Verlag bey J. Meyer. 1828. 216 S. 8.

Emanuel Biedermann aus Winterthur ist der Name des Verfassers, welcher in diesem Buche seine Reisen beschreibt, die nicht aus freyem Willen oder Reiselust, sondern durch Drang der Umstände herbeygeführt wurden, indem er anfänglich als Kaufmann Geschäftsreisen unternehmen, bald aber als Krieger die Feldzüge des leztabgeflossenen Jahrzehents mitmachen mußte. Die Erzählung seiner sturmvollen Fahrt durchs Leben widmet er theils den Waffengefährten aus dem nördlichen Deutschland: „Ihr waret meine Genossen in frohen und ernsten Tagen. In euerm Vaterlande ist mir, dem Fremdlinge, des Guten so viel erwiesen worden, daß ich mich wie in der eignen Heimath fühlen mußte;" theils den vaterländischen Jugendfreunden, denen er zuruft: „Viele von euch haben es wohl schon erreicht, das Land der Ruhe, andere mögen noch, gleich mir vieles hoffend, wenig erreichend, ihre Reise fortsetzen. Mag auch von der Ladung noch so viel über Bord geworfen werden müssen; glücklich, wer nur sich selbst nicht verliert." Die Erzählung von den gemachten Erfahrungen und Wahrnehmungen ist einfach und anspruchlos, aber höchst anziehend für jeden Leser, der von einem redlichen, wohlwollenden, verständigen und tüchtigen Manne sich gerne berichten läßt, wie er, ohne Klage und frohen Muthes, die Schläge des Schicksals ertragen hat.

Der Zeitraum, welchen die Wanderungen des ersten Bandes umfassen, begreift die Jahre 1809 bis 1816, und seine ersten Abschnitte sind Erinnerungen aus Italiens schönen Gefilden, Reisen nach Malta, nach Syracusa und Messina, nebst einem Aufenthalt in Toscana. Mit und unter allen Volksklassen lebend, berichtet der Reisende von Sizilien eine Fülle charakteristischer Züge des — in Menschen und Boden gleich vernachläßigten Landes, so wie jener geistlichen und weltlichen Herrscher, die diese Vernachläßigung verschulden. Der treuherzige Schweizer hinwieder war auf seinen Fußwanderungen den Sizilianern eine seltsame Erscheinung: „Viele stellen sich nämlich die Schweiz als ein einziges ungeheures Gebirg vor, nur allein von Hirten bewohnt; unsere Liebhaberey für Fußreisen, so wie die Anhänglichkeit an unser Bergland schreiben sie dem häufigen Genusse der Ziegenmilch zu, welche Thiere, wie sie glauben, bey uns auch Ammendienste versehen. Was ich ihnen von unsern verschiedenen Regierungsformen sagte, blieb ihnen unverständlich, und sie konnten durchaus nicht begreifen, wie ein Volk ohne Fürst sich selbst regieren könne. Am meisten bedauerten sie jedoch, daß so viele von uns als Anhänger des gottlosen Luther Kinder des Verderbens würden. Die sizilianischen Landleute habe ich überhaupt viel natürlicher, gefälliger, treuherziger gefunden, als sie mir waren geschildert worden. Nur muß man sich hüten, mit ihnen in Gespräche über Religions- oder vielmehr Kirchensachen einzutreten, wozu sie doch sehr geneigt sind. Ihre erste Frage ist gewöhnlich: seyd ihr ein Christ? worunter sie aber blos die römisch-katholischen verstehen. Meine Antwort: ich bin als Christ getauft worden, war jedesmal hinreichend diesen Gegenstand zu beseitigen und mir ihr volles Zutrauen zu gewinnen." — Wir wollen aus viel anderem noch einen Pinselzug des Sizilianers zur See beyfügen: „Nach kaum überstandener Angst vor den Seeräubern hätte sicher Niemand in unsern nun so ausgelassenen Sizilianern die nämlichen Leute wieder erkannt, die unter heißen Thränen auf ihren Knieen liegend ein Gelübde über das andere gethan hatten, nun aber über eben diese Angstgelübde mit einer Leichtfertigkeit sich lustig machten, deren ich Katholiken nie fähig gehalten hätte."

In den Erinnerungen aus Toscana steht sehr freundlich die Schilderung des zwey Stunden östlich von Pisa gelegenen Oertchens Cucigliana und seiner Bewohner. Die Musik gehört unter die Hauptvergnügungen dieses

harmlosen Völkchens, doch wird auch zuweilen ein ziemlich sonderbarer Gebrauch davon gemacht. Als Augenzeuge erzählt Hr. Biedermann Folgendes: „Schon einige Zeit war die bevorstehende Feyer des Maifestes der Gegenstand der Unterhaltungen der Cuciglianer Welt. Erwartungsvoll sah ich dem Tag entgegen, an welchem ich die hier so vorzüglich schöne Jahreszeit mit Gesang sollte begrüßen hören. Der Morgen des dazu bestimmten Tages verstrich, und noch hatten keine Sänger sich hören lassen. Endlich gegen Abend traten — weißgekleidete und mit Blumen bekränzte Jünglinge und Mädchen auf, die in heitern Wechselgesängen Flora begrüßten? — so hatte ichs erwartet. Statt diesen erschienen einige Kerls in papierene Mäntel gehüllt, welche mit Teufelsgestalten und Flammen bemalt waren, nebenbey infelartige Mützen auf dem Kopf und das Gesicht bunt bemalt hatten. Ein Teufel spielte ächt teuflisch die Violine, und die andern eben beschriebenen bunten Gesellen, die in ihren Sanbenitos wie die Opfer zu einem Autodafé ausgerüstet erschienen und Seelen im Fegfeuer vorstellen sollten, sangen die Geschichte der Königin Esther. Das ganze Fest endigte mit einem Tanz dieser Seelen und der Bitte um eine Beysteuer zu ihrer Erlösung aus dem Fegfeuer — des Durstes, die ziemlich reichlich ausfiel, und welche eben diese Seelen dann in bester Eintracht mit dem Gott Behüt uns davor! im nächsten Gasthofe verzehrten. Es sah beynahe aus wie eine Satire auf den Ablaßkram."

Die weiteren Abschnitte dieses ersten Bandes befassen nun die Reise aus der Schweiz nach St. Petersburg, den Aufenthalt in dieser Hauptstadt und den Eintritt in russische Kriegsdienste auf ganz kurze Zeit nur, indem dieselben bald gegen englische vertauscht wurden; den längeren Aufenthalt in England mit der deutschen Legion, die Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1813 und 1814 im nördlichen Deutschland, den Feldzug von 1815, die Schlacht bey Waterloo, den Zug nach Paris, das Lagerleben um Paris her, die Rückkehr nach Hannover und den Austritt aus englischem Aktivdienst. Die Reise durch Rußland ist an kleinen Abentheuern ziemlich ergiebig, und Fremde, die zum ersten Mal das Land besuchen, können viel nützlich belehrende Angaben finden. Von den Provinzen bezeugt der Reisende unter andern: „Man muß sich in diesem Lande als unter Wilden betrachten. Auch wird man finden, daß, wenn diese Menschen die meisten Fehler der Wilden, sie doch lange nicht alle guten Eigenschaften mit den freyen Wilden gemein haben, und zwar gerade darum, weil sie unter der den Menschen unmöglich veredelnden Leibeigenschaft schmachten. Wie die Wilden, sind diese Menschen lüstern nach allem, was sie sehen, und man hat sehr viel Mühe alle ihre Versuche zur Befriedigung dieser Aneigungstriebe zu vereiteln. Nach dem mehr oder minder glänzenden Aeußern, das mit imponirendem Anstande verbunden seyn muß, richten sie ihr Betragen gegen den Fremden ein" u. s. w. Und von des Reiches Hauptstadt sprechend, drückt der Reisende sich unter anderm also aus: „Diese Prachtstadt, mit allen ihren beständig noch im Wachsen begriffenen Riesenanlagen, muß einen erfreulich überraschenden Eindruck gewähren, wenn man von der See über Kronstadt dahin kömmt. Welch' einen Begriff muß man sich nicht von einem Reiche machen, das am Rande des lezten Drittheils der nördlichen Breite unsers Erdballs eine Stadt mit solchen Schätzen der Kunst und des Menschenfleisses aufzuweisen hat; wie blühend, wie bebaut müssen wohl erst seine von der Natur begünstigten Provinzen seyn, da sie solche Schätze zur Verschönerung dieser einzigen Stadt herzugeben vermögen. Aber welch einen ganz anderen Eindruck macht nicht diese Prachtstadt, wenn man erst all' die öden und meist mit Leibeignen bevölkerten Provinzen durchreisen muß, ehe man dahin gelangt. Mit wie ganz anderen Gefühlen sieht man dann die Herrlichkeiten alle an, wenn man weiß, es ist der Schweiß des Landes. Mich beengte es, und es kam mir vor wie ein Diamant in Blei eingefaßt. Wenn man sich in der Umgegend von St. Petersburg nicht von der Landstraße entfernt, so glaubt man in einem sehr gut angebauten Lande zu seyn; geht man aber nur einige Hundert Schritte seitwärts der Straße, so hört die Täuschung bald mit dem erkünstelten Anbau auf."

Der zweyte Band enthält nur Erinnerungen aus dem Vaterlande und ermangelt dadurch allerdings der Mannichfaltigkeit; aber die edle Gesinnung, die sich in dem ersten aussprach, wird man in der Fortsetzung nicht vermissen. Was der frühern Periode von den Jahren 1802 und 1804 enthoben ist, bezieht sich auf zwey der helvetischen Revolution angehörende Aufstände, den ersten gegen die helvetische Regierung nach dem Abzug der französischen Truppen, der die Rückkehr von diesen und die Napoleon'sche Vermittlung zur Folge hatte, den zweyten im Kanton Zürich, als die Eidesleistung von irregeführten Landleuten in einigen Bezirken nach Einführung der Vermittlungsakte verweigert ward. Ein jugendlicher Brausekopf, noch ohne Welt- und Menschenkenntniß befand sich der junge Biedermann unter den Insurgenten gegen die helvetische Regierung und nochmals dann unter den gegen die Landsleute aufgestellten Truppen der Zürichschen Regierung. Seine Schilderungen dieser traurigen Bürgerkriege sind treu gezeichnet. Des zweyten Bandes ungleich größere Hälfte aber ist den Erinnerungen aus späterer Zeit, nachdem der Verfasser von den Streifzügen ins Ausland heimgekehrt war, gewidmet, und begreift die Jahre 1816 bis 1824. Der Verfasser beschreibt verschiedene kleine Schweizerreisen, die er in dieser Zeit gemacht, und gibt dann einige Erzählungen, indem er seine

Lebensansichten in eine ideelle Welt überträgt und in den hier selbstgeschaffnen Wirkungskreis solche Charaktere und Menschen versezt, an die ihn aus frühern Schicksalen angenehme Erinnerungen geknüpft haben. Es sind idyllische Gemälde von großer Mannichfaltigkeit, die das häusliche Leben, Erziehung, religiöse Begriffe, Landwirthschaft und die Genüsse der Freundschaft zunächst umfassen. Als Probe mag die Stelle dienen, worin erzählt wird, wie den Kindern die Gestirne zu Schutzgeistern gegeben wurden: „Nachdem ich meine Kinder, so gut wirs können, mit den zu unserm Sonnensystem gehörigen Geschwistersternen unserer Erde bekannt gemacht hatte, lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf das große Ganze. Zuerst machte ich ihnen diejenigen Sternbilder kenntlich, welche in unserer Himmelsgegend niemals untergehen; bemerkte, wie vor Erfindung des Kompasses die Sternbilder der beyden Bären den Seefahrern, so wie den Reisenden durch die Wüste, als Leitsterne gedient, und wie ihnen solche deßwegen besonders wichtig gewesen seyen; und so wollten auch wir, damit sie uns, in noch höherer Bedeutung, Leitsterne auf unserer Lebensreise werden mögen, in unserer Hausastronomie den kleinen Bären die Vorsehung, den Polarstern selbst das Vertrauen auf Gott, den großen Bären das Auge Gottes, die einzelnen Sterne desselben, Dubbe die Religion, Alioth den Glauben, Mizar die Hoffnung und Benetnasch die Liebe benennen, so wie Cassiopeia die Unsterblichkeit, das Karlsherz die Vergeltung, den Strahlengürtel der Milchstraße aber die Versammlung der Guten und Edeln aller Zeiten. Auch die Sternbilder, welche unsere Winternächte so sehr verschönern, erhielten neben ihren üblichen Benennungen noch solche, an die sich Erinnerungen mancher uns lieber und werther Gegenstände knüpfen sollten. So wurden den Pleiaden noch der Name die Geschwister beygelegt; die Capella sollte an unsere Lehrer, Aldebaran und die Hyaden an unsere Jugendgespielen erinnern; Castor und Pollux das Symbol treuer Freundschaft seyn; Orion uns auf das Eltern-Haus hinweisen und der glänzende Sirius auf das Wiedersehen; Procyon wurde das Vaterland, Regulus die Freyheit; Denebola die Zufriedenheit und Alphard die Andacht zubenannt; auch erhielten von den Frühlings- und Sommersternbildern, die Aehre der Jungfrau den Namen die Unschuld, der ihr so nahe Rabe heißt uns die Wachsamkeit, Aroturus die Wahrheit, Antares im Scorpion die Reue, Altais im Adler das Licht, Wega in der Leyer die Treue und der Schwan die Menschenliebe. Ich weiß aus eigner Erfahrung, wie oft der Gedanke an meine Eltern und Lieben in den Jünglingsjahren mich von Unbesonnenheiten zurückhielt. Oefter als es wohl sonst geschehen möchte, müssen durch den Anblick des gestirnten Himmels, eben dieser Sternbilder-Namen wegen, durch die natürlichste Ideenverbindung jene Erinnerungen bey unsern Kindern hervorgerufen und so gleichsam ihre Schutzgeister werden." — Sie sind, wie man sieht, wahrlich auch nicht unerreichbar, die ideellen Genüsse, mit denen sich hier für Entbehrungen in der Wirklichkeit ein edles Gemüth zu entschädigen sucht, das — mit dem Dichter von Salis oftmals schon

„Vieles wünschte sonst vergebens,
Und jezt nur zum lezten Mal,
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal."

Geschichte.

The Diplomacy of the United States. Being an account of the foreign relations of the country from the first treaty with France in 1778 to the present time. Second edition — with editions by Theodore Lyman, jr. in two volumes. Boston, Wells et Lilly. 1828. Preis 5 Doll.)

(Die Diplomatik der vereinigten Staaten, eine Darstellung der auswärtigen Angelegenheiten des Landes von dem ersten Vertrage mit Frankreich im Jahre 1778 bis auf die gegenwärtige Zeit. 2te Auflage, mit Zusätzen von Theodor Lyman jr. in zwey Bänden. Boston 1828.)

Die erste Auflage des Werkes, auf welches wir hier die Aufmerksamkeit des Lesers richten, erschien 1826 in einem Bande. Die gegenwärtige Auflage besteht aus zwey Theilen groß Oktav, jeder gegen 500 Seiten; woraus zu sehen ist, wie viel Zusätze statt gefunden haben, und es gewährt uns Vergnügen, sagen zu können, daß es sehr schätzbare Zusätze sind. Es ist dies Buch nicht nur für den Politiker und Diplomaten von Profession, oder den, der ein besonderes Interesse an den vereinigten Staaten Nordamerikas nimmt, wichtig, sondern für jeden, der der Geschichte der neuesten Zeit Aufmerksamkeit schenkt; denn in vieler Hinsicht muß Lyman's Werk als Beytrag zur neuesten Geschichte Europas betrachtet werden. Es enthält alle wichtigsten diplomatischen Dokumente, die mit großem Fleiße von Seiten des Verfassers, und großer Liberalität des Kongresses und der Regierung, welche die Benutzung der Archive erlaubten, so wie vieler Privatpersonen, die als Angehörige diplomatischer Beamten der vereinigten Staaten in Besitz interessanter Papiere waren, gesammelt sind. Daß in einem solchen Werke ein Kapitel, wie das z. B., welches die Unterhandlungen

wischen den vereinigten Staaten und Frankreich von Ludwig XVI. und Vergennes, durch alle republikanische Regierungen, dem Konsulate, des Kaiserthums, und wieder bis auf den vorlezten Minister der auswärtigen Angelegenheiten dokumentarisch und mit Privatkorrespondenzen enthält, großes Interesse hat, oder daß Korrespondenzen, den Frieden zu Gent betreffend, historischen Werth haben, sieht jeder ein. Eben so sind die Kapitel, welche von den Gesandtschaftsverhandlungen mit Spanien, Tunis und die Korrespondenzen über Luisiana geben, manche Bemerkungen, welche sonst nicht abgehandelte Gegenstände, wie z. B. die Niederlassungen am Columbiafluß 2c. behandeln, lesenswerth.

Wir übersetzen hier den Anhang der Vorrede unseres Werks, um den Leser über den Inhalt näher zu unterrichten. „Die gegenwärtige Auflage dieses Werkes ist bis zum Anfange 1828 fortgesezt worden, die Angelegenheiten mit Südamerika und den Barbaresken einbegriffen. Der Theil, welcher den Frieden zu Gent behandelt, wird hier mit vielen Zusätzen gegeben. Seit der Herausgabe der ersten Auflage haben wir die geheime Korrespondenz unserer auswärtigen Minister und Kommissäre (Commissioners) während des Kongresses der Konföderation, so wie Privatpapiere mehrerer bedeutenden Bürger, welche diplomatische Aufträge von der Bundesregierung hatten, benutzen können.“

Herr Lyman ist ein wohlhabender Bürger Bostons, der von seinen Zinsen lebt. Er hat eine der ausgezeichnetsten Bibliotheken Bostons, welche er hauptsächlich während seines langen Aufenthaltes in Europa sammelte. Er war in England, Frankreich, Italien, Griechenland, Konstantinopel, ging zu Lande nach Wien, besucht Süddeutschland, Berlin und ging wieder nach Paris, wo er die Deutschen und Russen fand, und also eine seltne Gelegenheit hatte, Völker und Personen kennen zu lernen. Während des lezten Kampfes um die Präsidentschaft zwischen General Jackson und Herrn Adams war er einer von den sehr wenigen respektabeln Bürgern Neu-Englands, welche für den General waren, und zwar war er sehr thätig gegen die Administration, so z. B. gab er nur zum Zwecke der nächsten Präsidentenwahl großentheils auf eigne Kosten eine Zeitung heraus. Ob er, wie einige sagen, eine Gesandtschaft nach Europa wünscht und zu dem Ende sein Buch, um sich in diesem Fache bekannt zu machen, kann man natürlich nicht wissen. Zwey wichtige Seiten hat sein Werk auf jeden Fall, wenn auch der kritische Leser an einigen Stellen europäische Entschiedenheit der Wissenschaft und eine Bestimmtheit, welche die Folge vieler Vorzüge und Vorarbeiten ist, vermissen sollte, daß es voll von Thatsachen und ruhig geschrieben ist.

Taschenbücher auf 1830.

1) Cornelia.

Die Dame Cornelia beeilt sich, immer am frühesten auf dem Platze zu seyn, und macht, ihrem Namen getreu, gleichsam als Hausfrau die Honneurs. Allein in ihrem Anzuge herrscht noch zu sehr das Oekonomische vor, ihr Putz ist gar zu haushälterisch. Denselben Vorwurf macht Ref. in diesen Blättern der Cornelia alle Jahre, ohne daß sie sich im Geringsten darum bekümmert. Auch diesmal wieder bringt das Taschenbuch grundschlechte Kupfer, eine Schande für deutsche Kunst, eine Beschämung für jedes ästhetisch gebildete Auge. Nur das Titelkupfer, ein Porträt der schönen Maria von Burgund, verdient Lob; aber dieses eine entschädigt nicht für die übrigen, welche dieser Kontrast nur noch unerträglicher macht.

Die Erzählungen sind von sehr gewöhnlichem Schlage. Sie besser verlangen, hieße die Existenz der poetischen Taschenbücher gefährden; denn mit den guten Erzählungen von bleibendem Werthe, die jährlich in Deutschland geschrieben werden, lassen sich gewiß kaum zwey Almanache füllen. Die übrigen dreyßig müssen sich wohl mit der gemeinen Novellenfabrikwaare begnügen, wenn sie nicht eingehn sollen. Und kann man sie besser verlangen, da sie ja so, wie sie sind, so viele, ja vielleicht noch mehr Leser finden, als wenn sie besser wären? Die erste Erzählung, Nina, von Amalie Schoppe, enthält die rührende Geschichte einer gefühl- und geistvollen, tugendhaften — Balletttänzerin. Nachdem der tugendhaften Sängerinnen und Schauspielerinnen schon so viele aufgetreten waren, durften natürlich auch die Tänzerinnen von der Romanentugend nicht im Stich gelassen werden. Der Dichter von Friederike Lohmann ist ein Charaktergemälde, worin uns eine herzensgute, langweilige Seele von poetischem deutschem Hofrath vorgestellt wird, wie er durch seine Konnexionen einem armen tugendhaften Jüngling zu einer reichen Heirath verhilft. Die Freunde von Wilhelm Blumenhagen, ein Seegemälde à la Cooper, worin der Verf. sich pikirt hat, lauter Düsternisse, Schauernisse, tiefe Schatten und grölende Seemanns-Contrabässe anzubringen. Der verlorne Sohn von Therese Huber, eine wunderliche Familiengeschichte, worin ein Großvater seinen eignen Enkelsohn entführt und dessen Herkunft erst dann entdeckt, als derselbe seine eigne Schwester zu heirathen im Begriff steht. Paul und Cölestine von A. Schreiber ist eine Malergeschichte. Der Sohn des berühmten Wouwermann verliebt sich in die Tochter eines niederländischen Großen, der in die Unruhen der beyden Wits verwickelt und ermordet wird. Sie stirbt aus Gram, er wird Karthäuser.

Einige wenige Gedichte von Geib, dem verstorbnen Haug, J. W. Müller, E. Münch und A. Schumacher sind zwischen die Erzählungen eingestreut.

N°. 73.

Literatur-Blatt.

Freitag, 11. September 1829.

Dichtkunst.

Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier; eine literarische Tragödie von Karl Immermann. Hamburg bey Hoffmann und Campe. 1829. 48 S. 8.

In unserer, an merkwürdigen poetischen Produktionen nicht sehr reichen Zeit ist der romantische Oedipus des Grafen von Platen nicht ohne verdiente Aufmerksamkeit geblieben, und auch in diesen Blättern ist seiner mit Interesse gedacht worden. Man bewunderte an ihm die Vollendung der Form, man erfreute sich der Anmuth und des leichtbewegten Scherzes, der das Ganze bedeckt; aber man konnte sich nicht verhehlen, daß die Veranlassung jenes Gedichtes als zufällig, ja als willkührlich herbeygezogen erscheint, ja daß selbst in der Ausführung des Einzelnen deshalb diese Willkühr hindurchblicke. Denn einen andern Dichter, der manchen Wurf gewagt, und dem auch mancher gelungen, welcher jedoch weder einen so entschiedenen poetischen Charakter gezeigt, noch so umfassende Aufmerksamkeit gefunden, wegen einiger tadelnden Epigramme zum Urtypus aller schlechten Tragöden zu machen, alle Fehler ihn büßen zu lassen, welche zu begehen jener theils zu viel technisches Geschick, theils zu wenig Kraft hat, dies bringt ein offenbar unpoetisches, ein persönliches Element in die Dichtung, wovon der leichtbeschwingte Humor entflieht, und wo statt dessen tadelsuchende Absichtigkeit mancherley Unähnliches auf den gehaßten Gegner zusammenzuhäufen sucht. — Noch bedenklicher erschien indessen an dem jungen Dichter eine gewisse vornehme Unzufriedenheit mit der Gegenwart, wobey kaum zu unterscheiden war, was ihm denn nun gelten und bestehen solle. Ist ihm selbst aber zugleich in der lezten Zeit Anerkenntniß und Auszeichnung genug widerfahren, die dem wacker Geleisteten galt, eben so sehr gewiß aber auch dem Gehofften und noch von ihm zu Erstrebenden; so sehen wir fürwahr nicht ein, was er seiner literarischen Umgebung und überhaupt den Deutschen also zu grollen Ursache habe, und was sich selbst dabey so stark hervorzuheben, worin wir indeß vor der Hand nicht mehr erblicken wollen, als eine rhetorisch polemische Figur, eine antik pindarische Reminiscenz!

Wollte nun der Angegriffene seinerseits mit poetischem Geist antworten, so ließ sich erwarten, daß er jene hervortretenden Mängel in einer Persönlichkeit dramatisch verbunden, mit heiterm oder bitterm Scherze, wie er wollte und vermochte, an uns vorüberführen, und auch durch mannichfach bewegliche Form das Schauspiel eines würdigen poetischen Wettkampfes uns darbieten würde. Was Herr Immermann leisten konnte oder wollte, liegt hier vor im „umhertaumelnden Cavalier.“ Von Platens Eigenthümlichkeiten hat er vorzugsweise nur zwey zum Angriff sich erwählt, das Selbstlob und das Streben nach rhythmischer Künstlichkeit, und gegen diese ist er in zwanzig Sonetten und in zwey Parabasen ausgezogen. Man sieht, Herrn Immermanns neuerliche Produktionen scheinen fast alle nach der Dimension der Breite hinzustreben. So hätten auch hier, wenn es Sonette seyn mußten, wenige genügt, um den Gegenstand kräftig satirisch zu durchdringen und aufzulösen, und der Pfeil eines einzigen, scharfgezielten Epigramms hätte den Gegner desto tödtlicher getroffen. Und eben nach so kräftig elektrischer Entladung fühlt sich Alles erquickt und erheitert! — Indeß gedenken wir damit keineswegs zu läugnen, daß nicht manche gelungene Wendung, mancher Einfall, den nicht nur Galle, sondern Geist eingegeben, uns in jenen Gedichten begegne. Nur vermissen wir hier eben jene dramatische Auffassung, welche den Gegner im poetischen Totalbilde darstellt, und ihn nach allen Seiten hin sich selbst vernehmlich machen läßt, so daß der Inbegriff seiner possirlichen Qualitäten wie in natürlicher Persönlichkeit vor uns erscheint. Und eine solche Darstellung erhebt sich immer, wie die wahre Satire es soll, über die enge Schranke des einzelnen Falles zu allgemeiner poetischer Bedeutung, weil damit irgend eine bleibende Verkehrtheit, ein Narrheitstypus gemeint und abgeschildert ist. Wie aber die Immermann'schen polemischen Dichtungen jezt vor uns liegen, enthalten sie nur vereinzelt zugezählten, oft sich wiederholenden Tadel,

sogar manchmal ungerechten Spott, und gelangen nie über das Individuum hinaus zu einer wahrhaft poetischen Anschauung der ganzen Gattung. So ist es ohne Zweifel ungerecht, wenn Immermann den Grafen Platen für gar keinen Dichter erkennen will, sondern für einen nüchternen Reimer und Versler, „dessen Saiten stets nur erklungen seyen von Hochmuth und von welker Theorie!“ Aber abgesehen davon, wie ergötzliche, ja poetische Züge hätte eine solche dürre Reimergestalt dargeboten, wenn sie lebendig wäre vorgeführt worden, mit ihrem emsigen Suchen und Sammeln, mit ihrem Stubenschweiß und ihrer Büchernoth; wie sie täglich ein bestimmtes Versepensum abarbeitet, und Frühling und Winter, Tag und Nacht ihr gleichgültig sind zu ihrem Geschäfte, während alle fremd angewehte Begeisterung ihr untergeht in angstvollem Füßezählen und Reimsuchen! Und so halten wir dies unbedingt für den glücklichsten Zug in der ganzen Sonettensammlung, wie Platen (XIV Sonett) im üppigen hesperischen Frühling daherwandelnd geschildert wird, umwoben von Düften und angehaucht von Blüthen, wie er aber begierig ihn nach Reimerweise anzusingen, nun in Verzweiflung ist, keinen Reim auf „Frühling“ finden zu können. Wir rücken das ganze Sonett als eines der gelungensten und bilderfrischesten hier vollständig ein:

Frühlingslust und Leid.

Von allen Stängeln grüßen holde Blüthen,
Von jedem Baume glänzt die weiße Krone,
Die Sonne ruht auf saphirblauem Throne,
Und ihren Lenz siehst du die Fürstin hüten.

Graf Platen wandelt, wo die Vöglein brüten,
In luft'ger Aest' umgrünten Pavillone,
Es glüht ihn an die Tulp' und Anemone,
Und aus den Kelchen flüstern zarte Mythen.

Und Engel stehen auf der Lilien Warten
Und singen leis in Tönen, süßen, linden,
Die Wunder, die den Herren offenbarten.

Den Grafen nur verdreußt die ganze Sache,
Auf: „Frühling“ quält er sich, den Reim zu finden;
Und keinen, weh! gibt ihm die deutsche Sprache.

Dagegen noch ein anderes, das uns matt und ungerecht zugleich bedünkt, das lezte:

Gespräch.

Er.
Ich habe viel gedacht.

Ich.
Macht nicht den Dichter.

Er.
Die Kunst steht mir so hoch.

Ich.
So lies und schweige!

Er.
Ich bin ein Hochbegünstigter.

Ich.
Das zeige!

Er.
Mein scharfer Spott und Hohn —

Ich.
Macht keinen Dichter.

Er.
Der Alten Kenntniß —

Ich.
Macht noch nicht den Dichter.

Er.
Die Sprache —

Ich.
Bauholz!

Er.
Verse!

Ich.
Staub der Schulen!

Er.
Die Sehnsucht, die so tief!

Ich.
Steriles Buhlen!

Er.
Was aber bin ich denn?

Ich.
Ein Graf; kein Dichter!

Hierher, mich angeschaut, Fechtbodenspringer!
Jezt gilt's! Ein Lied nur! Eins voll Herz, Gehalt!
Eins! Hörst du? Eine einzige Gestalt!

Du schweigst? Es geht nicht? — Gauckler, Wortbezwinger
Ich hab' dich, hab dich, hab dich aus dem Dunst!
Auf Pritschbank! Geißle den Hanswurst der Kunst!

Ein ungerechtes und partheyisches Wort, und wenn Platen auch nur seine venetianischen Sonette, seinen Pilgrim von St. Just, und das Grab im Busento geschrieben hätte!

Doch genug sey dieses Streites, in welchem auf diesem Wege keiner sich wird entschieden Sieger nennen können! Beyde sind sich auch an derbem Schelten Nichts schuldig geblieben, und selbst hier möchten sie beym ferneren Ueberbieten in völlig unpoetische Niederungen hinabgerathen. Sogar das Publikum, dem sie jezt auf gemeinschaftliche Kosten eine Art von Freykomödie gegeben haben, könnte sich leicht ermüdet hinwegwenden. Also hinweg von diesem Kampfplatze! Nehmen beyde Gegner lieber den edleren Wettstreit auf, sich zu überbieten in tüchtigen Poesien, wie Jeden eigenthümliche Neigung und

Talent leitet und spornt; und dann am Ziele mögen sie der nie aussterbenden Wahrheit es überlassen, wem sie den Kranz biete. Jezt sind sie noch am Anfang ihrer Bahn, und von wem man noch erwartet, über den ist das Urtheil ungewiß, schwierig, wandelbar, und er selbst hüte sich, den zarten Genius des Schicklichen und Gefälligen zu verletzen. Ja beyde möchten auch darin einander ähnlich seyn, daß sie schon jetzo an einem bedenklichen Wendepunkte ihrer Laufbahn zu stehen scheinen; der Eine, in formeller Korrektheit zu verharren und bey der Kunst, den dünnsten Stoff in die eleganteste Form aus einander zu treiben; eine solche Vollendung ist aber immer gefährlich, weil sie als wahrhafte, aber nur theilweise Vollkommenheit uns anlockt, bey diesem mühsam erreichten Ziele stehen zu bleiben. Der Andere scheint sich dagegen, besonders im Dramatischen, einer gewissen wortseligen Behaglichkeit zuzuneigen, die sich für Objektivität oder humoristische Behandlung halten mag, die aber leicht für Mangel an Tiefe und Energie genommen werden möchte, und geraden Weges zur manierirten Gewöhnlichkeit hinführt. — Darum hier angehalten und eingelenkt, und nur kühn zerschlagen jede Form und Manier! Was der Geist, gymnastisch erstarkt, in ihr gewonnen, bleibt unverloren. Man verlasse von Zeit zu Zeit das alte Gewebe und suche seinen Faden ganz wo anders von Neuem auszuspinnen! Und wie im Moralischen, ist auch in Wissenschaft und Kunst eine völlige Reinigung vom Alten und verjüngende Wiedergeburt das einzige Mittel, in der Geisterwelt geistlebendig und vorwärtsschreitend fortzudauern.

J. H. F.

Litterärgeschichte.

De' vizi de' Letterati, libri due del Cavaliere D. Giuseppe Manno. Torino 1828. 2 Vol.

Der Herr Cavaliere ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Turin, ein unter den Waffen der Klassicität grau gewordener, äußerst legitimer Kämpfer, dem gar Vieles an unserer kühnaufstrebenden, nach Licht ringenden Zeit fatal ist. Er schrieb vorstehendes Buch zum Theil, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, und nebenbey am Hof die Reputation eines wohldenkenden, zuverläßigen Mannes zu haben.

Zuerst wird im ersten Band gehandelt von den Leuten, die zu früh schreiben, d. h. die noch zu jung dazu sind, dann von denen, die nie reif dazu werden, von den Alten, von den verwegenen und frechen Schriftstellern, von den Pedanten, von denen ohne Anmuth, von den zu blumigen, von denen, die den Scherz übertreiben, von den Schmeichlern, von den Stolzen, von den Ungerechten, von den Spekulanten, von denen, die anders denken als sie lehren, besonders unter den — politischen Schriftstellern. Hier sizt der Haas im Pfeffer.

Im zweyten Band handelt der Verfasser von den Gelehrten, die nur eine einzige Wissenschaft schätzen, von denen, welche die schönen Wissenschaften gering schätzen, von den encyklopädischen Schriftstellern, von den Freyheiten und Neuerungen in der italienischen Sprache, von den blinden Bewunderern derselben, von denen, welche gewisse Literaturzweige entstellen und verdecken, von denen, welche sich fremde Arbeiten aneignen und Alles nur in neuer Form wieder vorbringen, von der Wichtigkeit, die Kleinigkeiten beygelegt wird. Die zwey lezten Kapitel handeln nur von klassischen Autoren und romantischen Schriftstellern.

Hören wir nur einige Bemerkungen des Verfassers.

Wie viele junge Leute gibt es, die von einigen neu geglaubten Ideen, von einigen scheinbaren Ansichten hingerissen werden, weil sie deren schwache Seiten noch nicht einsehen können. Die Lebhaftigkeit der Jugend und das Wetterleuchten der Imagination drängt sie an das Pult, wo sie schnell ein Buch schreiben, dessen Inhalt nicht gereift ist. Sie haben keinen Begriff von den schweren und langen Arbeiten, die vorausgehen müssen, wenn ein Schriftsteller wahren und dauerhaften Ruhm erwerben will. Statt zu warten, bis ihr Geist durch gründliche Kenntnisse ausgebildet ist, bis Erfahrung und Ueberlegung ihre Ideen berichtigt haben, bis sich ihr Geschmack an guten Mustern gereinigt, sind sie ungeduldig, einen Namen in der Gelehrtenrepublick zu haben, stürmen in sie hinein und verrennen sich dadurch selbst den Weg zu wahrem Ruhm. Möchten sie doch die Natur nachahmen, die nichts Vollständiges macht, als was sie langsam im Stillen, unmerklich, aber ununterbrochen ausarbeitet. Möchten sie auf Cicero sehen. Lange Jahre hindurch und unermüdlich legte er sich auf das Rechtsstudium, auf Philosophie und Beredsamkeit, lernend durchzog er Griechenland und Asien, besuchte die berühmtesten Schulen und suchte überall Erweiterung seiner Kenntnisse im Umgang mit Unterrichteten.

Die Schriftsteller, die nie reif werden, berauscht ein schneller Erfolg, den oft Zufall und Umstände herbeyführen; darum stehen sie am Anfang ihrer Laufbahn still und schreiten nicht weiter, denn sie meynen, schon auf deren Höhenpunkt geglimmt zu seyn. Darum ruhen sie aus und begnügen sich mit dem ersten erlangten Ruhm.

Manche Gelehrte vergessen aber auch ihr vorgerücktes Alter, sie sollten die Abnahme ihrer Kräfte bemerken, und nicht mit schwacher, zitternder Hand den früher wohlerworbenen Ruhm wieder auslöschen.

... So bemerken wir jezt auch die Sucht über allerley politische Gegenstände zu schreiben. Schriftsteller ohne die ersten Kenntnisse von Regierung und Verwaltung sprechen kecklich über diese schwere Kunst, entscheiden leicht über die verwickeltsten Fragen, geben den Regierungen Lehren, tadeln die Könige und ihre Minister und lassen nicht undeutlich merken, daß sie allein im Stand seyen über die Staats- und Regierungskunst Lehren zu geben. Unter ihnen gibt es freylich manche verständige Männer, aber auch Viele, deren laut ausgesprochene Lehren und Meynungen mit ihren Handlungen und mit früheren oder späteren Ansichten in schreyendem Widerspruch stehen. Manche schreiben unter dem Einfluß einer Partey und wollen gewisse Grundsätze zum Herrschen bringen. Andern ist es um Nichts zu thun, als um den Sturz eines Rivals, einer andern Partey. Manche wollen durch dergleichen Schriften emporkommen und ihnen Weg machen, andere suchen es dahin zu bringen, daß man sie sucht oder fürchtet. Es fehlt nicht an Belegen aus der neuern Zeit für dergleichen Absichten.

Sollte man nicht glauben, der Herr Cavaliere Manno sey einer der Redaktoren der alltäglichen Quotidienne und der Gazette de France?

Da wo der Verfasser von dem ausschließlichen Hängen an einer Wissenschaft spricht, wird er spaßhaft und erzählt einige Anekdoten, die hierher Bezug haben. Ein gründlicher Geometer besuchte mit einigen Freunden einen herrlichen Pallast und seine reizende Gärten. Sie konnten nicht genug sprechen und rühmen von dessen Schönheit und Anmuth, der Geometer hatte nichts bemerkt als ein Gebäude 150′ lang und 45′ breit, desgleichen ein längliches Boskel auf einer Fläche von zehn Tagewerken. Derselbe Ehrenmann hörte vom Bombardement der Veste Fontarabia sprechen. Gleich berechnete er die Bogenlinie der Bomben, und als er damit im Reinen war, bekümmerte er sich nicht mehr um den Ausgang des Gefechts.

Wenn die Beschränkung auf Eine Wissenschaft ihr Mißliches hat, so führt sie auf der andern Seite zur Gründlichkeit in einem bestimmten Fach. Nichts hingegen ist schädlicher als das Ringen nach allgemeinem Wissen, das ein charakteristisches Merkmal unsrer Zeit genannt werden kann. So gibt es wohl nichts Lächerlicheres, als die Marktschreyer-Ankündigungen, wodurch Wissenschaften in zehn, zwölf, sechszehn oder zwanzig Stunden gelehrt werden sollen, oder die unter hunderterley Titeln erscheinenden Lehrschriften: Astronomie ohne Mathematik, Chemie für Damen, Conversationslexikon, Taschen-Encyklopädien, Auszüge, Abrisse, Versuche, Elemente, Grundsätze, Compendien, Handbücher (dergleichen gibt es heut zu Tage eine lange Reihe für alle Wissenschaften und Künste in Frankreich). Durch diese Schriften werden die Wissenschaften bald so allgemein verbreitet, verwässert und verschlemmt seyn, daß wir sagen können, wie Aristarch in Beziehung auf die Sophisten seiner Zeit: „Vor Alters hatte die Welt sieben Weise, heut zu Tage hätte man Mühe eine gleiche Zahl Unwissender zu finden.“

Wir schließen diese Anzeige damit, was der Verfasser über Klassisches und Romantisches sagt.

„Leute von ausgezeichnetem Geist fanden in ihrem Innern die sichersten Mittel Andern zu gefallen, sie zu rühren und zu überzeugen. Diese Mittel haben allgemeinen Beyfall gefunden und sind dadurch zu Regeln geworden, deren Richtigkeit sich bey der Bearbeitung aller Gegenstände bewährt hat, die glücklich gewählt waren. Dies ist die Entstehung des Klassischen, dessen beste Muster die Alten geliefert haben. Seine unveränderlichen, unwandelbaren Regeln sind aber verschieden von ihrer Anwendung. Das wahre klassische Verdienst besteht keineswegs in kleinlicher Kopie der Formen, welche die Alten bey irgend einem Gegenstand befolgen, in serviler Nachahmung alles Einzelnen und Unwesentlichen einer Handlung. Dahin gehört z. B. die Wiederholung analoger Personen, im Drama, das Anbringen ähnlicher Episoden, Abschweifungen, Beschreibungen und Gegensätze. Deshalb muß manchen Anhängern des Klassicismus das unüberlegte Uebertreiben desselben zum Vorwurf gemacht werden. Sie verwechseln die eigentlichen Regeln mit der Art sie anzuwenden. Es zeigt ein kaltes, aller Erfindungskraft beraubtes Gemüth, wenn man sich peinlich an die Untersuchung und Nachahmung des Einzelnen hält und statt freyer Schöpfung nur ängstliche Conterfeyung liefert.“

Nun folgen in dem Gespräch eines sogenannten Romantikers wohlfeile Scherze über das Romantische, nach einigen Mustern dieser Schreibart. Daraus geht nur so viel hervor, daß der Herr Cavaliere vom Wesen der Romantik gar keine Ahnung hat, so wenig wie der große Haufe der Franzosen-Klassiker und Akademie-Vierziger, die aus guten Gründen in ganz Europa in Ein Horn blasen.

N°. 74.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 15. September 1829.

Pädagogische Literatur.

1) Ueber die frühzeitige Erziehung der Kinder und die englischen Klein-Kinder-Schulen u. s. w. von Wilderspin, Vorsteher der Londoner Central-Klein-Kinder-Schule und reisendem Lehrer für die Gesellschaft der Klein-Kinder-Schulen. Mit zwey Steintafeln. Aus dem Englischen nach der dritten Auflage, mit Benützung der neuesten Schriften von W. Wilson, Brown, Mayo u. A. von Joseph Wertheimer. Zweyte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, 1828, Carl Gerold.

Das nach zwey Jahren entstandene Bedürfniß einer neuen Auflage dieser deutschen Uebersetzung oder eigentlich Ueberarbeitung des englischen Originals beweist das allgemeiner werdende Interesse des Festlandes für den darin abgehandelten Zweig der Erziehungslehre. Auch können nicht wohl in irgend einem andern Buche der Grund, die Zwecke, die Entstehungsgeschichte, der Werth und die aus den bisherigen theoretischen Erörterungen und praktischen Versuchen sich ergebende beste Einrichtung und Pflege der Klein-Kinder-Schulen (Infants-schools) dargestellt werden, als es in dem vorliegenden Werke des Herrn Joseph Wertheimer geschehen ist, welcher theils die vielen unnöthigen Weitläufigkeiten und Wiederholungen des englischen Originals abgekürzt, theils dasselbe durch einen großen Reichthum eigener und fremder Erfahrungen vervollständigt hat. Das preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten hat diese Schrift den Schulen des Königreiches zur Anschaffung empfohlen.

Brougham hat die erste Klein-Kinderschule in England errichtet im Jahre 1819. Im Juni 1827 gab es in England wenigstens 260 solche Anstalten und die 1819 gebildete Gesellschaft für Klein-Kinder-Schulen hat von den zu London befindlichen Anstalten dieser Art drey zu dem Zwecke bestimmt, zugleich Musterschulen und Seminarien für Klein-Kinderlehrer und Lehrerinnen zu seyn. Die eine im westlichen Theile der Stadt ist die von Brougham gestiftete erste Klein-Kinderschule; die zweyte die von Wilson in Spitalfields gegründete, im östlichen Theile der Stadt; die dritte befindet sich im Mittelpunkte (Nr. 217). Die Gesellschaft hat Hrn. Wilderspin nunmehr als ihren reisenden Agenten angestellt, dessen Geschäft es ist, bey Eröffnung und Organisation von Klein-Kinderschulen, wo immer sie im Lande projektirt werden mögen, Hülfe zu leisten. In einem, i. J. 1828 zu London erschienenen Buche heißt es, daß gegenwärtig in England beynahe alle größere Städte solche Schulen errichtet haben (S. 218). In Frankreich, Preußen, den Niederlanden, der Schweiz sind theils ähnliche Institute schon entstanden, theils im Begriffe zu entstehen. Interessant ist in Vergleich mit den nach englischem Muster sich bildenden Klein-Kinderschulen dasjenige, was der Herausgeber von der Berlinischen Wadzeck-Anstalt (S. 220. 221) und von dem Detmolder Bewahrinstitut, dem Werke der Fürstin Pauline (S. 229 ff.), den Falkschen Stiftungen zu Weimar und Erfurt u. a. sagt. Wir wollen unsern Lesern noch einige weitere Andeutungen über das Wichtigste des Inhaltes der vorliegenden Schrift mittheilen, um den Werth derselben schätzen zu lernen.

Beyde Verfasser gehen bey ihren Vorschlägen zur frühen Erziehung der Kinder, und namentlich auch der Kinder aus ärmeren Ständen, von den vielfachen Gefahren, welche gerade in den ersten Lebensjahren der physischen, intellektuellen und religiös-moralischen Entwickelung des Menschen drohen, von der Verwilderung, die frühe schon bey den Kindern theils durch die Nachläßigkeit der Aeltern, theils durch den Beruf derselben, der sie, z. B. Tagelöhner, den ganzen Tag über vom Hause und von den Kindern fernehält, einreißen müsse, von den frühen Verderbnissen der Kinder, vornämlich in volkreichen Städten u. s. w. aus. Es wird mit Recht als eine eben so unverständige und unpatriotische, als rohe, unmenschliche Behauptung hingestellt, was Manche schon gefordert ha-

ben, man dürfe die Kinder vom niedrigen Volke nicht besser, aufgeklärter machen; und eben so wird dem Vorwurfe vorgebeugt, als suche man durch Klein-Kinderschulen, so wie überhaupt durch Unterricht der Armen das Volk zu überbilden, es aus seiner eigentlichen Standessphäre herauszuheben. Gründliche Beobachtungen hat sowohl Wertheimer als Wilderspin über die Art und Weise angestellt, wie gewöhnlich die Kindererziehung bey den armen Leuten betrieben wird; wie hier keine, dort eine unvollständige und ganz verkehrte Sorgfalt für den Körper, den Geist und das Herz der Kleinen stattfindet; wie die Kinder Noth leiden müssen in jeder Hinsicht, wenn sie entweder zu Hause allein bleiben oder auf der Straße unbewacht und ungeleitet umherlaufen oder unter den Augen einer Kindermagd oder bey Stiefältern, fremden Verpflegern oder Anverwandten sind; wie sie selbst in der Nähe der Aeltern das nicht empfangen, was zu einer gesunden körperlichen und geistigen Pflege dient. Mit den erbärmlichen scuole delle maestre in Italien ist gegen solche Uebel uns wenig geholfen. Durch das ewige Sitzen verkümmert hier der Körper, so wie der Geist durch das mechanische Lernen und Lallen unverstandener Litaneyen und Glaubenssätze erschlafft. Eine den Bedürfnissen der Kindernatur entsprechenden Anstalt soll dagegen die Klein-Kinderschule seyn; eine Anstalt nicht nur zu ihrer Aufbewahrung vom zweyten bis zum siebenten Lebensjahre, in welchem sie in England die Nationalschule zu besuchen anfangen, sondern auch zur Grundlegung und Vorbereitung der Verstandes- und Herzensbildung. In einem geräumigen Saal, an welchen ein Lektionszimmer und ein weiter Spielsaal gränzen, versammeln sich etwa 150 Kinder — eine größere Anzahl anzunehmen, mißräth Wilderspin — um einen Lehrer und eine Lehrerin, welche abwechselnd die Beschäftigung der Kleinen im Saal und in der Lehrstube leiten, so wie ihre Spiele theils anordnen, theils beobachten. Vom Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abends sechs Uhr bleiben die Kinder beysammen; und diejenigen, deren Aeltern den Tag über vom Hause entfernt sind, nehmen Morgens ihr Mittagessen mit in die Schule, wo es vom Lehrer aufbewahrt und zur Essensstunde ihnen übergeben wird. Alle Vorkehrungen sind getroffen in der von Wilderspin früher geleiteten Musterschule zu Spitalfields, um in reiner Luft, gehöriger Helle und angemessener Bewegung die Schüler zu erhalten; und Herr Wertheimer macht auf den großen Werth solcher Einrichtungen unter anderm dadurch aufmerksam, daß er auf die Anzahl von Kinderkrankheiten und auf die große Sterblichkeit unter Kindern der armen Stände, besonders gewisser Handwerker, z. B. Schneider, Lichtermacher, Leimsieder, Vergolder, Buchbinder, Farbenbereiter, Wäscherinnen, hinweist, eine Folge der unreinen Luft, welche die Kinder frühe schon fortwährend einathmen müssen. Unter 191 Todesfällen von 2—6jährigen Kindern, die in der inneren Stadt Wien vorfielen, betrafen 53 die dienende Klasse, und unter diesen waren 23 Hausmeisterskinder, also beynahe der achte Theil der Gesammtzahl, während das Verhältniß ihrer Anzahl zur übrigen Population den fünfzigsten Theil (d. h. nicht vier Sterbefälle) anzeigt; die Schneiderkinder dagegen nehmen den vierten Theil der Gesammtzahl der Gestorbenen ein, während nach dem Maaßstab der Bevölkerung nur drey Sterbefälle auf diese Klasse kämen (statt des Vier- oder Fünftheils der sechszigste Theil) (S. 180). — Alle Beschäftigung, aller Unterricht ist Spiel, um so die Kinder auf naturgemäße Weise dem Ernste des Lebens entgegenzuleiten. Die Lektionen dauern nicht über eine Viertelstunde. Sie sollen nicht sowohl dazu dienen, positive Kenntnisse beyzubringen, was der eigentlichen Schule und den Jahren weiterer Entwickelung vorbehalten bleibt; vielmehr sollen sie nur die Kinder in Thätigkeit erhalten, an Thätigkeit gewöhnen, ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände, die ihrer Anschauung und Vorstellung nahe liegen, fesseln und spannen, die Sinne schärfen, dem Gedächtniß einen für Gemüth und Leben unnachtheiligen Stoff darbieten, durch Erzählungen und mehr im Vorübergehen, als nach absichtlichem Plane, Anweisung zum sittlichen Verhalten ertheilen und durch einfache Gebete, Bilder und Erzählungen aus der biblischen Geschichte, durch Auswendiglernen und Singen faßlicher, ansprechender, melodischer Gesänge die Keime des religiösen Bewußtseyns zur ersten wohlthätigen Entfaltung bringen. Die Rücksicht auf intellektuelle Belehrung und Bildung muß der physischen, moralischen und religiösen Pflege nachstehen, obwohl auch auf jener Seite nichts, was schon dem frühesten Alter als Grundlage und Vorbereitung zu künftigen Entwickelungen zusteht, versäumt werden darf. Die moralische Leitung muß vorzüglich eine negative und gelegentliche seyn; sie muß den Verderbnissen, die das Kind schon in die Schule von Haus und Straße mitbringt, entgegenarbeiten und den neuen Uebeln, die daraus hervorgehen oder sich damit in Verbindung setzen könnten, vorbeugen. Der englische Klein-Kinderlehrer hat vornämlich gegen den, im frühesten Alter schon von den Londoner armen Kleinen geübten Betrug und Diebstahl anzukämpfen. Von der trefflichen Weise, mit welcher Herr Wilderspin hier verfährt und die Kinder nicht nur zur Unterlassung des Fehlers, sondern auch zur Ueberzeugung vom Rechte des Eigenthums und Besitzes leitet, möge Folgendes, was Mayo in seiner neuesten Schrift (Observations on the Establishment and Direction of Infants-schools etc. London 1827) von ihm erzählt, zum Belege dienen: „Eben als die Kinder für diesen Abend entlassen werden sollten, versammelte er sie rings um sich herum, und fragt, indem er die Hand in

seine Tasche steckt: Wessen Schilling ist dies? — der Ihrige, Herr Lehrer! war die allgemeine Antwort. — Und hat irgend einer das Recht, mir ihn zu nehmen? — Nein, nein, das wäre gestohlen. — Nun zog er die Münze aus der Tasche, und hielt sie in der Hand empor: Wessen ist der Schilling nun? Hat irgend einer das Recht, mir ihn zu nehmen? — Damit warf er ihn zur Erde, und fragte, wessen ist er nun? Augenblicklich sprangen wohl zwanzig dieser Kleinen herbey, um sich der Münze zu bemächtigen. Der praktische Moralist war auf seiner Hut, er bedeckte den glänzenden Köder mit seinem Fuße, hieß die kleinen Uebertreter auf ihre Sitze zurückkehren und wandte sich nochmals an die größeren mit der Frage: Wem gehört der Schilling nun? — Ihnen, Herr Lehrer, Ihnen! — Er wiederholte die Frage so oft, bis jede Stimme ausrief: er gehört Ihnen! — Also, fuhr er fort, wenn es mir gefällt, diesen Schilling die ganze Nacht hindurch auf dem Hofe zu lassen, hat irgend einer das Recht, ihn wegzunehmen? — Keiner, keiner, war die einstimmige Antwort. — So geht denn nach Hause, und morgen früh wollen wir sehen, ob mein Schilling noch an seinem Ort ist. — — Den andern Tag war der Lehrer der erste in der Schule; als die Kinder kamen, sahen sie den Schilling noch immer an derselben Stelle liegen, und einige kurze Bemerkungen waren geeignet, ihnen diesen moralischen Eindruck tief einzuprägen. Wundern wir uns nicht über die glückliche Veränderung, welche in den Gesinnungen und Neigungen der Kinder eintreten, da sie auf eine ihrem Alter angemessene Weise unterwiesen worden.“ (S. 383. 384.)

Durch die Regeln und Einrichtungen, welche in den englischen Klein-Kinderschulen angenommen sind, wird auch der Einwurf zurückgewiesen, welcher von mehreren Seiten gegen die Errichtung solcher Institute gemacht worden ist, als werde durch dieselben das Herz der Kinder dem älterlichen Herzen entfremdet, aus dem Kreise des Familienlebens herausgerissen und für alle die herrlichen Tugenden, die in diesem Kreise keimen und blühen, verschlossen. Im Gegentheile kann das abwechselnde Trennen und Wiedersehen, wie S. 213 richtig bemerkt wird, zur Vermehrung der gegenseitigen Liebe zwischen Aeltern und Kindern dienen. Alles, was man in der Schule den Kleinen sagt, trägt dazu bey, sie mittelbar oder unmittelbar zur Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Aeltern zu führen; und das Vergnügen des Wiedersehens und Wiedererzählens der gehabten Eindrücke läßt sie in der kurzen Zeit des Beysammenseyns das üble Benehmen ihrer Aeltern und Angehörigen weniger bemerken, als wenn sie beständig bey ihnen wären; daher ihnen diese länger achtens- und liebenswerth erscheinen. Mutter und Kind sind nur für die Stunden der Arbeit getrennt. Und welchen Einfluß die moralische und religiöse Bildung ihrer Kinder auf rohe, leidenschaftliche, leichtsinnige und irreligiöse Aeltern hervorbringen könne, dafür werden mehrere schöne Belege in dem vorliegenden Buche angeführt.

Wenn wir in Betreff seiner weiteren Erörterungen und Berichtigungen des englischen Originals Herrn Wertheimer unsere Zustimmung nicht versagen können; so glauben wir gleichwohl in dem wichtigsten Gebiete der Kindererziehung den Ansichten und Bestrebungen Wilderspins den Vorzug vor dem seinigen ertheilen zu müssen. Wilderspin hat nämlich das historische Element des Christenthums und die Persönlichkeit des Erlösers zum Mittelpunkte der religiösen Mittheilungen an die Kinder gemacht, und gewiß bestätigt sich dadurch an den Kleinen, daß das Evangelium den Unmündigen offenbar sey. Es werden auf diesem Wege nicht nur die allgemeinen Wahrheiten der Religion in der faßlichsten, eindringlichsten konkreten Form dem kindlichen Gemüthe nahegelegt; sondern auch die Keime des Eigenthümlichen, was das Christenthum vor jeder positiven und philosophischen Glaubenslehre voraus hat, in der Seele geweckt und gepflegt. Herr Wertheimer dagegen scheint sich in den frühesten Jahren der Kinder nur mit den allgemeinsten Vorstellungen von einem allmächtigen, alliebenden und heiligen Gott befassen zu wollen, Vorstellungen, welche ohne beständige Rückweisung auf die positive Elemente des Christenthums weder rein noch faßlich vorgetragen werden können.

2) Die Lehren der Religion, erläutert durch Beyspiele aus der Bibel, aus der Weltgeschichte und aus dem praktischen Leben. Ein Handbuch vorzüglich für Lehrer, sowohl in Gelehrtenschulen, als auch in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von K. G. Haupt, Oberprediger an der Nikolai-Kirche zu Quedlinburg. Erster Band. A — Eint. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Quedlinburg und Leipzig, 1829. Verlag von Gottfr. Basse.

Der Werth von Beyspielen zur Erläuterung von Lebensregeln, zur Einschärfung von Sittenvorschriften ist für den Jugendunterricht anerkannt. Herr **Haupt** hat mit unermüdetem Fleiße gesammelt, was er in ähnlichen Jugendschriften, vornämlich in biographischen und historischen Werken für den Zweck auffinden konnte. Für den gebildeten Leser oder für die sich bildende Jugend sind nun freylich Schriften, wie z. B. die von Ewald bevorworteten **Beyspiele des Guten**, welche in ungezwungener Aufeinanderfolge moralischgute Handlungen einzelner Menschen darbieten, eben so unterhaltend als belehrend und zur Selbstprüfung anregend. Eine strenge Eintheilung der erzählten Thatsachen nach ihren inneren Bezie-

hungen und nach äußeren Merkmalen, nicht minder eine alphabetische Ordnung der Gegenstände zum bequemeren Aufschlagen hätte für jene etwas Steifes und Abstoßendes. Nicht so für den Lehrer, dessen Bedürfniß oft schneller Befriedigung bedarf und dem im Einzelnen ein übersichtlicher Plan des Dargebotenen nicht anders als erwünscht seyn kann. Deshalb ertheilen wir dem vorliegenden Werke rühmende Anerkennung, weil es den Wünschen und Bedürfnissen des Pädagogen nicht nur durch reichen Vorrath historischer und biographischer Materialien, sondern auch durch das bequeme System des ABC und durch klare, logische und psychologische Eintheilung der einzelnen darin enthaltenen Artikel entgegenkommt. Besondern Fleiß hat der Verfasser auf die Aufsuchung und Darstellung biblischer Beyspiele verwendet, und diese hat er stets den übrigen vorangestellt. Die einzelnen Beyspiele sind aber auch zugleich mit möglichster Kürze angegeben und nöthigen durch ihre Gedrungenheit den Lehrer, welcher sich ihrer bedienen will, in seiner eigenthümlichen Erzählungsweise sie zu behandeln und die betreffenden Nutzanwendungen selbst herauszuziehen. Letzteres gibt in unseren Augen dem Buche seinen größten Werth, da in unserer Zeit nur zu sehr darauf hingearbeitet wird, nicht nur die Kinder im Unterrichte, wie im Leben zu Puppen, sondern auch die Lehrer und Erzieher zu mechanischen Werkzeugen zu machen.

3) Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Mädchenschulen und die Gebildeteren des weiblichen Geschlechts. Von Friedrich Nösselt. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1828.

Allerdings gehört die Bekanntschaft mit den religiösen Vorstellungen und Fabeln der alten Welt zu dem Kreise von Kenntnissen, welche der Geist einer gebildeten Frau sich aneignen muß. Zwar hat es bisher nicht an mythologischen Schriften und Lehrbüchern gefehlt, welche auch von Frauen verstanden werden können oder zunächst zum Gebrauche für das weibliche Geschlecht verfaßt sind. Aber theils entsprechen diese ihrem Zwecke nur unvollständig, theils sind sie nicht mit der dem weiblichen Gemüthe und besonders dem heranwachsenden Alter des Weibes schuldigen Zartheit abgefaßt. Auch sollte auf die übrige Entwickelung, auf die natürlichen Fähigkeiten und auf die sonstigen Gewohnheiten der weiblichen Jugend mehr Rücksicht genommen werden. Vornämlich muß sich hier der Schriftsteller eines lebendigen und die Aufmerksamkeit anregenden Vortrages befleißigen; dies alles hat Herr Nösselt zu thun versucht, und es ist ihm gelungen, den Unanständigkeiten der einzelnen Gegenstände durch eine einfache Erzählung auszuweichen, das Trockene der Darstellung zu vermeiden und durch kürzere oder längere Citate der alten Dichter in metrischer Uebersetzung den Gang seiner Mittheilungen zu beleben. So hat er namentlich die Erzählung des trojanischen Krieges und der Fahrten des Ulysses sehr umständlich erzählt, um den Leserinnen ein so viel als möglich vollkommenes Bild von den homerischen Dichtungen zu geben. S. IV der Vorr. erklärt der Verf., „auf die in der neuern Zeit zur Mode gewordenen symbolischen Deutungen und etymologischen Untersuchungen keine Rücksicht deshalb genommen zu haben, weil theils dergleichen Untersuchungen bis jezt zu wenigen sicheren Resultaten geführt haben und noch sehr eines festen Grundes ermangeln; theils weil jene symbolischen Deutungen durchaus keinen praktischen Nutzen haben.“ Unseres Erachtens ist dem gebildeten Weibe ein Blick auf die allgemeinsten Ergebnisse der Forschungen über die symbolische Ideenwelt schon allein zum richtigen Auffassen der gegenwärtigen Zeit und ihrer wissenschaftlichen Richtung, die der Verf. nur in so fern Mode nennen mag, als der tiefbegründete Charakter eines literarischen Jahrhunderts Mode genannt werden darf, unerläßlich. Daß solche Untersuchungen der Symbolik auch einen praktischen Werth haben, kann wohl kaum derjenige bezweifeln, der in den Schriften eines Creuzer, Baur u. A. die innere Seite des alten Mythos und sein Verhältniß zu den positiven Wahrheiten des Christenthums kennen gelernt hat.

Streitschrift.

Vertheidigung der evangelischen Kirche gegen ihre Feinde, oder Beleuchtung der Betrachtungen des Herrn Pfarrer Wolf über das vom König von Preußen an die Herzogin von Anhalt-Köthen erlassene Schreiben, von Dr. C. J. Rinnich, Divisionsprediger. Elberfeld und Düsseldorf, bey Schaub, 1828.

Unter den zahlreichen, fast zu zahlreichen Streitschriften über die Vorzüge der christlichen Konfessionen, verdient vorstehende Schrift darum einer auszeichnenden Erwähnung, weil sie klar und faßlich die oft wiederholten Vorwürfe der Katholiken gegen die evangelische Kirche abweist, und das unterscheidende Element derselben auch dem Ungelehrten deutlich und eindringlich darzustellen weiß. Sie mag daher manchem Belehrung Suchenden nützlich werden, manchem Schwankenden zur Befestigung dienen. Eine werthvolle Zugabe sind noch die beyden Schreiben des Königs von Dänemark und der Königin Christine Eberhardine, den Uebertritt des sächsischen Kurprinzen Friedrich August zum römischen Glauben betreffend, welche hier wieder abgedruckt sind. Besonders das lezte Schreiben einer tiefbekümmerten Mutter an ihren Sohn wird kein Fühlender ohne Bewegung lesen können.

N°. 73.

Literatur-Blatt.

Freitag, 18. September 1829.

Dichtkunst.

1) Die Liebe der Engel. Gedicht von Thomas Moore. Aus dem Englischen übersezt von Balduin. Berlin, Eußlin, 1829. 8. VIII und 88 S.

2) Thomas Moore's Liebe der Engel (,) Gedicht in drey Gesängen mit beygefügtem englischen Text, übersezt durch Paul Graf v. Haugwitz. Breslau bey A. Gosohorsky. 1829.

Thomas Moore, der berühmte Verfasser von Lallah Rook und vielen lyrischen Poesien, ist ein Gemüthsdichter, wie England deren sonst keinen hat, und der Charakter seiner Gedichte schließt sich vielmehr an unsere deutsche Poesie, als an das oft kalte phantastische Treiben seiner Landsleute an; in seinen Liedern erinnert besonders die elegische Stimmung und der rührend ausgedrückte ideale Scherz an ähnliche Klänge unsrer vaterländischen Leyern, namentlich an Schiller, Novalis und Uhland. Denjenigen, die seine Love of angels nicht in der Ursprache lesen können, erweisen die vorliegenden Uebertragungen einen wesentlichen Dienst. Beyde sind mit dichterischem Sinn und Geschick, wiewohl nach verschiedenen Grundsätzen, unternommen. Herr Balduin, ohne Zweifel durch die Schwierigkeiten bewogen, welche die Kürze der englischen Sprache dem deutschen Uebersetzer in den Weg legt, hat sich von dem Sylbenmaaß des Originals in so weit entfernt, daß er die Verszeile um zwey Sylben verlängert. Herr Graf von Haugwitz dagegen hat die schwere Arbeit nicht gescheut, Zeile für Zeile, und, so viel als möglich, Wort für Wort zu übersetzen. Im Allgemeinen hält es Ref. mit der Methode des Leztern und findet auch, daß er sie im vorliegenden Falle so glücklich, als es sich thun ließ, angewandt. Freylich aber erhält eine solche wörtliche Uebersetzung aus dem Englischen in den Rhythmen des Originals auch unter den geschicktesten Händen etwas Starres und Kaltes, was ohne Zweifel von dem verschiednen Genius beyder Sprachen herrührt. Wir, die wir dem Publikum eine Idee des Gedichtes geben möchten, folgen daher bey dem Auszuge doch lieber der zwar im Einzelnen weniger treuen, aber im Ganzen doch ungezwungneren Nachbildung des Herrn B., indem wir jedoch, um auf das große Verdienst des Herrn Gr. v. H. aufmerksam zu machen, bey ein Paar Hauptstellen auch seine Uebersetzung sammt dem Originale geben, das einen wesentlichen Vorzug der Haugwitz'schen Ausgabe bildet. Der brittische Dichter hat, wie Herrn Balduins Vorrede bemerkt, eine kurze Andeutung der alten mosaischen Urkunde dazu benuzt, die Liebe in dreyfacher Abstufung, von niedriger sinnlicher Aufwallung an bis zu ihrer reinsten Verklärung im Erdenleben, zu zeigen. Er hat darin den Mythus von den durch irdische Neigung zu den Töchtern der Erde gefallenen Engeln vergeistigt.

Drey gefallene, verbannte Engel stehen auf der Erde an einem Hügel beysammen und richten ihre sehnsüchtigen Blicke nach dem Abendhimmel, wo eben der Mond aufgeht:

— am Wolkenrand
Ein glänzend Licht von oben, wie zur Zeit,
Da sie zuerst auf Liebespfaden irrten.
— —

Dieser Anblick bestimmt sie

— von jener Zärtlichkeit,
Mit welcher süße Blicke sie verwirrten,
Die traurige Erzählung anzuheben,
Und wie, dem Vogel gleich, der aus der Höh'
Des Nests herabgestürzt, zu tiefem Weh
Ein Weiberlächeln raubt' ihr Himmelsleben.

Der erste, der im Antlitz am mindesten der Himmelsabkunft Zeichen trägt, und auf dessen Stirne nicht Liebe allein, sondern auch mancher andre Erdentand seine wüsten Spuren gelassen, der schon im Himmel zu den entfernter stehenden Schaaren gehörte, auf die der Strahl des Urlichts nur dunkel fällt, erzählt seine Ge-

schichte: Nach dem Osten der Erde mit einer Himmelsbotschaft gesandt, erblickt er dort eine reizende, schuldlose Erdentochter im Bade, und entbrennt in wilder Gluth. Das Mädchen, von seiner Flügel Rauschen erschreckt, flieht in Waldesgründe. Nach tagelangem Forschen findet sie der Engel und versenkt sich in ihren Anblick. Sie erwiedert seine irdische Liebe mit einer reinen, himmlischen; ihre einzige Sehnsucht ist, nach einem bessern Stern, den sie über ihrem Haupte leuchten sieht, zum Quell des Lichts mit ihm zu dringen. Mit Weinen hört sie das Geständniß seiner wilden Flamme; er selbst will (denn seine Sendung ist schon vollbracht) sich empor schwingend entfliehen, aber er vermag es nicht. Bey einem fröhlichen Erdenfeste findet er die Geliebte zum zweytenmal im höchsten Liebreize; am Abende des Tages trifft er, vom ersten Genusse des Weines erhizt, sie abermals im Mondenstrahl in einer Laube; er stellt sich, als wollte er scheiden, verspricht jedoch, wenn ihm nur Einmal vergönnt würde, ihre Lippen zu rühren, ihr das wunderbare Losungswort des Himmels mitzutheilen. Das Verlangen nach himmlischer Erkenntniß besiegt ihre Sprödigkeit. Sie bittet um den Spruch, und verspricht ihm Vergeltung. Er spricht das tiefgeheime Wort aus, sie hascht es auf und spricht es dreymal nach. Siehe, da wird ihr Wesen umgestaltet, und sie fliegt als befiederter Engel himmelan. Umsonst spricht auch er das Wort dreymal aus; seine Schwingen sind von der Sünde gelähmt, mitleidig schaut die Verwandelte aus ihrem Fluge nach dem ersehnten Sterne auf ihn zurück. Verstoßen und einsam muß er auf der Erde bleiben. —

Wer war der zweyte Engel? — Stolz erhebt
Die Stirn sich, und durchbohrend ist sein Blick,
Wenn er zum Blau des Himmels nun zurück
Ihn wandte, schiens, als ob sein Auge strebt'
Ins Unermeßliche, wo dicht gewebt
Die Schleyer hingen, die das Heil'ge künden —
Um Gottes tief Geheimniß zu ergründen.
Die Schwingen leuchteten, wie Tags Erblassen,
In bunter Farbenpracht von selber ganz,
Als hätten nimmer Eden sie verlassen,
In ihrer Schönheit angebornem Glanz. —

(Dasselbe nach Gr. v. Haugwitz:

Und wer ist Er, dem stolz und weit
Die Stirn geformt, und dem so klar
Sich aller Himmel Raum stellt dar,
Als ob mit Unaufhaltsamkeit
Er blickt' in Unermeßlichkeit,
Selbst von dem Schleyer nicht geschreckt,
Der das Geheimniß Gottes deckt?
Es spielte mancher Farbenhauch,
Nachdem der Tag sich schon gesenkt,
Auf seinen hehren Schwingen auch
Mit Edens schönem Licht getränkt....

Im Englischen:

Who was the Second Spirit? — he
With the proud front and piercing glanco —
Who seem'd, when viewing heaven's expanse,
As though his far-sent eye could see
On, on into the' Immensity
Behind the veils of that blue sky,
Where God's sublimest secrets lie? —
His wings, the while, though day was gone,
Plashing with many a various he
Of light they from themselves alone,
Instinct with Eden's brightress drew —)

Rubi heißt der Engel, ein Cherub, d. h. einer von denen, die über Zeit, Raum und Gedanken mächt'ge Herrschaft führen. Er war Zeuge von der Schöpfung des Weibes und seit jenem Augenblicke mit dieser seelenvollen Schönheit beschäftigt; sein Forschungsgeist verbreitete sich über das ganze Geschlecht dieser göttergleichen Geschöpfe; und wie er früher die Schöpfung des Lichtes mit seinen sinnenden Gedanken durch alle Regionen des gestirnten Himmels verfolgte, so zog ihn jezt seine Wißbegierde zur Erde hinab. Er fühlte

— jenes rastlos gier'ge Streben,
Das unersättlich treibende Gelüst,
Zu wissen, welch' Empfindungen beleben
So holde Formen — einmal nur zu heben
Den Schleyer, der solch Liebesbild umfließt;
So schöner Augen Seele zu gewahren. —

Er hatte die Erstgeborne, Eva, im Paradiese prangen sehen und war Zeuge ihres Falles, den er ihr verzieh, weil seine Quelle dieselbe Begierde nach Erkenntniß war, die ja auch ihn verzehrte. Und wie er vollends sieht, daß Adam die Ursache seines Unglücks dennoch sein Leben nennt, und sie an seine Brust drückt, die sie doch mit Streit und Sündenlust erfüllte; welch ein Wunder mußte ihm da das Wesen denken, das so starken Zauber übt. Seine brennende Sehnsucht, auch ein solches Geschöpf ganz zu besitzen. es eigen sein nennen zu können, diese Sehnsucht, die nicht frey von sündiger Begier ist, wird endlich gestillt. Er findet Lilis, ein Mädchen, das nicht blos der Schönheit Preis ist, sondern

Es war der Geist, der diese Form verschönt,
Durch sie hinsprühend — Seele, welche krönt
Der Zauber jeglichen, doch ungeblendet
Von dem was sie bestrahlt, wie Sonnenlicht
Auf Blumen scheint;

Dieses schöne Kind umschwebt der Engel unsichtbar, sieht in ihrem Herzen sich regen,

Was von Gedanken sich in ihr entspann,
Wie über Kiesel Bacheswelle rann —

Nun stiehlt er sich mit lockender Gewalt in ihre Träume und sendet ihr Erscheinungen aus der überirdischen Welt, welche den glühendsten Drang des Wissens in ihr rege machen; endlich, nächtlicher Weile, findet er sie in einer Marmorgrotte betend und mit wilder Liebesgluth den wunderbaren Geist herbeschwörend, der ihre Seele so mild in den Schlaf wiegt, und den Himmel in ihren Traum flicht. Er selbst hat seinen Kranz der Herrlichkeit, deß Funkeln diese Welt nicht ertragen kann, am Sternenabhange zurückgelassen, und erscheint ihr gemildert im Gewande der Sterblichkeit. Sie unterliegt der Versuchung, und wird ganz, ganz sein; er durchwandert nun in inniger Vereinigung mit ihr die ganze Schöpfung der Erde bis in ihre dunkelsten Gänge, und alle überirdischen Rathschlüsse Gottes zum Heile der Menschheit. Aber das Bewußtseyn der Sünde verfolgt ihn; den einzigen Trost findet seine Liebe darin, die heiße Wißbegierde der Geliebten zu befriedigen, und das entzückte Mädchen fängt an, dem Volke, halb Wahrheit, halb Wahn zu predigen und zu weissagen. Der Engel vergißt an ihrer Seite, daß er den Himmel verscherzt hat, und fühlt sich glücklich in ihrem Glücke; bis an einem verhängnißvollen Abende die Geliebte mit seelenvollen Blicken kosend von Rubi verlangt, ihn in seiner ganzen Engelsherrlichkeit zu sehen. Troß einer trüben Ahnung findet dieser nichts Verfängliches in der Bitte: er weiß ja, daß das Feuer seiner Schwingen ein reines, erquickendes ist, unschuldig, wie des Glühwurms Schein, daß es die Blitze im Gewölke nicht aufweckt, wenn er hindurchfährt, daß es kein Schneeflöckchen schmelzt. Er gewährt ihre Bitte, breitet, Springquellen gleich, seine Cherubsfittige aus; sie umfaßt ihn mit offenen Armen, aber so wie die reine Gluth mit dem irdischen Leib in Verbindung kommt, wandelt sich jeder Funke in dichtes Erdenfeuer und Lilis verbrennt in seinen Armen zu Asche. Mit schon halbverzehrten Lippen hat sie noch einen Kuß auf seine Lippen gedrückt, der ihn seitdem wie Höllenfeuer brennt, und mit Wahnsinnskraft tief ins Gehirn drang. Rubi muß an der Seligkeit der Verführten verzweifeln.

Der Engel wirft sein pochend Haupt zu Boden, und zu seinen Seiten knieen schweigend die beyden andern Engelsjünglinge.

Nicht lang so knieten sie, als aus dem Wald,
Der diese Einsamkeit bekränzt, erschallt
Ein leiser Klang, in ungewissem Schwanken,
Der Laute gleich, wenn glückliche Gedanken
Sie schnell erhascht, und irr die Töne wanken
Im Reich der Phantasien —

Alle erschreckt der Klang, zumal den dritten Engel,

— deß Mienen,
Gewelkt, gleich jenen, noch ein matter Strahl
Des Heiligen, verklärter zwar, beschienen;
Als ob, noch immer, unterm Schmerz geborgen
Ein Rest der Hoffnung läg' —

Der Klang wird bald zum Gesang einer sehnlich rufenden Geliebten, deren Augen man durch mitternächtige Blätter beym Schein einer Lampe glänzen sieht. Gleich einem Meteor verschwindet der Schein, aber der Engel folgt dem Rufe. Seine Geschichte erzählt der Dichter,

— wie's gegraben
Auf jenen Tafeln stund, die aus der Zeit
Der alten Fluth von Cham sind aufgehaben,
Beschrieben all' mit den erhabnen Sagen
Voll Trauer, die das herbe Schicksal künden
Von Geistern, herrlich einst, aus jenen Tagen. —

Zaraph war einer der Seraphinen, die an Rang und Ehren selbst den Cherubim, jener Schaar mit hohem Antlitz, die doch alles kennen, vorangehn, unmittelbar am Throne Gottes stehen, und auf deren Banner „Göttlich Lieben!“ leuchtet. Der liebendste, andächtigste dieser liebenden Geister war Zaraph. Aber auch er, vom flüchtigen Tand geblendet, sank jähen Falles durch Uebermaaß im Lieben, berückt durch den Zauber des Schönen. Im Zwielicht, am Gestade eines glatten See's vernimmt er den Klang einer Laute, hört die Stimme einer Jungfrau, und erblickt sie endlich; ihr Lied ist Gottes Friede, Gottes Erbarmen und sühnungsreiche Liebe. Zaraph empfindet die Allgewalt des zauberischen Augenblicks,

Wo ihm Musik, so lind, entgegen wallt,
Als könnte selbst dem Himmel sie entwinden,
Den Seraph, im Gebet ihn stolz entzünden.

Er empfand das Feuer, das besser unerkannt ihm bliebe, und nicht weiß er, ob es Andachtsgluth, ob Tonkunst oder Liebe ist, die ihn auf die Erde fesselt. Genug, er offenbart sich der Geliebten und schließt den irdischen Bund mit ihr am Altare. Doch wie auch der Engel sündigte, wie auch ihn Weiberlächeln von seines Himmels lichter Höhe riß:

— nimmer sah
Den Irrthum Gott mit mildern Angesicht;

Ein Lächeln der Gerechtigkeit, so nah,
Schien nimmer eh' ihr Zorn sich regte, nicht.

Denn edel ist Zaraph's und Nama's Liebe, voll Demuth ist das Mädchen und frey von der Erbsünde ihrer Stammmutter Eva, der eiteln Wißbegierde. Ihre Liebe ist, wie die ihres Seraphs, voll Glauben, und auch er, ob schon sein Licht vertrieben ist, gibt sich willig in Glück und Unglück.

So wandelten in stiller Demuth Schein
Sie voller Scham vor ihrem Gott, doch rein.

Ihre einzige Buße ist daher auch

— daß, so lang
Die Erde grünte, und der Ocean
Noch stand, sie wandern durch der Zeiten Reih'n,
Dieselben an Gestalt und inn'rem Seyn. —
Noch immer blickend auf das Ziel, das weit,
Doch sicher und erhaben droben glänzt,
Als Liebespilger, deren Weg die Zeit,
Den Heimatsort die Ewigkeit begränzt!

Unaufhörlich müssen sie die Eitelkeit der Welt kosten, mit dem Leben im Streite liegen und von eiteln Hoffnungen, Wünschen und Seufzern umgeben seyn, aber sie genießen auch manche theure Stunde des Glückes, wo uneingeschränktes Vertrauen Seele zu Seele gießt, von keinem Vorwurf gekränkt, wo sie in seliger Hoffnung der hehren Stunde leben, in der sie den schweren Erdenstaub abschütteln werden, um hell in jenem Reiche zu wandeln, wo Liebe nimmer stirbt.

Gott und seine Schaaren, die sicher ihren Fuß bewachen, wissen es, wo die beyden Erdenpilger jezt einsam schweifen oder wohnen.

Doch naht sich uns auf unsrer Wanderung
Ein junges Paar mit holdem Reiz umwoben,
Dem nur noch fehlt der Fitt'ge reicher Schwung,
Um ganz zu gleichen Himmelswohnern droben —
Das glänzt auf jedem Schritt, und doch hienieden,
Im Erdenthal so voller Niedrigkeit,
Dem Veilchen gleichet, das im stillen Frieden
Am Wege steht, und, haucht' es nicht so weit
Den süßen Duft, sänk' in Vergessenheit —
Mit Herzen, eins im Denken und Begehren,
So sanft ertönend ihrer Stimmen Klang,
Wie zwischen Hügeln sich das Echo hören
Oft läßt, antwortend lieblichem Gesang —

. . . .

Begegnet uns, vollkommen schön und licht,
Ein solches, zweifeln mögen wir dann nicht
Nur Ein dergleichen Paar kann es hier geben,
Und, sehn wir es durch diese Wildniß wallen,
Dann möge segnend unser Ruf noch hallen:
„Sieh Zaraph dort und seine Nama schweben.“

(Haugwitz:

Doch sollt' es jemals uns gelingen,
Dem (?) jungen Paar vorbeyzugehn,
Dem sonst nichts fehlt als schöne Schwingen,
Um Himmelsbürgern gleich zu seyn —
Die Glanz nach allen Seiten gießen,
Und dennoch voll Bescheidenheit,
So wie wir sehn das Veilchen sprießen,
Das blieb' vergessen alle Zeit,
Wenn nicht ihm gäbe Duft Geleit' —
Mit Herzen, die sich eng vertraut,
Die Einen Willen nur besiegeln,
Erwiedernd sich, wie Echo's Laut
Mit Zauberweise, zwischen Hügeln.

. . . .

Begegnet uns ein Paar so rein,
So können wir wohl sicher seyn,
Es habe dieß nicht seines Gleichen;
Wie segnend wir vorüber streichen,
So lasset sagen uns: dort, seht,
Zaraph mit seiner Nama geht.

Wir setzen nur den Schluß des Originals her:

Should we e'er meet with aught so pure,
So perfect here, we may be sure,
There is but one such pair below,
And, as we bless them on their way
Throug the world's wilderness, may say,
„There Saraph and his Nama go.“)

So schließt das Gedicht, dessen schwachen Abriß wir hier gegeben haben und das mit seinem „Blüthenduft und Mondenstrahl,“ mit seiner ächten, reinen Sentimentalität besonders die Frauen anlocken muß, denen heutzutage von mehr als Einem deutschen Lyriker so manches Unreine im Gewande der Frauenliebe mit so prahlender Zuversicht geboten wird, als brüstete sich der Engel in dem Dichter mit einem recht tiefen Falle. Von den Uebersetzern hat Herr Balduin es mit einem schönen sinnigen Gedichte seiner eigenen Gattin gewidmet; Herr Graf von Haugwitz hat ein allgemeineres symbolisches Eingangswort vorangeschickt.

N°. 76.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 22. September 1829.

Reiseliteratur.

Voyage en Italie et en Sicile par L. Simond. Paris 1828. 2 Volum.

Wir kennen des Verfassers Reisen durch England und durch die Schweiz. Letztere ist sogar das Beste, was die französische Literatur über das Land aufzuweisen hat, was auch die geistreiche Madame Du Thon Spitziges über das Buch sagen mag. Gegenwärtige Reise schließt sich würdig an die vorigen an, und ist eine der wenigen in französischer Sprache, die ein ziemlich richtiges Bild von Italien und den Italienern geben. Zwar ist der Verf. keiner von denen, die mit Wärme und Begeisterung für die Kunst jahrelang in dem Lande verweilen und heimisch werden, er bleibt überall der unpoetische, lauführende, berechnende Genfer. Die politische Richtung herrscht dabey vor, die Kunst hingegen wird fast übergangen. Bey alledem ist Simond doch einer von den wenigen französischen Schriftstellern, die dem italienischen Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen und manches Eigenthümliche und Gute an ihm erkennen und ehren. Das ist schon Viel.

Die Reise ward im Oktober 1817 begonnen und im Jahr 1818 vollendet, sie ist also schon ziemlich betagt und bemoost. Dennoch enthält sie gar manches, was noch heut zu Tage — nach zehn Jahren — wahr ist, und wahr bleiben wird, weil sich die Erde und die Menschen mit Fehlern und Tugenden in dem herrlichen Sonnenland nicht ändern und unkenntlich gestalten wie anderwärts.

Der Verfasser reiste über Duomo Dossola und die barromäischen Inseln nach Mailand und Venedig. Nichts oberflächlicheres als seine Bemerkungen auf dieser Fahrt. Von da geht es über Padua, Bologna und die Appenninen nach Florenz, dann nach Ausflügen gen Pisa und Valombrosa über Assisi und Terni nach Rom. So weit der erste Theil. Wir ziehen einiges aus, um unsere oben geäußerte Meynung zu belegen. Zuerst eine Probe, wie der Verfasser sich über Gegenstände der Kunst vernehmen läßt. Indem er von der großherzoglichen Gallerie in Florenz spricht, sagt er Folgendes:

„Ich wandte mich nach der Tribune, wo die eigentlichen Meisterwerke vereinigt sind. Dies Sanctum Sanctorum ist ein kleiner, achteckiger Saal, von oben erleuchtet, wo ich lange blieb und wohin ich seitdem noch oft zurückgekehrt bin. Hier stehen vier Standbilder: die Venus von Medicis, der Schleifer, der Faun und die Ringer. Bey der Venus will ich nur Eins bemerken: Von Praxiteles bis Canova haben die Künstler der Nachahmung der Antike zu Gefallen, einstimmig erklärt, ihr ganzer Ausdruck bestehe im Gefühl ihres Geschlechts. Apollo ist auch ganz nackt wie sie; aber er weiß es nicht, oder er denkt nicht daran. Nun erwiedert man zwar, sie ist ein Weib. Dies genügt aber nicht, denn es ist ein ideales Wesen, das andere Gefühle haben muß, als ein gewöhnliches Weib. Nun kann nur Eins oder das Andere seyn: Entweder hat die Göttin das Gefühl ihrer Nacktheit, oder sie hat es nicht. Wenn sie sich schämt, so legt sie einen Unterrock an, oder schämt sie sich nicht, warum dann die Hände? Sie sind schlimmer denn Nichts verbergen. Es ist so absurd von ihr als unhöflich, so nackt vor den Augen des ganzen Olymps in einem Zustand der Verlegenheit herumzugehen, den sie sich so leicht ersparen könnte. Milton hatte andere Gedanken von einer Unsterblichen

.... no voil
She needed, virtue proof, no thought infirm
Altered her cheek.

In der Stellung der Venus ist überdies nur Theaterschaam zu sehen, so würde man dies Gefühl in der großen Oper oder im Ballet vorstellen. Canova hat in seiner so schönen Venus des Pallastes Pitti den Ausdruck der Antike noch stärker hervorgehoben; daher findet sie auch mehr Liebhaber gewisser Art. Die Alten fühlten die ganze Würde des Mannes; seine Gefährtin aber war ihnen nur die nöthige Ausfüllung des Geschlechts, nichts weiter als das thierische Weib des Mannes; das Grobe und Ungerechte, was in dieser Vorstellungsart liegt, dürfte nach meiner Ansicht hinreichen, um die ungeheuern Fortschritte und die Ueberlegenheit zu beweisen, die unserer Zeit vor dem Alterthum eigen ist.“

Recht gut scheint uns dagegen, was Simond histo-

risch gedrängt von Venedig sagt: Gegen 102 drang Alarich und seine Westgothen über die julischen Alpen und verbreitete großen Schrecken in Italien. Damals wurden die kleinen Inseln im Golf von Venedig sehr wichtig, denn hierher konnten sich die Bewohner der anliegenden Küsten flüchten. Bald darauf wurde auch Rom von den Barbaren erobert und verwüstet. Was von den Einwohnern dem Tod oder der Sklaverey entrinnen konnte, flüchtete sich auch mit jenen Norditalienern auf die Laguneninseln. Immer zahlreicher wurden da die Einwohner bey den folgenden Einfällen Attila's mit seinen Hunnen, und Genserichs mit den Vandalen. Im Anfang ward die junge Kolonie von Magistraten regiert, die Padua schickte. Bald aber ergieng es dieser Stadt, wie dem übrigen Italien. Da wurde dann jede Insel unabhängig und erwählte ihre eigene Obrigkeit unter dem Namen Tribunen. Erst 697 traten die Inseln zusammen und ernannten einen Herzog (Duj) oder Dogen. Mehrere nach einander starben eines gewaltsamen Todes, denn die lagunischen Insulaner waren nicht lenksam. Auf die Dogen folgten Miliz-Herren; dann kehrte man wieder zu den Dogen zurück. Dreyhundert Jahre lang war die Regierung zwar willkührlich und heftig, wie es immer bey Barbaren zu seyn pflegt, aber doch sehr demokratisch, denn die Obrigkeit wurde durch allgemeine Volksstimmen für eine bestimmte Zeit erwählt. Bald kam die Kolonie immer mehr in Wohlstand. Die alten Einwohner wurden auf ihre Volksrechte eifersüchtig und wollten sie nicht mit den Neuangekommenen theilen, denn sie hielten ihre Rechte nur ihnen allein gehörig. Diese Richtung haben immer die Demokratien genommen, und die Neuangekommenen dürfen sich auch nicht darüber beklagen. Aber anders ists mit ihren Kindern. Die Halbbürger und besonders ihre Kinder bilden immer eine gefährliche Population. In Venedig begnügte man sich aber nicht, die neuen Ankömmlinge und ihre Descendenten von dem vollen Genuß der Bürgerrechte auszuschließen. Denn gegen den Anfang des XIV. Jahrhunderts entschied ein Theil der Aristokraten die Unterordnung der Andern, die doch viel zahlreicher waren, und unter denen sich alte, ausgezeichnete und vornehme Familien befanden. Diese adliche Minorität erhob sich durch eigene Machtvollkommenheit zur bleibenden Fürstenwürde. Nun kam es bald zu Verschwörungen gegen die Usurpatoren. Darum ernannten diese zuerst eine permanente Kommission von zehn, hernach von siebenzehn Gliedern, die der Rath der Zehen genannt wurde. Er hatte besonders die Pflicht über die Unzufriedenen zu wachen, jedoch summarisch mit der größten Strenge jeden Gedanken oder Versuch gegen den Staat zu strafen. Der Staat aber bestand nur aus denen, welche sich der Regierung bemächtigt hatten. In der Folge sollte diesen Maaßregeln noch mehr Kraft, Geheimniß und Schnelligkeit gegeben werden. Darum übertrug der Rath der Zehen seine Vollmacht dreyen seiner Glieder, die Staatsinquisitoren genannt wurden. Aber dieser Ausschuß eines Ausschusses machte sich bald unabhängig und bildete eine bleibende Autorität. Nun entstand die schändliche Spionen- und Mord-Regierung zu Venedig, zu der unbegränzte Eifersucht und Haß zwischen den Parteyen führte. Die Aristokratie im Besitz der Macht und Regierung bestand aus ungefähr sechshundert Familien, die unterworfene Aristokratie aber war viel zahlreicher. Die Leute der Regierung handhabten Dolch und Gift nach Willkühr, und Nachts wurden in den Kanälen Alle ersäuft, die der Regierung als verdächtig bezeichnet waren. Der Meuchelmord war ein wesentlicher Theil des peinlichen Gesetzbuchs von Venedig geworden. So ging es bis zur Auflösung der Republik durch die Franzosen. Jene venetianische Regierung ruhte auf ganz eigenem Grunde. Es war eigentlich nur eine Familie von großen Herren, voller Uneinigkeit unter sich, deren zahlreiche Diener jedoch mit der größten Nachsicht behandelt wurden. Venedigs Adel, der durch die Kolonien, den Krieg und den Welthandel unsäglich reich geworden war, verlangte nichts von dem Volk, und wer weiß nicht, daß ein Volk ohne Steuern immer ein Volk ohne Freyheit war?.. Große Talente entwickeln sich immer wie gewisse Tugenden inmitten politischer Zwiste. Unter ihnen gedeihen bisweilen selbst Künste und Industrie. Darum sehen wir auch die Venetianer bald reich und mächtig. Schon seit 558 hatten sie eine für die damalige Zeit beträchtliche Seemacht, und sie rüsteten selbst große Schiffe aus, als sie 801 von Pipin angegriffen wurden. Im X. Jahrhundert hatten sie sogar welche mit drey Ruderreihen und 1200 bis 2000 Tonnen. Sie verfaßten ein See-Gesetzbuch im J. 1255, das man für das älteste in Europa hält, obgleich das von Richard I. König von England noch fünf und sechszig Jahre älter ist. (Die Gesetze von Oleron.) Auf dem Gipfelpunkt Venedigs, bey der Entdeckung des neuen Wegs nach Indien, um das Vorgebirg der guten Hoffnung, besaß es dreyhundert und dreyßig Kriegsschiffe, sechs und zwanzig tausend Matrosen, und sechszehn tausend Arbeiter in dem schönsten Arsenal von Europa. Gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts fuhr der berühmte venetianische Kaufmann Marko Paolo nach China und der Tartarey, was schon sein Vater vor ihm gethan hatte. Bruce fand venetianische Gewichte und Maaße in Arabien, wie Vasco de Gama venetianische Dukaten in Calicut. Schon seit dem XIII. Jahrhundert kannte und bewunderte man in Europa die herrlichen Spiegel und Seidenstoffe von Venedig. Indessen wurden die schönen Künste da nicht mit weniger Erfolg geübt, als die nützlichen. Schon 829 befand sich da eine Orgel. Hier wurde Palladio geboren, und ihm verdanken die schönsten Bauwerke Venedigs ihre

Entstehung. Als die Maler im übrigen Italien noch Cimabue und Giotto nachahmten, hielten sich die venetianischen an die Natur und suchten sie täuschendschön wieder zu geben. Diese Malerschule ist wenigstens original, ungeachtet aller Fehler, die man ihr vorwirft. Ja, als Venedig schon tief gesunken, und kaum mehr der Schatten seines frühern Seyns war, wurde da der moderne Phidias, der berühmte Canova geboren, und im Pallast Pisario verwahrt man noch sein erstes Werk, die Gruppe von Dädalus und Icarus, die Canova selbst auf dem Himmelfahrtsmarkt zu Venedig verkaufte. Als das ganze übrige Europa noch in der tiefen Finsterniß des Mittelalters lag, wurde Petrarch schon sehr ausgezeichnet in Venedig. Bey einem öffentlichen Fest erhielt dieser Schöpfer der neuen Literatur seinen Platz zur Rechten des Dogen, der sich selbst ehrte, als er diese Auszeichnung dem Dichter zugestand. Neun Jahrhunderte hindurch, d. h. vom VII. bis ins XVI. erstaunte ganz Europa über den Reichthum Venedigs, der nirgend seines Gleichen hatte. Seine Marine wetteiferte mit der der mächtigsten Staaten. Die Venetianer standen freylich unter einer Regierung, die alle willkührliche Macht hatte; aber seine Tyranney lastete nur auf den höhern Klassen, das eigentliche Volk wußte gar nichts von Sklaverey. Seine Herren schafften ihm gutes und schnelles Recht in allem, was die Politik nicht betraf. Sie verlangten keine lästigen Dienste, und suchten nichts vom Volk zu ziehen; im Gegentheil, die Aristokratie bereicherte dasselbe durch die ungeheuren Reichthümer, welche sie von außen her sammelte.

(Der Beschluß folgt.)

Kritische Literatur.

Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin i. J. 1828, kritisch beleuchtet. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1828.

In allen Blättern ist jene festliche Zusammenkunft der Physiker in Berlin beschrieben und gepriesen worden, und eine besonders in Quart gedruckte ausführliche Schilderung derselben hat sogar das Facsimile aller Unterschriften der Versammelten nicht fehlen lassen. Nachdem nun des Halles und Ruhmes genug ergangen, scheint es der Würde und Strenge der Wissenschaft angemessen, auch völlig nüchtern, und gleichsam vom Enthusiasmus ausruhend, das zu prüfen, was die Versammlung ihrem Zweck gemäß wirklich geleistet hat und für die Folge noch zu leisten verspricht. Die Freude, mit welcher schon der gute Wille sich selbst zu belohnen pflegt, und die Begeisterung, welche mit Recht jedes erste Gelingen begrüßt, dürfen doch nicht gegen die Mängel blind machen, die alles, was erst im Entstehen ist, begleiten, aus denen man sich immer erst herausarbeiten muß. Die jährliche Versammlung deutscher Naturforscher repräsentirt auf doppelte Weise, theils die Wissenschaft, theils die Nation; es ziemt ihr also, auf alles aufmerksam zu werden und künftig alles zu vermeiden, was sich in ihrem Bereich etwa als unwissenschaftlich oder als deutsche Unart einschleichen sollte. Sie hat sich überdies den ehrenvollen Beruf gestellt, die Wissenschaft und die Nation öffentlich zu vertreten; mithin ziemt es ihr auch, mit jedem Tadel, mit jedem Verbesserungsvorschlag weder innerhalb ihres Kreises geheim zu thun, noch ihn, wenn er von außen kommt, zu verachten. Männer wie Oken, Froriep rc. haben in der Versammlung selbst diese Ansicht geltend gemacht, und der Verfasser der vorliegenden Schrift hat zugleich der öffentlichen Meynung das Recht der Controlle vindicirt.

Wenn Oken davor warnte, die Versammlung nicht in eine bloße akademische Schauausstellung ausarten zu lassen, und deshalb die Wahl der Versammlungspunkte von den Residenzen ab auf die Universitätsstädte hinlenkte; wenn Tiedemann rc. eine vorherige strenge Sichtung der in der Versammlung zu haltenden öffentlichen Vorträge verlangte und durchsetzte, damit nicht ferner triviale, nur Bekanntes wiederholende, oder allzu umständliche und breite, oder allzu specielle und unbedeutende, oder allzu phantastische und unbegründete Abhandlungen den Fremden ein Lächeln, den Einheimischen aber eine Schamröthe abnöthigen möchten, so wäre es ohne Zweifel eben so thöricht, es verhehlen zu wollen, daß solche Desiderien zur Sprache gekommen sind, als sich darüber zu mokiren, daß sie nöthig waren. Man muß sich vielmehr freuen, daß das Princip der Oeffentlichkeit einen solchen Triumph in Deutschland erlebt hat, daß die Versammlung ihre Würde nicht in einem akademischen esprit de corps, sondern in der Würde der Wissenschaft sucht, daß sie nicht die Sache den Personen opfert, sondern die Personen zwingt, sich der Sache zu opfern.

Hierüber freut sich denn auch der Verfasser des vorliegenden Werkchens, und spricht, gewiß im Namen des ganzen deutschen Publikums, den Wunsch aus, die Versammlung möge dieser Lebendigkeit und Freysinnigkeit in ihrem ferneren Wirken treu bleiben.

Dagegen scheint es ungerecht, wenn der Verfasser sich allzu bitter über den Mangel an guten öffentlichen Red-

nern in der Versammlung, wie unter den deutschen Gelehrten überhaupt beklagt. Er vergißt, daß der Beruf des Physikers ein ganz andrer ist, als der des öffentlichen Redners, daß man es dankbar anerkennen muß, wenn ein gründlicher Naturforscher eine neue Entdeckung, eine neue Ansicht von Werth mittheilt, gleichviel ob er dabey zugleich das zufällige Talent eines Redners entwickelt oder nicht. Unser Verfasser verdient also wohl eine Rüge dafür, daß er über das Sprachorgan des Einen oder Andern der Sprechenden spöttelt. Es gilt hier die Sache, nicht die Personen. Ein fehlerhafter Vortrag verdirbt eine gute Sache so wenig, als ein glänzender Vortrag eine schlechte Sache verbessert.

Der umsichtige Verfasser hat übrigens eine Frage nicht berührt, die sich uns zunächst aufgedrängt hat, und die auf jeden Fall von Wichtigkeit ist, die Frage nämlich: wird in der Folge die Versammlung eine gewisse akademische Autorität gewinnen, und demzufolge eine gewisse Tendenz ausschließlich geltend machen? Auf der einen Seite scheint es, als ob die Eigenthümlichkeit der deutschen Natur der akademischen Einseitigkeit schlechterdings widerspräche. Unsere Geister sind zu originell, zu mannichfaltig, zu eigensinnig und selbst zu isolirt, um unter eine Norm gebracht werden zu können. Unsere Behandlung der Wissenschaft geht zu tief, als daß je unter den Gelehrten eine oberflächliche Convenienz herrschend werden, das Interesse einer Schule an die Stelle des wissenschaftlichen Interesses gesezt werden könnte.

Auf der andern Seite jedoch scheint es unmöglich, daß die Versammlung fortdauern könne, ohne die Meynungen ihrer Mitglieder zu concentriren, ohne die Meynung der Majorität zur herrschenden zu erheben und einen gesetzgeberischen Einfluß auf den gelehrten Demos zu üben, aus dessen vornehmsten Bürgern sie zusammengesezt ist. Schon der Geist, der in der Versammlung weht, der Grundton, der in dem Concert der Meynungen vorklingt, muß auf die Einzelnen aufmunternd und niederschlagend wirken. Der Einfluß eines großen Mannes, oder der einer großen Partey kann nicht so mächtig seyn, als der einer Versammlung, die über den Parteyen und Personen steht, und eine höhere Autorität selbst dann gewinnen muß, wenn nur eine Partey oder eine Person darin die Herrschaft usurpirte. Früher oder später müssen die Reden, Belobungen, Stiftungen, die von der Versammlung als von einer Korporation ausgehn, einen Kern von akademischer Tendenz und Gewalt bilden.

Nur die Zeit selbst wird diese Frage entscheiden. Sofern das größere, nicht wissenschaftliche Publikum auch dabey interessirt ist, darf von dieser Seite die Versammlung wohl aufgefordert werden, von Zeit zu Zeit einen heilsamen Akt der Autorität zu üben. Es ist allerdings im Interesse des Publikums, daß ein so ansehnlicher Senat von Naturforschern und Aerzten, wie er hier sich konstituirt hat, es sich zur Pflicht mache, einige Angelegenheiten zur Entscheidung zu bringen, welche das Wohl der gesammten Nation betreffen. Bey der unendlichen Verworrenheit der medizinischen Streitfragen, bey der gefährlichen Abhängigkeit der Layen von ärztlicher Einseitigkeit und Willkühr sollte man in der That wünschen, die Versammlung trüge dazu bey, die schwankenden Methoden zu rektificiren, das sich verheimlichende Falsche und Gefährliche aufzudecken und zu verbannen, das noch nicht weit genug Verbreitete allgemeiner einzuführen. So wäre, um nur ein Beyspiel anzuführen, die Homöopathie wohl ein Gegenstand, würdig, von der Versammlung in Berathung gezogen und zur Entscheidung gebracht zu werden.

Wenigstens ist die Polemik gegen die Naturphilosophen, die sich hier nicht vertheidigen können, bey weitem so wichtig nicht. Es muß getadelt werden, daß sich die Aufmerksamkeit der Versammlung mehrmals auf diesen Gegenstand hingelenkt hat. Der große Prozeß der Empirie und Naturphilosophie gehört nicht vor das Forum der Versammlung, weil sie, nur von Empirikern besezt, auch nur Ankläger und Richter in einer Person seyn kann. Dies beweist unter andern ein zu Berlin gehaltener Vortrag des Hof- und Medicinalraths Dr. Burdach, worin derselbe die Psychologie als der empirischen Naturwissenschaft angehörig erklärt, und dabey Heinroth angreift, der sie, wie alle andern Philosophen, zur Philosophie rechnet. Kann nun wohl Heinroth, können alle andern Philosophen, die nicht zugegen sind und die auch gar nicht in diese Versammlung gehören, dagegen sich vertheidigen? Hier ist also kein Gericht, sondern nur eine Partey, und es wäre zu bedauern, wenn die Versammlung auch nur noch eine Stunde der unnützen Polemik gegen die Philosophen opfern wollte. Auch die neuen Ausgaben eines Plinius und Aristoteles sind es nicht, was dem Publikum als Resultat ihrer vereinten Thätigkeit genügen könnte. Die öffentliche Meynung darf und muß mehr von ihr verlangen, nämlich eine heilsame Einwirkung ins praktische Leben durch Entscheidung der medizinischen, das physische Wohl vieler Tausende betreffenden Streitfragen.

W. Menzel.

N°. 77.

Literatur-Blatt.

Freitag, 25. September 1829.

Reiseliteratur.

Voyage en Italie et en Sicile par L. Simond. Paris 1828. 2 Volum.

(Beschluß.)

Der zweyte Theil des interessanten Werks hat große Vorzüge vor dem ersten, und die Philisteransichten über bildende Kunst, zumal über Malerey, fallen nicht mehr wie dicke Wasserhosen auf den Leser. Dieses Insichgehen des Verfassers haben wir lediglich dem äußerst heftigen Tadel zu verdanken, mit dem der Globe, der Mercure de France, die Revue française und andere französische Zeitblätter über Simond hergefallen sind und ihm seine engbrüstige Kunstansichten vorgeworfen haben. Daß die französischen liberalen Zeitschriften sich so hart gegen Simond ausgesprochen haben, hat übrigens noch einen andern Grund. Der wackere Genfer tritt bey jeder Gelegenheit scharf gegen die Fehler des französischen Nationalcharakters auf, und ist ein entschiedener Widersacher Napoleons und seines Systems. Beydes verzeihen französische Liberale weit weniger als engbrüstige Kunstansichten, die sie großentheils mit dem Verfasser theilen.

Da Simond zu seiner Reise durch Italien und Sicilien nur neun Monate brauchte, so ist es unbegreiflich, wie er über Verfassung, Regierung, Verwaltung und Legislation mancher Länder so viel Genaues und Gründliches vorbringen kann, was ein Anderer in jahrelangem Aufenthalt in denselben nicht zu sammeln vermag. Dieß ging jedoch ziemlich natürlich zu. Der französische Staatsminister, Herzog von Richelieu empfahl Simond ausdrücklich an den französischen Gesandten bey den verschiedenen italienischen Regierungen, besonders an den Minister Dalberg in Turin, und an den Grafen Blacas in Rom. Diese theilten ihm deshalb gleich alle bey ihrer Gesandtschaft gesammelten Notizen mit, und machten ihn mit Männern des Landes bekannt, die über alles genauen Aufschluß geben konnten. Dies war in Rom ein sehr unterrichteter Abbate.

Wir haben den Verfasser am Ende des ersten Theils in Rom verlassen. Von hier macht er Ausflüge in das alte Hetruskerland westlich von Rom, nach Ostia und Tivoli. Bey dem alten Caere berührt er die geheimnißvolle Verbindung dieser uralten Stadt mit dem jüngern Rom, das diese Nachbarn lange mit besonderer Freundschaft behandelte und den Einwohnern in Rom selbst merkwürdige Rechte einräumte. Von ihnen stammt das Wort Caeremonia. Die etruskischen Gräber waren voll Schlangen, die beym Geräusch der Eintretenden nach allen Seiten flohen. Nun folgt eine Reihe sinnreicher Bemerkungen über die älteste Geschichte Roms. Ihm nach waren die ersten Römer so wenig Halbgötter als Straßenräuber. Die Sabiner- und Gallier-Historien scheinen ihm so unglaublich wie einst dem Cicero, Tacitus und Plinius. Eben so verdächtig kömmt ihm Livius vor. Von der vielgerühmten römischen Freyheit hält er wenig. Von der theokratischen und heroischen Epoche geht er auf die kaiserliche über, wo er die Tyranney in einem andern Kleid findet. Es folgt eine anziehende Parallele zwischen Rom und Großbritannien.

In Ostia ergreifen ihn besonders die Oefen, worin man ausgegrabene Statuen, Piedestale, architektonische Ornamente und Fragmente zu Kalk brennt, dazwischen wüste Büffelochsen und fieberkranke Menschen. Auch in diesem Jammerland ziehen Räuber umher; Barbaresken landen und schleppen Kinder weg. Man fragte einen bleichen Greis mit dickem aufgedunsenen Bauch und magern Beinen, wie alt er sey? — Dreyßig Jahre. Wie lange waret ihr krank? Dreyßig Jahre. In dieser Gegend bekommen die Arbeiter täglich nur 5½ Paoli Lohn, selbst bey den gefährlichen Hafenarbeiten. — Die Hälfte eines Hufeisens konnte in ganz Ostia und der Umgegend nicht ausgebessert werden. Erst in Paterno war dieß möglich. Hier liegt eine kleine Garnison päpstlicher Soldaten. Das Fieber plagt sie so stark, daß sie oft nach Rom zurückgeschickt werden, um sich dort in den Hospitälern kuriren zu lassen. Dann kommen sie wieder nach Paterno, um nach einiger Zeit von Neuem zu erkranken. So gleichen sie dem armen Hund, der in der Grotta del

cane bey Neapel so lange zum Scheintod gepeinigt wird, bis er wirklich stirbt. Diese Soldaten antworteten auf Befragen um ihre Lebensweise: Wir essen, wir trinken und liegen krank im Bett.

Viel Anziehendes und Ausführliches über die Mal' aria Roms und der Campagna, die nichts Neues ist, sondern auch in der Zeit herrschte, wo die Stadt und das Land noch weniger bevölkert waren. Ihre Erscheinungen sind noch so unerklärt wie ihre chemischen Elemente. Viel mag dazu die Ausrottung der Wälder beygetragen haben. Der gelehrte Fossombrone, dem nach Torricellischen Grundsätzen die Austrocknung des Val de Chiana gelang, rieth, dieß Verfahren auch in den pontinischen Sümpfen und in der Campagna anzuwenden, nämlich durch künstliche Ueberschwemmung das Land unter Wasser zu setzen. Er verlangte für diese Operation nur fünf Jahre und 3 Millionen Franken.

Der Wasserfall von Tivoli entzückt den schwer zu entzückenden Reisenden. Der ruhige Ocean, sagt der Vielgereiste, hat nichts Großes, und selbst im Sturme zeigt er auf offener See nur Wellen, gleichförmigen Runzeln vergleichbar, so lang sie auf keinen Widerstand treffen. Spreche man doch nicht von haus- oder gar berg-hohen Wellen! Die höchsten sind nicht höher denn acht Fuß von der gewöhnlichen Meeresfläche, dazu eben so viel in die Tiefe zwischen der Nachbarwelle, gibt im Ganzen sechszehn Fuß! — Nur da ist der Ocean furchtbar groß, wo seine Wellen gegen eine felsige Küste branden, donnern und schäumen. Dieß ist aber nur Zufall.. Der so berühmte Niagara ist nur ein See, der sich in einen andern See schüttet, freylich drey Mal höher als der Sturz des Anio bey Tivoli und hundert Mal breiter, ja so wasserreich, daß wohl alle Wasserfälle der Welt zusammengenommen keine solche Wassermacht ausmachen würden; dem ungeachtet ist dieser Fall nur ein großer Mühlendamm und macht weit weniger Effekt wie der von Tivoli, weil es ihm an verhältnißmäßigen Umgebungen fehlt, wodurch seine Größe in Nichts verschwimmt. Auch hier wird der Anachronismus wiederholt, Ariost habe in der Villa d'Este seinen Orlando furioso gedichtet.

Ueber das Miserere in der Sixtinischen Kapelle hat man sich selten in französischer Sprache so wahr und gefühlt ausgesprochen. „Es war eine so einfache, ruhige, mystische und tieftraurige Musik, himmelweit verschieden von Allem, was ich bisher gehört habe. Es war als käme sie aus einer andern Welt. So mögen die Todten aus ihren Gräbern beten. Die Töne an sich könnten mit denen der Aeolsharfe verglichen werden, nur sind sie stärker und gleichen mehr den Schwingungen der Harmonica. Aber die schönsten Töne sind noch so wenig Musik als schöne Worte Beredtsamkeit. Das Miserere der Sistina ist aber durch Kunst und Reiz der Harmonie noch vorzüglicher, als durch seine zauberischen Melodien.

Um die Ceremonie der Fußwaschung mit anzusehen, war ein Haufen Engländerinnen in den Verschlag eingedrungen, der für die fremden Gesandten bestimmt ist. Alles Zureden und Zudrängen der Schweizergarde half nichts, sie wollten nicht weichen und nicht wanken. Indessen mußte die Loge doch geleert werden, denn die Diplomatie läßt nicht mit sich spaßen. Endlich kam ein Mann in glänzendem Silbergewand und drang zu den widerspenstigen Engländerinnen. Er sprach freundlich und ernst, zankte, schmeichelte und — was die Hauptsache war — drängte immer vorwärts, gewann Raum, und so gelang es ihm endlich die Loge frey zu machen. Es war der Kardinal Gonsalvi.

Auf seiner Reise von Rom nach Neapel bewunderte Simond, wie alle, die das Land gesehen haben, die schöne Erde unter dem schönen Himmel, auf der Menschen wie Ungeziefer herumkriechen und von Blut leben.

Es war gerade an einem Sonntag Nachmittag, als er nach Neapel kam. Nichts betäubender — sagt er — als die Menge Menschen, die zu dieser Zeit Neapels Hauptstraße füllt, und die einen höllischen Lärmen macht. Alle waren trefflich angethan, viele mit Silber, Gold, Sammet und Seide, rosenroth schien die vorherrschende Farbe, und alle waren wie berauscht von Freude und Jubel. Zwischendurch aber schlichen Bettler, wie man selbst in Italien selten sieht, im häßlichsten Kostüme, das sie nur des Sonntags anlegen. Die Wagen, die mit kreischenden Geigen nach der Stadt zurückkehrten, waren übervoll Menschen geladen. Nur ein einziges Pferd, ein armseliges, mageres Thier, aber voll Feuer, mit einer Menge Schmuck, Putz, Blumen und Flitter behängt, der zweyrädrige Wagen — eine Art von Cabriolet — bunt und reich vergoldet. Schon außerhalb der Vorstädte schienen mir die Häuser reinlich, wohlerhalten und von guter Architektur (?), die Fenster hatten alle hübsche eiserne Balcons. Die Straßen bestehen wie die Via Appia aus großen Basaltplatten. Hier sind sie aber gleich groß und viereckig. Unzählige Cabriolets rollen mit unglaublicher Schnelligkeit über das ebene Straßenpflaster, so daß die Fußgänger in ewiger Gefahr sind. In diesen Cabriolets saßen gewöhnlich drey bis vier Männer, jeder dicker als das kleine Pferd. Der Kutscher hat seine Stelle auf einer Seite des Vordertheiles, und hintenauf steht ein kleiner Junge, der mit langer Peitsche das Pferd anreizt und dabey Vorgesehen! Achtgegeben! ruft. Das ganze Fuhrwerk, Sattel, Zeug, Kutschkasten, Riemenwerk und Zügel ist von hellen, blendenden Farben und mit Ueberladung vergoldet, dabey abgenutzt, verschossen, und zerfällt

oft in Stücke. Auf dem Sattelstück des Pferds sind die wunderlichsten Zierathen angebracht: blecherne Wetterfahnen, Drachen, Heilige. Alles ist vergoldet und daneben steckt ein Busch rother Federn. Nur mit großer Mühe konnten wir durch das dichte Gedräng, um noch vor Nacht ein Unterkommen zu finden. Die Nacht aber ist hier fast so geräuschvoll wie der Tag.

Die Lazzaroni drückten sich über ihren König Ferdinand, über Mürat und seine Frau ganz bezeichnend aus. Ersteren hießen sie den König, der sich zum Lazzarone und lezteren den Lazzarone der sich zum König gemacht hat. Mad. Mürat war bey ihnen immer la moglie di Giovachino, nie Regina di Napoli. Vorige Woche starb eine Nonne, deren Blut nach dem Tod nicht geronnen ist, und die einige Tage wie eine Lebende aussah. Die Priester schrien gleich Mirakel. Das Volk strömte in Massen zu, und auch Se. königl. Majestät kamen und knieten nieder. Dieß hätte Mürat nie gethan, nicht weil er mehr Verstand gehabt, sondern weil er von dem esprit fort besessen war, der in Frankreich auf Gassen und Straßen zu finden ist. Dieser aber duldet keine Mirakel. Dieß genügte, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, und es vergaß darüber ganz, daß er eine gute Gerechtigkeitspflege eingeführt hatte und streng handhabte, daß er schöne Straßen anlegen ließ und die Räuber und Meuchelmörder ausrottete.

Auch Simond überzeugte sich, daß Pompeji nicht auf Einmal so tief verschüttet ward, als wir jezt sehen. Offenbar kam zuerst ein Aschenregen, vor dem die Einwohner zwar flüchteten, der aber wieder aufhörte. Sie kehrten daher zurück, suchten aus der gefallenen Asche das Kostbarste hervor und flüchteten damit. So läßt sich erklären, warum bey den bisherigen Nachgrabungen so wenig menschliche Skelette, Geld und Kostbarkeiten gefunden worden sind. Es lassen sich auch an vielen Stellen acht verschiedene Aschenschichten zählen, und es ist unverkennbar, daß die unterste schon einmal durchwühlt wurde, ehe die zweyte darauf fiel, die nirgend durchsucht scheint.

Die Arbeitsleute, die bey den Nachgrabungen angestellt sind, haben keine kleine Karren und Schubkarren, sondern tragen den Schutt in Körben auf dem Kopfe. Die Frauen sind gleich weit wie die Männer von den Vervollkommnungen der häuslichen Industrie entfernt. So wissen sie nichts von Spinnrad, sondern halten fest an ihrer Spindel und am Roggen. Täglich kommen eine Menge beladener Esel in langen Reihen nach Neapel. Jeder trägt eine kleine Last Reißbündel und hat seinen eigenen Führer. Ein tüchtiges Pferd könnte auf einem Wagen alle Bündel und die Esel dazu ziehen. Auf diese Art arbeitet das Volk viel, bleibt aber doch arm, denn die Arbeit ist schlecht eingetheilt und daher auch schlecht bezahlt. Ein gleiches zeigt sich bey der Besteigung des Besuvs, wo statt Einem fünf Mauleseltreiber mitgehen, man mag ihnen sagen und abreden so viel man will. Das Volk ist so niedrig und verhungert, weil gar kein Verhältniß ist zwischen der vorliegenden Arbeit und der Menge Menschen, die sie übernehmen, da sie doch ein Einziger recht gut abthun könnte. Daraus entsteht zuerst die Gewöhnung an Müßiggang und dann die Nothwendigkeit zu betrügen, um mehr zu erhalten, als die Arbeit werth ist, weil sie im Nichtsthun Zeit verloren haben. Daraus entstehen all' die gehäßigen Leidenschaften und der Neid der Leute unter einander, weil sie um so unzuverläßige Existenzmittel streiten. In mancher Beziehung könnte man die neapolitanischen Sitten mit denen der Einwohner von Otahiti zur Zeit ihrer Entdeckung durch Cook vergleichen. Es sind die Sitten des Naturzustandes. Wenn ihr unmittelbares Interesse im Spiel ist, thun sie das Unrecht ohne Scham und Vorwurf, so zu sagen unschuldigerweise, denn sie wissen es nicht anders. Aus demselben Grund genießen sie das Leben von einem Tag zum andern ohne an den Morgen zu denken. Der lebhafte Ausdruck ihrer Gesichtszüge, ihre Gesten, ja ihre geringsten Handlungen wären bey besser erzogenen und regierten Menschen der Ausdruck des Geistes; sie aber werden dadurch eine Art beweglicher Affen, die ohne Zweck, nur aus Instinkt gesticuliren, sie wissen nicht warum, und kommen zu nichts.

Bey alledem scheint dieß Volk glücklich. Wir sehen, was ihm fehlt, das Volk selbst aber hat keinen Begriff davon. Es braucht wenig, und dieß Wenige ist sehr wohlfeil. Es ißt und trinkt anständig mit 41 Centimen täglich. Die Regierung hat Bedacht darauf, daß der geläuterte Schnee (das hiesige Eis) wohlfeil bleibt. Sie läßt es daher aus den Schlünden und Höhlungen des Gebirgs über Castel a Mare und Sorrent an der andern Seite des Golfs oder vom Vesuv kommen. Es wird auf sinnreiche Art vom Gebirg nach Neapel gebracht. In Körben wird es des Nachts von der Höhe in bereit stehende Kähne herabgelassen und dann schnell nach der Stadt gerudert, wo es mit Tagesanbruch ankömmt.

Eine römische Dame hatte dem Verf. die Sitten ihres Vaterlands statistisch dargestellt. Sie gestand ihm, in Rom herrsche in den Familien große Verdorbenheit, jedoch gäbe es hie und da achtbare Ausnahmen. In Neapel soll es dagegen keine geben. Alle Klassen gleichen sich darin. Das Cicisbeat, das in Rom zwar sehr zu Haus ist, aber wenigstens verhüllt getrieben wird, tritt in Neapel ohne Scham und Scheu auf. Keine verheirathete Frau scheut sich, laut von ihrem Geliebten zu sprechen, denn sie hält

alles Verheimlichen in dieser Beziehung für sehr überflüssig. Dabey ist glücklicherweise einige Beständigkeit. Sie kennen den Genuß bloßer Eitelkeit nicht. Ihre Liebe zur Geliebten gleicht in etwas der Lust der Gutschmecker an reichlichen und gewählten Mittagessen, wozu nur ein guter Magen gehört. Die neapolitanische Liebe ist nicht raffinirter und dauert lange, ohne sich zu vermindern. Das Cicisbeat in Neapel ist aber von dem im übrigen Italien verschieden. Die Herren sind hier keine Cavalieri Serventi, begleiten ihre Schönen nicht vom Morgen bis zum Abend. Vielleicht lieben sie sie aber gerade darum mehr. Ihre Galanterie wie ihre Sitten überhaupt sind mehr spanisch denn italienisch.

Von Italien wandte sich Simond nach Sizilien, dessen interessanteste Stellen er von Palermo aus bereiste. — Nach seiner Meynung sind die Sicilianer umgänglich, gutmüthig, und wie die Italiener der Natur viel näher als andere Europäer. Die Natur ohne Kultur hat aber mehr Schlimmes als Gutes. Die Vornehmen führen ungefähr dasselbe Leben in Palermo, wie die Neapolitaner in ihrer Hauptstadt. — Justiz, Finanzen und Erziehung sind in dem traurigsten Zustand, die Gefängnisse mit Verbrechern angefüllt, die man lange vergessen hat. Bey allen großen Gebrechen der Regierung und Verwaltung zeigen die Sicilianer doch eine gewisse Würde, die dem Volk in Neapel ganz unbekannt ist. Als ich erzählte, in Neapel hätte ich reichliche Stockschläge austheilen sehen, ohne daß der Geschlagene sich sehr darüber beschwert, erwiederte man mir, in Sicilien sey dieß anders, da folge auf einen Schlag ein Dolchstoß.

Wir Leute aus dem Norden sind so sehr an alle Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Lebens gewöhnt, weil sie einen Theil unserer Civilisation ausmachen, ja auch der Aermste hat so gewiß eine gewisse Bequemlichkeit, die er ohne Mühe und Sorge genießt, wie Luft und Sonne, daß wir leicht vergessen, was wir dem Glücke der Civilisation schuldig sind, das uns überall umfängt. Es ist gut, daß uns diese Bequemlichkeit bisweilen mangelt, damit wir ihren Werth erkennen lernen. Ein unerfülltes Bedürfniß erzeugt ein anderes. Es gibt in Sicilien keine Landstraßen, daher braucht man viel mehr Lastpferde, denn sie tragen nicht ein Fünftheil von dem, was sie ziehen könnten, überdieß gehören zu ihnen auch Führer. — An Gasthöfen fehlt es ebenfalls, deßhalb muß man sein Bett, seinen Wasser- und Kochkessel, seine Kaffeekanne, sein Glas, sein Licht und seinen Leuchter, seinen Zucker, Kaffee und hundert andere Gegenstände mit sich führen, oder man muß sie ganz entbehren. — Man ist lange unterwegs, darum muß man mehr Wäsche haben. All' diese Dinge verlangen wieder Ein oder ein Paar Saumthiere mehr. Ein einziges Pferd vor einem kleinen Wagen zöge auf einer guten Landstraße alles, wozu auf kaum gangbaren Fußpfaden vier Maulesel, drey Maulthiertreiber und drey Pferde gehören. Wären Wirthshäuser da, so brauchte man drey Viertel von all' jenen Dingen gar nicht mit sich zu schleppen. Für eine im Grund sehr kleine Reise müssen ungeheure Mittel angewendet werden. Mit weit weniger Schlepperey kann man mit aller Bequemlichkeit die Reise um die Welt machen. Alle Vortheile gehen bey uns großentheils aus der Vertheilung der Arbeit hervor. Wohlfeiler hätten wir in einer Postchaise die Fahrt um ganz Frankreich gemacht, hätten jeden Abend eine gute Mahlzeit und ein gutes Bett gefunden und dabey noch den Dank des Wirths in den Kauf erhalten; statt dessen reisten wir langsam wie die Schnecken durch das kleine Sicilien, schleppten Küche, Keller und Bett mit uns, und mußten noch jeden Abend Unbekannte um Dach und Fach bitten.

Sicilien gilt für eine Räuberhöhle, wo man nur mit größter Gefahr reisen kann. Wir haben es ganz anders gefunden. Nach unserer eigenen Erfahrung stiehlt man zwar recht leicht und geschickt in Sicilien, man gebraucht aber dabey keine Gewalt wie in Italien.

Ueber den Aetna, seine Eruptionen und Lavaströme spricht Simond weitläuftig. Er bestieg den Berg auch bis zum torre del filosofo, mußte hier aber wegen stürmischen Wetters und heftigen Schneegestöbers innehalten und wieder hinabsteigen. Die Erzeugnisse, die Produktionsfähigkeit, den Ackerbau, den Handel und die Verwaltung der Insel bespricht der Verfasser auch mit Gründlichkeit, so wie das traurige Loos dieses herrlichen Landes unter seinen bisherigen Herrschern.

Von Sicilien kehrte der Verfasser nach Neapel zurück, und verließ es, ohne Pästum, Sorrent und Capri besucht zu haben. Ueber die Gebirge reiste er ohne Unfall nach Rom zurück. Auch hier weilte er nicht lange mehr, sondern wendete sich bald der Heimath zu. — Bey Genua findet der Verfasser Veranlassung, viel Nachtheiliges über die Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung von Piemont und Savoyen beyzubringen, wovon aber vor Kurzem Manches von einem sardinischen Beamten widersprochen worden ist, besonders hinsichtlich der Legislation.

Nach einer Abwesenheit von mehr denn **neun** Monaten kam der Verfasser nach Genf zurück.

M.

No. 78.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 29. September 1829.

Taschenbücher auf 1830.

2) Musenalmanach. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.

Etwas Neues! und etwas recht Interessantes! Der Freund ächter Poesie findet in diesem Musenalmanach wenigstens einige vollendet schöne Gedichte; die ganze Zunft unsrer Lyriker findet sicher darin eine Aufmunterung ihres durch das bessere Glück der Romandichter gedemüthigten Muthes, da sie sich einmal in pleno unter dem Banner Goethes beysammen sieht; und endlich muß es auch die Spötter ergötzen, bey Gelegenheit dieser glänzenden Parade die harfenden Grafen und Hofräthe, Professoren und Doktoren die Revue passiren zu lassen. Ich wenigstens habe diesen Musenalmanach mit mehr Vergnügen in die Hand genommen und wieder aus der Hand gelegt, als irgend einen andern, und ich wünsche, er möge sich in der großen Sündfluth von Taschenbüchern erhalten und als ein kleines grünes Eiland alljährlich die verirrten lyrischen Zugvögel zur Rast und zum fröhlichen Concert einladen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die lyrischen Dichter unsrer Zeit entweder wirklich eine Partey bilden, oder doch je mehr und mehr genöthigt werden, in der Noth zusammenzuhalten. Die kleinen lyrischen Lieder und Gesänge sind durch die Novellen aus den Journalen und Taschenbüchern, durch die Romane und Memoiren aus den Leihbibliotheken, und durch die Opernarien selbst aus dem häuslichen Kreise und vom Klavier verdrängt worden. Man ist des ewigen Gedudels und Geleyers satt, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, lyrische Gedichte werden in der Regel nur von solchen Lesern nicht überschlagen, die selbst welche machen. Dieser Verfall der Lyrik war unvermeidlich. Man hat zu viel gelyrelirt, als daß es nicht, zumal in unserer, der Geschichte und Politik gewidmeten Zeit, selbst den Billigsten zuletzt hätte zum Eckel werden müssen. Nun ist es unvermeidlich, daß in demselben Maaß, in welchem früher die Gleime, Utze, Hagedorne, Ramler, Vosse, und selbst noch die Matthissone, Tiedge rc. zu viel Ehre genossen, die jüngern und bessern Lyriker zu wenig Ehre genießen. Kaum daß sich das ausgezeichnetste Genie, wie das Uhlands, in diesem Gebiete siegreiche Bahn bricht — was können die minder begabten verlangen? Die jüngsten, die namlosesten verzweifeln schlechtweg und drücken ihren Jammer in kläglichen Versen aus, oder in Briefen an die Verleger: „Geben Sie mir für die unsterblichen Kinder meiner Muse funfzig Louisd'or, oder ich schieße mich todt!“ Die etwas Gewandteren und Geistvolleren können sich dagegen nicht enthalten, in ihren Gedichten die unpoetische Zeit, die Lauigkeit des Publikums, die Bosheit der Rezensenten zu schelten, und neidische Seitenblicke auf die glücklichern Nebenbuhler unter den Roman- und Theaterdichtern zu werfen. Dieß macht ihre Stellung nicht besser; man vergißt, was sie wirklich Schönes dichten, über den Ausbrüchen ihrer gereizten Eitelkeit und lacht sie aus. Sie verschanzen sich hinter eine gewisse aristokratische Würde, zu welcher sie allerdings gegenüber der pöbelhaften Marktschreierey der Romanfabrikanten und Bühnensudler berechtigt sind; sie emigriren sogar förmlich, wie der Graf Platen, Waiblinger und Harro Harring, allein die belletristische Modedemokratie bekümmert sich nicht darum. Eine lyrische Adelskette, eine aristokratische Verbrüderung zu Schutz und Trutz scheint allein noch helfen zu können. Die Sänger der Liebe müssen ihre Amorspfeile in ein Bündel zusammenschnüren, vielleicht brechen sie dann nicht so leicht. Ein Musenalmanach, der gleichsam die jährliche Quintessenz ihrer Rührungen enthält, kann zunächst als Mittel dienen, die zerstreuten Dichter zu vereinigen, und wenn die ecclesia pressa vollends Goethes Porträt zu ihrem Altarblatt macht, so müssen Einigkeit und Muth von ihrer, Bewunderung und Mitleid von Seiten des Publikums sich vereinigen, ihr Elend zu mildern.

Eine gute Politik würde dann aber auch verlangen, daß die lyrischen, die vorzugsweise schönen Seelen, kein Aergerniß durch ihre allzu reizbare Empfindlichkeit und allzu hämische Rachsucht gäben. Wenn sie sich auf der

einen Seite über alles Irdische hinaussingen, dürfen sie auf der andern nicht in den Sumpf hinabsinken, um sich mit den Rezensenten zu katzbalgen, oder die Illusion geht auf ewig verloren. Und wenn sie vollends gar, wie Platen und Immermann, mit der einen Hand den Rezensenten, mit der andern sich selber in die Haare fallen, wo bleibt da die Ehrfurcht vor den Begeisterungen, die Sympathie für die süßen Schwärmereyen? Wie? Ihr selber reißt euch die Lorbeerkränze vom Kopf, die ihr euch selber aufgesezt habt — und wir Andern sollten nicht über euch lachen? Rührt und entzückt uns mit eurer Musik, nur zeigt uns keine Musikanten, die sich Notenbücher und Instrumente um die Köpfe schlagen!

Das Aeußere des Almanachs ist einfach und geschmackvoll. Er enthält nur ein Kupfer, das nach Stieler von Barth vortrefflich gestochene Bildniß Goethes, an dem ich nichts auszusetzen finde, als den Ausdruck des Auges, in welchen die Andacht des Künstlers, wenn ich so sagen darf, etwas Religiöses gelegt hat.

Die lange Reihe der lyrischen Produktionen eröffnet das neueste Gelegenheitsgedicht von Goethe, ein Dialog zwischen einem Gnomen, der Geognosie und der Technik bey Ueberreichung der ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline. Das Gedicht ist sinnreich und anmuthig, bis auf den Schluß:

Bethätigt weiter glückliche Bereitung
An dieses Tages günst'ger Vorbedeutung.

Dem greisen Meister des Verses vergibt man gern seine späten metrischen Launen; ja es ist gewissermaaßen rührend, wahrzunehmen, wie sich seine rastlose Thätigkeit noch immer Schwierigkeiten schafft, um sie zu überwinden. Nur sollte man diese Manier nicht nachahmen wollen. Wenn wir in dem gleich darauf folgenden Gedicht „zu Goethes Bild von v. Müller“ lesen müssen:

So zu beleben holdestes Gedächtniß
Rief sinnvoll Dir der edle Sänger zu;
O nimm Sein Bild zum würdigsten Vermächtniß
Und denkst du Sein, — so denk auch uns dazu.
„Ist doch des Lebens herrlichstes Ergebniß
Des klaren Sinnes ungetrübte Ruh.“

so glauben wir einen von den alten Wittenbergischen Studenten zu sehen, die sämmtlich den Hals verdrehten, weil ihn ihr Meister Melanchton auch verdrehte. Wollt und könnt ihr Goethe nachahmen, so ahmet ihn nach, wie er in der Blüthe seiner Kraft sang. Wenn sogar ich, der ich ihn (mit wieviel Recht oder Glück, ist hier gleichviel) angegriffen habe, seine schwachen Seiten geschont und nur seine starken ins Auge gefaßt habe, wievielmehr gebietet nicht euch, die ihr ihn nachahmt, Ehre und Vortheil, auch nur seine Stärke nachzuahmen? — Weg mit diesem ceremoniösen, gravitätischen Menuettenschritt huldigender Phrasen! Sie machen euch lächerlich. Weg damit!

Warum hat wohl der Herausgeber eine so seltsam ängstliche Rangordnung beobachtet, daß erst das Goethe'sche Gedicht, dann die Gedichte auf Goethe, und dann sogleich der gräfliche Dichter Platen folgt? Als Dichter gebührt Platen dießmal die Ehre des Vorrangs nicht; die von ihm hier mitgetheilten antik-metrischen Exercitia sind in der That nicht weniger anmuthlos, als die des seligen Voß. Gleich das erste Gedicht beginnt:

Ach wer wiese zurück, wie entwöhnt die Brust auch
Sey durch ewigen Gram und der Welt Enttäuschung,
Wer allmächtige Sehnsucht,
Süße Begierde zurück?

Mit Stolz zählen wir Platen unter die edelsten vaterländischen Dichter. Der deutschen Sprache Gewalt und Anmuth, Pracht und Süßigkeit hat er, wie wenige, gehandhabt. Doch auch ihn hat der Uebermuth und die Laune der Virtuosität verführt, in künstlichem Getändel metrische Schwierigkeiten zu suchen, um sie zu lösen. Weg mit diesen Paganini-Kunststückchen. Die volltönende deutsche Harfe ist mehr als die G-Saite. Weg damit.

Adalbert von Chamisso gibt, in seiner bekannten Weise, traumhafte Bilder, welche die Einbildungskraft des Lesers angenehm und süßschauerlich erregen, und die mir wenigstens, wo ich ihnen noch begegnet bin, stets willkommen gewesen sind. In diesem Dichter herrscht die erfindende und gestaltende Kraft der Phantasie über die metrische Virtuosität, und dieß ist immer weit erfreulicher, als das Gegentheil, Versefertigkeit ohne Phantasie.

Die ziemlich zahlreichen Gedichte von Friedrich Rückert sind zugleich die schönsten des ganzen Musenalmanachs. Vorzüglich schön ist das erste: „die Zypresse ein Sinnbild,“ „der Baum des Lebens“ und „vom Kahlenstein.“ Nur eins „Pfingsten 1816“ hätte wegbleiben dürfen, weil der Schluß allzu matt ist. Die meisten dieser ausgezeichneten Gedichte enthalten Anklänge an den Orient, und jeder Leser wird sich freuen, auch nicht die geringste Spur der indomanischen Verskünsteley darin zu finden, der sich der Dichter früher in seinem Nal und Damajanti ergeben zu haben schien.

Auch die zwey schwäbischen Sagen von Gustav Schwab „der Glockenklang“ und „Elsbeth von Calw“ gehören zu den schönsten Romanzen dieses Dichters, und zu den besten Gaben des Musenalmanachs. Wenn es Gustav Schwab gelingt, immer so schöne und so originelle Sagenstoffe aufzufinden, so ist es nicht zu fürchten, daß uns seine immer und immer wiederkehrenden Romanzen zulezt ermüden werden.

Von F. W. Riemer verdient ein artiges Epigramm „Leben ein Traum“ ausgezeichnet zu werden.

Schlafend geräth man ins Leben hinein und entkommt ihm auch schlafend;
Was in der Mitte so liegt, ist es was anders als Traum?

Die zwey Gedichte von Karl Immermann hätten füglich wegbleiben sollen. In dem einen lesen wir:

Du endlich, lieber Gott, gehörst
Zu denen auch, die mich verletzet,
Hast, ohn' einmal zu fragen erst,
Mich auf den Sündenball gesetzet.

Dieß gibt der Dichter für geistreichen Humor aus, und es ist, wenn er bedacht hat, was er sagt, eine schamlose Frivolität, wenn er es nicht bedacht hat, eine Abgeschmacktheit. Die Kritik müßte selbst gebrandmarkt werden, wenn sie eine solche Poesie nicht brandmarkte. Es gibt ein schamloses französisches Buch, in welchem der Name Gottes niemals ausgedruckt, sondern nur mit einem D— bezeichnet ist. So viel Delikatesse wenigstens sollte jeder beobachten, dem das Gebot: „du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich brauchen“ je zu Ohren gekommen ist. — Es scheint dem Dichter Ernst zu seyn, à tout prix ein großer Mann zu werden. Wer wünscht dieß mehr, als ich, der schon lange wegen des Mißwachses an großen Männern öffentlich Leid getragen hat? Allein sich in Rezensionen lobhudeln zu lassen, in Antikritiken sich selbst zu lobhudeln, im Kunstblatt „das geniale Porträt des genialen Dichters, des zum Dichterheros heranreifenden Dichters“ auszuposaunen — und doch nur mißgeborne alltägliche Jambentragödien zu schreiben, und in lyrischen Delirien nur Heine nachzuahmen: das ist nicht der rechte Weg, ein großer Mann zu werden. Es thut mir leid, daß ich ihm das sagen muß, allein wer so starkes Lob verträgt, wie Herr Immermann, muß auch starken Tadel vertragen. Im zweyten der vorliegenden Gedichte beklagt sich der Dichter, daß ihn die Menschen so sehr ennuyirten. Die Menschen thun wohl, sich durch Repressalien an ihm zu rächen, wenn sie ihn wirklich eben so ennuyiren, als er sie ennuyirt. Dieß ist aber nicht wahrscheinlich, denn das Publikum kann immer sagen: je ne m'ennuye jamais, mais l'on m'ennuye. Oder spielt etwa das Publikum vor dem Schauspieler? — Ueberhaupt, wer sind denn die großen Persönlichkeiten, die sich im burschikosen Negligée langweilig hinstrecken und uns zumuthen dürfen, ihr Gähnen liebenswürdig, vielleicht gar welthistorisch zu finden? Thut es, versucht, wie weit ihr die Ungezogenheit treiben dürft. Aber ich prophezeihe euch, daß wie ich jezt euch verspotte, ein spottendes Gesicht nach dem andern aus dem Parterre auftauchen und euch auspfeifen wird, bis ihr die Bühne mit mehr Anstand wieder betretet, oder nie mehr wieder kommt. Ihr fallt zwischen zwey Stühlen durch. Dem feinen Publikum seyd ihr zu roh, dem rohen nicht spaßhaft genug. Weg mit diesen literarischen Mißgeburten. Sie können nicht stehn, nicht sitzen und nicht liegen. Weg damit!

Aus dem Nachlaß des unglücklichen Heinrich von Kleist erhalten wir einige poetische Sprüche, die gedankenreich und aus tiefer Empfindung geflossen eine werthvolle Zierde des Almanachs sind.

Die Lieder aus Capri von W. Waiblinger enthalten größtentheils zierliche italienische Landschaftsgemälde und elegische Schwärmereyen „in den Wonnegefilden des schönen Südens.“ Gedanken und Bilder, Empfindungen und Worte sind schön, der Dichter besizt ein ausgezeichnetes poetisches Talent; allein er hat uns in neuerer Zeit doch zu viele Wiederholungen des nämlichen, ohnehin schon von hundert andern Sängern ausgesungenen Themas gebracht. Er muß es selbst schon am besten erfahren haben, daß auch die schönsten Landschaften, die pikantesten Staffagen, die süßesten Empfindungen zulezt ermüden, wenn sie immer wiederkehren. Seinem Talent liegen noch andre Bahnen offen, er betrete sie!

Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben sind gar zu tändelnd, weibisch, kindisch. Er kommt gar nicht aus den liebkosenden Diminutiven: Kindlein, Engelein, Gärtlein, Brünnlein, Blümlein, Schäzlein &c. heraus.

Das Layenbrevier von Leopold Schefer ist mir zu didaktisch-wortreich vorgekommen, und enthält unter andern manchen schiefen Gedanken. Kräftig und feuervoll ist die Schlacht bey Schumla von v. Stägemann, obgleich ich auch hier das alcäische Versmaaß nicht billigen kann. Kurz und geistreich sind die Charaden von Schleyermacher, anspruchlos und herzlich die Bilder des weiblichen Lebens vom Herausgeber. Die kleinen Reliquien aus dem Nachlaß von Friedrich von Schlegel und Wetzel sprechen nicht besonders an.

Diese Gedichte sind es, die ich aus der Masse hervorheben zu müssen glaubte. Wenn unter den übrigen auch noch einige sehr unbedeutende sind, so hat der Herausgeber doch seine Aufgabe so gut als möglich und über die Erwartung gelöst, indem er eine Sammlung von lyrischen Produktionen zu Stande brachte, die zum größern Theil entweder sehr gut oder wenigstens charakteristisch sind, und einen vollkommnen Maaßstab der neusten deutschen Lyrik abgeben würde, wenn nur noch einige Gedichte von Uhland, Heine, Kerner, Egon Ebert, und vielleicht noch von drey andern, die mir nicht gleich einfallen, dazu gekommen wären.

Zu bemerken ist, daß Platen, Immermann, Waiblinger, Heyden, Robert, selbst Rückert Klagen über Nicht-

anerkennung oder Bitterkeiten gegen die Rezensenten aussprechen. Je gerechter ihr Unwille seyn mag, desto mehr hätten sie ihn verschmerzen sollen. Man muß sich niemals darüber beklagen, nicht für schön gehalten zu werden, wenn man schön ist, und auch nicht, wenn man es nicht ist. Entweder ist der Dichter im Gefühl seines Werths über die Gleichgültigkeit andrer erhaben und schweigt dazu, oder er macht sich lächerlich, wenn er sich darüber ärgert, und bekennt damit immer einen gewissen Unglauben an sich selbst. Es ist freylich viel von den armen Dichtern verlangt, daß sie sich gegen Publikum und Rezensenten nicht einmal wehren sollen; allein man muß es doch zu ihrem eignen Besten verlangen, denn die Schamhaftigkeit, welche der Wahrheit und Tugend die Vertheidigung gebietet, gestattet sie der Schönheit niemals, und am allerwenigsten der lyrischen Schönheit, deren Grazien unverhüllt in wehrloser Unschuld am sichersten siegen, aber sogleich entfliehen, wenn ihnen der Dichter einen Harnisch anlegen will.

Wolfgang Menzel.

Schulwesen.

Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unsern Universitäten so leicht wieder abgeschafft werden könnten, nachgewiesen von Dr. Heinrich Stephani, königl. bair. Kirchenrathe &c. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1828.

Man hat alle Ursache, auf das leichte Mittel begierig zu seyn, was der Verfasser zur Abschaffung der Duelle vorschlägt, da bisher sowohl von den Regierungen als von den Professoren, ja von den Studenten selbst schon alle möglichen Maaßregeln gegen dieses Uebel vergeblich erschöpft zu seyn scheinen, und die zahlreichen Vorschläge der Schriftsteller ebenfalls nie etwas gefruchtet haben, wenn sie ja ausführbar waren. Der Verfasser entspricht indeß dieser großen Erwartung nicht, denn sein leichtes Mittel hat, wenn man scharf zusieht, einen ganz andern Zweck, als den der Abschaffung der Duelle. Dieses Mittel nämlich soll in der Herstellung einer vernünftigen und wahren akademischen Freyheit bestehn. Der Verfasser behauptet, die Duelle seyen nichts anders und nie etwas anders gewesen, als ein Mittel, dessen sich die in unwürdigem Polizeyzwang gehaltene Jugend bediene, um ihre Freyheit und Ehre zu bewahren; falle jener Zwang weg, so falle auch die Nothwendigkeit weg, dagegen zu handeln; gäbe man der akademischen Jugend öffentliche Freyheit, so brauche sie sich keine geheime zu nehmen. Dieß ist ein Trugschluß, den Theorie und Erfahrung auf gleiche Weise widerlegen. Wo liegt die logische Nothwendigkeit, daß akademische Freyheit und Duelle sich ausschließen? und hat nicht das Duelliren alle Proben, die der unbeschränktesten und die der gemäßigten Freyheit, die der strengsten und die des sanften Zwanges, seit Jahrhunderten unter den verschiedensten Verhältnissen bestanden, ohne ausgerottet werden zu können? Der Verfasser gibt zu sehr der Vermuthung Raum, er habe mehr das Mittel, als den Zweck, mehr die akademische Freyheit, als die Abschaffung der Duelle, und bey der akademischen Freyheit mehr die Professoren, als die Studenten im Auge gehabt, sonst würde er über der Anpreisung des Mittels nicht gesäumt haben, die Anwendbarkeit desselben gründlicher zu beweisen. Allein wer wollte ihm das verdenken? Die Herstellung der akademischen Freyheit ist allerdings etwas wichtigeres, als die Abschaffung der Duelle.

Referent fühlt sich einigermaßen beschämt, daß er einen Vorschlag tadelt, ohne einen bessern dafür an die Stelle zu setzen. Er ist leider überzeugt, daß nur der Lauf der Zeit dem Uebel steuern werde. Man kann die Unvernunft nicht plötzlich weder gewaltsam noch durch Bestechung in Vernunft verwandeln; allein die stille, emsig fortwirkende Gewalt der Vernunft untergräbt sie nach und nach. Ein Vorurtheil, das unausrottbar scheint, stirbt mit andern Vorurtheilen hin, die ihm zur Stütze dienten.

Der Verfasser liefert übrigens einen nicht uninteressanten Beytrag zur Geschichte der Universitäten in einer mit Aktenstücken belegten Erzählung der kleinen Revolution, die er vor sieben und dreyßig Jahren in Jena durch die erste Einführung von Ehrengerichten anstatt der Duelle erregte. Wie zu erwarten stund, scheiterte der Versuch, allein die Erzählung dient, Zeit, Ort und Menschen zu charakterisiren. Besonders fällt darin eine Aeußerung Goethes auf, dessen Protektion der Verfasser damals vergeblich nachsuchte, da Goethe nicht geneigt war, das Ehrengericht gegen die Duelle zu unterstützen. „Ein Gespräch mit Goethe ließ nicht viel Gutes ahnen, denn dieser ließ die Worte fallen, daß man die Eingabe nur für das Werk einiger bessern Köpfe hielt, daß selbe dem noch rohen Geiste des großen Haufens aber nicht entspräche; und es sey eine Maxime der Regierungsklugheit: die Menschen nicht so zu behandeln, wie sie seyn sollten, sondern wie sie wirklich sind.“

N°. 79.

Literatur-Blatt.

Freitag, 2. Oktober 1829.

Taschenbücher auf 1830.

3) Vielliebchen.

Alle Erzählungen dieses Almanachs sind vom Herausgeber, A. v. Tromlitz, selbst, und auch die Kupfer gehören zu diesen Erzählungen. Die weiblichen Bildnisse sind in der gewöhnlichen Wiener-Manier, und das Titelkupfer, Julia Gonzaga, von der es heißt: „also strahlte sie, die Schönste der Schönen, unter den Frauen ihres Jahrhunderts — durch ganz Europa erscholl der Ruf ihrer Schönheit, selbst an die Sandküsten Afrikas," entspricht dieser Beschreibung nicht im entferntesten, denn es ist ein ganz alltägliches Mode-Journal-Gesicht. An den historischen Kompositionen sind die allzulangen, überschlanken Figuren zu tadeln.

Die erste Erzählung, die Belagerung von Candia, ist mir wunderlich vorgekommen. Helene, eine junge Griechin, erwartet sehnsuchtsvoll ihren rückkehrenden Geliebten, einen jungen französischen Ritter. Er kommt, aber — geschmückt mit dem Malteserkreuz, zum Zeichen, daß er sich nie vermählen darf. Das zärtliche Mädchen erschrickt, bittet um Aufschluß, erhält aber keinen. Der Malteser beobachtet ein mystisches Schweigen und läßt die arme Seele in peinlicher Ungewißheit zappeln, indem er ihr nur gelobt, sie werde troß des Kreuzes noch liebend in seinen Armen ruhen. Erste Wunderlichkeit. Warum sagt er ihr nicht gleich, woran sie ist? Ein Grieche, Nikola, liebt sie, ist aber viel zu edel, um sie unter diesen mystischen Umständen zu begehren. Zweyte Wunderlichkeit. Warum legt der Dichter in den griechischen Charakter eine ihm fremde nordische und ritterliche Zartheit? Helene wird von den Türken gefangen, und Nikola wagt sein Leben, sie zu retten. Der Großvezier sieht die Schöne, sein Sohn entbrennt in heißer Liebe zu ihr, aber beyde sind großmüthig und schicken sie frey zurück. Dritte Wunderlichkeit. Warum sollen denn auch die Türken, zumal damals, zumal gegen Griechen, mit aller Gewalt großmütig, warum sollen auch sie auf europäische Weise gegen eine gefangene Dame galant seyn? Nikola hat sich Helenen durch seine Treue werth gemacht, und da endlich der Malteser sein Schweigen bricht und ihr gesteht, er sey ihr Bruder, und deßwegen könne er sie nicht heirathen, so verlobt sie sich mit dem Griechen. Auch der Vater des Maltesers, der alte Geliebte von Helenens Mutter, findet sich ein. In dem Augenblick aber, da Helene mit Nikola verbunden werden soll, entdeckt ihre Mutter, sie habe alle getäuscht, Helene sey nicht des Maltesers Schwester, das Mädchen, das sie mit dessen Vater erzeugt, sey längst gestorben, sie habe aber, um die Mesalliance einer namlosen Griechin mit dem Sohn eines der edelsten Häuser in Frankreich zu verhindern, Helenen für die Gestorbene ausgegeben. Vierte Wunderlichkeit. Warum schweigt die Mutter nicht? Es war ja alles gut, und ihr Zweck erreicht, wenn Nikola Helenen nahm. Warum zerstört sie ihr Glück, nachdem es schon gegründet war, durch diese höchst überflüßige Entdeckung? Natürlich geräth nun alles in Verzweiflung. Im Malteser und in Helenen erwacht die alte Liebe, und wer weiß, wie das hätte enden können, wenn nicht Nikola durch einen Irrthum von des Maltesers Vater getödtet und der Malteser selbst im Kampf gegen die Türken umgebracht worden wäre.

Auch in der zweyten Erzählung, Julia Gonzaga, bemerken wir einen Ueberschuß von Großmuth, mit welcher der Dichter denn doch etwas sparsamer hätte hausen sollen. Die Tugend verliert ihren Werth, wenn sie ihre Kostbarkeit und Seltenheit verliert, wenn sie allzu wohlfeil mit vollen Händen vom Dichter gleichsam aus allen Fenstern geworfen wird. Doch ist Tromlitz nicht der Einzige, der in diesen Fehler fällt. Fast alle unsre Romanhelden und Heldinnen sind von der Entsagungswuth, wie von einer Epidemie befallen. Was die Dame Gonzaga betrifft, so finden wir sie mit einem alten Manne vermählt, der ihr in seiner Abwesenheit, ohne es zu wissen, ihren ehemaligen Geliebten, einen liebenswürdigen Jüngling, zum Gesellschafter gibt. Beyde sehen sich täglich, aber beyde entsagen. Der Dichter führt sie sogar vermittelst eines Ungewitters, wie Dido und Aeneas, in einer Höhle zusammen, allein sie halten sich weit besser als das holde Paar in Karthago, und der Jüngling hält es end-

lich fürs Beste, wie der keusche Joseph auf - nd davon zu laufen. Was aus ihm geworden, erfahren wir nicht. Julia wird Wittwe und heirathet nie wieder. Es wäre wohl ehrlicher vom Dichter gewesen, wenn er seinen Helden schlechtweg abelardisirt hätte.

Die dritte und lezte Erzählung, die Vierhundert von Pforzheim, bleibt der menschlichen Natur treuer, und schildert auf anmuthige Weise das bürgerliche Leben in den Reformationszeiten, und eine Heldenthat, welche den Bürgern jener Zeit ein unsterbliches Denkmal gesezt hat. Nur muß man sich wundern, warum der Dichter die Oertlichkeiten von Pforzheim nicht genauer in seine Schilderung aufgenommen hat.

4) Urania.

Als Titelkupfer ziert diesen Almanach das Bildniß des liebenswürdigen Dichters, Ludwig Uhland; allein mit Bedauern haben wir gefunden, daß es bey weitem nicht so ähnlich ist, als das in den 1826 von W. Menzel herausgegebenen Moosrosen nach Morff von Schwerdgeburth gestochne, dem es nachgestochen ist. Indeß haben beyde Kupferstiche, so wie das Gemälde von Morff selbst, den gemeinschaftlichen Fehler, daß der Hals des Porträtirten ein wenig zu lang ist, wodurch die Natur und Haltung seines Körpers überhaupt eine wesentliche Veränderung erleidet und dem Original unähnlich wird. Die übrigen historischen Kupfer, Darstellungen zu Bürgers Gedichten, von Opitz gezeichnet, müssen jedem ästhetisch gebildeten Auge mißfallen. Diese Figuren mit geistlosen Stereotypphysiognomien, steifen theatralischen Stellungen, und unmalerischen modernen Trachten begegnen uns leider fast in allen Almanachen.

Den Inhalt bilden: 1) Der Deutsche in Lissabon, Erzählung von A. v. Sartorius. Ein junger deutscher Graf reist zu seinem Vergnügen nach Lissabon, und wird dort mit zwey jungen Damen bekannt, wovon die eine, Xeria, eine reiche Jüdin und ehemalige Geliebte des Ministers Pombal, dem sie aus Heroismus entsagt hat, die andre, Maria, die Braut eines Edelmanns ist, der gegen Pombal sich verschwört. Beyde Damen verlieben sich in den Deutschen; Maria wird, bey Entdeckung der Verschwörung, unschuldig verhaftet und verurtheilt, aber durch Xerias Fürbitte bey Pombal gerettet, und mit dem Deutschen, der sie aus Spanien entführt, vermählt; Xeria begleitet sie und lebt, wiederum heroisch entsagend, bis an ihren Tod bey dem Paar, das sie glücklich gemacht hat. Der Styl dieser eben nicht sehr originellen Erzählung ist etwas breit. 2) Griseldis, Volkssage in zehn Romanzen von Gustav Schwab, die Versifikation eines allgemein bekannten und schon oft behandelten Stoffs. 3) Liebesheirath, Novelle von Johanna Schopenhauer, ein sehr glücklich gewählter Stoff, den aber die Verfasserin durch ihre sentimentale Manier verdorben hat. Ein schwärmerisches Mädchen verschmäht einen würdigen nüchternen Gatten, um einen jungen Brausekopf zu heirathen. Kaum sind die Flitterwochen vorbey, so machen sich beyde unglücklich, finden sich aber doch später reumüthig wieder zusammen. Julius von Voß, ein oft in Gemeinheit versinkender, aber dennoch sehr talentvoller Schriftsteller, hat denselben Stoff in seinen „Flitterwochen" weit geistreicher, mit psychologischer Wahrheit und ironischer Grazie behandelt. 4) Das Zauberschloß, Novelle von Ludwig Tieck, eine freundliche Herbstblume aus dem noch immer blühenden Garten des verehrten Dichters. Er hat es in dieser Novelle darauf angelegt, die noch immer in der Romanen- und Novellenliteratur im Schwange gehende Liebhaberey an Spuck- und Geistergeschichten auf eine feine Weise zu verspotten. Besonders pflegt Norddeutschland diese Liebhaberey, und wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem einst der Norden überhaupt den Zauberglauben mehr ausgebildet hatte, als der Süden, weil nämlich in der minder reichen nordischen Natur die Phantasie thätiger ist. Schon mehrmals hat Tieck in seinen Novellen gewisse charakterische Eigenheiten seiner norddeutschen Landsleute ironisirt, und zwar fast immer die Schwächen und Fehler, die aus der Entfernung von der Natur, aus kränkelnder Ueberbildung des Geistes und Herzens aus Ueberfeinerungen der geselligen Convenienzen entspringen. 5) Der Sturm, Novelle von Wilhelm Martell, eine gutgeschriebene Erzählung, worin die Charaktere und Begebenheiten aber weit weniger interessant und originell sind, als die lebendigen Schilderungen der deutschen Ostseeküste und des Meeres.

5) Penelope.

Die zu Schillers Gedichten gehörigen Kupfer bestehn theils aus Mode-Mädchengesichtern von Wiener Fabrikat, theils aus Kompositionen nach Ramberg. Die Schöne auf dem Titelkupfer schielt mit ihren schief gegen die Nase gestellten Augen leider etwas in die Familie der Kalmucken hinüber, im Uebrigen sieht sie recht niedlich lüstern aus.

Die Erzählungen haben nichts Ansprechendes. Da findet sich eine langweilige französische Hofdamen- und Rittergeschichte aus der Zeit Franz I., von Friederike Lohmann, und eine noch weit alltäglichere Oberforstmeister- und Forstraths-Heirathsgeschichte von Karl Barromäus von Miltitz, der uns seine Heldin Auguste folgendergestalt einführt: „Man denke nur, jung, schön und reich, drey solche Attribute in einem Mädchen vereinigt! Zogen schon die beyden ersten an, so

hielt das dritte erst recht fest. War es ein Wunder, wenn man hier bald den Husaren aus der einen, bald den Infanterieoffizier aus der andern Garnison, bald den Jagdvolontären ꝛc.“ Nein es war kein Wunder, daß sie alle herbeyflogen, aber es wäre ein Wunder, wenn ich diese platte Gemeinheit noch eines Blicks würdigte. Die Erzählung Margarethe Rosen von E. v. Wachsmann ist etwas pikanter, da sie uns in den Anfang des vorigen Jahrhunderts versezt, und uns die beyden interessanten Gestalten, Karl XII. und Schwedenborg, vorführt. Allein jener König mit der Eisenstirn ist zu kräftig, und dieser Philosoph zu ernst und tief für die Almanachspoesie. Die Skizzen zur Charakteristik der heutigen Römer von Waiblinger sind artig, enthalten aber im Wesentlichen nichts Neues. Die lezte Erzählung, Treue gewinnt, von Blumenhagen, schildert die muthige Aufopferung einer jungen Frau, die während der Belagerung von Ostende verkleidet ins spanische Lager geht, um ihren gefangenen Gatten zu retten. Die Lagerscenen sind lebhaft gemalt, allein das ist, seit Fouqué und Walter Scott, ein allzugewöhnliches Genre.

Wenn Herr Theodor Hell keine geistreichern Gedichte auftreiben konnte, hätte er sie lieber weglassen sollen. Namentlich die Genesung, eine Cantate von Ernst von Houwald, sucht an Geistlosigkeit ihres Gleichen, und auch der gute alte Tiedge mit seinen noch immer hüpfenden Anapästchen — nun man kennt sie ja!

Physik.

Unterhaltungen für Freunde der Physik und Astronomie von H. W. Brandes, Professor in Leipzig. Drittes Heft. Mit zwey lithographirten Tafeln. Leipzig 1829. Verlag von J. A. Barth.

Wir haben schon in Nr. 47 des Literaturblatts von 1827 auf die ersten Hefte dieser interessanten Zeitschrift aufmerksam gemacht. Jezt erst ist das dritte Heft erschienen; wir dürfen indeß über diese Verspätung nicht klagen, da des Verfassers Mittheilungen an keine Zeit gebunden sind. Herr Professor Brandes ist als Astronom und vorzüglich als Meteorologe rühmlichst bekannt, und sein Hauptverdienst ist: sorgfältiges Beobachten und emsiges Einsammeln von Erfahrungen über noch nicht erklärte Naturphänomene, namentlich über atmosphärische. Der interessanten Untersuchung über die Sternschnuppen, die er in einem frühern Hefte gab, hat er im vorliegenden: Nachrichten und Bemerkungen über die Sturmfluthen am 19. November 1824 und am 3. Februar 1825 angereiht. Diese Fluthen, die namentlich Petersburg und Friesland überschwemmten, haben bereits mehrere Schriften veranlaßt, bey denen es jedoch weniger auf naturwissenschaftliche Untersuchung, als auf Erzählung der Thatsachen ankam. Um zu einem wissenschaftlichen Resultat über diese Erscheinungen zu gelangen, bedurfte es einer sehr mühsamen Sammlung aller gleichzeitigen Beobachtungen der Temperatur, des Barometerstandes, der Winde und der besondern auffallenden Naturphänomene, welche im Zusammenhang mit jenen Sturmfluthen in ganz Europa bemerkt worden sind. Dieser Sammlung hat sich nun der Verfasser mit großem Fleiß unterzogen, und indem er zugleich einen gediegenen Aufsatz des verstorbenen berühmten Astronomen Schubert über die Ueberschwemmung in Petersburg seiner Schrift zu Grunde legt, gibt er derselben einen ausgezeichneten Werth, und klärt uns das vielbesprochene räthselhafte Phänomen auf eine überzeugende Weise auf.

Es ist nämlich aus den angeführten Beobachtungen erwiesen, daß die große Fluth in Petersburg durch sechs auf eine seltne Weise zusammentreffenden Ursachen bewirkt wurde. Es erhoben sich 1) große Sturmwinde von Südwesten, welche das Wasser durch den Kanal und an die Westküsten von Dänemark und Schweden drängten; 2) folgten Nordwinde, welche die angehäufte Wassermasse durch das Kattegatt und aus dem botnischen Meerbusen in die Ostsee jagten; 3) folgten wieder Südweststürme, welche das Wasser durch den finnischen Meerbusen gegen Petersburg trieben; 4) wurde der Andrang dieses Gewässers durch die gewöhnliche Fluth des Meeres beschleunigt; 5) wurde diese Fluth wieder durch den Umstand verstärkt, daß gerade Neumond war, und endlich 6) befand sich der Mond zugleich in der Erdnähe, wodurch abermals die Fluth vermehrt werden mußte. Daß jene schrecklichen Ueberschwemmungen aus diesen und keinen andern Ursachen entsprungen seyen, ist um so gewisser, als bey der vorlezten großen Ueberschwemmung, die Petersburg getroffen hat, im J. 1777 genau die nämlichen Umstände eintraten. „Die Fluth am 10. Sept. 1777 traf zu einer Zeit ein, wo die Einwirkung des Mondes auf die Fluthen des Meeres ungefähr am größten ist, nämlich vier Tage nach dem Vollmonde und zwey Tage nach der Erdnähe des Mondes; die Fluth am 7. November 1824 am Tage vor dem Neumonde und vier Tage nach der Erdnähe.“ Hieraus geht hervor, daß nur ein seltnes Zusammentreffen von Umständen dergleichen Fluthen herbeygeführt hat, und herbeyführen kann, daß also die Gefahr derselben nicht häufig zu besorgen ist. Wenn es überdies ausgemacht ist, daß nur Winde und nur die gewöhnliche Meeresfluth in ihrem stärksten Zusammenwirken solche Gefahren erzeugen können, so ist nicht zu

fürchten, daß künftige Ueberschwemmungen bedeutend größer werden dürften, weil sowohl die Gewalt des Windes über das Meer, als die Höhe der Meerfluth eine natürliche Gränze hat, die nicht wohl weiter ausgedehnt werden kann, als es 1824 der Fall war. — Indeß will es doch der Verfasser nicht völlig läugnen, daß jene Ueberschwemmungen vielleicht mit uns unerklärbaren Veränderungen im Innern der Erde zusammenhängen, daß die großen Bewegungen in der Atmosphäre mit innern Erschütterungen der Erde korrespondiren. Er macht darauf aufmerksam, daß gleichzeitig mit jenen Sturmfluthen Beobachtungen gemacht worden seyen, die sich schwerlich aus den Winden allein erklaren lassen, wohl aber mit diesen zugleich eine uns unbekannte gemeinschaftliche Ursache gehabt zu haben scheinen. Es geht nämlich aus seinen von den verschiedensten Orten her eingeholten Nachrichten hervor, daß die Sturmfluthen von einem äußerst tiefen Barometerstande, von einer in dieser Jahrszeit ungewöhnlich milden Temperatur und von eben so ungewöhnlichen Gewittern begleitet gewesen, und daß diese Erscheinungen zuerst im Westen eingetreten, dann nach Osten fortgerückt seyen.

Nicht minder interessant ist die folgende Abhandlung über einige optische Lufterscheinungen. Zuerst handelt der Verfasser von der Abendröthe und dem Blau des Himmels, und erklärt uns nicht nur diese Erscheinungen, sondern auch alle damit zusammenhängenden, die verschiednen Färbungen der Atmosphäre und der Wolken aus einem einzigen sehr einfachen Gesetz, nämlich daraus: daß die Luft die Eigenschaft habe, stets die blauen Lichtstrahlen zurückzuwerfen, die orangefarbnen aber durchzulassen. Sodann untersucht er einige Erscheinungen, welche die Strahlenbrechung darbietet, und zwar vorzüglich die bogenförmige Abweichung der Strahlen von der geraden Linie, woraus alle die schönen und seltsamen Phänomene entstehn, die wir Luftspiegelungen nennen. Im Norden ist die Erscheinung bekannt, daß bey einer gewissen Beschaffenheit der Luft Dörfer, die unter dem Gesichtskreis liegen, auf einmal am Horizont emporgehoben werden, und bey veränderter Luft wieder verschwinden. An der Nordseeküste sieht man zuweilen das Meer mit seinen Schiffen hoch über die Dünen hervortreten, und dann wieder hinter denselben verschwinden. Die Ebene wird gleichsam aus der geraden Richtung gebracht, und wie ein auf dem Tisch liegendes Blatt Papier an dem von uns entfernten Ende gekrümmt und emporgehoben. Die Gesetze dieser Strahlenbiegung sind vom Verfasser aufs ausführlichste nachgewiesen. Zuletzt folgt eine Abhandlung über die Nebensonnen, in welcher dieses schöne Phänomen auf die lichtvollste Weise aufgeklärt ist. Er sagt nämlich, wenn Nebensonnen erscheinen, sey die Luft voll gefrorner Dünste oder kleiner Eisnadeln, die in piramidförmiger Gestalt und in allen möglichen Lagen gegen die Sonne das Bild derselben unzähligemal widerspiegeln müssen. Die Bilder aller der Eisnadeln, die in gleicher Lage gegen die Sonne liegen, müssen auch einen Bogen bilden, wie die Sonnenbilder der Regentropfen im Regenbogen; weil aber jene Eisnadeln nicht wie diese Regentropfen, die vollkommen rund sind, der Sonne immer nur eine Seite, sondern wegen ihrer prismatischen Gestalt sehr verschiedne Seiten darbieten, so kann auch nicht blos ein solcher Bogen, sondern es müssen deren so viele entstehn, als Lagen der Prismaseiten gegen die Sonne möglich sind. Deren sind unzählige, doch verfolgt sie der Verfasser nur bis auf die Zahl dreyzehn und weist in sehr vollständigen Nebensonnenphänomen wirklich so viele die Sonne durchschneidende Lichtbogen nach. Die Nebensonnen selbst aber erklärt er als die Durchschnittsknoten der unter einander selbst sich durchschneidenden Lichtkreise, denn an dem Punkt, wo mehrere Sonnenbilder auf einander liegen, müssen sie auch heller hervortreten. Er beweist mathematisch, daß die Nebensonnen nie in einer andern Lage zur Sonne vorkommen, als in dem Durchschnittspunkte zweyer durch die Sonne gezogner Kreise, und führt die Beyspiele an, da man wirklich nicht blos die Sonnenbilder, sondern auch die Lichtkreise beobachtet hat.

Naturgeschichte.

Alexander Martin's Handbüchlein für Austernliebhaber, enthaltend: die Naturgeschichte der Austern, die Beschreibung ihres Fanges, ihrer Pflege und ihres Vertriebes in Frankreich, Abhandlungen über die Auster als Nahrungs- und Heilmittel rc. und die chemische Analyse der Auster. Deutsche, vermehrte Ausgabe von M. Rudolph Schmidt. (Mit 2 Kupfern.) Leipzig 1828. Rein'sche Buchhandlung.

Der lange Titel dieser empfehlenswerthen Monographie der Auster verkündigt den Inhalt, der ganz besonders dazu gemacht ist, die Neubegier der Austernesser zu reizen. Ref. hat die französische Urschrift nicht gesehen; diese Uebersetzung ist aber keinesfalls mißlungen, und ihrem, mit seinem Gegenstande vertrauten Verf. gebührt für dieselbe Dank; wiewohl der Anhang einer chinesischen Philosophie, als eines wirklichen Hors-d'oeuvre, hätte wegbleiben können.

N°. 80.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 6. Oktober 1829.

Geschichte.

Beyträge zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen geheimen Rath, Grafen Adam zu Schwarzenberg, erhobenen Beschuldigungen. Zur Berichtigung der Geschichte unserer Kurfürsten George Wilhelm und Friedrich Wilhelm. Großentheils aus archivalischen Quellen geschöpft von J. W. C. Cosmar, königl. preuß. Consistorialrathe und Prediger an der Hofgerichts-Kirche zu Berlin. Berlin, in Kommission von Nauck's Buchhandlung. Zum Besten des Civil-Waisenhauses in Potsdam.

„Schwarzenberg, dieser einflußreiche, ja allgewaltige Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Vaters des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen (regierte von 1619 bis 1640), wird uns von den Geschichtschreibern als der böse Genius geschildert, dessen heilloser Einfluß auf seinen Herrn die Gräuel des 30jährigen Krieges über Brandenburg gebracht hat. Allgemein hieß er ein Verräther, der die heiligsten Interessen der preußisch-brandenburgischen Lande den engen Verbindungen des sträflichsten Eigennutzes, in welchen er mit dem kaiserlichen Hofe stand, zum Opfer brachte. Dieser Bannspruch scheint um so gewichtiger, als er, wenn auch anfänglich nur leise erhoben, nach einer Reihe von Jahren, durch bestimmte und in das Einzelne gehende Anklagen immer mehr bekräftiget, und von den Geschichtschreibern allgemein ausgesprochen wurde. Besonders zeichnet sich in diesem Stücke der übrigens verdienstvolle Gallus aus; und es gelingt ihm in seinem Handbuche der brandenburgischen Geschichte, Schwarzenberg als einen vollendeten und ausgemachten Bösewicht darzustellen.“ (Einleitung S. 3.) Vielleicht lag selbst in dem übertriebenen gehässigen Charakter dieser Insinuationen derjenige geheime Reiz, welcher den wackeren Verf. der vorliegenden historischen Monographie veranlaßte, eine frühere Anstellung bey dem geheimen Staatsarchiv zu Berlin zu nochmaliger genauer Prüfung aller über den historischen Inculpaten nur irgend aufzutreibenden Akten zu benutzen. Auf diese Weise ist die vorliegende Schrift entstanden, die als eine der wichtigsten Bereicherungen der brandenburgischen Specialgeschichte betrachtet werden kann, und überdies das moralische Interesse einer Ehrenrettung gewährt. Der Verfasser hat in 21 Abschnitten alle die einzelnen Klagepunkte genau untersucht, die man gegen das politische sowohl als gegen das administrative Verfahren, und gegen das Privatleben des Grafen erhoben hat; und wir wollen, die Kenntniß der Hauptmomente des damaligen Verhältnisses in Deutschland, und namentlich der allgemeinsten Beziehungen zwischen Brandenburg und Oestreich, bey unsern Lesern voraussetzend, versuchen, wenigstens eine Uebersicht dieses historischen Processes zu geben, dessen Fäden sich so tief in die denkwürdige Epoche des 30jährigen Krieges verlaufen.

Adam Graf zu Schwarzenberg, geb. 1587 aus der niederländisch-westphälischen Linie des (1670 gefürsteten) schwarzenbergischen Hauses, widmete sich anfänglich kaiserlichen Kriegsdiensten, und trat dann als Rath in die Dienste des Herzogs von Jülich. Bey dem Aussterben der Herzoge von Jülich (1609), und dem zwischen den Haupterben Brandenburg und Pfalz-Neuburg ausbrechenden Erbfolgestreite aber wurde er für den Dienst des Churfürsten von Brandenburg, damals Hans Sigismund, Vater des Georg Wilhelm, gewonnen, und als Oberkammerherr und churfürstlicher geheimer Rath sogleich mit einer für damalige Zeiten sehr ansehnlichen Besoldung angestellt. Georg Wilhelm, unter dessen schwacher Regierung der Graf die Zügel des Regiments ziemlich allein lenkte, fand den Minister also bereits vor, und es erweckt diese Vererbung des Letzteren vom Vater auf den Sohn wenigstens kein ungünstiges Vorurtheil für ihn. Auch wird die Unbescholtenheit seiner ersten Amtsjahre in churfürstlichen Diensten durch das Werk in ein vollkommen helles Licht gesezt; und das wahre historische punctum juris ist daher die Entscheidung der Frage: „Ob die Verbindung des Churfürsten Georg Wilhelm mit

dem kaiserlichen Hofe, wodurch freylich das Elend des 30jährigen Krieges vorzüglich über Brandenburg gebracht wurde, nur durch Verrätherey des Grafen zu erklären stehe?" (2ter Abschnitt.) „Denn man thut diesem Staatsmanne gar nicht Unrecht, wenn man ihn für den Beförderer, Wiederhersteller und Bewahrer dieser Allianz erklärt. Er war es, der den Churfürsten vor Schließung eines Bündnisses mit Dänemark gegen den Kaiser abhielt, der ihn von der, mit Schweden bereits eingegangenen Allianz wieder abbrachte, und dagegen die Annäherung an den kaiserlichen Hof empfahl, und er war es endlich, der die Wiedervereinigung Brandenburgs und Oestreichs durchsezte, und dieß Einverständniß unter allen Umständen zu erhalten strebte." Allein es wird zur Vertheidigung des Grafen gegen die Beschuldigung, als wenn diesem, von ihm befolgten politischen Systeme eine verrätherische Tendenz zum Grunde gelegen habe, hinreichen, zu bemerken, daß er dabey wirklich keine neue Bahn brach, sondern nur in die „alte politische Heerstraße wieder einlenkte, welche nicht nur die reichs- und verfassungsmäßige, sondern eigentlich auch die rechte war, von der sich das Haus Brandenburg seit Jahrhunderten fast nie entfernt, ja auf der es seine Größe erreicht hatte." Es ist nöthig, bey diesem entscheidenden Punkte etwas länger zu verweilen. Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, als Ahnherr Georg Wilhelms, zeichnete sich durch besondere Anhänglichkeit an den Kaiser Sigismund aus, und erwarb sich die kaiserliche Gunst, die ihm in der Folge, bey Erwerbung des Churfürstenthums Brandenburg, so förderlich wurde; seine Nachfolger aber schlossen sich seinem Beyspiele an, und verharrten in der treuen Anhänglichkeit an den Kaiserhof. Selbst die Reformation brachte in diesem Verhältnisse keine Veränderung hervor. Joachim II. nahm am schmalkaldischen Bunde seiner neuen Glaubensgenossen gegen Kaiser Karl V. nicht Theil, sondern unterstüzte Lezteren vielmehr gegen das lutherische, gedachtem Monarchen widerstrebende Magdeburg. Als Churfürst Moritz von Sachsen, um die Sache der Evangelischen zu vertheidigen, das gefährliche Beyspiel gab, sich mit einer fremden Macht, die sich auf Kosten des Reichs zu vergrößern strebte, gegen das Reichsoberhaupt zu verbinden*), blieb Joachim II. neutral. Eben so unterhielten auch die beyden folgenden lutherischen Churfürsten, Johann Georg und Joachim Friedrich, ein beständiges gutes Vernehmen mit dem kaiserlichen Hofe, welches ihnen bey Versorgung der übrigen mit Reichsstiftern wohl zu statten kam. — Erst zu Anfange des 17ten Jahrhunderts führten die veränderte Stellung der politischen Angelegenheiten, die Jülich'schen Erbfolgestreitigkeiten, und die, dem 30jährigen Kriege vorangehenden Ereignisse auf das entgegengesezte System; und Churfürst Hans Sigismund trat 1609 der, wenigstens mittelbar gegen den Kaiser gerichteten evangelischen Union bey. Er begünstigte ferner, gleichwie auch Georg Wilhelm in seinen ersten Regierungsjahren, das Unternehmen Friedrichs V. von der Pfalz in Böhmen; und es entstand darüber große Spannung mit Ferdinand II. Diese suchte Schwarzenberg zu heben, als des Kaisers Macht anwuchs, welches Bemühen schwerlich unpolitisch genannt werden kann; und er schlug damit einen Weg ein, auf dem sogar die drey Nachfolger Georg Wilhelms fortwandelten, indem auch sie das Anschließen an das kaiserliche Haus als Hauptgrundsatz ihrer Politik betrachteten: weder der große Churfürst, noch die beyden ersten Könige von Preußen verließen dieses, für das Haus Brandenburg so heilsam erkannte System; und erst Friedrich II. erachtete sich stark genug, um mit dem Wiener Hofe ganz zu brechen.

Man hat bisher übereinstimmend angenommen, daß das Hauptmotiv der von diesem Minister gegen den Wiener Hof bewiesenen Deferenz sein Verhältniß als kaiserlicher geheimer Rath gewesen sey; Pöllnitz, in seinen Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de Brandenbourg, die ich sorgfältig verglichen habe, namentlich bezeichnet ihn beständig so, und sezt spottend hinzu: „que par là il étoit tombé dans le cas de vérifier ce que dit l'écriture, que nul ne peut servir effectueusement deux maitres." **) Es erscheint daher fast als ein historisches Paradoxon, in unserm Werke die Behauptung aufgestellt zu sehen: „daß der Graf nicht kaiserl. geheimer Rath gewesen sey" (6ter Abschnitt), und gleichwohl sind die Gründe, welche hier für die Behauptung aufgestellt werden, bey dem Lichte besonnener historischer Kritik besehen, geradehin unwiderleglich. Zuvörderst erscheint der Graf in keiner einzigen Staatsschrift, wenn auch alle seine übrigen Ehren und Aemter sorgfältig aufgeführt werden, wie z. B. in der Vollmacht zur Wahl Ferdinands III., als kaiserl. Rath. Als er ferner 1636 auf dem Churfürstentage zu Regensburg als brandenburgischer Principalgesandter erschienen war, so meldete er seinem Herrn in einer hier auszüglich mitgetheilten Depesche: „der bayer'sche Gesandte habe ihm entdeckt, er konferire nicht gern mit den Abgeordneten der geistlichen Churfürsten, weil sie als kaiserliche Räthe dem Kaiser Alles zutrügen." Ist einem Weltmanne, einem Minister die Unklugheit einer solchen

*) Nämlich mit Heinrich II. von Frankreich, 1551.
R.

**) Ich weiß recht wohl, was man gegen dieses Werk eingewendet hat; aber Pöllnitz war gewiß sehr gut unterrichtet, und mit der chronique scandaleuse ist schwerlich Jemand bekannter gewesen. Dem Verdienste seine Krone! —
R.

Aeußerung zuzutrauen, wenn er sich selbst in einer ähnlichen Lage befunden hätte? Dieser Umstand erscheint fast als ein moyen sans réplique; wir wollen ihn aber noch mit einem andern in Verbindung setzen. Der brandenburgische Kanzler von Götze hatte von den Schweden die Domprobstey Magdeburg erhalten, und ihnen dafür den Eid der Treue geleistet. Schwarzenberg leitete deshalb 1637 einen bedenklichen Proceß gegen ihn ein. Götze vertheidigte sich aber sehr freymüthig, und lehnte besonders den Vorwurf, daß er in schwedische Bestellung getreten sey, mit vieler Bitterkeit ab. „Würde," fragt unser Vertheidiger, „würde Schwarzenberg, wenn er selbst in ähnlichen Verhältnissen gestanden hätte, den Vorwurf gewagt, oder würde es Götze ungerügt gelassen haben, sich einer, von seinem Gegner ähnlichermaaßen begangenen Handlung als eines Verbrechens beschuldiget zu sehen?"

Der Graf ist ferner der Verschwendung beschuldiget worden (12ter Abschnitt). „Als ein Mittel," sagen die Geschichtschreiber, „dessen sich dieser Minister bediente, um seinen Herrn desto unfähiger zur Regierung, und sich desto unentbehrlicher zu machen, muß besonders die Verschwendung betrachtet werden, womit er rauschende Vergnügungen ausstattete, um den Churfürsten einzuschläfern und von Geschäften abzuhalten." Im Gegentheil, wo während der Regierung Georg Wilhelms von Beschränkung die Rede war, da hatte gewöhnlich der Graf die Hand im Spiele, und suchte, anstatt den Aufwand zu vergrößern, ihn vielmehr zu vermindern. Gleich bey dem Regierungsantritte des Churfürsten Georg Wilhelm wurde Befehl zur Verringerung der Hofhaltungskosten zu Berlin ertheilt. Freylich mußten diese damals enorm seyn, indem z. B. alle Hof- und Staatsbeamten von dem Oberkammerherrn und geheimen Räthen an bis zur geringsten Dienerschaft herab, bey Hofe gespeist wurden, ja zum Theil auch noch Kost für ihre Domestiken erhielten, so daß im Schlosse zuweilen an hundert Tischen getafelt wurde. Schwarzenberg drang wiederholentlich auf Reduktionen. Wir finden in mehreren seinen Depeschen an den Churfürsten, der sich damals in Preußen aufhielt, besonders Klagen über die vielen Musikanten bey Hofe, und über die lästigen Besuche fremder fürstlicher Personen, die sich Monate lang aufhielten. Eine andere Ausgabe bey Hofe, die große Summen wegfraß, und der sich Schwarzenberg aus allen Kräften widersetzte, waren die Unkosten der Jagd, welcher der Churfürst leidenschaftlich ergeben war. Wir finden hier angegeben, daß für zwey Windhunde die fast unglaubliche Summe von 8000 Rthlr. gezahlt worden war, und daß man für einen dritten solchen Hund, von dem ein sehr schönes Gemälde vorgezeigt wurde, 50 Schock Bäume forderte; wir finden aber auch ein Billet Schwarzenberg's, in welchem er, eben dieses Hundes wegen, an seinen Herrn schreibt: „Ob Ew. Durchlaucht des Hundes halber schreiben, und dann eine so stattliche Menge Holz abhauen lassen wollen, das wird bey Ihrem gnädigsten Gefallen stehen. Mich dünkt die Petition ungereimt. Und obgleich des Hundes Contrefait schön seyn mögte, wer weiß, ob der Mahler nicht einen Zusatz gethan." Gewiß eine kluge, und eines sparsamen und rechtschaffnen Ministers, der einer vorherrschenden und gefährlichen Neigung des Fürsten nicht auf Kosten der Pflicht schmeichelt, höchst würdige Weisung. Von einer gleichen Sparsamkeit im eigenen Hauswesen des Grafen werden ebenfalls Beweise beygebracht; unter andern ein Schreiben an den geheimen Rath von Knesebeck, den Auftrag enthaltend, Bettfedern in Preußen einzukaufen, und mit dem Zusatze: „Die Federn aber auch besser zu verwahren; denn das vorige Mal seyen die Säcke aufgeschnitten, und ein Theil der Federn gemaust gewesen; die Ziechen habe der Graf bereits in Brabant eingekauft." Dergleichen ökonomisches Detail bezeichnet keinen Verschwender.

Man wird nach diesem Allen mit Rechte fragen: „Woher denn nun Schwarzenberg's böser Ruf in der Geschichte gekommen sey?" und die Beantwortung dieser Frage, welche gewissermaaßen den Schlußstein dieses historischen Defensionsdiscurses bildet, nimmt den lezten Abschnitt ein. Die Hauptursache war unstreitig der Umstand, daß der Zeitraum, in welchem der Graf den entschiedensten Einfluß auf die Regierung hatte, zugleich derjenige war, in welchem die Marken von den Kriegsereignissen am schwersten betroffen wurden. Wallenstein, welcher in Folge der von Schwarzenberg betriebenen Verbindung mit dem Kaiserhofe gegen die Dänen in das Land gezogen worden war, hauste fürchterlich, und diese, vom kaiserl. General verursachten Gräuel mußten natürlich dem Kredit des Ministers schaden, und eine große Partey gegen ihn erwecken. Er klagt selbst dem, damals verreisten Churfürsten in einer Depesche vom 17. Januar 1639: „Alle Schuld wird mir beygemessen. Es scheint, daß böse Leute im Lande dem Volke solche Impressiones von mir machen. Wollte Gott, E. K. D. hätten einen andern qualificirten Statthalter, und ich mögte demselben aufwarten." Georg Wilhelm antwortete ihm: „Wir müssen uns wundern, daß unsere Unterthanen gar nicht aufhören, Euch die Schuld alles Schadens und Verderbens, so unserm Lande sowohl von Freunden als von Feinden zugefügt wird, so blind und unverschuldeter Weise beyzumessen. Gleich wie wir aber keinen besser qualificirten und treueren Statthalter als Eure Person wissen und erhalten können, zweifeln wir auch nicht, Ihr werdet Euch an solche, von bösen Leuten herrührende Nachrede nicht kehren." Die Unzufriedenen in der Mark, verblendet durch die freylich gränzenlose Kriegsnoth, brachten gar nicht in Anschlag, daß es andern deutschen Landen nicht

besser, ja noch ärger erging; und daß für die Verbindung zwischen Brandenburg und Oestreich sehr triftige Gründe sprachen, wie sie denn auch von den Ständen nicht nur genehmiget, sondern selbst gewünscht worden war. Besonders aber ist ganz klar, daß sich Wallenstein's Verfahren in Norddeutschland, ganz besonders aber in der Mark, nimmermehr voraussehen ließ. Ein ähnliches Verhältniß trat bey der zweyten Verbindung des Churfürsten mit dem Kaiserhofe (1635) ein. Als der große Gustav gefallen war, da konnte es Schwarzenberg natürlich nur wahrscheinlich finden, daß, ehe sich Schweden von seinem Verluste erholen könne, der Kaiser in Vereinigung so vieler zu ihm übergetretenen deutschen Fürsten Zeit gefunden haben würde, den Feind nach seiner Heimath zurückzutreiben, und dem Churfürsten den Besitz von Pommern zu sichern. Daß es anders kam, daß die Mark darüber Jahre lang der Schauplatz des Krieges wurde: das war wiederum nicht des Grafen Schuld, wiewohl er, jedoch nur geleitet von der, den Umständen angemessensten Politik, allerdings zu einer Allianz gerathen hatte, die so viel Unglück nach sich zog.

Unter den Beylagen dieser merkwürdigen Monographie zeichnen wir ganz besonders die eilfte Nummer aus, in welcher eine Uebersicht der verschiedenen Nachrichten von Schwarzenberg's Tod und Begräbniß gegeben wird. Bekanntlich ist fast allgemein geglaubt worden, daß Churfürst Friedrich Wilhelm der Große, Sohn und Nachfolger Georg Wilhelms, bald nach dem Tode seines Vaters, den allmächtigen Minister desselben zu Spandau heimlich habe ermorden lassen. Durch den Druck hatte dieses Gerücht zuerst der Feldprediger Ouvrier von dem in Spandau garnisonirenden Regimente, Prinz Heinrich, in Büsching's wöchentlichen Nachrichten. Jahrg. 1777. Stück 32 und 33 bekannt gemacht. Nach seiner Erzählung, „wäre dieser Justizmord in dem Walde, der sich damals von Berlin bis Spandau erstreckte, begangen, und der Graf daselbst heimlich mit dem Schwerte hingerichtet worden, da dessen Anhang im Lande noch immer sehr groß, und auch die kaiserliche Protektion zu fürchten gewesen.“ Auf Untersuchung dieses Umstandes nun hat unser Verf. mit Recht die größte Sorgfalt verwendet, und es ist ihm gelungen, im Archive die Originale des dem Churfürsten, unter dem 17. März 1671 Morgens 6 Uhr, von den am Kranken- und Sterbelager des Grafen anwesend gewesenen Geh. Amts- und Kammerräthen v. Deguede, v. Waldow, Striepe und Fromhold, zu ermitteln. Ferner schreiben die Räthe Striepe und Seidel d. d. Spandau den 18. ejusd. mens. et a. an den Churfürsten, und fügen den Sektionsbericht bey, wonach „alle Viscera ohne Laesion gewesen, aber das Cerebrum mit Blute überfüllt worden, so daß ein Schlagfluß dazu gekommen, welchen auch der Medicus Dr. Weiß als lezte Todesursache erkläre.“ Mit diesen Beweisen für die natürliche Todesart des Ministers verbindet aber der Verf. noch die Anführung eines andern interessanten Umstandes. Es befindet sich nämlich in der lutherischen Nikolaikirche zu Spandau die Aufschrift, welche das Grabgewölbe des Grafen bezeichnet, sehr wohl erhalten. Auf diese Inschrift hatte der Prinz August von Preußen, Großvater des jezt regierenden Königes, der, wenn er bey seinem, zu Spandau garnisonirenden Regimente war, diese Kirche öfters besuchte, im Jahre 1755 König Friedrich den Großen aufmerksam gemacht. Sie sendeten noch Abends um 11 Uhr einen Läufer nach Spandau, mit dem der Küster Theuerkauf in die Kirche gehen, und Kopie der Inschrift nehmen mußte. Der Prinz begab sich einige Zeit später selbst in die Kirche, ließ das Gewölbe öffnen, den Deckel vom Sarge heben, und einen Pagen hinuntersteigen, der den Schädel heraufweisen mußte. Bey dieser Veranlassung wurde lezterer nicht wieder in die rechte Lage gebracht, und da die, bey Wiedervermauerung des Grabes beschäftigten Maurer dieß bemerkt, so erhielt dadurch das Gerücht von der Enthauptung des Grafen neue Nahrung. Hierdurch wurde endlich der Oberst von Kalkstein bewogen, der Sache auf den Grund zu gehen. Er ließ am 20. August 1777, in Gegenwart mehrerer Personen, unter denen sich auch der Regimentschirurgus Laube, und der damalige Stadtphysikus zu Spandau, jetzige Geh. Rath zu Berlin, Dr. Heim, befanden, die Gruft wieder aufbrechen. Die Leiche ruhete in einem Sarge mit Handgriffen, welcher mit violettem Sammt ausgeschlagen, und mit goldenen Tressen besezt war. Die Kissen waren von weißem Taffent, und mit Hopfen ausgefüllt. Der Körper hatte eine lange spanische Weste von Silberstück an, einen stählernen, von Rost zerfreßnen Degen mit einer goldenen Schleife an der Seite, einen schwarzsammtnen Huth mit goldener Stückschnur, Strümpfe von fleischfarbener Seide, die noch sehr stark waren, und lederne Schuhe mit sehr dicken Sohlen. Dr. Heim untersuchte zuvörderst sogleich den Schädel, und fand denselben, so wie die Bauch- und Brusthöhle, mit Kräutern balsamirt. Das Protokoll bescheiniget ausdrücklich, „sowohl die corpora vertebrarum colli, als auch die processus ascendentes et descendentes, nebst den Spinaeis wären alle noch vollkommen, unbeschädigt und fest gewesen, welches, unter Voraussetzung der Enthauptung keineswegs hätte seyn können, indem dabey wenigstens zwey nothwendig beschädigt werden müßten, daraus sich denn mit der größten Gewißheit folgern lasse, daß der Graf keineswegs enthauptet worden.“

Dr. Nürnberger.

N°. 81.

Literatur-Blatt.

Freitag, 9. Oktober 1829.

Neueste Werke in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

1) A Greek and English Lexicon, adapted to the Authors read in the Colleges and Schools of the United States and to other Greek Classics. 2d edition. Boston 1829.

Wenn sonst unser Blatt so gelehrte Werke nicht erwähnt, so hoffen wir für Amerika zu einer Ausnahme berechtigt zu seyn. Es freut gewiß Jeden, das rasche Vorschreiten dieses jungen Landes in jeder Beziehung, wahrnehmen zu können. Der Verfasser ist Herr John Pickering, ein tüchtiger Philolog, der, so weit es seine bedeutende Geschäfte als Advokat erlauben, mit der europäischen Philologie, namentlich der deutschen, fortlebt. Denen, die sich mit indianischen Sprachen beschäftigen, ist er auch in diesem Fache vortheilhaft bekannt. Zu bemerken ist auch, daß dieses Lexicon das erste in diesem Lande ist, und daß keines je in England erschienen war, als mehrere Jahre, nachdem der Prospektus des amerikanischen Werkes bekannt gemacht und das Buch selbst der Herausgabe sehr nahe war. Es scheint, als wären die Engländer angetrieben worden, nicht den Amerikanern die Ehre, das erste griechisch-englische Lexicon gegeben zu haben, zu lassen. Lexica für besondern Gebrauch, z. B. für das neue Testament, existirten schon lange vorher in England. — Das amerikanische Lexikon enthält 911 Seiten, auf jeder 3 Kolumnen; ist also ziemlich vollständig.

2) A Grammar of the Latin Language, translated from the German of C. G. Zumpt by George Bankroft, Esq. of Northampton, Massachusetts. New-York G. et C. Carvill.

(Eine Grammatik der lateinischen Sprache, aus dem Deutschen von C. G. Zumpt, übersezt von G. Bankroft ꝛc.)

So hat denn diese Grammatik, deren Uebersetzung schon zwey Auflagen in England erlebt hat, auch ihren Weg nach Amerika gefunden. Der Uebersetzer ist derselbe, welcher vor Kurzem Heerens Geschichte der Staaten des Alterthums übersezte, freylich mit nicht besonderem Fleiße. Vor ungefähr 5 Jahren übersezte Herr Everett Butmanns griechische Grammatik, so wie Jakobs griechisches Lesebuch. Wir können diese kurzen Bemerkungen nicht schließen, ohne den Leser vor einem allgemeinen Schlusse zu warnen, wozu man in der Ferne immer so sehr geneigt ist, als herrsche durch den ganzen Bund eine solche Aufmerksamkeit auf die deutsche Literatur. Wir möchten dieß nur auf Neuengland einschränken; der Süden und Westen weiß wenig davon. — Abdrücke (Reprints) englischer Uebersetzungen Wilhelm Meisters und von Werther's Leiden sind hier ebenfalls erschienen. Man hätte mit andern Sachen von Goethe beginnen sollen. In jenem sind zu viel speziell deutsche, ja sogar persönliche Beziehungen, in diesem herrscht fast allein das Sentiment, so daß der praktische Amerikaner durch sie den Dichter nicht von der ihm vortheilhaftesten Seite kennen lernt.

3) The Life of Elbridge Gerry, with contemporary letters to the close of the American Revolution. By James T. Austin. Boston 1828. 2 Vol.

(Das Leben Elbridge Gerry's, mit Briefen mehrerer Zeitgenossen bis zu Ende der amerikanischen Revolution, von James Austin.)

Dieses Werk, welches die Lebensbeschreibung eines thätigen Mannes in der amerikanischen Revolution mit vielen historischen Materialien enthält, ist natürlich für jeden Amerikaner von sehr großem Interesse, aber es hat auch für jeden denkenden Leser als Denkbuch einer wichtigen Geschichtsperiode und besonders für den Historiker von Profession seinen Werth. Die amerikanische Revolution wird jeden Tag mehr und mehr Geschichte. Die Helden und Weisen, wie die Nation ihre Wohlthäter und Begründer der Freyheit nennt, gehen einer nach dem

Andern zu den Vätern, und was ist natürlicher, als daß die dankbaren Söhne alles sammeln, was ihnen irgend Nachricht von der merkwürdigen Zeit gibt? Findet doch ein Aehnliches bey den Franzosen statt. Selbst die Memeiren eines Sergeanten aus der glorreichen Zeit finden ihre zahlreichen Leser. Gerry gehört nicht zu den bedeutendsten Männern der Revolution, wohl aber zu denen, die durch regen Eifer und biederes Streben unverrückt ihrem Vaterlande dienten, und lebt ein solcher Mann in einer wichtigen Periode, so ist eine umständliche Beschreibung seines Lebens und aller der Verhältnisse, in die es eingriff, dem Geschichtsforscher fast eben so wichtig, als die der größten Männer; denn sie enthält oft die Schlüssel zu den wichtigsten Thatsachen, die sonst wie vereinzelt und unerklärbar dastehen. Gerry wurde 1744 in Massachusetts geboren, studirte in Cambridge und nahm früh an den Verhandlungen der Kolonie mit dem Mutterlande Theil. Er war später Mitglied des Provinzial-Kongresses, als der Krieg ausbrach. Das Werk gibt interessante Materialien für die Zeit kurz vor dem Bruche dieses Landes mit England, eine Periode, die noch von keinem Historiker klar genug dargestellt ist. Briefe von Washington, John Adams, Jefferson und so manchen andern in der Revolution bedeutenden Männern sind eingeflochten. Unser Raum erlaubt uns nicht Auszüge, zu geben, wir beschränken uns daher auf die Uebersetzung eines Briefs von Gerry an den Präsidenten des Rathes von Massachusetts, einer in der Revolution gebildeten Behörde, über den Zustand der Armee. Er scheint uns allgemeines Interesse zu haben, und der Leser wird unwillkührlich an General Bonapartes Correspondenz mit Carnot, Chef des Kriegswesens, über den Zustand der italienischen Armee denken müssen.

„Den 3. Juli 1780.

Die Mittheilungen über das Heer, welche ich, auf Verlangen des Kongreß-Ausschusses im Lager und Seiner Excellenz des Commandeurs en Chef, lezten Freytag dem verehrten Rathe zu machen die Ehre hatte, und niederschreiben sollte, sind in der Hauptsache diese:

daß am 10. Juni d. J. das Heer, mit allen Detaschements vom Staate Delaware bis zu den östlichen Theilen von Massachusetts, nicht über 8000 Kombattanten zählte;

daß sich diese Zahl fortwährend verringerte, weil die Zeit, für welche die Landwehr ausgehoben, ablief;

daß die Truppen seit einer langen Zeit sehr unvollkommen mit Lebensmitteln versehen worden — oft hatten sie nur halbe, zuweilen nur viertel Rationen, und daß in den Magazinen kein Brandtwein war;

daß Offiziere und Gemeine schlecht gekleidet waren, so schlecht, daß viele von jenen genöthigt waren, sich bey öffentlichen Gelegenheiten zu entfernen, und viele von diesen, in harter Jahreszeit ohne Schuhe und Strümpfe, ja ohne Hemden zu marschiren;

daß, außer dem Verluste durch das Fallen des Papiergeldes, das Heer fünf bis sechs Monat rückständigen Sold zu fordern habe, und daß die Hospitäler auch an den nothwendigsten Dingen Mangel leiden;

daß das Departement des Quartiermeisters ohne Geld und Transportmittel sey;

daß die Soldaten mißvergnügt seyen über alle Erduldungen, und daß seit dem lezten Dezember im Ganzen zwey Bataillone zum Feinde übergegangen seyen;

daß aus Mangel an Mundbedarf Meuterey in zwey Regimentern ausgebrochen war, und daß sie durch die kräftigen Maaßregeln der Offiziere unterdrückt wurde, welche ihr Fleisch den Soldaten gaben und mehrere Tage von Mehl allein lebten;

daß dennoch diese Mittel keine bleibende Wirkung haben konnten;

daß die Hülfstruppen von Frankreich bald erwartet werden können, und daß der Kongreß Sr. Allerchristlichsten Majestät die stärksten Versicherungen gegeben hätte, daß die vereinigten Staaten ein Heer von 20,000 Mann Linie und außerdem hinlängliche Landwehrverstärkungen mit Provision und Munition stellen würden, um mit ihrem Verbündeten zu cooperiren;

daß, sollten die Staaten ihre Verpflichtungen nicht erfüllen, es höchst wahrscheinlich sey, daß die französischen Offiziere sich für entehrt halten würden, und troß der guten Absicht ihres königlichen Herrn und seiner Minister, unversöhnlich gegen die Amerikaner seyn würden;

daß solch ein Unglück natürlich unsere Freunde entmuthigen, die Freunde Großbritanniens aber anfeuern würde, und daß so England Allianceen von den ernsthaftesten Folgen bilden könnte."

Der Briefsteller geht alsdann auf Mittel, wie den Uebeln abzuhelfen sey, über.

* • *

Herr Gräter, einer von den sogenannten Demagogen, welchen frey gestellt worden, nach Amerika zu gehen, oder ihrem Urtheile gemäß, ihre Gefängnißstrafe zu dulden, hat in Boston ein Werkchen unter dem Titel:

4) Mary's Journey, a German tale,

herausgegeben, welches von den öffentlichen Blättern gelobt wird. Die Erzählung spielt im Neckarthal und der Schweiz, und man sieht, daß der Verfasser jene Gegenden mit einem sehnsüchtigen Herzen beschreibt, das sich mit Freuden und vielleicht wehmüthigem Heimweh des schönen Vaterlandes freut.

Die 5te Nummer der Soutern Review, die in Charlestown, Südkarolina, erscheint, ist ein Artikel über

de la Motte Fouque's Romane, welcher manche kritisirt, aus andern langen Stellen übersetzt.

Eine Zeitung in Neuyork zeigt dem Publikum die Herausgabe von Goethe's und Schiller's Korrespondenz an, und spricht die Hoffnung aus, einen Auszug dieses Werkes übersetzt zu sehen.

5) The Life and Voyages of Christopher Columbus by Washington Irving; abbridged by the same. Stereotyped by James Conner for G. et C. et H. Carvill. New-York, 1829.

(Das Leben und die Seereisen Christoph Columbus, von Washington Irving; verkürzt von demselben. Stereotypirt ꝛc. Neuyork 1829. 8. 311 S.)

Diesen Auszug seines eignen Werkes sah der Verf. zu machen sich genöthigt, da er hörte, daß ein solcher von unbefugter Hand begonnen wurde. Der Preis ist 1 Doll. 25 Cents oder 3½ Gulden.

6) Specimens of American Poetry with critical et biographical Notices in three volumes, by Samuel Kettell, Boston — S. G. Gooderich et Comp. MDCCCXXIX.

(Beyspiele amerikanischer Poesie mit kritischen und biographischen Notizen. In drey Theilen von Samuel Kettell. Boston bey S. G. Goodrich ꝛc. 1829. Preis 3 Dollars und 50 Cents od. 8 Gld.)

Dieß Buch, welches mit ziemlichem Fleiße zusammengetragen ist, gehört doch zu den unreifen Früchten dieses jungen Landes, welches mit einem, an sich sehr löblichem Eifer den alten Ländern Europa's in den Wissenschaften nachstrebt, aber auch schon Sammlungen veranstalten zu können glaubt, wo noch fast nichts zu sammeln ist. So findet man hier „Wegweiser" ganz nach Londoner Weise gedruckt, von Städten, wo noch kein bedeutendes Gebäude dasteht. Wir müssen uns daher nicht wundern, wenn am Ende des Werks ein Catalogue of American Poetry, (Katalog der amerikanischen Poesie) von S. 379 bis 406 enggedruckt ist. Es ist unter diesen Werken aller Ausschuß aufgenommen. Einige Gedichte indessen sind der Beachtung werth, und wir werden nicht unterlassen, dem Leser Uebersetzungen anzubieten.

7) Travels in the North of Germany in the years 1825 and 1826 by Henry E. Dwight. New-York, G. et C. et H. Carvill. 1829.

(Reisen durch Norddeutschland in den Jahren 1825 und 1826 von Heinrich E. Dwight. Neuyork 1829.)

Es thut mir leid, berichten zu müssen, daß dieß Werk, obgleich mit guter Absicht und großem Wohlwollen für die Deutschen geschrieben, doch nicht viel mehr ist, als das meiste von dem, was bey uns über Nordamerika erschienen ist — ungründlich. Herr Dwight studirte in Göttingen, und auf dem Titelkupfer ist eine Paukerey dargestellt, eine Sache, die allerdings jedem Fremden sonderbar und lächerlich genug vorkommen muß. Die Stelle, wo der Verfasser das innige Gefühl, die poetische Verzückung beschreibt, in welche ein Amerikaner gerathen muß, wenn er die Burgen sieht, von denen er von Kindheit an hörte, ist sehr gut, ja ergreifend. Als Anhang des Werkes ist ein Katalog der Vorlesungen an der Universität von Berlin abgedruckt. Herr Dwight erklärt Norddeutschland für das Land, wo der Nordamerikaner bey weitem am meisten lernen könne. Er ist auch durch Frankreich und Italien gereist. Vielleicht geben wir in Zukunft einige Auszüge. Das ist keiner Frage unterworfen, daß das Werk für jeden Deutschen sehr interessant seyn muß, da er hier einen Bürger der neuen Welt über alle seine Sitten, seine Politik, Bauart ꝛc. sprechen hört.

8) Memoirs of De Witt Clinton, with and appendix containing numerous Documents etc. By David Hosack. New-York 1829.

(Memoiren von De Witt Clinton, mit einem Anhange von Documenten ꝛc. von David Hosack, Neuyork 1829, mit dem Motto: In te unum atque in tuum nomen se tota convertet civitas; te senatus, te omnes boni, te socii, te Latini intuebantur. Cic. de Re pub. VI. 13. Groß 4. 530 S.)

Der Staat Neuyork verehrt seinen verstorbnen Gouverneur so innig, und verdankt ihm auch so viel, daß noch immer thätige Beweise dieses Gefühles erscheinen. Ein solches ist das obengenannte Werk Dr. Hosacks. Dieser berühmte amerikanische Arzt war De Witts Freund, und hat das Werk zunächst nur für seine Freunde herausgegeben. Im Auslande kann es nur für den strengen Historiker und Statistiker von Werth seyn.

F. L.

Humoristische Literatur.

1) Vier Farben, das heißt: die deutschen Spielkarten in ihrer symbolischen Bedeutung beschrieben und erklärt von Susanna Rümpler, Kartenschlägerin. Aus Licht befördert durch Carl Herloßsohn. Leipzig 1828. Verlag der Taubertschen Buchhandlung.

Das Buch fällt mit seinem bunten Titel und mit den vielen eingeklebten Kartenbildern recht artig in die Augen. Auch ist die Idee, diese Bilder auf eine humoristische Weise zu kommentiren, recht glücklich. Bekanntlich ist unter jeder deutschen Spielkarte eine stehende Figur angebracht, und so bietet jede theils durch die Farbe, theils durch die Zahl und die Geltung im Spiel, theils durch die in der Kartenauslegekunst angenommene prophetische Bedeutung, theils durch jede beygegebene Figur eine Menge von Beziehungen dar, die ganz geeignet sind, vom Humor aufgefaßt zu werden. Der Verfasser ist systematisch zu Werke gegangen, und hat seine Schrift, nach den vier Farben, in vier Bücher, und jedes Buch wieder nach den neun Karten in neun Kapitel getheilt, und jedem Kapitel ein getreues, buntgemaltes Abbild der betreffenden Spielkarte als Titelblatt vorangestellt. Um dem geneigten Leser einen Begriff von der Art, wie er diese Karten kommentirt, beyzubringen, wollen wir beyspielsweise einige Karten auszeichnen. Das Rothdaus gibt ihm Gelegenheit über die rothe Farbe und über das Herz zu sprechen. Das Gründaus bringt ihn auf die Blätter, also auch respektive Zeitungsblätter. Das Eicheldaus erinnert ihn an das Symbol der Eiche und erweckt seinen deutschen Patriotismus. Der Rothkönig ist ihm der wahre König, der Schellenkönig ein Schulmonarch, der Eichelkönig der Papst, der Rothober ein Höfling, der Schellenunter ein junger Gelehrter, der Eichelober ein Buchhändler, der Eichelunter ein Schriftsteller. Das Einhorn auf der Rothen-Neune bringt ihn auf die Hahnreihschaft; der Dudelsackpfeifer auf der Rothen-Sechs gibt ihm Anlaß, die Virtuosen zu verspotten. Der Hahn auf Schellen-Sieben erinnert ihn an die Eitelkeit, die Grün-Neune an die weiblichen Schönheiten, der Puterhahn auf Eichel-Acht an die Kunstreisen ꝛc.

Allein der Verfasser hat offenbar zu flüchtig geschrieben, und die Gelegenheit, witzig zu seyn, nicht gehörig benutzt. Er eilt nur allzuoft mit oberflächlichen und trivialen Bemerkungen über die interessantesten Gegenstände hinweg, und so verlieren sich seine einzelnen wirklich geistreichen Gedanken und die kräftigen Aeußerungen seines gesunden Menschenverstandes und seiner praktischen Lebensweisheit in einem Schwall von höchst gewöhnlichen Ansichten und Redensarten. Zwar kann der vorgeschobene Name „Susanna Rümpler“ manches geistlose Raisonnement entschuldigen, allein ein Jean Paul würde auch im Namen einer Kartenschlägerin als Jean Paul gesprochen haben.

2) Rouge et Noir, oder die Geschichte von den vier Königen. Aus den Papieren des Staatskanzlers Rolichon von Starklof. Mit einer illuminirten Tafel. Mainz, 1829, bey Kupferberg.

Auch diese Schrift enthält einen humoristischen Kommentar zum Kartenspiel, ist aber ungleich geistvoller, als die vorige, und mit mehr Anmuth und Leichtigkeit geschrieben. Der Verfasser bleibt nicht bey der unveränderlichen Bedeutung jeder einzelnen Karte stehen, sondern faßt sie dramatisch in ihrem Kampf während des Kartenspiels auf. Er geht davon aus, daß, wie schon jedes kleinere Spiel das Volk, dem es angehört, charakterisirt, so in den zusammengesetztern Spielen, und namentlich im L'hombre, das große Weltspiel, die Geschichte selbst sich abspiegle. In diesem Sinne entwirft er ein wirklich geistreiches und anmuthiges Mährchen, dessen Personen die L'hombrekarten, dessen Intriguen und Schicksale die des L'hombrespieles sind. Er stellt die beyden Königshäuser Roth und Schwarz einander feindlich gegenüber, jegliches mit seinen Matadoren und Forcen, als Großen des Reichs, wobey die reizenden Damen und die häßliche Nille nicht vergessen sind. Nach mannichfaltigen Wechselfällen des Spiels endet das Mährchen gleich den Nibelungen mit dem heroischen Untergang aller, und nach dem Ruin der Throne und der alten monarchischen Zeit kommt Pharao von Aegypten her und begründet eine neue demokratische Zeit, in welcher, zu innigem Schmerz des Verfassers, die ehrwürdige Rangordnung der Vorzeit aufgehoben, und Asse, Könige, Damen und Buben dem gemeinsten Kartenpöbel gleich werden, und in welcher nur noch der politische Unterschied der rechten und linken Seite etwas gilt. Mit diesem Siege des Pharospiels über das L'hombrespiel endet das witzige Buch, dessen Lektüre wir jedem nach heitrer Unterhaltung trachtenden Leser empfehlen.

W. M.

N°. 82.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 13. Oktober 1829.

Erziehungsschrift.

Kalisthenie oder Uebungen zur Schönheit und Kraft für Mädchen, von J. H. Klias, mit Vorwort von A. Mebel, Professor der Anatomie in Bern. Mit 38 Umriß-Figuren. Bern, 1829, im Verlag bey Jenni, Buchhändler. 121 S. 8.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des heutigen Lesegeschmacks, daß diejenigen Bücher, Erzählungen, Reisebeschreibungen u. s. w., welche mit Kupferchen geschmückt sind, weit besser gefallen und mit größerem Enthusiasmus aufgenommen werden, als die schlichten, einfachen Blätter, denen jede Ausstattung dieser Art fehlt. Die Vorliebe, mit welcher ein solches zur Hand genommenes Buch schnell durchblättert und mit Interesse jede Figur beschaut wird, ist auch leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Phantasie, die sich beym Lesen dieser oder jener Stelle besonders erregt fühlt, durch die sichtlichen Bilder von unstätem Umherschweifen zurückgebracht, und, sind anders die Zeichnungen leidlich oder gar hübsch, befriedigt wird, indem sie nun einen festen Haltpunkt hat, der sich meist durch den ganzen Inhalt der Schrift bewährt. So wenig aber diese Wahrheit zu läugnen ist, so muß es dennoch jedem Freunde des Schönen und Gefälligen deutlich werden, wie sehr schlechte und unangenehme Bilder dem Eindruck schaden, den ein an sich gutes Buch auf den Leser macht, und daß man diesen Eindruck so wenig los zu werden vermag, als er sich im entgegen gesetzten Falle verlieren kann. Für Herrn Klias Kalisthenie ist es wirklich sehr unglücklich und übel berechnet, daß die Blätter, welche die Umrisse der 38 Figuren enthalten, von Jedem, der das Buch öffnet, zuerst beschaut werden dürften, denn unmöglich kann sich ein ästhetischer Sinn an den trostlosen, von allen Grazien verlassenen weiblichen Bildern erfreuen, die in grotesken, zum Theil sehr unschicklichen Stellungen sich dem Auge darbieten. Hat man die Zeichnungen beschaut, so wandelt den Beschauer gewiß das Verlangen an, das Ganze, als eine für das weibliche Geschlecht unausführbare Sache, bey Seite zu legen, und man fühlt sich auf keine Weise versucht, mit dem Inhalt des Werkleins näher bekannt zu werden. Darin nun aber thun die wunderlichen Bilder dem Verfasser wie dem Leser Unrecht, denn der erste verdient gelesen zu werden, dem zweyten wird es Vergnügen und Belehrung seyn zu lesen, und die Vorschläge näher zu beleuchten, die weder verwerflich sind, noch in irgend einer Hinsicht den Vorrechten zarter Weiblichkeit zu nahe treten. Nichts kann wohl für Auge und Sinn widerwärtigeres und abstoßenderes sich zeigen, als eine männliche, in Bewegung, Sprache, Thun und Lassen dem starken Geschlechte nachstrebende Frau; darum erschrecken die Zeichnungen bey dem ersten Anblick, und lassen befürchten: Herr Klias wolle eine neue Auflage von Spartanerinnen bilden, deren Vorzüge wir zwar nicht bestreiten wollen, deren Ansicht und Umgang indessen sich mancher aus der jezt lebenden Männerwelt nicht würdig fühlen könnte. Dieses vorschnelle Urtheil wird jedoch schnell durch die verständige Rede des würdigen Verfassers umgewandelt, der weit davon entfernt ist, die sogenannte Athletenkraft als Grundlage seiner Meynungen annehmen zu wollen, der sie im Gegentheil als der wahren Schönheit entgegen stehend ansieht, und sich nicht einmal geneigt findet, solche Uebertreibung der Kräfte bey den Männern, geschweige denn bey dem weiblichen Geschlecht gut zu heißen. Sehr gründlich und befriedigend entwickelt er die Ursachen, um deren willen die Leibesübungen für Mädchen der Tanzkunst vorangehen müssen, und diese gleichsam erst dem ausgebildeten Körper das Siegel der Vollendung aufdrücken sollte: „Die eigentliche Tanzkunst scheint uns, dem Gesagten gemäß, nichts von dem zu lehren, was in der Kindheit und ersten Jugend gethan werden müsse, um dem Körper, seiner individuellen Anlage gemäß, durch zweckmäßige Leitung der bildenden Lebenskraft möglichst schöne Formen zu ertheilen; sie scheint uns vielmehr geeignet, den bereits entwickelten Formen, das Gepräge der höchsten Vollendung aufzudrücken, indem sie bey allen Bewegungen der Glieder

den Anstand, die Anmuth und ruhige Haltung des ganzen Körpers zu behaupten lehren soll; wir räumen ihr hierdurch willig die erste Stelle ein unter allen zur physischen Erziehung gehörenden Uebungen, meinen jedoch, daß gerade sie der Kalisthenie am wenigsten entbehren könne. Das Marmorbild muß in seinen Hauptformen gefertiget seyn, wenn die Hand des Meisters ihm seine lezte Vollendung geben soll.“ Das Auge des Beobachters findet sich allerdings beleidigt, wenn es Kinder erblickt, welche in jeder Bewegung des Körpers Gezwungenes und Steifheit vorherrschen lassen, und sich nicht getrauen, die reizende Unbefangenheit ihrer Jahre in graziösem Springen, Hüpfen u. s. w. zu zeigen. Noch weit störender wirkt es, wenn Mädchen bey allgemeinen Belustigungen ungebildeter Kraftäußerung sich geberden wie Knaben und, weder durch das inwohnende sittliche Gefühl gehemmt, noch durch anmuthige Zierlichkeit verschönert, nicht wissen, wie sie derb genug sich der gestatteten Freyheit bedienen sollen. Beydes ist unnatürlich, beweist aber häufig, daß der junge Körper auch hierin Lehre und Beyspiel bedarf, um sich gehörig zu bilden, und darum hält Herr Klias die Bewegung im Freyen von den ersten Lebensmonaten an, und zwar nicht Spazierengehen allein, sondern Leibesübungen, bey welchen alle Glieder sich gleichmäßig entwickeln und bilden können, für unumgänglich nothwendig zu der Gesundheit des weiblichen Geschlechts, zu der Ausbildung ihrer Schönheit und zu dem allmähligen Wiedererlangen einer Kraft, die den jezt lebenden Generationen wirklich nach und nach auszugehen scheint. Es ist wohl augenscheinlich, daß die Erziehung der Mädchen, besonders die jezt übliche, welche der Kindheit keine Rechte mehr gestattet, und zur Frucht zeitigen will, was erst als Blüthe und Knospe die Augen erfreuen sollte, dem Körper zu wenig gibt, was dem Geiste in allzu großem Maaße und oft auf unverdauliche Weise gereicht wird. Das spricht der Verfasser sehr deutlich aus, indem er sagt: „In vielen Erziehungsanstalten und den meisten Familien beschäftigt man sich ausschließlich mit den Geistesanlagen; die physische Erziehung ist fast Null. Eine früh anfangende und ganz allmählich die Körperkraft und Geistesfreyheit erhebende physische Erziehung muß vorausgehen, soll der weibliche Körper in der Folge beym Eintritt in die Welt dem oft sturmvollen Drange der Lebensverhältnisse hinreichenden Widerstand leisten; aber der Tod erndtet viele jener zarten Treibhauspflanzen in der Blüthe, wenn sie endlich ohne Berücksichtigung der Jahreszeit dem freyen Felde übergeben werden. Wie soll ein Mädchen von ursprünglich schwachem Bau, dem seit früher Kindheit kaum so viel Bewegung gestattet wurde, als ein Wiedergenesender bedarf, nun plötzlich ein mehrstündig fortgesetztes Tanzen ohne Nachtheil aushalten? Diese Uebung wird auch wohl in allzu engen, durch die brennenden Lichter und gehäufte Zahl der Anwesenden erhizten Zimmern vorgenommen; statt aller diätetischer und gymnastischer Vorbereitungen ist vielmehr die Anordnung des Putzes die einzige Sorge vor einem Ball u. s. w.“ Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß in diesen Bemerkungen unendlich viel Wahres ist, und daß die Uebung der Kräfte in freyer Luft und fern von allen schädlichen Einflüssen der Eitelkeit, der erwachenden Gefallsucht und so mancher Gefühle, die Geist und Herz verderben und den Körper gleichzeitig entnerven, den empor wachsenden und sich entwickelnden Müttern und Erzieherinnen künftiger Geschlechter weit heilsamer wäre, als das anstrengende, oft bis zur Erschöpfung gehende Tanzen, dem vernünftige Menschen mit Befremden und Bedauern zusehen. Daß übrigens dem Herrn Klias die Nachtheile deutlich vorschweben, welche eine Uebertreibung der sonst sehr vortheilhaften Leibesübungen hervorbringen könnte, beweist die Ermahnung an alle, die sich mit gymnastischem Unterricht für Mädchen befassen würden: „Damit, spricht der Verfasser, die physische Erziehung alle Vortheile gäbe, welche sie bey guter Leitung bringen kann, ist es wesentlich nothwendig, nichts zu übereilen und folglich nie den Zöglingen solche Uebungen zu gestatten, denen ihre Kräfte noch nicht gewachsen sind.“ Ref. will und mag nicht beurtheilen, in wie weit eine förmliche gymnastische Lehranstalt für das weibliche Geschlecht nothwendig seyn möchte. Was könnte aber sich wohl dem Auge erfreulicheres, dem Gemüth anziehenderes darstellen, als eine Versammlung junger Mädchen beynahe jedes Alters, wie man sie freylich selten in größeren Städten, wo dergleichen als ungebührlich vergönnt ist, aber wohl in kleineren zu sehen bekömmt — wenn sie auf einem freyen Platze außer den Mauern oder auch innerhalb derselben sich mit den Spielen ihres Alters beschäftigen: Ballspielen, Ringlaufen, Ringwerfen u. s. w., wobey ihre natürlichen körperlichen Fähigkeiten entwickelt und gestärkt werden. Bey dieser Art Leibesübungen, die, durch den Instinkt gelehrt, dem jugendlichen Wesen Genuß und Vortheil bringen, fällt der für Viele unangenehme Begriff einer Turnanstalt für Mädchen weg, und wo diese oder so lange dieselben noch nicht üblich sind, und ihre in vieler Hinsichten unstreitig wohlthätigen Folgen nicht verbreiten können, sollte jede Mutter, welcher die Gesundheit und das Aufblühen ihrer Tochter am Herzen liegt, sich es angelegen seyn lassen, solche Erholungen in freyer Luft zu veranstalten, statt mit der Warnung: Kind, das schickt sich nicht! jede muntere Bewegung zu hemmen und aus dem Mädchen eine Puppe zu ziehen, deren zierliche Steifheit eben so weit entfernt von dem holden Wesen der Weiblichkeit ist, als es das Gegentheil nur immer seyn könnte. Unstreitig müßte man, wenn je die auf Erfahrung gegründeten Vorschläge des Herrn Klias in Ausübung kommen sollten,

die Gränzen scharf bezeichnen, welche zarte Frauenwürde nicht überschreiten darf, um sich nicht die auffallendste aller schlimmen Eigenschaften: ein männliches, dreistes, wildes Wesen anzueignen, das jeder Grazie fremd, einen eben so unangenehmen Eindruck macht, als wenn der Mann, ein Bild der menschlichen Kraft und Stärke, mit leiser, fistelnder Stimme spricht, in weichen Gebärden und Tönen die Schwäche seiner Natur kund thut, oder sich gar mit Dingen beschäftigt, die ausschließlich zu dem Bereich der Frauen gehören. Die Schrift des Herrn Klias endigt sich mit einer Anweisung der verschiedenen Uebungen und Stellungen.

Pädagogik.

Was sollen wir lernen? oder Zweck des Unterrichts. Von Joseph Weitzel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1828.

Wenn der Verfasser die Ursache der gegenwärtig so sehr vorherrschenden Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Zustande und der Zeit „nicht einzig, aber doch vorzüglich in unserm Unterrichte" findet, kehrt er wohl die Sache um; denn unser Unterricht ist weit mehr eine Folge des Zeitgeists, als eine Ursache desselben. Wenn der Verfasser also ferner in einer Verbesserung des Unterrichts auch wieder die Ursache zu einer Verbesserung des Gesammtzustandes der Menschheit finden zu können glaubt, so kehrt er abermals die Sache um; denn die Geschichte hat wohl von jeher die Schulmethoden verändert, aber diese nicht jene; oder, um in des Verf. Manier die Alten zu citiren, Lycurg konnte wohl Basedows und Philanthropine schaffen, aber Basedow weder einen Lycurg noch ein Sparta. — Nur insofern der Unterricht stets vom Zeitgeist abhängig war und seyn wird, dieser Zeitgeist sich aber verändert, verändert er auch den Unterricht, und Herr Weitzel kann demzufolge nur sagen: den Bedürfnissen der neusten und künftigen Zeit, den weitern Fortschritten, welche die Männer gemacht haben, ist der Unterricht, den man den Knaben gibt, nicht mehr angemessen; es schickt sich nicht mehr, daß die Jugend gebildet wird, wie es vor funfzig Jahren vielleicht passend war, während doch unsre Männer nicht mehr so sind, nicht mehr so seyn können, wie sie vor funfzig Jahren waren; es schickt sich nicht mehr, daß die Pedanterie des vorigen Jahrhunderts, die im Leben nicht mehr herrscht, noch in den Schulen herrsche; mit einem Wort, der Zeitgeist hat sich verwandelt, also müssen sich auch die Schulen verwandeln.

Von welchem Standpunkt man es aber auch betrachten mag, das Faktum bleibt das nämliche. Es herrscht in unsern Schulen noch ungemein viel, wenn nicht Schädliches, doch Unnützes vor, und wir sind vollkommen der Meynung des Herrn Weitzel, daß dem abgeholfen werden sollte. Alle Desiderien lassen sich deshalb in den einen Wunsch zusammendrängen: die Jugend möge nur das, und ganz das lernen, was sie im männlichen Alter nach dem gegenwärtigen Kulturstande wissen muß, nicht aber das, was nur einige wenige Gelehrte interessiren kann, oder gar nicht zu lernen nöthig wäre (z. B. das alberne Verfertigen lateinischer Verse, das noch auf so vielen Schulen exercirt wird). Herr Weitzel drückt sich vortrefflich hierüber aus: „Was uns zunächst liegt, soll uns das Nächste seyn, das Nöthige den Vorzug vor dem Nützlichen, das Nützliche vor dem blos Angenehmen haben. Nach unserm Standpunkte, wie er uns von der Natur, Schicksal, Geburt, Anlagen und Glücks-Umständen gegeben ist, sollen wir uns ausbilden und entwickeln, als Familienglieder, zu einem bestimmten Berufe, als Landbauern, Handwerker, Künstler oder Beamte, Glieder einer Gemeinde, Bewohner einer Provinz, Staatsbürger, Europäer, in einer bestimmten Zeit lebend, die für uns Gegenwart ist, von der wir vor- oder rückwärts schreiten, die Vergangenheit zur Erklärung der Gegenwart studirend, die Gegenwart auf die Zukunft berechnend, mit steter Berücksichtigung des Alters und unserer Kräfte, erst Kinder, dann Jünglinge, später Männer, erst gehorchend, dann mehr oder weniger selbst Gehorsam fordernd, als Väter, Vorgesetzte, Alles der Natur gemäß, der wir folgen müssen."

„Beträten und befolgten wir bey unserem Unterrichte diese Bahn, dann würde uns das ekelhafte Gepränge einer müßigen Schaugelehrsamkeit, die von allem zu reden, und nichts zu thun weiß, die einen leeren Dünkel ohne Thatkraft gibt, die bey aller angelernten Wissenschaft das Wissenswürdige nicht kennt, seltner auffallen und abstoßen; junge Geographen, die noch nicht lange lesen, alle Hauptstädte, Flüsse und Regenten ihres Welttheils, aber das Amt nicht kennen, dem sie untergeben sind; gelehrte Griechen und Römer, die kein Deutsch verstehen, die Hellas und Latium, aber ihr Vaterland nicht kennen; Geistliche in der Dogmatik fest, in der Exegese der alten Bücher viel bewandert, mit der Geschichte der Juden bekannter als mit der ihnen anvertrauten Heerde; Beamte, die das römische Recht des großen Justinian für deutsche Städte, Flecken und Dörfer des neunzehnten Jahrhunderts mit geheimnißvoller Unverständlichkeit verarbeiten; Bürger, die un-

ter Gesetzen leben, die sie nicht kennen, die sie verletzen, ohne es zu wissen, über denen die Verfassung und Verwaltung des eignen Landes wie ein blitzschwangerer Sinai in dunkeln Wolken steht; Gelehrte, die über Keres und Triptolem Folianten schreiben, aber nicht wissen, wie der Waizen wächst, den sie in allerley Gestalten speisen; Abgeordnete des Volks, die in den Kammern der Gesetzgebung von Moses, Lycurg, Solon, Numa, Karl dem Großen viel zu reden wissen, um am Ende unentschieden zu bleiben, ob sie uns wie Juden, Spartaner, Athener, Römer, Franken oder ungetaufte Sachsen behandeln sollen. Ein witziger und sehr gescheidter berühmter Staatsmann soll geäußert haben, der gebildete Mensch habe die Sprache, um durch sie seine Gedanken zu verbergen. Wie! haben wir vielleicht auch die Wissenschaft alles Gedachten, Gesagten und Geschehenen, um nicht zu wissen, was wir selbst denken, sagen und thun sollen?"

Schon unzähligemal ist in Deutschland dieselbe Klage laut geworden, und schon seit lange sind alle gute Köpfe, die den Schulstaub abgeschüttelt, alle, welchen das Wohl der Jugend, die Tüchtigkeit der erwachsenen Generation, die allmählige Entwicklung einer allgemeinen Volksbildung und die Ehre der Nation am Herzen liegt, darüber einverstanden. Allein aus der unglücklichen Schule von Weltverbesserern, welche die Thorheiten der französischen Revolution getheilt haben, ohne ihre Größe und ihre Thaten zu theilen, sind leider Erziehungsvorschläge hervorgegangen, welche die alten Uebel nur mit neuen noch schlimmern ersezt, und einen solchen Skandal erhoben haben, daß man es nicht ganz mit Unrecht für besser erachtet hat, einstweilen noch beym Alten zu verharren. Die pädagogische Revolution, die recht eigentlich das Kind mit dem Bade ausschütten wollte, sezte an die Stelle des Unnützen das blos Nützliche, und indem sie mit Recht das bloße träumerische Umherschweifen der Phantasie in der antiken Welt verwarf, entriß sie der Jugend zugleich alles Poetische, alles Herzerhebende, alles Begeisternde, und wies sie an die nüchterne Industrie, und zeigte ihr im Hintergrunde den Erwerb als das Höchste, was sie im Leben zu suchen habe. Wie sie aber die Jugend nicht mehr am Großen und Schönen sich bilden lassen wollte, so entriß sie ihr auch das Heilige im Gemüthe selbst, und zerstörte die religiöse Grundlage der Erziehung, die sie mit einem hölzernen moralischen Gerüst ersezte. So sollte nur ein Extrem mit dem andern vertauscht werden, und so lange keine Vermittlung eintritt, ist es in der That besser, beym Alten zu bleiben.

Herr Weitzel ist nicht ganz frey von den Vorurtheilen jener revolutionären Schule. Er sieht nur auf die Bestimmung der Jugend zu Staatsbürgern, nicht auch auf ihre Bestimmung als Menschen zu Welt- und Himmelsbürgern. Er achtet nur auf das Band, das den Menschen mit der Gegenwart und mit der nächsten Umgebung verknüpft, nicht auch auf das, was die Kultur zugleich um alle Völker schlingt, und auf das der Religion, das uns auch an eine höhere Welt kettet. Anstatt das religiöse und allgemeine Kulturbedürfniß mit dem politischen Bedürfniß nur in Harmonie zu bringen, hebt er das leztere allein hervor, mit feindlichen Seitenblicken auf jene. In dieser Weise scheut er sich nicht, den Volksschulen anstatt des alten Testaments das Noth- und Hülfsbüchlein und Zschokkes Goldmacherdorf zu empfehlen. Es gehört in der That die ganze Eitelkeit unseres Jahrhunderts dazu, einen Becker und Zschokke Mosen und den Propheten gegenüber zu stellen. Sollte man das alte Testament für zu jüdisch halten, so ist, abgesehn von dem unendlich Herrlichen, was es enthält, die oft darin getadelte Rohheit des alten Judenthums wohl weit ungefährlicher, als die Gemeinheit des neuen Judenthums in jenen Noth- und Hülfsbüchern, deren Gott der Erwerb, der Mammon und immer wieder der Mammon ist.

Ohne Zweifel wird die stille Wirkung der Zeit nach und nach den gerügten pädagogischen Uebeln abhelfen. Der Weg ist schon betreten. Die philologischen Studien, die sonst ausschließlich vorherrschten, haben schon überall dem Realunterricht Raum geben müssen. Wieviel ist nicht für Geschichte, Mathematik, Physik schon gethan worden! Zwar wollen die alten Philologen noch nicht ein Jota von ihren Ansprüchen aufgeben, und indem auch die neuen Ansprüche des Realunterrichts sich durchaus nicht mehr beseitigen lassen, entsteht jene Ueberladung der Jugend mit Fächern und Stunden, unter der sie fast erdrückt wird, und welches gegenwärtig die Hauptklage aller Jugendfreunde ist. Allein der Realunterricht ist im Aufsteigen, der philologische im Sinken begriffen, und der Streit beyder kann nur mit einem Siege des erstern dergestalt enden, daß nicht ferner Knaben, welche für keinen gelehrten Beruf bestimmt sind, ungebührlich mit antiquarischen Studien statt der praktischen werden geplagt werden, unbeschadet der Rechte, welche die zum gelehrten Beruf bestimmte Jugend an den alten philologischen Unterricht anzusprechen hat.

W. Menzel.

Nº. 83.

Literatur-Blatt.

Freitag, 16. Oktober 1829.

Geschichte und Politik.

1) Ludwig Timotheus Freyherrn von Spittlers sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. Erster, zweyter, dritter Band. 1827. Vierter, fünfter Band. 1828. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

2) Ludwig Timotheus Freyherrn von Spittlers Vorlesungen über Politik. Herausgegeben von Karl Wächter. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828.

Spittler gehört zu den wenigen deutschen Gelehrten, die mit tiefgehender Gründlichkeit, umsichtiger Genauigkeit, fleißiger Ausarbeitung und felsenfester Ehrlichkeit zugleich den Vorzug der lichtvollsten Klarheit besitzen. Jene Eigenschaften haben den Deutschen von jeher mehr ausgezeichnet als diese; um so schätzbarer müssen uns die Männer seyn, die auch mit dieser geglänzt haben, oder glänzen. Unter unsern Geschichtschreibern namentlich darf man wohl, ohne in den Fehler einseitiger Vorliebe zu fallen, dem alten Spittler unbedingt, wenigstens in einer Beziehung, in der politischen Klarheit, den Vorrang zuerkennen. Die größte Wirksamkeit seines Geistes fiel in die Zeit der französischen Revolution, und wohlthätiger hat die belebende Kraft jener Zeit wohl auf keinen Geist gewirkt, als auf den Spittlers, weil er, schon gereift und gestärkt durch die Disciplin des Alterthums und durch die gründlichsten Geschichtskenntnisse, sich von dem Enthusiasmus der Zeit nicht blenden und verführen ließ, sondern nur gleich einem Naturforscher während eines Erdbebens, mit festem Blick die Erscheinung untersuchte, und sie als eine neue kostbare Erfahrung zu dem Schatz seiner Erfahrungen sammelte. So unbefangen wie er haben sich nur wenige über Geschichte und Politik ausgesprochen, und so klar wie er die wenigsten. Wie hoch steht in dieser Hinsicht der einfache, immer deutliche, immer aus einer klaren Ueberzeugung freysinnig und würdevoll sprechende Spittler über dem zweyzüngigen Johannes Müller und Woltmann, über dem verworrenen Schlosser, über dem künstelnden Luden. Nur Heeren steht ihm in der Strenge historischer Wahrheit und in der durchdringenden Klarheit der Darstellung würdig zur Seite.

Jeder Kenner muß unbedingt unterschreiben, was der Herausgeber in der Vorrede sagt: „Die hervorstechendsten Eigenschaften eines großen Geschichtschreibers, innigste Bekanntschaft mit den Quellen, literärisch-kritischer Scharfsinn, Fülle der Gedanken, Schnelligkeit des Ueberblicks, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffassen der Hauptpunkte, lebendige Phantasie, gezügelt durch die höchste historische Redlichkeit, Begeisterung für menschliche Größe, verbunden mit der feinsten Menschenkenntniß; Selbstständigkeit des Urtheils und eigenthümlicher Gang der Untersuchung, die sich überall Bahn bricht, sind charakterische Vorzüge Spittlers, des Historikers." — „Doch die Haupteigenthümlichkeit Spittlers, das Auffassen des politischen Standpunkts, als Hauptgesichtspunkt bey seinen historischen Arbeiten, muß denselben für unsere Tage einen besondern Werth verleihen." — „So unbarmherzig seine Kritik da war, wo es galt, der Usurpation und dem Aberglauben entgegen zu treten, so milde war sein Urtheil, wo nur von Andersdenkenden die Rede, wo der äußern Erscheinung ein tieferer Sinn zu Grunde lag. So werden die nachfolgenden Bände manche anerkennende Urtheile über Papstthum, über Mittelalter enthalten, mit denen sich die neuste Zeit viel gewußt hat, weil man vergessen hatte, oder absichtlich verhehlte, daß sie von jenem Meister längst ausgesprochen sind."

Der Grund, warum Spittlers Werke in der jüngsten Zeit weniger geschätzt und beynahe vergessen wurden, liegt gerade in ihrem schätzbarsten Vorzuge, in ihrer völligen Nüchternheit und einfach strengen Gerechtigkeit. Man zieht jezt fast allgemein theils die mit poetischem Farbenschmuck ausgestatteten romantischen Geschichtsgemälde, theils die mit rhetorischer Kunst blendenden Parteyschriften vor, und fast alle unsere neuen Geschichtschreiber sind mehr oder weniger von der Mode der Zeit angesteckt, und nehmen entweder etwas von dem Schmuck der historischen Romane, oder etwas von der Sophistik der Parteyen in

ihre Darstellungen auf. Gerade deshalb aber ist es dankenswerth, daß man durch eine Sammlung und neue Auflage aller Spittlerschen Schriften wieder an die alte Strenge und Treue der Geschichtschreibung erinnert wird.

Spittlers Werke hatten stets praktische Zwecke; er schrieb weniger für die Gelehrten, als für das größere Publikum, und immer so klar und deutlich, daß jeder nur einigermaaßen Gebildete ihn vollkommen versteht. Er schrieb nicht gelehrte Untersuchungen über einzelne dunkle Parthien der Geschichte, oder über Alterthümer, die nur für wenige von Interesse sind, sondern er schrieb die Geschichte der Kirche und der vorzüglichsten Staaten, deren Kenntniß jedermann nothwendig oder wenigstens nützlich ist. In dieser Beziehung sind seine Kompendien für den Handgebrauch höchst passend und praktisch, und es ist nicht genug zu beklagen, daß man so vollkommen brauchbare Werke vergißt, um das Publikum mit elenden Handbüchern zu überschwemmen, die der erste beste Konrektor ums Brod schreibt, oder die man gar aus den Sudelarbeiten der französischen résumés übersezt. Es wäre desfalls wohl wünschenswerth, daß aus der vorliegenden Ausgabe der Spittlerschen Werke gewisse Theile, z. B. die Kirchengeschichte und die Geschichte der europäischen Staaten, einzeln abgegeben werden könnten, weil sie denen von großem Nutzen seyn würden, die nicht zugleich die kleinen Spezialgeschichten, die Geschichte des kanonischen Rechts und die einzelnen Abhandlungen kaufen mögen.

In den vorliegenden fünf Bänden erhalten wir 1) die Geschichte des kanonischen Rechts, 2) die Kirchengeschichte, 3) die Geschichte der europäischen Staaten (2 Bände), 4) die Geschichte der dänischen Revolution von 1660, 5) die Geschichte Würtembergs.

Getrennt sind von dieser Sammlung die **Vorlesungen über Politik**, die hier zum ersten Mal im Druck erscheinen. Sie verdienen in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Publikums, denn es existirt in der That kein Kompendium, das so einfach, deutlich und umfassend uns über fast alle Theile der Staatswissenschaft belehrte. Mit welcher gelehrten Genauigkeit einzelne Theile derselben schon behandelt seyn mögen, mit welchem tiefem philosophischen Geist man anderwärts in die Staatsprincipe eingedrungen ist, mit welchem Scharfsinn die Parteyen einander wechselseitig alle ihre schwachen und starken Seiten aufgedeckt haben, so fehlen doch noch immer gute praktische Handbücher, woraus das größere Publikum, das nicht gerade aus der Politik sein Gewerbe macht, in der gedrängtesten Kürze, Uebersicht und Deutlichkeit die politischen Belehrungen schöpfen kann, die ihm so heilsam und nothwendig sind. Es ist leider nur zu gewiß, daß ein großer, ja der größte Theil des deutschen Publikums nur eine höchst unvollkommene Kenntniß von den Staatseinrichtungen hat, und daß hier die Herren von der Fakultät mit ihrer gelehrten Terminologie und Weitschweifigkeit, dort die Ideologen mit ihrer philosophischen Ueberschwenglichkeit, dort die Publicisten mit ihrer Partey-Sophistik diese geringe Kenntniß dem Publikum noch mehr verwirren.

Der Weg der Belehrung, den Spittler in seinen Vorlesungen eingeschlagen hat, ist gewiß der sicherste. Er geht darauf aus, jeden Staatsbürger nur über das zu belehren, was ihn unmittelbar berührt, ihm den Zweck, den Werth oder Unwerth aller der Staatseinrichtungen zu zeigen, unter denen er lebt, deren genaue Kenntniß ihm vom nächsten praktischen Nutzen ist. Er nimmt daher den gegenwärtigen Zustand der Staaten zur Grundlage, ohne sich zu weit in Erinnerungen an die Vorzeit zu vertiefen, deren politische Einrichtungen uns völlig fremd geworden sind. Er bleibt bey der Wirklichkeit vorhandner Staatsreformen stehn, ohne zu weit in das Gebiet der philosophischen Möglichkeiten abzuschweifen. Er gibt endlich bey den besondern Staatswissenschaften, deren speciellste Kenntniß, wie z. B. Jurisprudenz, Finanzwissenschaft rc. allerdings nur den Männern vom Fach zukommt, doch die einfachen Standpunkte an, von wo aus man ihre Zwecke, und die anscheinend verworrne Verzweigung der dahin führenden Mittel vollkommen deutlich überschauen kann. — Ein eigentliches politisches System gibt er nicht, aber eine Encyklopädie der Staatswissenschaften, so weit ihre Kenntniß jedem Gebildeten vonnöthen ist. Dabey sind seine Eintheilungen so augenscheinlich und faßlich, und er stellt bey jedem nur einigermaaßen wichtigen politischen Gegenstande die Licht- und Schattenseite, das rechte Maaß und die Uebertreibung, die Ansicht der Vertheidiger und die der Gegner so klar einander gegenüber, daß man wohl nicht deutlicher darüber unterrichtet werden kann.

Nun ist freylich in dem Spittler'schen Werke manches ausgelassen, was nicht minder wichtig ist, als das Gegebne, und zuweilen sind die Gründe für und wider eine politische Einrichtung nicht genau genug abgewogen — allein das encyklopädische Verfahren bleibt im Ganzen doch immer musterhaft, und wenn Spittler sein Ziel noch nicht erreicht hat, so war er doch gewiß auf dem rechten Weg. — Der Herausgeber bemerkt schon, daß „die Stellung des Adels, der Werth und die Einrichtungen der Provinzialstände, die Prüfung der verschiednen Verwaltungssysteme, die Organisation der Verwaltungsbehörden im engern Sinn, der höheren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und die nähere Entwicklung der Thätigkeit der Staatsgewalt in den auswärtigen Verhältnissen" nicht genug von Spittler erörtert worden seyen, und es lassen sich auch noch einige andre einzelne Mängel nachweisen. Indeß hebt dieß die vorzügliche Brauchbarkeit der übrigen Theile des Werkes nicht auf, und verdient

Entschuldigung, da Spittler seine Vorlesungen noch nicht für den Druck ausgearbeitet hatte, und da überdieß das Detail der Staatswissenschaften so unermeßlich ist. Auch ist es nicht unnütz, zu bemerken, daß Spittler vor bereits dreyßig Jahren schrieb.

Nach einer allgemeinen Einleitung über Entstehung und Zweck der Staaten, spricht der Verfasser zuerst über die Grundverfassung des Staates. Er nimmt drey oberste Gewalten an, die gesetzgebende, gesetzanwendende (richterliche) und gesetzvollziehende. Alle drey verlangt er völlig getrennt, die erste vertheilt auf möglichst viele Staatsbürger, die leztere in der Hand eines Einzigen. Er weist nach, daß von der Form der Gesetzgebung der Name des Staats abhängt, und er unterscheidet demnach die vier bekannten Gattungen des Staates, Demokratie, Aristokratie, absolute Monarchie und Repräsentativstaat. Dem leztern, als dem am wenigsten einseitigen, gibt er den Vorzug. Als bloße Ausartungen bezeichnet er Anarchie und Despotismus. Die Grundbedingung alles Gedeihens im Staate scheint ihm die rege Theilnahme der Bürger zu seyn; daher verlangt er auch alle Mittel, die eine solche Theilnahme wecken und unterstützen, vor allem Oeffentlichkeit und Preßfreyheit, Recht der Petitionen und periodische Revisionen der Grundverfassung. Alles dieß ist vortrefflich ausgeführt, allein der Verfasser geht sofort von der Grundverfassung des Staates zur Organisation desselben über, ohne einen der wichtigsten Punkte erörtert zu haben, der bey der Staatenkonstituirung in Frage kommt, nämlich das Verhältniß der besondern Stände und Korporationen im Staate. Er faßt die Staatsbürger einseitig nur in ihrer unmittelbaren Beziehung zum Staat und zu dessen drey obersten Gewalten auf, nicht auch in ihren mittelbaren Beziehungen zu demselben durch ihre besondern Korporationen. Er hätte hier sehr viel über Adel, Feudalverhältnisse, Hierarchie, Zunftwesen ꝛc. zu sagen gehabt. Was er später von der Aufsicht des Staats über Religionsübung und Gewerbe sagt, erschöpft bey weitem nicht die vielen und verwickelten Modifikationen, welche jene drey obersten Staatsgewalten und die Grundverfassung selbst durch den Einfluß von Ständen und besondern Klassen der Staatsbürger erleidet. Er ignorirt diesen Einfluß völlig, und spricht nur von dem entgegengesetzten Einfluß, den die Staatsgewalt umgekehrt auf die Geistlichkeit, den Handelsstand ꝛc. zu üben habe. Wenn er auch Verfassungen ignoriren durfte, die nicht mehr existiren, so durfte er doch die mächtigen Ueberreste des Feudalismus und die Hierarchie, die noch jezt (und vor dreyßig Jahren noch mehr als jezt) noch immer als Grundsäulen vieler moderner Staaten zu betrachten sind, nicht so rasch übergehen.

Der zweyte Abschnitt, der von der Organisirung des Staats handelt, spricht sich besonders klar über Justiz-, Sanitäts- und Armenpflege aus, minder klar und ausführlich aber über die andern Zweige der Administration, der Polizey, des Militairs ꝛc. Der dritte Abschnitt, der von den Finanzen handelt, ist wieder sehr genau und umständlich, und eben so die folgende zweyte Hälfte des ganzen Werkes, in welcher die Maaßregeln besprochen werden, den Wohlstand der Bevölkerung durch Unterstützung der Produktion, der Industrie und des Handels zu steigern.

Im Ganzen stellt sich heraus, daß der Verfasser die Rechtspflege, die Finanzen und alles, was sich auf ökonomische Verhältnisse bezieht, am lichtvollsten und genauesten dargestellt hat. Wenn aber auch in andern Beziehungen dem Werke vieles fehlt, so stimmen doch alle seine Theile in dem trefflichen und nicht genug zu beherzigenden Grundsatz zusammen: das Meiste, was man vom Staat fordert, soll das Volk selbst leisten, und eine vernünftige politische Belehrung des Volks kann unendlich mehr nützen, als alle Nachhülfe, welche seine Dummheit und Trägheit vom Staate bald fordert, bald erzwingt. Daher spricht sich Spittler überall für Repräsentation, Friedensgerichte, Landwehr, Preßfreyheit, gemeinnützige Gesellschaften ꝛc. kurz für alles aus, was eine rege Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten herbeyführen und den Staat von unten her durch das Volk unterstützen hilft. Er sieht dieß nicht nur für ein Recht, sondern auch für eine dringende Pflicht des Volkes an, und hierin liegt der Hauptwerth seines Buchs. Hin und wieder hat ihn aber dieser an sich so wahre Grundsatz in der Anwendung auf Irrwege geführt. Indem er nämlich auf das ursprüngliche Recht des Menschen zurückgeht, scheint ihm die Entfernung des weiblichen Geschlechts von politischen Geschäften ungerecht, und indem er die Heiligkeit des Privateigenthums, und die Unverletzlichkeit der Verträge im strengsten Sinne anerkannt wissen will, rechtfertigt er den Wucher, und erklärt alle Gesetze gegen denselben für ungerecht. Auf der andern Seite aber spricht er sich desto zweckmäßiger über das Bedürfniß aus, die Jugend vor ihrem Antritt der staatsbürgerlichen Rechte in allem zu unterweisen, was ihnen der Staat als Vortheil gewährt und als Pflicht auflegt, damit nicht ferner die Unbekanntschaft mit den Rechts- und Geldverhältnissen, Trägheit, Betrug und Wucher, Irrthümer und Verbrechen unterstützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher auf 1830.

6) Orphea.

Der vorliegende siebente Jahrgang dieses Almanachs bringt, wie die frühern, Darstellungen aus Opern, und

zwar dießmal aus dem Barbier von Sevilla. Die Zeichnungen sind von Ramberg, und es wäre überflüßig, über seine wohlbekannte und oft besprochene Manier noch etwas hinzuzufügen. Dagegen ist uns aufgefallen, daß der Verleger, Ernst Fleischer, für den folgenden Jahrgang Kupfer zu Rossinis Belagerung von Korinth anzeigt. Diese Oper scheint uns nicht würdig, vor so vielen andern den Vorzug zu erhalten und nach der Rangordnung der Orphea schon die achte Stelle einzunehmen.

Unter den vier Erzählungen ist die erste: Le Dragon rouge, eine französische Kriminalgeschichte von Ludwig Kruse, in dessen gewöhnlicher etwas breiter Manier und ohne ein tieferes psychologisches oder juridisches Interesse. Wir haben schon bessere Kriminalgeschichten von demselben Verfasser erhalten. Lorbeer und Myrthe, oder das blutige Krönungsfest, ein historischer Roman von Wilhelm Blumenhagen, schildert die Abentheuer eines deutschen Ritters in Rom zur Zeit des Römerzugs Kaiser Friedrich Barbarossas. Der ehrbare deutsche Heldenjüngling schlägt freysam unter die italienischen Banditen, girrt minniglich vor seiner Donna, und da er sie zulezt aus dem Kloster nicht erlösen kann und will, so wird er selbst ein Geistlicher und stirbt als Bischof. Blumenhagen besizt die Gabe malerischer Darstellung; er weiß mit kräftigen und markigen Pinselstrichen einen Kriegsgesellen mit Stutzbart und Pickelhaube hinzumalen, die Details eines Zeltes, eines Zimmers, eines Wagens oder Schlittens, eines Anzugs und einer Waffenrüstung zu kopiren, allein dieses malerische Talent überwiegt bey ihm auch das poetische. Seine Helden sind von sehr gewöhnlichem Schlage und ihre Schicksale sind selten wunderbar genug, daß wir jenes darüber vergessen könnten. „Vom versunkenen Bergwerk. Erzählt von Friedrich Kind.“ Was das für eine kindische Ueberschrift ist! Die Erzählung fängt recht artig mit der Beschreibung eines niedlichen Landmädchens an, die über den Gartenzaun hinüber einen reisenden Bergknappen begrüßt und mit einem Apfel beschenkt. Aber aus der freundlichen Idylle wird bald eine widerwärtige Hexen- und Kriminalgeschichte. Tückische Elfen geben dem Bergknappen Geld, womit er das Mädchen gewinnen soll. Aber die Justiz hält das Geld für gestohlen und der arme Knappe muß hängen. Sein Mädchen wird wahnsinnig. Seine Mutter, eine Hexe, verwünscht das Bergwerk. Eine kuriose Geschichte! würde sich, wie der Freyschütz, von demselben Verfasser, nicht übel auf dem Theater ausnehmen, besonders die Galgenscene und am Schluß die große Dekoration des Bergsturzes! Die Lilienbraut, eine Volkssage von Manfred, ist eine Nachahmung der vielen bekannten Melusinen-, Undinen- und Donauweibchensagen, nur mit dem Unterschied, daß die Elfenbraut nicht blos schlechtweg im Wasser, sondern zugleich in einer Wasserlilie wohnt.

In Versen gibt Friedrich Kind: Esperanza de Hita, in vier und zwanzig Romanzen, eine spanische Ritter- und Liebesgeschichte, die sich recht gut lesen läßt. Dann folgen Kryptogamen von M. Rio, d. h. vier ziemlich unbedeutende lyrische Gedichte, und Agrionien, gesammelt von Theodor Hell, bey denen wir uns die Bemerkung erlauben müssen, daß es die poetischen Räthselaufgeber entweder dem Publikum oder sich selbst zu leicht machen, und es selten verstehen, zwischen allzuplumper Deutlichkeit und allzu verworrner Dunkelheit die rechte Mitte zu halten.

Nordamerikanische Literatur.

Die 2te Nummer des American Jurist enthält einen Artikel Remarks on the study of the civil law, Bemerkungen über das Studium des römischen Rechtes, in welchem der Verf. — auch hier wieder die liberaleren Ansichten eines Amerikaners in Vergleich mit Engländern zeigend — das Studium des römischen Rechtes empfiehlt, da es, ohne im mindesten die großen Principien des englischen Rechtes aufzugeben, auf dem die amerikanische Freyheit so fest beruht, nur von Vortheil seyn könne, die Geseze eines Volkes zu studiren, das so viel Fleiß auf dieselben wandte, und in seiner ganzen Geschichte der amerikanischen Republik so sehr lehrreich sey. Wir freuten uns, in dem Aufsatze die Namen Hugo, Savigny, Niebuhr rc. und ihre bedeutendsten Arbeiten erwähnt zu finden.

In Boston erschien vor einigen Tagen ein kleines Werk über das Alphabet der basquischen Sprache von einem Hrn. Irving, der vor einigen Jahren Gesandter der vereinigten Staaten in Kopenhagen, und nachher in Madrid war. Das Werk enthält wahre und interessante Angaben.

Aus guter Quelle weiß ich, daß Hr. Duponceau in Philadelphia mit Untersuchungen über die Berbersprache beschäftigt ist. Er ordnet die Bemerkungen eines jungen Amerikaners, der dort lebt, und nach Herrn Duponceau's Aussage wesentliche Entdeckungen in dieser Sprache gemacht hat, und seinem Vaterlande viel Ehre bringen wird.

Aus einem Briefe eines Missionärs unter den Cherokee-Indianern, welcher das Schema eines Theils des Cherokee-Verbums enthält, sehe ich den sehr interessanten Umstand, daß dieses schon in jeder andern Hinsicht an Fülle und Genauigkeit die Zeitwörter aller andern Sprachen übertrifft, z. B. daß es die Gegenwart oder Abwesenheit des Redenden bey oder von der Handlung, von welcher die Rede ist, ausdrückt, und noch eine — wie es der Missionär nennt — Distribution und eine kollektive Form hat, je ein besonderes Wort für z. B. er band sie (jeden einzeln), und, er band sie (alle zusammen), er schalt sie (jeden einzeln), oder, er schalt sie (alle zusammen).

F. L.

№. 84.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 20. Oktober 1829.

Geschichte und Politik.

(Fortsetzung.)

3) Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken von Konrad Mannert, Hofrath und ord. Prof. an der Universität zu München. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

Der gelehrte Mannert, dessen Verdienste um alte Geographie und Geschichte allgemein anerkannt sind, gibt uns hier eine Specialgeschichte der alten Franken bis auf Karl den Großen, ausführlich, kritisch, aus einem gründlichen Quellenstudium geschöpft und klar und munter geschrieben, nach seiner Weise. Ist seine eigentliche Geschichtserzählung schon interessant, so ist es noch mehr seine Schilderung der innern Verhältnisse des alten Frankenstaats, seiner Verfassung, seiner verschiedenartigen Elemente, der freyen Franken, der Römer, des Feudalwesens, der Leibeignen ꝛc. Die Vorliebe, womit er diese Gegenstände behandelt hat, ist eben so werthvoll für die Wissenschaft, als zeitgemäß, da wir allmählig dahin gekommen sind, die innern Zustände im Völker- und Staatenleben für wichtiger zu nehmen, als die äußern Begebenheiten, Kriege, Revolutionen, die erst eine Folge von jenen sind.

Allein, was zu erwarten war, der Verfasser hat auch hier wieder bewährt, daß er zu der Schule der alten historischen Zweifler und Rationalisten gehört, die der Schule unsrer modernen frommen und mystischen Historiker aufs feindlichste entgegensteht, und doch nicht weniger als diese ein Extrem darstellt, das der Geschichtsforscher vermeiden muß. Das charakteristische Kennzeichen jener Rationalisten ist Unglaube an die alten Mythen und Sagen der Völker, und Haß gegen das Mittelalter, während umgekehrt diese historischen Mystiker zu vielen Glauben an die alten Sagen und zu viel Enthusiasmus für das Mittelalter hegen. Hr. Mannert hält die Partey der erstern; er will daher auch in dem vorliegenden Werk nichts davon wissen, daß, den ältesten Sagen zufolge, die Franken aus Asien gekommen, und daß sie ihr berühmtes salisches Gesetz schon im Innern Deutschlands, in Thüringen, und lange vor Chlodwig verfaßt hätten. Indem er aber allzu apodiktisch diese Sagen für spätere Erfindungen erklärt, vergißt er gerade das Hauptargument, das sich gegen seine Meynung und für die frühere Abfassung des salischen Gesetzes vorbringen läßt. Die Vorrede zu diesem Gesetz nämlich, welche die Gründung desselben in die ältere Zeit zurückversezt, athmet einen so republikanischen Geist, daß die Annahme völlig widersinnig scheint, sie sey erst nach Chlodwig, unter der strengeren Königsherrschaft, hinzugefügt worden. Noch auffallender aber, als dieser Widerwillen gegen die alten Sagen, erscheint des Verfassers einseitiger Haß gegen das Mittelalter. Er geht darin so weit, als seine Partey unter den Geschichtschreibern irgend gegangen ist und gehen kann. Er macht nämlich Karln dem Großen den ungeheuern Vorwurf, der Grundverderber des deutschen Volkes geworden zu seyn, indem er durch seine Eroberungen den kriegerischen Adel, und durch seine Andächteley die Geistlichkeit über die Nation erhoben habe. Allein es ist doch wohl offenbar zu sehr im Sinn der modernen Zeit und Politik, und zu wenig im Sinn der Weltgeschichte, die Hierarchie und den Feudalismus, zwey Institute, welche die Träger eines tausendjährigen Reiches, und die Angelpunkte einer der größten Entwickelungsperioden der Geschichte waren, absolut zu verdammen. Es widerstrebt dem Gefühl und der Vernunft, sich das Mittelalter nur unter dem Bilde einer langen weltgeschichtlichen Krankheit zu denken. Die Jugendzeit der Völker bietet viel Rohes, viel Thörichtes dar, was später mit Recht abgelegt wird; allein das ist gerade der Gang jeder gesunden Entwicklung, jedes kräftigen Wachsens und Reifens im Völkerleben. Die antike Form, wie die romantische, sind Hüllen, die wir abgestreift, auch die Form unserer Zeit wird nicht von ewiger Dauer seyn, aber im Durchgang durch alle diese Formen spricht sich überall auf gleiche Weise der ewig junge, allseitig nach höherer Entfaltung ringende Geist des Menschengeschlechts aus. Das Mittelalter wurde keineswegs

von einem Gift angesteckt, das die Persönlichkeit Karls des Großen hineinlegte; Karl konnte seine Zeit und die Folgezeit nur insofern leiten und bestimmen, als er in ihrem Sinne handelte. Er hieß der Große und seine Stiftung erhielt sich, weil er dem Zeitgeist gemäß verfuhr. Die Hierarchie, die Hebelkraft des ganzen Mittelalters, würde auch ohne Karln den Großen zum höchsten Grade ihrer Energie gelangt seyn, wie sie ihn trotz der Hohenstauffen behauptete. Man kann nicht sagen, ein Kaiser schuf den Feudalismus und die Hierarchie; man muß vielmehr sagen, er fand die Elemente derselben vor und half nur, sie zu organisiren. Andre Kaiser, welche dieser naturgemäßen Gestaltung des Mittelalters widerstrebten, mußten eben deshalb erliegen.

4) Betrachtungen über Deutschland von der lezten Hälfte des achten bis zur ersten des dreyzehnten Jahrhunderts, oder von Karl dem Großen bis auf Friedrich II. Von Joseph Weitzel. Leipzig, Brockhaus 1828.

Der bekannte Verfasser dieser Schrift gehört zu derselben historischen Partey, zu der auch der Verfasser der vorigen sich bekennt, und er hat seinen Abscheu vor dem Mittelalter in allen seinen frühern Schriften und bey jeder Gelegenheit bis zur Affektation kund gegeben. Ich war daher einigermaßen überrascht, als ich in dem Vorwort zu gegenwärtiger Schrift folgende Worte fand: „Seit fünf und zwanzig Jahren hatte ich mich nicht mehr mit dem Mittelalter beschäftigt, wenn mir auch die abweichenden Ansichten und Urtheile, die sich darüber aussprachen, nicht fremd geblieben waren." Wie? fünf und zwanzig Jahre lang haben Sie keine Chronik, keine alte Urkunde mehr angesehn, und dennoch haben Sie diese ganze Zeit über immer bittrer und gehässiger gegen das Mittelalter gesprochen? Dem verdächtigen Studium des Jünglings in einer Zeit, wo der Revolutionsschwindel so leicht das Auge des Geschichtsforschers benebelte, haben Sie als Mann ein viertel Jahrhundert hindurch getraut? Dann darf man sich freylich nicht länger wundern, warum Sie, als ein sonst so einsichtsvoller, geistreicher und liberaler Schriftsteller, dennoch so oft von der Tiefe des mittelalterlichen Lebens auf eine so oberflächliche, und von seinem heiligen Ernst auf eine so frivole Weise gesprochen haben. Ihre Jugendansichten schwebten Ihnen beständig vor, und sahen Sie schon als Jüngling die Sache so schwarz, so mußte sie sich in fünf und zwanzig Jahren der Erinnerung freylich immer schwärzer darstellen. — Sie sagen in Ihrem Vorwort ferner: „Ich beschloß, das Mittelalter noch einmal zu studiren, und war dabey selbst nicht wenig überrascht, meine jetzigen Ansichten über dasselbe in manchen Punkten so abweichend von den frühern zu finden." Ich gestehe, daß es mich noch weit mehr überrascht hat, Ihre jetzigen Ansichten den frühern noch so ungemein ähnlich zu finden. Sie haben eigentlich nur den Ton gemäßigt und den Zorn gegen das Mittelalter in Mitleid verwandelt. Sie legen noch immer den Accent auf die Barbarey jener Zeit und heben mehr ihre Schatten- als ihre Lichtseite hervor, und Sie kränken sich noch immer mit den Beziehungen jener Zeit auf die unsrige, mit der Polemik gegen die neuern Ultras, Jesuiten und Romantiker, die das Mittelalter, wenn auch von einer andern Seite, doch eben so einseitig ansehn, als Sie, und an deren Parteyenwuth die ehrwürdige Vorzeit selbst wahrlich so unschuldig ist, als an der Ihrigen. Warnen Sie immerhin die Zeitgenossen vor der Unvernunft derer, die an der morschen Form der Vergangenheit festhalten, die sich dem Strome der Geschichte entgegendämmen, das Rad der Zeit in seinem Laufe hemmen wollen, und spotten Sie immerhin über die verdorrten Mumien, in denen man das frische Leben der alten Zeit wieder erwecken möchte, und über die kümmerlichen theatralischen Künste, mit welchen man spielend den alten Ernst nimmer wiederbringt, — nur tragen Sie den gerechten Haß gegen die Uebel und Thorheiten der Gegenwart nicht auf die Vergangenheit selbst über, nur entehren Sie nicht das Andenken der Ahnen durch Vermengung derselben mit ihren unwürdigen Nachkommen! vermischen Sie nicht eins mit dem andern, unterscheiden Sie besser! Sonst muß man Ihnen den gegründeten Vorwurf machen, Sie sehn das Mittelalter in demselben Licht, in welchem einst das Mittelalter selbst das griechisch-römische Alterthum sah. Die frommen Ritter und Mönche hielten die mythologischen Götter der Alten für Teufel, unsre modernen Ausklärer halten die Heiligen und Helden des Mittelalters für Dummköpfe und Narren. Beydes ist gleich verkehrt. Will der Geschichtsforscher gerecht und vernünftig verfahren, so muß er jede Zeit nur aus ihrem eignen Gesichtspunkt betrachten und beurtheilen. Wenn er das thut, wird er keine einzige zur Norm für jede folgende oder vergangne nehmen, und eben so wenig das Mittelalter in unsrer Zeit wiederherstellen, als vom Mittelalter verlangen wollen, daß es schon alle Einsichten und Vortheile unsrer Zeit hätte theilen sollen.

5) Deutsche Rechts-Alterthümer von Jakob Grimm. Göttingen. In der Dietrich'schen Buchhandlung, 1828.

Der schon durch viele der gründlichsten Arbeiten, vorzüglich aber durch seine deutsche Grammatik um die deutsche Alterthumskunde hochverdiente Jakob Grimm bietet uns hier eine neue Frucht seines seltenen Fleißes dar. Sofern die Arbeit als rein antiquarisch und juridisch ein

blos gelehrtes Interesse gewähren kann, überlassen wir auch wie billig ihre Beurtheilung den streng gelehrten akademischen Recensiranstalten, und können nur beyläufig die Bemerkung machen, daß die gelehrten Alterthumsforscher selbst, wie es bey der Erscheinung der Grimm'schen Grammatik erging, eher in dem Fall sind, vom Herrn Grimm zu lernen, als ihn zu meistern. Nur sofern seine Arbeit auch eine Seite hat, der man Popularität abgewinnen kann, wollen wir ihrer auch hier ehrenvoll gedenken. Der Verfasser bestrebt sich nämlich, die allgemein auch im größern Publikum verbreiteten Vorurtheile gegen das altdeutsche Rechtswesen zu widerlegen, und macht darauf aufmerksam, daß es wohl jedem gebildeten Deutschen gezieme, über einen so wichtigen Gegenstand der vaterländischen Geschichte eine richtigere Ansicht zu haben. Er geht sogar noch weiter und hofft, wie uns scheint nicht ganz mit Unrecht, daß die genaue Kenntniß des altdeutschen Rechtswesens, wenn auch nicht der veralteten Form, doch der ewigen Idee nach, in Verbindung mit den modernen Staats- und Rechtsideen, die sich dem überwiegenden Einfluß des römischen Rechts entgegengesezt haben, auch noch für das praktische Leben erfolgreich werden könne. Er glaubt in unserm alten einheimischen Rechte noch unentwickelte Keime entdeckt zu haben, die vielleicht noch einmal blühen und Früchte tragen werden, sofern sie der deutschen Natur, dem deutschen Leben unter allen Umständen, künftig so wie vordem, entsprechend sind. Wir wünschen, daß die hochmüthige Unwissenheit bey Aeußerungen dieser Art nicht gleich wieder, wie so häufig geschieht, an Herstellung mittelalterlicher Barbarey, an Donquichoterie und pedantische Ueberschätzung des Alterthums denken möge. Wir befinden uns hier auf einem rein historischen Boden, und so gewiß es ist, daß die längst untergegangene Barbarey nicht wiederkehren wird, so wahr ist es doch auch, daß gewisse Bedürfnisse und Grundsätze in einer Nation, so lange sie ihrem Stammescharakter treu bleibt, niemals völlig untergehn. Auf jeden Fall ist die genaue Erforschung des alten einheimischen Rechts in einer Zeit, wo man das fremde römische Recht vielfach ungenügend findet, bekämpft und modificirt, von großem Interesse.

Ohne uns auf den Inhalt des mit der größten Klarheit geschriebenen, vortrefflich angeordneten, das altdeutsche Recht in allen seinen Theilen und Verzweigungen umfassenden und aus einem unglaublichen Reichthum von Quellen beurkundeten Werkes im Einzelnen einzulassen, wollen wir uns hier begnügen, folgende, das Resultat der ganzen Untersuchung betreffende Stellen aus der Vorrede herauszuheben:

Es ist wahr, daß in manchen Bestimmungen unsers alten Rechts eine derbe heidnische Ansicht waltet, die den gemilderten Sitten der Nachwelt Anstoß gibt, eine Grausamkeit, die unser Gefühl versehrt; allein das braucht nicht grade deutsche oder nordische Barbarey zu heißen, da wir ihr allerwärts, selbst bey Griechen und Römern, begegnen. Ich frage, ob unser ganzes altes Recht von einer unzüchtigen und läppischen Strafe weiß, dergleichen der attische παρατιλμός und die ῥαφανίδωσις waren? Und wir sollten eingedenk seyn, daß neben jenem Rohen, Wilden oder Gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutschen Recht die erfreuende Reinheit, Milde und Tugend der Vorfahren leuchtet und noch unbegriffene Züge ihrer Sinnesart unser ganzes Nachdenken anregen müssen.

Wer, ohne empört zu seyn, kann Adelungs Schilderung der ältesten Deutschen lesen? Aus allen einzelnen Lastern, deren die Geschichtschreiber erwähnen, entwirft er ein Bild des Ganzen, eben als wollte man aus den Criminalfällen heutiger Zeitungen auf unsere Verworfenheit überhaupt schließen. Nicht besser verfahren gelehrte Beurtheiler des Mittelalters; was hilft es, daß nun die Gedichte herausgegeben sind, die uns das beseelte, frohe Leben jener Zeit in hundert sinnigen und rührenden Schilderungen darstellen? Des Geredes über Faustrecht und Feudalismus wird doch kein Ende, es ist als ob die Gegenwart gar kein Elend und Unrecht zu dulden hätte, oder neben den Leiden der damaligen Menschen gar keine Freuden möglich gewesen wären. Hier blos das Rechtverhältniß berührend, glaube ich, die Hörigkeit und Knechtschaft der Vergangenheit war in vielem leichter und liebreicher, als das gedrückte Daseyn unserer Bauern und Fabriktagelöhner; die heutige Erschwerung der Ehe für den Armen und den angestellten Diener gränzt an Leibeigenschaft; unsere schmachvollen Gefängnisse sind ärgere Qual als die verstümmelnden Leibesstrafen der Vorzeit. Bis zur Abschaffung der Todesstrafe hat sich all unsere Bildung noch nicht erheben können, fast nur für Feigheit und Diebstahl kannte sie das rohe Alterthum, weil diese Verbrechen öffentlich verabscheut waren. Statt seiner persönlichen Bußen haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Akten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und der Fastnachtseyer kommt der Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahrszeit zu erpressen. Die Töchter erben gleich den Söhnen, die Frauen stehen nicht in der alten Vormundschaft, aber gezwungene Wittwenkassen sorgen für die Darbenden, und Pensionen bezahlen, was nicht verdient worden ist. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechts.

Der praktische Gebrauch des römischen Rechts hat unläugbar unserer Verfassung und Freyheit keinen Vortheil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andre Länder, die ihm nicht unmittelbar ausgesezt sind, haben,

ohne in geistiger Ausbildung hinter uns zu stehen, gewiß manche kostbare Vorzüge ihres gemeinen Volkslebens auch der Beybehaltung einheimischer Gesetze zu danken (!). Im innern Deutschland, seit er sein hergebrachtes Recht nicht mehr selbst weisen kann, ist der Bauersmann verdumpft, er denkt beschränkter und nimmt am Gemeindewesen geringen Antheil; wer in unsern Tagen noch die lezten Ueberreste unveräußerter Markverfassungen in Westphalen oder in der Wetterau kennen lernte, mag es bestätigen, daß ein anständiges Selbstgefühl und eine ausgezeichnete Tüchtigkeit dem Bewohner solcher Gegenden eigen war."

Schließlich sey es uns erlaubt, zu fragen, warum der Verfasser wieder hier, wie bey seiner Grammatik, den lateinischen Druck gewählt hat? Das Werk würde offenbar besser in die Augen fallen, wenn es deutsch gedruckt wäre, und wenn nur die citirten lateinischen und altdeutschen Wörter und Sätze durch die fremden Lettern ausgezeichnet worden wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Literatur.

Anekdoten aus dem Leben des Fürsten Italinsky Grafen Suworoff*) - Rymnikisky, russisch-kaiserlichem Feldmarschalls. Aus dem Russischen. Mit dem Bildniß Suworoff's. Leipzig, Brockhaus. 1829.

„Einst als ich mich mit dem Fürsten allein in seinem Kabinette befand, also erzählt hier S. 15 der Verf. des vorliegenden Werks, fragte er mich: „„ob ich in seine Lebensbeschreibung auch Anekdoten über ihn einrücken würde?““ Ich antwortete, daß dieses mein fester Vorsatz sey. „„Das wäre ganz unnütz,““ fuhr er fort, „„ich bin nicht reich an Anekdoten, sondern nur an Sonderbarkeiten und tollen Streichen, ich bin ein Sonderling, ein unartiger Junge u. s. w. Und was haben Anekdoten denn für einen Nutzen?““ — Einen sehr großen, antwortete ich; meiner Meynung nach hat das Lesen der Anekdoten aus dem Plutarch am meisten Kriegsleute gebildet (?). Es sind Züge, aus denen ein Bild entsteht, welches der Gegenstand der allgemeinen Nacheiferung wird. Und es trifft sich oft, daß eine einzige Anekdote besser, als die Geschichte selbst, den Charakter und den Geist eines Helden offenbart." — In dieser Hinsicht ist auch die vorliegende Sammlung werthvoll. Man findet darin die sprechendsten Beweise von Suworoff's Frömmigkeit (S. 31. 35. 58. 157), von seiner Güte und Freundlichkeit (18. 19. 59. 73), von der Zartheit seines Benehmens in verschiedenen Verhältnissen des Lebens (31. 33. 50. 73. 90. 125. 145), seiner Mildthätigkeit (38. 131. 146. 171), seiner Bescheidenheit und Uneigennützigkeit (41. 58. 59. 60. 116; 91. 110), von der Erhabenheit seiner Gesinnung und seiner Großmuth (59. 128) und von seiner Lernbegierde (10). Auch gibt dieselbe über sein Verhältniß zur Armee (S. 158 ff.) nähern Aufschluß, so wie S. 161 ff. einige interessante Proben seines Lakonismus im Sprechen und Schreiben, denen S. 173 ff. die Schilderung „eines Tages aus Suworoffs Leben" folgt. Einzelnes selbst aus der Sammlung anzuführen, ist hier nicht der Ort; wohl aber kann es sich Rec. nicht versagen, dasjenige, was S. selbst, laut S. 70, einmal über sich gesagt hat, hier mitzutheilen. „Wollt ihr mich kennen lernen?" so fragte er einst die Anwesenden; „ich will mich euch offenbaren. Von Königen bin ich gerühmt, von Kriegern geliebt worden, meine Freunde haben mich bewundert, meine Feinde gelästert, bey Hofe hat man sich über mich lustig gemacht. Ich bin oft bey Hofe gewesen, aber nicht als Hofmann, sondern als Aesop, als Lafontaine; im Scherze und in der Sprache der Thiere habe ich die Wahrheit geredet. Gleich dem Possenreißer Balakireff, der sich in Peters I. Umgebung befand und Rußlands Wohlthäter ward, habe auch ich Grimassen geschnitten und tolle Späße angegeben. Ich krähte wie ein Hahn, weckte die Schläfrigen, und besänftigte die ungestümen Feinde des Vaterlandes. Wenn ich Cäsar wäre, so würde ich den edlen Stolz seiner Seele zu erlangen suchen, doch immer würde ich seinen Lastern fremd bleiben."

Was den Verfasser dieser Sammlung anlangt, so ist es der russische Staatsrath Georg von Fuchs, Direktor der Kanzley Suworoffs im Feldzuge in Italien und der Schweiz, wo er als solcher die Liebe und das Zutrauen Suworoffs gewann, der auch später in seinen Armen starb. — Das Bild des Sonderlings ist von dem Portrait, welches auf der Dresdener Gallerie, von Müller auf Befehl des verstorbenen Königs von Sachsen gemalt, ist, entlehnt.

*) Suworoff, also nicht Suwaroff, wie gewöhnlich, dürfte hiernach der Name zu schreiben und zu sprechen seyn.

N°. 85.

Literatur-Blatt.

Freitag, 23. Oktober 1829.

Geschichte und Politik.

(Fortsetzung.)

6) Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailáth. Erster Band. Mit dem Plan der Mongolenschlacht. Wien 1828. Bey W. Tendler.

Graf Mailáth ist wohl gegenwärtig der erste der ungarischen Schriftsteller, wenigstens derjenige, der uns Deutschen am meisten und von der glänzendsten Seite bekannt worden ist. Man weiß, daß er ein geschmackvoller Dichter ist, und dieß läßt sich auch in dem vorliegenden Werke nicht verkennen, denn, obgleich streng geschichtlich, ja zum Theil kritisch, ist es doch in einem äußerst anmuthigen und gefälligen Styl geschrieben und kann manche unsrer grundgelehrten, aber unlesbaren Specialgeschichten beschämen. Wenn man nicht bloße Materialiensammlungen, nicht bloße kritische Dissertationen, sondern wirkliche Geschichte schreiben will, so kann man nicht schicklicher zu Werke gehen, als es hier der Verfasser gethan hat. Er gibt die Erzählung der Begebenheiten kurz, klar und lebendig, und verweist die Beweise und die kritischen Fragen hinter den Text. Die Erzählung beginnt ohne langweilige Vorbereitung sogleich mit den ersten bekannten Thatsachen der ungarischen Geschichte, mit der Einwanderung der Magyaren über die karpathischen Gebirge, und fährt in der lebhaftschildernden, sagenreichen und poetischen Weise der Chroniken, aus denen sie geschöpft ist, herodoteisch fort, bis sie im Uebergange von der heidnischen zur christlichen, von der wilden zur verfassungsmäßigen Zeit einen mehr pragmatischen Charakter annimmt, ohne daß der Styl an Gediegenheit und Anmuth verlöre. Die wichtigsten Begebenheiten, welche dieser erste Band enthält, sind die erste Einwanderung der Magyaren in Ungarn, ihre Unterwerfung der Slaven, ihre berühmten Raubzüge in Deutschland, Frankreich, Italien und Griechenland, ihre Bekehrung zum Christenthum, das Leben Stephans des Heiligen, die Gründung einer Verfassung, die Familiengeschichte der Arpaden, der große Tartarkrieg, der bey Wahlstadt in Schlesien seinen Damm fand, aber desto grausamer Ungarn verheerte, endlich den Untergang des arpadischen Königstamms.

Es war von einem Dichter, wie Graf Mailáth, zu erwarten, daß er auf die örtlichen Sagen Rücksicht nehmen würde, und daß er es gethan hat, ist um so schätzbarer, sofern dadurch der Charakter des Volks beleuchtet und die Einförmigkeit der politischen Geschichte zuweilen unterbrochen wird. Die orientalischen, slavischen und ungarischen Geschichten bieten uns nicht den politischen Reiz dar, den die griechische, römische, die romanischen und germanischen Geschichten gewähren; dort geht alles wilder, unkonstitutioneller, oligarchischer nnd despotischer zu; und Raubzüge, Usurpationen, Familienmorde wiederholen sich ins Unendliche. Es ist nicht möglich, daß wir uns für das Detail dieser ununterbrochenen Würgscenen zwischen Asien und Europa interessiren können; es genügt uns, den Charakter des asiatischen Despotismus, der slavischen und magyarischen Oligarchie im Allgemeinen zu kennen. Die Ungarn zeigen schon etwas mehr politischen Sinn, schon festere Begriffe von konstitutioneller Freyheit, als ihre nordischen und östlichen Nachbarn, allein das politische Element von Westeuropa hat dort niemals ganz durchdringen können, und ist immer mit der alten Roheit bojarischer Vielherrschaft vermischt gewesen. Auch die Ungarn müssen wie die Slaven noch als jugendliche Völker betrachtet werden, die kaum ihr Mittelalter erlebt haben, und deren Zukunft interessanter seyn dürfte, als ihre Vergangenheit. Daher muß uns an ihnen auch mehr, als ihre politische Geschichte, nämlich ihr Nationalcharakter überhaupt, ihre Sprache, Sitte, Denkweise, ihre vorherrschenden Neigungen und Talente interessant und wichtig seyn, als eben so viele Anlagen, die noch auf die vollendete Entwicklung warten. Der Geschichtschreiber thut also wohl, wenn er die örtlichen Sagen, kleine nationelle Züge und Anekdoten mit in seine Darstellung aufnimmt.

Unter den kritischen Anhängen des Werkes befindet sich eine ausführliche Abhandlung über die Abstammung der Magyaren von den alten Parthern, ungarisch verfaßt vom Domherrn v. Fejér und vom Grafen Mailáth ins

Deutsche übersezt. Bekanntlich streitet man noch immer, woher die Magyaren eigentlich gekommen seyen und mit welchen der alten Völker des Nordens oder Ostens sie ursprünglich verwandt seyen? Die ältesten Chroniken leiten sie von den Hunnen her, neuere Forscher haben aus der Uebereinstimmung der Sprachen auf einen finnischen Ursprung geschlossen. Hier werden sie auf eine scharfsinnige Weise mit den alten Parthern indentificirt, denen allerdings ihre Kriegsmanier, ihre Tracht, ihr trotziges und rasches Nationaltemperament, und, so viel Vergleichungspunkte sich darbieten, auch ihre Sprache auffallend ähnlich ist. Ueberdieß stimmen damit auch verschiedene kleine geographische und ethnographische Notizen überein, die in dieser Abhandlung sorgfältig zusammengetragen sind.

7) Oestreichs Einfluß auf Deutschland und Europa, seit der Reformation bis zu den Revolutionen unsrer Tage. Von Dr. J. F. Schneller, öff. ord. Professor der Philosophie und Geschichte an der Universität Freyburg. Zwey Bände. Stuttgart, Gebrüder Franckh. 1828.

Dieses Werk ist in vieler Hinsicht merkwürdig und außerordentlich. Merkwürdig schon durch den Umstand, daß es die Kritik in den unangenehmen Fall sezt, der Censur ins Handwerk zu pfuschen, weil es sich bey weitem dreister ausspricht, als es in irgend einem Blatt rezensirt werden kann. Merkwürdig durch den Umstand, daß der Verfasser ein Katholik ist, der acht und zwanzig Jahre lang Oestreich nicht verließ und Professor in Grätz, dem alten Sitz der Jesuiten, war, und daß eben dieser Verfasser kühner schreibt, als irgend ein Protestant oder Liberaler. Merkwürdig endlich durch den Umstand, daß der Verfasser dieses Werk in Oestreich selbst schrieb, es freymüthig der Censur einsandte und zurückerhielt mit Noten, die Herr von Genz dazu geschrieben, und die jezt unter dem Text mit abgedruckt worden sind.

Wenn der selige Friedrich von Schlegel in seinem berühmten Werk über die Geschichte der neuern Zeit uns Oestreich nur von der Lichtseite zeigte, so zeigt es dagegen Herr Professor Schneller allzusehr von der Schattenseite. Beyde sind nur darin einig, daß sie an einen Fatalismus glauben, der unabänderlich in der östreichischen Geschichte walte, und die stabile Politik des Wiener Hofes zu einem unmittelbaren Organ der Vorsehung selbst mache. Allein Schlegel sah in dem östreichischen System nur die segensreiche, erhaltende Macht, die Europas Völker von Verirrungen abhält und zu ihrem wahren Heile hinlenkt. Nach Schneller aber hemmt dieses System umgekehrt die Entwicklung der Völker. Mit einem Worte, Schlegel lobt, Schneller tadelt das östreichische Stabilitäts-Princip.

Ein Oestreicher könnte Herrn Schneller antworten: „warum seyd ihr Liberalen immer so um unser Schicksal bekümmert, da wir uns selbst nicht darum kümmern? wie kommt ihr dazu, uns für unglücklich zu halten, da wir so glücklich sind, daß wir über unsern Zustand, wie der Gesunde über seine Gesundheit, gar nicht einmal reflektiren? Warum wollt ihr uns fremde Begriffe, fremde Wünsche einimpfen, da wir mit unsern Begriffen zufrieden sind, und keine Wünsche hegen? Warum lobt ihr uns immer jenen Joseph II., dessen Beyspiel euch gerade belehren sollte, daß wir eure Sprache nicht verstehen? warum beklagt ihr uns, daß wir keine republikanischen Tugenden besitzen, und verachtet unsre monarchischen Tugenden? warum beklagt ihr euch darüber, daß von uns aus euch entgegengewirkt wird, da ihr ja gern auch eure Grundsätze auf uns ausdehnen möchtet? warum endlich versprecht ihr uns immer eine Zukunft, wie eure jüngste Vergangenheit war, voll sogenannter Aufklärung und Freyheit, da ihr ja selber für das Thörichte eures Beginnens fühlbar bestraft worden seyd und jezt zu dem zurückzukehren im Begriff seyd, was wir nie verloren haben? warum wollt ihr bey uns den Geist wecken, der euch selbst im Stich gelassen hat? wollt ihr etwa, nachdem ihr selber nicht mehr Kraft habt, zu sündigen, die Kuppler fremder Sünden werden?“

In diesem Sinne ungefähr sind die Noten des Herrn von Genz abgefaßt.

Abgesehn von der Tendenz zeichnet sich das Werk durch ein sorgfältiges und detaillirtes Studium der östreichischen Geschichte und durch einen gewandten, zuweilen glänzenden und hinreißenden Styl aus. Doch ist es sich nicht in allen Theilen gleich. Einzelne Parthien, namentlich die Einleitungen, Uebersichten und Raisonnements erinnern an die beredtesten und lichtvollsten französischen Tendenzschriften, andre dagegen, namentlich die reinhistorische Wiedererzählung des dreyßigjährigen und siebenjährigen Kriegs, erinnern an die gewöhnlichen deutschen Geschichtskompendien. Ohnstreitig hätte der Verfasser besser gethan, wenn er das Bekannte nicht weitläufig erzählt hätte.

8) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens von Johannes Voigt. Dritter Band. Königsberg, im Verlage der Gebrüder Bornträger, 1828.

Der vorliegende dritte Band dieses trefflichen und grundgelehrten Werkes umfaßt nur die Geschichte des

deutschen Ordens in den Jahren 1249 — 1283, woraus sich auf die Ausdehnung des ganzen Geschichtswerkes ein Schluß ziehn läßt. Der als Historiker längst geschätzte und berühmte Verfasser hat es sich angelegen seyn lassen, mit wahrhaft deutschem Fleiße das Dunkel jener altpreußischen Geschichte bis auf die kleinsten Umstände zu erhellen, und mit pragmatischem Sinn ein wohlgeordnetes und übersichtliches Gemälde davon zu entwerfen. Der dritte Band beschreibt die lezten Kämpfe des noch jugendlich kräftigen Ordens mit den alten heidnischen Preußen bis zu deren völliger Bezwingung. Das große Schauspiel dieses Kampfs ist dramatisch schön und wahrhaft tragisch. Der Menschenfreund wird mit innerem Schauder erfüllt, wenn er betrachtet, wie eine nicht unwürdige, tapfere Nation von fernhergekommenen Fremdlingen nach allen Anstrengungen des verzweifeltsten Widerstandes zulezt überwunden und zertreten, alles dessen, was ihr heilig war, der Religion und Sitte, der Freyheit und alten Verfassung und der Blüthe ihrer edelsten Geschlechter beraubt wird. Hier wiederholen sich alle Greuel, die uns das Andenken der Cortez und Pizarros hinterlassen. Allein wir können auch nicht umhin, die ausdauernde Energie jener deutschen Ritter zu bewundern, die unverrückt nach einem Ziele, nach dem Triumph des Kreuzes schauend, von zahllosen Gefahren umringt, gegen einen bis zur Raserey tapfern Feind, gegen verrätherische Nachbarn, innere Empörungen und Parteyungen zugleich zu kämpfen haben und durch ihren Heldenmuth dennoch alle diese Schwierigkeiten überwinden. Nicht minder interessant, als die Geschichte des Kampfes selbst, sind die genauen Details über die Organisation des Ordensgebiets und über die Umgestaltung des Landes während und nach der Eroberung. Der Verfasser konnte in Königsberg alle Quellen benutzen, und somit wird sein gelehrtes Werk selbst auswärtigen und künftigen Geschichtsforschern als Quelle dienen.

9) Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwicklung von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1829.

Dieses Werk schließt da, wo die französische Revolution beginnt, und ist insofern eine Art von Vorhalle zur Revolutionsgeschichte. Der ungenannte Verfasser hat mit Recht in der frühern französischen Geschichte die Momente hervorgehoben, welche sich auf die spätere beziehen, also namentlich die verschiednen Krisen, in welchen sich der französische Staat fortschreitend bis zum Despotismus ausbildete. Allein er hat zu sehr nur auf die politische Geschichte und auf die Verfassung und Verwaltung Frankreichs Rücksicht genommen, und weniger auf die Kultur und Literatur. Da er auf dem Titel seines Werks über die Geistesentwicklung in Frankreich zu reden versprach, so hätte er noch sehr viele Dinge auseinandersetzen müssen, an die er kaum hinstreift. Namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert kann uns seine politische und Hofgeschichte nicht genügen. Hier hätte über den klassischen Geschmack, über die Hofpoesie, über den einreißenden satyrischen Ton, über die Jansenisten, über die Schwärmerey der Camisarden, über die Modificirung des Jesuitismus in Frankreich, über die Encyklopädisten, über die Moden, kurz über alles, was die Franzosen außerhalb der politischen Bühne beschäftigte, weit mehr gesagt werden müssen. Die Form einer fortlaufenden Erzählung, die freylich die unterhaltendste ist, nöthigte den Verfasser, immer nur gelegentlich und episodisch Bemerkungen über die Geisteskultur der Franzosen einzustreuen. Er hätte aber wohl besser gethan, hier ein wenig systematisch zu verfahren. Er belebt die Erzählung durch viele eingestreute Anekdoten, die allerdings Geist und Sitten der Zeit schildern; allein er hätte zuweilen eine strengere Wahl unter diesen Anekdoten treffen sollen. Unter andern vermissen wir bey der Beschreibung der Reichsstände vom Jahr 1614 die Erwähnung der berühmten Rede des Herrn von Senecey im Namen des Adelstandes, die mehr als irgend etwas geeignet ist, die damalige Stellung der Stände gegen einander zu bezeichnen. So ist auch der Cevennenkrieg viel zu kurz und flüchtig behandelt, da er doch über den Zustand nicht blos des Hofes, sondern auch des gemeinen Volkes so treffliche Aufschlüsse gibt. — Diese Mängel hindern indessen nicht, daß wir nicht das gutgeschriebene Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen sollten.

10) Geschichte Aragoniens im Mittelalter. Von Dr. Ernst Alexander Schmidt, Privatdocenten an der Königl. Universität zu Berlin. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1828.

Werke über die französische Geschichte pflegen, selbst wenn sie gut sind, wie das vorige, nur selten zu genügen, weil hier unsre Forderungen viel strenger sind, weil wir die Geschichte eines Volks, das in so naher Beziehung zu uns steht und auf die neueste Gestaltung Europas so großen Einfluß gehabt hat, gern ganz und von allen Seiten kennen wollen, und desfalls kein Geschichtschreiber allein alles leisten kann. Anders verhält es sich mit der Geschichte entfernterer, älterer und minder wichtiger Staaten. Hier erwirbt sich der Forscher leichter seinen Dank, weil man zufrieden seyn muß, wenn einmal ein Gelehrter dergleichen dunkle Geschichtspartien aufklärt, und weil der Natur der Sache nach nur wenig Mitbewerber um diesen Dank streiten können. Auch sezt sich ein solcher Forscher keiner zu strengen Kritik aus, denn es werden immer nur we-

nige seyn, die ein gleiches Studium zum Urtheil berechtigt.

Dieß gilt auch von dem vorliegenden Werke. Referent gesteht, in die zahlreichen Quellen, aus welchen es geschöpft ist, nicht eingeweiht zu seyn, da indeß der Verfasser alle diese Quellen, meist spanische und italienische Chroniken und Urkundensammlungen, namhaft gemacht, und die daraus gezogene Geschichte in ein klares und geistvolles Ganze gebracht hat, so ist sein Werk unstreitig ein schätzbarer Beytrag zur Kenntniß nicht nur der spanischen Geschichte, sondern auch der Geschichte des Mittelalters überhaupt. So unbedeutend Aragonien an sich erscheint, so ist es doch durch seine frühe schon sehr ausgebildete politische Verfassung für die innere Staatengeschichte von Wichtigkeit, denn nirgends erscheint das Ständewesen des Mittelalters so rein und kraftvoll entwickelt, als hier. Dieß ist längst als bekannt angenommen, da man aber bisher die speciellern Details dieser aragonischen Verfassung und ihres allmähligen Bildungsganges weniger berücksichtigt hat, so war in dieser Beziehung eine so ausführliche Darstellung, wie die des Herrn Dr. Schmidt, sehr wünschenswerth.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i c h t k u n s t.

Zweckloses Leben und Treiben, Wer's nicht lesen will, läßt es bleiben; das ist: Vernünftige Gedanken in Geburtstagsglückwünschen der zwecklosen Gesellschaft zu Breslau. Der zweckvollen Welt zum ersten Mal ans Licht gestellt. Zweytes Jahr. Breslau, 1829. Verlag von Grüson und Komp.

Der ans Alberne streifende, halb roth, halb schwarz gedruckte Titel läßt auf den ersten Anschein nicht viel erwarten, dennoch enthält das Buch manchen recht guten Gedanken. Der Inhalt besteht theils aus lyrischen Gedichten, wobey auch einige Musikalien sind, theils aus Epigrammen, zahmen Xenien, Sprüchwörtern und Aphorismen in gebundener und ungebundener Rede. Die Gedichte haben nichts Ausgezeichnetes, sie sind größtentheils tändelnd in der Manier des Breslauischen Dichters Hoffmann von Fallersleben. Besser ist die epigrammatische kurze Waare, obgleich sich auch hier die Körner unter vieler Spreu befinden. Wir heben einige der glücklichsten Gedanken heraus:

„Die deutsche Philosophie ist eine Isis, sie hat so viele Brüste, daß man nicht weiß, an welche man sich gewöhnen soll."

„Die Dichter zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges sind die Blumen am Leichenkranze, den sich Deutschland selbst wand."

„Ein zweyter Theil von Faust!
O wär' er ungeschrieben!
Dann wär' ein Torso der Faust
Und Goethe ein Torso geblieben."

„Jean Pauls Humor ist ein Kaleidoskop, das bey der leisesten Berührung aus den verschiedenartigsten Bruchstücken der Ober- und Unterwelt immer neue wunderbare ganze Bilder darstellt."

„Die Liebe ist die Sonne, die Ehe der Mond, das Leben aber ist die Erde, welche oft den Mond verfinstert, wie der Mond die Sonne."

„Wo kein Geist wohnt, helfen alle Maschinen nichts: die Weidenraupe hat 20,000, das Auge nur 8 Muskeln."

„Von Oel ein Rezensente,
Wie nützlich wäre der:
Ergöß' er sich, so brennte
Das Feuer immer mehr,
Und wo sich das Wasser zu üppig macht,
Von ihm wär's gleich zur Ruhe gebracht."

Wie trivial und zum Theil schief sind dagegen die meisten andern Sprüchlein! z. B.

„Bedenk' bey deinem Reden und Schreiben,
Daß Menschen immer Menschen bleiben."

„Ein Wort gesprochen zur rechten Zeit,
Wirkt mehr als Reden lang und breit."

„Die Lust, Jedermann gefallen zu wollen, sezt schon ein Gefallenseyn voraus."

„Deine Kehle diene nie der Schmeicheley, selbst nicht einmal die Kniekehle."

„Das Schicksal ist ein Tanzsal, wo unsre Schwachheit die Geige streicht."

„Die Welt wird erst dann die beste seyn, wenn es am Menschen nichts Falsches mehr gibt, als — falsche Rippen."

Das Aushecken solcher Gedanken ist in der That nur einer „zwecklosen Gesellschaft" zu verzeihen; will sie aber ganz zwecklos seyn, warum läßt sie diese Gedanken drucken? Dieß sezt offenbar den schadenfrohen Zweck voraus, die Leser ennuyiren zu wollen.

N°. 86.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 27. Oktober 1829.

Geschichte und Politik.

(Fortsetzung.)

11) Fürsten und Völker von Südeuropa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten von Leopold Ranke. Erster Band. Hamburg, 1827. Bey Friedrich Perthes.

12) Beyträge zu der Geschichte Spaniens, enthaltend: Ideen und Notizen über Künste und spanische Maler; unbekannte Dokumente, betreffend Karl V., Filip II., Don Sebastian von Portugal, den Infanten Don Carlos, Don Juan von Oestreich, den Herzog Alba, die unüberwindliche Flotte ꝛc. Von dem K. P. Obersten von Schepeler, Verfasser der Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals. Aachen und Leipzig, bey J. A. Mayer. 1828.

Diese Werke führen in eine Zeit, deren politische Gestaltung, der gegenwärtigen entgegensezt, dennoch den Schlüssel zu den Umbildungen und Entwickelungen der späteren Periode darbietet. Wie jezt die nördlicheren Staaten und Höfe das Schicksal der Nationen mit mehr oder minder Glück lenken, so ging damals von zwey Hauptmächten des Südens, der osmanischen im Osten, der spanischen im Westen die Bewegung der Welt aus. Um aber den Gang der Geschichte nicht blos von außen anzuschauen, sondern in seiner innersten, geheimnißvollen Entwickelung, bedarf es mehr als des bloßen Raisonnements über einzelne hervortretende Data. Der Verfasser Nr. 1. gesteht, wie wenig selbst die urkundlicheren Geschichtsbücher über die lezten Jahrhunderte, mit den von Tag zu Tag hervortretenden Ereignissen politischer oder religiöser Entzweyung vollauf beschäftigt, uns über die allmählige Umwandlung der innern Zustände, des ruhigen Daseyns, belehren. Auf diese allein gestüzt, würde er seine Arbeit nicht zu Stande gebracht, sie auch nicht unternommen haben. Glücklicherweise aber haben sich ihm andere Hülfsmittel dargeboten. Ueber den Charakter seiner Quellen drückt er sich S. V ff. der Vorrede auf folgende Weise aus:

„Häufig zwischen zwey Parteyen in der Mitte, mit der halben Welt in Verhältnissen, nicht allein der Politik, sondern vornämlich des Gewerbes, des Handels; nicht stark genug, um ganz auf eigener Kraft zu ruhen, nicht so schwach, um still abzuwarten, was von Andern geschehen werde; hatte Venedig Anlaß genug, seine Augen nach allen Seiten zu richten, und allenthalben Verbindungen anzuknüpfen. Es schickte oft seine erfahrensten und gewandtesten Bürger an fremde Höfe. Mit den Schreiben über die laufenden Geschäfte, welche dieselben alle acht Tage nach Hause sandten, war man hier noch nicht zufrieden, sondern wenn der Ambassador nach zwey oder drey Jahren zurückkam, mußte er über Hof und Land, die er besucht, ausführlichen Bericht erstatten. Er erstattete ihn im Rath der Pregadi, vor Männern, die in den Geschäften alt geworden, welche vielleicht die nämliche Gesandtschaft verwaltet hatten, oder bald in dieselbe treten konnten. Er bemühete sich, die Persönlichkeit des Fürsten, bey dem er gewesen war, seinen Hof und seine Minister, den Stand seiner Finanzen, seiner Kriegsmacht, seiner ganzen Verwaltung, der Gesinnung seiner Unterthanen, endlich sein Verhältniß wie zu andern Staaten, so besonders zu Venedig darzustellen. Hier legte er das Geschenk, das ihm der fremde Fürst gemacht, zu den Füßen seiner Signoria. Zuweilen waren diese Berichte sehr ausführlich, und sie nahmen mehrere Abendstunden hinweg; wir finden wohl, daß der Vortragende in der Mitte, etwa bey dem Schlusse eines Theiles, ausruht, um Athem zu schöpfen: zuweilen, und vielleicht in der Regel wurden sie aus dem Gedächtniß gehalten, und sie sind alle mit unmittelbaren Anreden an den Dogen und die Versammlung durchflochten; immer haben sie in Gang und Inhalt die Frische der eigenen Beobachtung; ein Jeder bemühte sich, sein Bestes zu thun, er hatte ein Auditorium, eines Staatsmannes würdig.“ Aehnliche Berichte ließen sich auch der Papst, der König von Spanien, die Herzoge

von Ferrara und von Florenz erstatten. Solche Gesandtschaftsberichte wurden nicht nur in den Staatsarchiven der einzelnen Länder und Städte sorgsam aufbewahrt, sondern später in Sammlungen vereinigt, um einen Begriff von der damals gegenwärtigen Welt zusammenzusetzen. An verschiedenen Orten, besonders in Rom, in den Bibliotheken und Palästen der Kardinäle und römischen Fürsten entstanden dergleichen Sammlungen, welche man ohne Zweifel durch gegenseitigen Austausch zu vervollständigen suchte.

Die königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt in 48 Foliobänden, von denen 46 den Titel: Informationi politiche führen, eine Sammlung auf, wie man sie zu Rom anzulegen pflegte. Sie enthält Schriften der nämlichen Gattung, Relationen, besonders venetianischer Gesandten, Instruktionen und Einnerungen für eintretende hohe Beamte, Erzählungen von Conclaven, Briefe, Reden, Betrachtungen und Notizen von mancherley Art. Jeder Band begreift deren eine nicht geringe Zahl, jedoch ohne daß irgend eine Ordnung beobachtet wäre; es ist keine andre Folge, als in welcher man der Abschriften habhaft wurde. Indessen gehört doch das Meiste in einen bestimmten Kreis. Aus dem sechszehnten und dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts stammen die meisten und wichtigsten. Die schätzbaren Quellen hatte schon Johannes Müller in Auszügen bekannt machen wollen, und war auch daran, wie an so manchem Andern verhindert worden. Der Verf. hat sie studirt und seinem Werke zum Grunde gelegt. Vier Bände meist venetianischer Relationen fand er ferner auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha vor, und gelangte selbst in den Besitz eines ähnlichen Volumens. Aus tausend kleineren und größeren Aufsätzen, welche in jenen sämmtlichen 52 Foliobänden ihm gegeben waren, hat er das seinem Zwecke Dienliche entnommen, und zunächst die Gestalt des osmanischen und des spanischen Reiches mit ihren im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert erlittenen Veränderungen in einem umfassenden Bilde mit den einzelsten Zügen in einer gedrängten, kräftigen, klaren und anziehenden Darstellung geschildert.

Zuerst wird das furchtbarstrenge System des osmanischen Despotismus entwickelt, und seine Grundlage in dem ganz eigenthümlichen Lehenverhältnisse, das keinen Adelsvorzug und keinen ererbten Reichthum noch irgend individuelle Selbstständigkeit zuließ, in dem Institut der Sklaven, worin europäische christliche Kinder, von allen heimischen Berührungen losgerissen, zu blinden Trägern des osmanischen Staates gebildet wurden, und in der Stellung des Oberhauptes, dessen Wille der einzige im ganzen Reiche, dessen militärischer Sinn und rastloser Eroberungsgeist die Seele des Volkes war, nachgewiesen: „Das osmanische Reich ist nicht von einem Volke, nicht von einem herrschenden Stamme, auch nicht von Kriegsleuten gegründet, die sich frey vereiniget hätten, sondern, wofern wir nicht ganz irren, von einem Herrn und seinen Knechten. Wie man die Khalifen mit dem Buche in der einen, mit dem Schwerte in der andern Hand abbildet, so warf sich diese kriegerische Familie, von einem wilden Religionswahne begeistert, von Eroberungssucht angefeuert, auf alle ihre Nachbarn, und dachte die Welt zu unterwerfen. Der Name des Herrn ist mit Recht Name der Gesammtheit geworden. Wenn nun das Band zwischen Herren und Knechten schlaffer ward, wenn die innere Anschauung nachließ, wenn das Beginnen der Eroberung mitten in seinem Lauf ein Ziel fand, so geschah nur, was man von selbst erwarten konnte; die Dinge setzten sich in ein naturgemäßeres Verhältniß. Ganz zur Natur zurückkehren konnten sie nicht, da sie von einem wider die Menschheit streitenden Anfangspunkt, vom Despotismus, ausgegangen waren. Dieser gebiert sich in jedem untergeordneten Gliede neu, und eben darum wieder unvertilgbar." (S. 91.)

Von dem türkischen Sklavenreiche geht der Verf. auf die romanisch-germanische Monarchie der spanischen Könige über. Hier hatte es der Fürst nicht mit willenlosen Unterthanen, sondern mit eigenthümlichen Rechten, Freyheiten und Privilegien der Staaten, Stände und Familien zu thun. Die Entwickelung des spanischen Reiches ist nun aber freylich ein Hinstreben zur Realisirung des durchgreifenden Despotismus; daher handelt unser Verfasser zuerst von der Natur und den Intentionen der Regierenden, sowohl der Könige, als ihrer Räthe. Hierauf zeichnet er den Widerstand, welchen jene in den einzelnen Provinzen finden, und wie sie solchen Widerstand mehr oder minder besiegen. Endlich werden die staatswirthschaftlichen Verhältnisse, welche sie nunmehr einrichten, und die Zustände, in welche sie dadurch die Provinzen versetzen, geschildert. Carl V., Philipp II. und III. sind die biographischen Gemälde, durch deren sprechende Ausführung sich vornämlich das vorliegende Werk auszeichnet. In der Schilderung des zweyten Philipp hat sich der Verf. vor allem Vorurtheil und schnellem Absprechen zu hüten gewußt, und das Bild dieses interessanten Fürsten mit großer Besonnenheit und Ruhe entworfen. Seine rastlose Thätigkeit im Kabinette, seine politische Kenntniß und Erfahrenheit, sein umsichtiges, stilles und durchgreifendes Handeln, so daß er von seiner fast bewegungslosen Ruhe aus die Welt in Bewegung, die Länder in Flammen sezt, wird anschaulich dargethan. Merkwürdig ist dabey die Nachweisung, daß, während Carl V. von allem ministeriellen Einflusse sich frey zu erhalten wußte, Philipp II., obwohl er sich über den Meynungen und Wünschen eines einzelnen Rathes zu erhalten wußte, dennoch immer Anderer Sinn verlangte und oft unmerklich

von dem einen oder dem anderen abhängig wurde, wofür namentlich der verschiedenartige Charakter seines Regiments bey dem mehrfachen Ministerwechsel zeugt.

Höchst interessant ist die Entwickelung der verschiedenen Verfassungen und Jurisdiktionen in Kastilien, Aragonien, Sicilien, Neapel, Mailand und den Niederlanden. Hier zeigt sich Philipps scharfsinniger Geist am hellsten in der Art und Weise, wie er seinen Plan, alles zu uniformiren und dem Zwecke des absoluten Despotismus unterzuordnen, bey den Einen und den Andern unter seinen Unterthanen verfolgte. Einer der wichtigsten Abschnitte ist in dieser Beziehung der von der Inquisition, welche der Verfasser als einen königlichen, nur mit geistlichen Waffen ausgerüsteten Gerichtshof darstellt, weil alle Inquisitoren königliche Beamte gewesen, vom Könige allein eingesetzt und entlassen worden seyen, weil aller Vortheil von den Konfiskationen dieses Gerichtes dem Könige anheimgefallen und dadurch erst recht eigentlich der Staat der spanischen Könige als unbeschränkter Herren, vor deren Inquisitionstribunal sich kein Grande, kein Erzbischof befreyt halten durfte, vollendet worden sey. Wenn bey diesem Streben des Königes nach völliger Unterdrückung aller Stände seiner Unterthanen einzelne Provinzen, wie Sicilien und Mailand, noch mehr aber die Niederlande, einen kräftigen Widerstand leisteten, und nur Kastilien, Aragonien und Neapel in größere Botmäßigkeit gebracht werden konnten; so wurde zugleich der eigentliche Grund zur Zerstörung der Macht und der Wohlfahrt jener Reiche durch das furchtbare Finanzsystem gelegt, dessen wesentlichste Züge der Verfasser entwickelt hat. Die immerwährenden Reisen und Kriege Carl's V. erforderten einen Aufwand, welchem die gewöhnlichen Abgaben nicht genügen konnten. Es wurden daher immer neue Steuern und Zölle aufgebracht, die Staatsgüter verpfändet, Anleihen auf die Staatseinkünfte gemacht, so daß einer der Hauptgründe, warum Carl die Regierung niederlegte, in der finanziellen Zerrüttung seines Reiches bestand. Philipp sezte die Forderungen seines Vaters fort, erhöhte die Zölle unglaublich, sezte eigenwillig die Staatsschulden im Werthe herab, nahm bey allen europäischen Kaufleuten Geld auf und verursachte durch seine Treulosigkeit im Bezahlen unzählige Bankerotte. Und so trieb es Philipp III. unter der Leitung Lermas in der Umgebung eines prachtvollen Hofes, wie ihn Spanien nie zuvor gesehen hatte, fort. Es wird deutlich auseinandergesezt, wie unrichtig die Meynung, daß gleich nach Entdeckung Perus ungeheure Summen nach Spanien geflossen seyen, wie im Gegentheil Karl V. den größten Theil seines Haushaltes aus den Niederlanden gezogen, und wie bey dem Kampf und nach dem Verluste der Niederlande die ärmeren, gedrückten Provinzen alle Last tragen mußten und sie später zu tragen unfähig gewesen wären, wenn nicht damals gerade größere Summen aus Amerika für Philipp II. angelangt wären.

In Nr. 2. sind zuerst kunsthistorische Notizen über Spanien enthalten, deren Beurtheilung wir der Kritik der Kunstgeschichte überlassen können. Der Verfasser hat selbst in Spanien Kunstschätze besichtigt und gesammelt. Er wirft dabey auch Blicke auf spanische Poesie und stellt namentlich die Zeit Calderons als eine gesunkene Periode der Künste dar. „Die frömmelnde Partey unserer Zeit oder die verneunzehnhundertjährigten Apostel werden es mir vielleicht nicht vergeben, daß ich Calderon in die Liste der schon vom verdorbenen Geschmack angesteckten Dichter setze; aber dennoch gehört er dahin, obgleich ihm die vielen erhabenen Schönheiten den Namen des Shakespeare seiner Nation verschafften. Allein dieses ist von so viel Wust dunkler, dogmatischer Religion umhüllt, und die Bigotterie trägt hierin so oft die Farbe des Fanatismus, daß selbst der erzkatholische Spanier seine Komödien nur sehr geläutert auf der Bühne wünscht. In Beurtheilung Calderon's scheinen die Spanier Protestanten und die Deutschen Fanatiker; denn gerade in der dunkelsten Nacht haben nordische Mystiker des Dichters glänzende Sonne gesucht und auch zu finden geglaubt. Sollte dieß nicht ein trauriger Beweis seyn, daß wir schon wieder vom wahren Wege abweichen? — Don Ignaz de Loyola's Stellvertreter könnten Auskunft darüber geben!“ (S. 102.) In dieser Stelle muß Freunden und Feinden der katholischen Poesie Calderon's die geschichtliche Notiz über das Schicksal, das die Schauspiele dessen in Spanien haben, von Bedeutung seyn. Der Verfasser zeigt sich überhaupt als einen eifrigen Protestanten; davon muß denn auch sein strenges Gericht über den Mann, dem er doch so viele erhabene Schönheiten zuerkennt, hergeleitet werden.

Was für die politische Geschichte Spaniens von besonderer Wichtigkeit ist, enthalten die mitgetheilten Dokumente, welche der Verfasser im Jahre 1816, als er aus den Bädern von Alhama, bey Granada, durch Cordova nach Madrid zurückging, in der dortigen Bibliothek verfand. Unter den Schätzen der Bibliothek war ein Band in Manuscript, von einem Major-Domo des Herzogs von Alba zusammengetragen, welcher außer den vorliegenden Dokumenten eine Menge Befehle und Briefe Philipp's II. enthielt. Der Verfasser bekam die Erlaubniß, sowohl an Ort und Stelle, als später zu Madrid, wohin der Bischof ihm das Manuscript gesendet hatte, das Dienlichste zu kopiren. In einer Einleitung zu den Dokumenten gibt er eine Schilderung des Charakters und der Regierung Karl's V. und Philipp's II., welchen lezteren er tief herabzusetzen sucht. Es zeigt sich hier eine große Verschiedenheit von dem Bilde, das Ranke von Philipp entwirft. Herr Oberst von Schepeler läßt den König nicht in religiöser Selbsttäuschung befangen seyn, sondern mit

klarem Auge des strengsten Despotismus das Religiöse und Kirchliche blos zum Werkzeug seiner politischen Plane gebrauchen. Im Verhältniß zwischen Philipp II. und Don Karlos ist der Verf. gegen Llorente, welcher den Inquisitionsprozeß des Prinzen mitgetheilt und ihm die Absicht des Vatermordes zugetraut hat, und schildert den Vater als den verstockten und herzlosen Haustyrannen, dem einige Worte des Unmuths, welche sein Sohn ausgestoßen, genügt hätten, ihn zu opfern. Mehreres ist jedoch mehr muthmaßlich als mit historischer Sicherheit behauptet; namentlich ist die Stellung und der Ruin des Staatssecretärs Perez leichthin abgemacht, ein überaus schwieriger Gegenstand, über welchen von Ranke willkommenes Licht verbreitet ist. Die Darstellung des Verfassers ist übrigens anziehend und durch die moralische Begeisterung, welche durch das Ganze weht, öfters ergreifend. Nur hätten wir ihm die vielen poetischen Unterbrechungen gerne erlassen.

Unter den historischen Dokumenten befindet sich ein Vorschlag Albas über die Ausrüstung der Flotte, wodurch Philipp das brittische Reich unterwerfen wollte. Der Bericht geht bis ins Einzelnste, und mit höchster Genauigkeit ist alles berechnet für eine Flotte von 596 Schiffen und 200 flachen Booten, auf welcher sich außer 9800 Ruderknechten und 23,000 Seeleuten eine Armee von 60,234 Mann, im Ganzen 94,000 Menschen befinden sollten. Die unüberwindliche Flotte wurde jedoch erst später nach einem kleinen Maaßstab, der auch mitgetheilt ist, ausgerüstet. Zwey beichtväterliche Briefe beschreiben den Tod Don Juan's von Oestreich in Namur und des Herzogs von Alba in Lissabon. Auch aus Philipp's II. Korrespondenz mit seinen Verwandten über Don Karlos Gefangennehmung ist Mehreres mitgetheilt. Das spanische oder italienische Original der Dokumente ist abgedruckt und eine wörtliche Uebersetzung derselben beygegeben.

13) Historische Fragmente von Macchiavelli. Aus dem Italienischen übersezt von Heinrich Leo, Professor an der Universität zu Berlin. Hannover 1828, in der Hahn'schen Buchhandlung.

Da diese Fragmente nur für den Historiker von Profession Interesse haben und das unbedeutendste Werk Macchiavellis sind, ist eine Uebersetzung vielleicht überflüßig. Der Gelehrte wird sich immer lieber an die Quelle selbst wenden. Gesezt aber auch, eine Uebersetzung wäre nützlich, vielleicht gar nothwendig, so müßte sie nicht so schülerhaft seyn, wie die vorliegende. Ist es auch nicht ganz leicht, den Macchiavelli zu übersetzen, theils wegen seines nervosen Styls, theils wegen seiner langen und verwickelten Perioden, so hätten doch Fehler, wie folgende, leicht genug vermieden werden können.

S. 11. „Sie leisteten den Eid, aus Furcht, daß die Florentiner **nicht** dagegen einkommen möchten." Im Italienischen steht zwar, che i Fiorentini non protestassero, allein jeder Schüler weiß, daß nur die romanischen Sprachen bey Zeitwörtern, welche Furcht, Zweifel ꝛc. ausdrücken, die Verneinungspartikel folgen lassen, niemals aber die deutsche Sprache.

S. 15. „Als nun das Heerlager der Florentiner kam." Es heißt zwar im Italienischen il campo, aber dieser Sprachgebrauch ist nicht auf unsre Sprache anzuwenden.

S. 141. „Als man das in Sold nehmen des Orsini sah." Wie alt ist der Knabe, der das übersezt hat?

S. 178. „So unwürdigen Ausgang seines Lebens und seiner Redlichkeit nahm Franz Valori." Im Italienischen heißt es: Ebbe Francesco Valori questo fine indegno della vita e della bontà sua, d. h. er starb auf eine Weise, wie sie sein rühmliches Leben und sein Edelsinn nicht verdient hatten.

S. 23. battero la terra „den Ort in Gehorsam halten," aber battere heißt beschießen.

S. 100. occuparono, „bezahlen," statt besetzen.

S. 127. „Die fallende Sucht war vorzüglich an dem Tode des Königs von Frankreich Schuld." Im Original heißt es: er fürchtete sich sehr davor.

S. 132. „In Rom ward Rechnung darüber gehalten." Im Original: In Rom erhielt man Kunde davon.

Während der Herr Verfasser sonst Wort für Wort mit radebrechender Treue übersezt, hat er doch Seite 80 eine ganze Stelle ausgelassen. Nämlich nach den Worten: „wie ihre Absicht war," folgen im Italienischen folgende Sätze, die wir hier dem Herrn Professor vorübersetzen wollen: In diesen Zeiten starb im Königreich Neapel Camillo Vitelli. Um den Florentinern ihren guten Ruf zu rauben, und um ihnen die öffentliche Theilnahme zu entziehen, welche ihnen ihre Leiden verschafft hatten, streuten die Venetianer das Gerücht aus, daß wir auf jede Art die Türken gegen sie und die Christenheit aufhezten.

Nach diesen Proben scheint es unmöglich, daß ein Professor in Berlin das Buch selbst übersezt habe. Wir hoffen, er hat es durch irgend einen literarischen Handlanger übersetzen lassen und nur die Korrektur vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

N°. 87.

Literatur-Blatt.

Freitag, 30. Oktober 1829.

Geschichte und Politik.

(Beschluß.)

14) Sammlung kleiner Schriften, meist historischen oder politischen Inhalts, von Dr. Carl v. Rotteck. Erster und zweyter Band. Stuttgart, Gebrüder Franckh, 1829.

Herr von Rotteck ist ein Geschichtslehrer, wie ihn die heutige Zeit verlangt, denn er verbindet mit einer festen patriotisch-konstitutionellen Gesinnung zugleich das seltene Talent, die Geschichte auf eine populäre Weise zu behandeln. Ueberall strebt er, die Lehren der Vergangenheit auf die Gegenwart anzuwenden, sie allen gleich faßlich darzustellen, sie so fruchtbar als möglich zu machen. Die Untersuchung dunkler Nebenpartbien der Geschichte gilt ihm weniger, als die rechte Verständigung und Würdigung der Hauptpartbieen. Mit einem Wort, er ist ein praktischer Geschichtslehrer. Was kann man besseres zu seinem Lobe sagen?

Der erste Band seiner kleinen Schriften enthält historische Skizzen, die früher schon in Jakobis Iris abgedruckt sind, und einige akademische Gedächtnißreden. Die erstern erinnern an die Periode, die derjenigen der historischen Romane vorherging. Ehe man die Geschichtsstoffe förmlich zu romanisiren wagte, liebte man die historischen Skizzen, in denen irgend ein interessanter Charakter oder eine interessante Begebenheit der wirklichen Geschichte zwar künstlerisch wie in einem Gemälde, aber doch treu abgeschildert wurde. Es wäre zu wünschen, daß die historischen Romantiker von dieser Treue nicht so gar weit abgewichen wären, denn in den meisten Fällen ersetzen die Erfindungen des Dichters die Poesie der wirklichen Geschichte nicht. Zu den besten historischen Gemälden jener Art gehören die vorliegenden, einst eine Zierde der beliebten Jakobischen Zeitschrift: Johanna I., Königin von Neapel; das Haus Ali; die Eroberung Konstantinopels durch die Türken; Andreas Doria; Grimoald, der Longobarden König; Athenais; Alexander der Große; Attila; Alba; Marcus Antonius; Bayard; die Bartholomäusnacht; die Bastille.

Der zweyte Band enthält staatswissenschaftliche Abhandlungen: über den Begriff und die Natur der Gesellschaft — über den Streit idealer Politik mit historisch begründeten Verhältnissen — über Landstände — über stehende Heere und Nationalmiliz ꝛc. Diese wichtigen und besonders für unsere Zeit wichtigen Gegenstände behandelt Herr von Rotteck mit dem Geist, den nicht etwa gewandte Sophistenkunst, sondern den strenges Wahrheits- und Rechtsgefühl eingeben. Dieser würdige Politiker besitzt den Takt der Gesinnung, den die künstlichste Philosophie und der blendendste Witz nie erreichen, nie besiegen können. Dieser Takt führt ihn sicher zwischen der Skylla der theoretischen Phantasterey, Systemmacherey, Ideologie, und der Charybdis der politischen Philisterey, Spießbürgerey und Stabilität hindurch. Natürlicherweise ist es das konstitutionelle Staatsleben, das er rechts gegen Ultraismus, links gegen Revolutionismus verficht. Nur im konstitutionellen Leben ist die Idee und Wirklichkeit, Freyheit und Nothwendigkeit, Talent und Bedürfniß, Einzelwille und Gesammtwille ausgeglichen. Hier oder nirgends findet ein Recht statt, weil es nur hier der Pflicht das Gleichgewicht hält. Alle andern Staatsgrundsätze und Staatsformen sind nur Abweichungen zur Rechten und Linken, hier allein ist die Mitte, in der alle politischen Kräfte temperirt und in Harmonie gebracht werden. Eben darum aber ist der konstitutionelle Repräsentativstaat auch der am meisten praktische, ausführbare, naturgemäße und dauernde; der Staat, zu dem im Verfolge der Zeit alle andern übergehn müssen. — Ist es nicht zu bedauern, daß unsere Schriftsteller diese einfache Wahrheit, die Erfahrung und Vernunft gleich laut predigen, noch immer so häufig verkennen und verschleyern? daß die Talente, anstatt sich zur Behauptung dieser Wahrheit zu koncentriren, sich immer noch nach allen Seiten hin zersplittern, um hier von den todten Formen des Mittelalters, dort von dem vorübergefahrnen Gespenst der französischen Revolution, hier von Rom und Griechenland, dort von der stillen Perückenzeit der Achtzigerjahre zu

träumen? und daß man das konstitutionelle Leben so oft nur wie eine Modesache behandelt, die jezt schon wieder vorübergeht; daß man, weil einige Ständeverhandlungen, weil einige konstitutionelle Schriftsteller langweilig sind, sofort das ganze konstitutionelle System langweilig findet, und sich sogar etwas darauf zu Gute thut, darüber zu witzeln? — Unsre Schriftsteller theilen noch zu wenig den Ernst der neuen Zeit, spielen noch zu viel in den philosophisch-ästhetischen Illusionen der vergangenen Zeit, und stehn im Ganzen noch sehr tief unter den, auf ihre Nationen so einflußreichen französischen und englischen Schriftstellern, obgleich sie sie in einzelnen, namentlich philosophischen und belletristischen Richtungen, übertreffen.

15) Schriften der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtekunde zu Freyburg im Breisgau. Erster Band. Freyburg, in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung. 1828.

Diese Gesellschaft, an deren Spitze Herr von Rotteck steht, hat sich erst kürzlich organisirt und bereits durch manchen interessanten Beytrag zur Geschichtsforschung verdient gemacht. Der vorliegende erste Band ihrer gesammelten Schriften enthält ihre Statuten, die Eröffnungsrede von Herrn von Rotteck, und zwölf historische Abhandlungen, größtentheils von Lehrern der Freyburger Hochschule. Am interessantesten ist der Aufsatz über Berthold Schwarz von Dr. Heinrich Schreiber, worin Freyburg als die Wiege der Feuerwaffe dargestellt wird; ein detaillirtes Gemälde der Konstanzer Kirchenversammlung von Oberamtmann Walchner, worin besonders auf Leben und Sitten jener Zeit in dieser Stadt Rücksicht genommen ist; Biographisches von Erwin von Steinbach, Felix Malleolus, Julius Cäsar Vanini und Posselt; Beyträge zur Geschichte der Türkenkriege, des Maltheser-Ordens und des heiligen Landes und Grabes von Dr. Leichtlen, mit sehr vielen interessanten Urkunden.

16) Urkundenbuch der Stadt Freyburg im Breisgau, herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Zwey Bände. Freyburg, in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung. 1828, 1829.

Eine äußerst umfassende und reichhaltige Sammlung aller auf die Geschichte Freyburgs bezüglicher Urkunden von den ältesten Zeiten an; natürlich kein Lesebuch zur Unterhaltung, aber als Quelle für die Kenntniß nicht blos der Geschichte, sondern auch der Sitten, von großem Werthe. Erst wenn in ganz Deutschland auf diese Weise die urkundlichen Geschichtsquellen gesammelt und zur Uebersicht gebracht werden, wird eine Geschichte Deutschlands möglich werden. Jezt gehört sie noch immer unter die frommen Wünsche.

17) Geschichte des Thurgaus von J. A. Puppikofer, Diakon an der evang. Pfarrgemeinde zu Bischofzell. Erste Hälfte, von der Urzeit bis zum Jahr 1499. Mit Urkunden und Nachweisungen. Bischofzell, bey dem Verfasser, und Zürich in der Trachsler'schen Buch- und Kunsthandlung. 1828.

Die Schweiz hat an Specialgeschichten ihrer einzelnen Gaue und Städte einen größern Reichthum als irgend ein anderes Land, wovon ohne Zweifel die politische Selbstständigkeit derselben die Ursache ist. Als Muster leuchtet allen diesen kleinen Staaten-Monographien das vortreffliche Werk des Herrn von Arx über St. Gallen voran, das auch Herr Puppikofer bey seiner Geschichte des benachbarten Thurgaus vor Augen gehabt hat. Ueber den Nutzen solcher Werke ist wohl nur eine Stimme. Die Urkunden einer bestimmten Gegend geben nicht blos über die an sich vielleicht uninteressante Geschichte dieser Gegend Aufschluß, sondern auch über allgemeine politische, religiöse und sittliche Verhältnisse, die das ganze Zeitalter betreffen. Der Verfasser hat die Gründlichkeit seines Quellenstudiums durch die große Zahl der beygedruckten Urkunden dokumentirt, und in seinen kritischen Nachweisungen manchen Fehler früherer schweizerischer Geschichtschreiber, sogar Johannes Müllers, berichtigt. Der Text der Geschichte selbst ist interessant, weil das Thurgau, obgleich es nicht die erste Rolle in der Schweizergeschichte spielt, doch durch seine Lage in alle großen Begebenheiten verwickelt wurde, die in der östlichen Schweiz und am Bodensee sich ereigneten.

18) Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII Freystaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft. Neue Folge. Erster Band 1827, zweyter Band, 1828, Aarau, bey J. J. Christen.

Auch dieses Werk ist der schweizerischen Specialgeschichte gewidmet und enthält theils alte, bisher ungedruckte, Urkunden und seltne Manuscripte, theils kritische Forschungen. Die Herausgeber haben noch unter dem Titel: Jahreschronik, die neuesten Verhandlungen der Tagsatzung und unter dem Titel: Literatur, Rezensionen nur auf die Schweizergeschichte bezüglicher Werke dazu gegeben. Früher erschienen schon vier Bände der Helvetia im Verlag der Geßner'schen Buchhandlung in Zürich, worin sich gar manches Interessante findet. Es ist löblich, daß man das patriotische Unternehmen erneuert hat. Auch die vorlie-

genden zwey neuern Bände sind reich an schätzbaren Dokumenten und kritischen Nachweisungen. Von besonderem Interesse scheinen: die Geschichte der Eidgenossenschaft von 1707 — 1712, von Meyer von Schauensee; die Geschichte von Genf von 1589 — 1603 von Schuler; die bisher ungedruckte Fortsetzung der berühmten Chronik von Tschudy; viele Zürcher Urkunden aus der Zeit des berühmten Bürgermeisters Waldmann; der goldne Bund von 1586; über die Berner Verschwörung im Jahr 1749; der Krebsgang, ein satyrisches Gedicht auf den Genferkrieg im Jahr 1589. Unter den Kritiken zeichnet sich die aus, die zu den Briefen des Herrn von Bonstetten an Matthisson boshafte Randglossen macht.

19) Die Pariser Bluthochzeit, von Dr. Ludwig Wachler. Zweyte berichtigte und vermehrte Auflage. Leipzig 1828, bey A. Barth.

Ueber die erste Auflage wurde schon in Nr. 96 dieser Blätter von 1826 ausführlicher gesprochen. Die zweyte beweist, daß der Verfasser seinen Zweck erreicht hat. Er hielt es nämlich für heilsam, in neuern Zeiten wieder auf jene berüchtigte Menschenschlächterey aufmerksam zu machen, da es zur Taktik der neuen Jesuitenfreunde und Romantiker gehört, sie mit Stillschweigen zu übergehn und nur die durch Protestanten begangenen Greuel der Reformation in den grellsten Farben zu schildern. Auch Friedrich von Schlegel hat in seiner Philosophie der Geschichte diese Unterlassungssünde begangen, und es ist gerecht und billig, dieß zu rügen.

20) Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürgerschulen und die mittlern Klassen der Gymnasien. Von Friedrich Nösselt. Zwey Theile. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1827.

21) Kleine Weltgeschichte für Bürgerschulen von Nösselt. Ebendaselbst.

Das zweyte kleinere Werk ist ein Auszug des erstern. Beyde zeichnen sich unter den vielen Schulbüchern dieser Art vortheilhaft aus. Die Anordnung ist sehr übersichtlich. Alle Hauptsachen sind groß, die Nebensachen klein gedruckt. Die Sprache ist klar, fließend und ohne alle Ziererey (was bey so populären Schriften gewiß ein seltner Fall ist). Mit Recht hat der Verfasser überall einen moralischen Gesichtspunkt festgehalten, und dennoch alles unnütze Raisonnement vermieden. Endlich hat er sehr wohl gethan, der deutschen Geschichte, und namentlich der neuern, den größten Raum zu widmen. Ich finde an diesem in jeder andern Hinsicht sehr zweckmäßigen und wohlgelungenen Werke nur hin und wieder den allzuprotestantischen Ton zu tadeln, der es für Katholiken unbrauchbar macht.

22) Chronologisches Handbuch der Weltgeschichte von Dr. Rauschnick. Erfurt, in der Keyser'schen Buchhandlung, 1828.

Dieß Buch ist nicht zum Lesen, nur zum Nachschlagen, da es die ganze Weltgeschichte nur in tabellarischer Uebersicht nach der Zeitfolge enthält. Es muß gelobt werden, daß der Verfasser die Geschichte jeder Nation, und wieder die Kirchen- und Literargeschichte besonders behandelt hat, sonst würde ein gar zu großes Durcheinander entstehn. Löblich ist auch das genaue Namenregister am Schluß, wodurch das Buch wirklich recht brauchbar wird. Wie aber der Verfasser auf den wunderlichen und altmodischen Gedanken gerathen konnte, mit dem Jahr 3984 vor Christo, als dem Jahre der Weltschöpfung, anzufangen, ist schwer zu begreifen, da bekanntlich die Menschheit, gleich einem Findelkinde, nicht genau weiß, wie alt sie ist.

23) Allgemeine Hauschronik der Deutschen. Verfaßt zur Lehr' und Lust für Leser aller Stände von Dr. Rauschnick. Erste Abtheilung. Leipzig 1828. Verlag von J. A. Barth.

Diese erste Abtheilung, ein starker Band, geht nur bis zum Vertrag von Verdun. Das ist viel zu weit ausgeholt. Alle Stände, d. h. hier der niedre Bürger- und Bauerustand, wollen in heutiger Zeit kürzer abgefertigt werden. Ich gestehe, daß ich populäre Schriften dieser Art, die sich mit affektirter Naivetät zum einfältigen Volkstone herablassen, nicht ausstehn kann, daß mich Ueberschriften, „wie der Held Herrmann sein deutsches Vaterland befreyet hat" ꝛc. ärgern, daß die Pedanterey, mit der so oft, wie auch hier, die Tugendsamkeit der alten Deutschen herausgestrichen wird, mir höchst abgeschmackt vorkommt. Man rede klar und verständlich zum Volk, und es wird hören. Nimmt man aber den salbungsvollen Ton, die schlecht nachgeäffte Sprache der Lutherischen Bibel an, so glaubt heutzutage gewiß jeder vernünftige Handwerker und Bauer, man will ihn damit nur verspotten und bethören. Und wozu das übertriebne Lob der alten Germanen, da es ja genug ist, nur gerecht gegen sie zu seyn. Es ist eine Lüge, daß die Abgötterey der alten Deutschen nicht so schmutzig und albern gewesen sey, als die der Griechen (S. 14). Man lese nur die Edda. Wie kann man solche eitle Dinge in die Welt schreiben!

24) Lehrbuch der deutschen Geschichte für Schulen, von Dr. L. Boclo. Hannover 1828. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Ein kürzeres und besseres Buch. Alles ist hier übersichtlich und gedrängt, gut geordnet, klar und einfach geschrieben. Der Verf. gibt überall nur die reinen Thatsachen an, und unterläßt jedes Raisonnement selbst da, wo es vielleicht mancher verlangen würde. Für ein Lesebuch ist diese Geschichte wohl zu sehr zusammengedrängt, doch ist es als Handbuch für den Lehrer, der ausführlichere mündliche Vorträge daran knüpft, und für alle, welche das Wichtigste der deutschen Geschichte in einer kurzen Uebersicht haben wollen, sehr brauchbar.

Schließlich sey noch einer kleinen Schrift erwähnt:

25) Klio. Fragmente über Geschichte oder geschichtliche Darstellung, vom (von) Dr. Söltl. Nürnberg, bey Joh. Adam Stein. 1828.

Der Verf. eifert darin gegen den schlechten Styl der neuern, besonders deutschen Geschichtschreiber, und wer muß nicht gestehn, daß dieser Eifer sehr gerecht ist. Es ist wahr, der historische Styl, und was dazu gehört, die ganze Einkleidung und Darstellungsweise geschichtlicher Gegenstände, ist noch sehr unvollkommen. Die meisten Werke gleichen nur Studien und Vorarbeiten, nur sehr wenige vollendeten Kunstwerken. Der Verf. verlangt nun, die Geschichtschreiber sollen wie die Dichter verfahren, und auf die Form so viel Sorgfalt wenden, als auf den Sachinhalt; die Geschichte solle nicht blos wie eine Wissenschaft, sondern auch wie eine Kunst behandelt werden. Dieß mögen sich in der That alle die gesagt seyn lassen, die in der Trockenheit, Weitschweifigkeit und Steifigkeit den Ruhm der strengsten Gelehrsamkeit suchen, und die Grazien auch da verschmähen, wo sie sehr wohl im Gefolge der Geschichtsmuse auftreten könnten und sollten. Nur möchte der Grundsatz des Herrn Söltl auf der andern Seite zum entgegengesetzten Extrem führen, zu dem ohnehin der historische Roman schon so sehr hinneigt. Die ästhetische Sorge für das schöne Gewand könnte der wissenschaftlichen Wahrheit der Geschichte leicht nachtheilig werden, und bey der Geschichte ist und bleibt Belehrung, nicht Genuß, die Hauptsache. Ueberdieß liegt es wohl nicht am Mangel an Talent bey unsern Geschichtsforschern, wenn sie nicht schön schreiben, sondern vielmehr am gegenwärtigen Zustand der historischen Wissenschaften überhaupt. Noch sind die großen Vorarbeiten, die uns die Geschichte, namentlich die vaterländische, bis zur durchsichtigsten Klarheit bringen sollen, nicht vollendet. Noch sind die allgemeinen religiösen, philosophischen, politischen Gesichtspunkte, aus denen man die Geschichte in unsrer gährenden Zeit von so vielen Seiten her betrachtet, nicht auf den einzigen zurückgebracht, der alle ausgleicht und versöhnt. Unter diesen Umständen kömmt das löbliche Streben, die Wissenschaft zur Kunst zu steigern, noch ein wenig zu früh.

W. M.

Taschenbücher auf 1830.

7) Carnevalsalmanach.

(Herausgegeben von G. W. Schießler. Erster Jahrgang, mit Kupfern, Tanztouren und Musik. Prag, bey C. W. Enders.) Auch wieder etwas Neues! Da in jüngster Zeit die Carnevalslustbarkeiten wieder stark in die Mode gekommen sind, so ist der Gedanke, den Liebhabern derselben einen Almanach in die Hände zu spielen, der blos vom Carneval handelt, nicht unglücklich; doch ist zu fürchten, daß der Stoff gar bald erschöpft seyn möchte. Wir erhalten hier eine recht interessante Geschichte des Carneval von den ältesten Zeiten an, allerley Gelegenheitsgedichte auf das Carneval, Beschreibungen des Carneval, Novellen, worin Masken und Redouten die Hauptrolle spielen, Carnevalsromanzen, Faschingsspäße, Fastnachtsanekdoten; Maskentanztouren ꝛc. Diese beständige Wiederholung eines Themas ist schon in dem vorliegenden Almanach ein wenig einförmig, und es dürfte für die folgenden Jahrgänge in der poetischen Beziehung nicht viel Neues übrig bleiben, desto mehr aber in der malerischen. Masken will man sehen, die Beschreibung reicht nicht aus. Gute Kupferstiche würden daher dem Almanach ein weit größeres Interesse verleihen. Die hier uns vorliegenden illuminirten Charaktermasken sind, wie das schwarze Titelkupfer, höchst schlecht, und nur die Vignetten auf dem äußern Umschlage sind geistvoll erfunden und artig ausgeführt. Statt der modernen, ziemlich trivialen Charaktermasken hätte der Herausgeber die alten italienischen Masken dem Taschenbuch voranschicken sollen. Sie sind dem Publikum noch keineswegs bekannt genug, und enthalten die Grundtypen der ganzen Maskenwelt. An sie hätten sich denn wohl moderne, allegorische Masken anschließen dürfen, aber sie hätten weniger abgeschmackt seyn müssen, als die vorliegenden. Ein Harlekin, ein Pierrot, ein Pantalon, ein Charlatan ergötzt jedermann, aber eine Allegorie des Sommers, des Winters, des Kalenders ꝛc. ist gar zu frostig.

Nº. 88.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 3. November 1829.

Die Leipziger Büchermesse im Herbst 1829.

Die Vermuthung, die wir schon bey unserm Bericht über den Oster-Meßkatalog aussprachen, hat sich bestätigt. Das Jahr 1829 ist an Büchern nicht so fruchtbar gewesen, wie das Jahr 1828. Der dießjährige Michaelis-Meßkatalog zählt im Ganzen 3181 Artikel. Rechnen wir davon 82 Landcharten, 31 Musikwerke, 7 Spiele, 270 fremde Commissionsartikel und 348 Werke ab, die erst als künftig erscheinend angezeigt sind, so bleiben 2443 eigentliche Bücher übrig, die wirklich fertig geworden und im deutschen Verlag erschienen sind. Zu Ostern erschienen dergleichen 2871, also im ganzen Jahrgang 1829 deren 5314. Nun brachte aber das vorige Jahr 5654, mithin 340 mehr als das laufende Jahr.

Im Jahr 1816 erschienen zum ersten Mal in Deutschland mehr als 3000 fertig gewordene Bücher (nämlich 3197); 1822 zum ersten Mal über 4000 (4283); 1827 zum ersten Mal über 5000 (5108). Im vorigen Jahr stieg die Zahl bis auf 5654, im gegenwärtigen sank sie wieder auf 5314.

Leider ist die Berechnung nicht ganz zuverläßig, da die Meßkataloge noch immer nicht streng und pünktlich genug angeordnet sind. Wir halten uns für verpflichtet, immer von neuem darüber zu klagen, denn es ist eine Schande für den deutschen Buchhandel, daß hierin nicht systematischer und genauer verfahren wird. Besonders machen wir dießmal auf die sehr gegründete Klage aufmerksam, welche der Herausgeber des Meßkatalogs selbst erhebt, daß nämlich manche Verlagshandlungen die Titel ihrer Werke erst lange nach dem Erscheinen derselben in den Katalog einsenden, daher man häufig einen Verleger in dem einen Katalog gar nicht, und im andern mit einer ungeheuern Masse von Artikeln genannt findet. Noch vor Kurzem hatten wir gerade über das Gegentheil zu klagen, nämlich über die voreilige Anzeige von Werken, die erst lange nachher oder gar nicht erscheinen. Auch ist uns ein Fehler aufgefallen, den der Herausgeber des Meßkatalogs selbst hätte vermeiden können, nämlich die doppelte Anzeige von Frasers und Oliviers Reisen, die erst Seite 317 und dann wieder Seite 285 und 383 vorkommen.

Unter den 2443 fertig gewordenen Büchern der dießjährigen Herbstmesse zählen wir 387 religiöse, 182 juridisch-politische, 227 historische und archäologische, 304 physikalische und medizinische, 568 technologische und Gewerbschriften, 125 Romane und 17 dramatische Werke. Den Rest bilden außer einigen lyrischen und epischen Werken, Taschenbüchern und philosophischen Werken vorzüglich Erziehungs- und Jugendschriften. Im Ganzen erhellt, daß die Natur- und Gewerbwissenschaften überwiegen.

Unter den religiösen Schriften zeichnen wir aus: Sailers sämmtliche Werke, Krugs gesammelte Schriften, neue Auflagen von Schleyermachers Monologen, Tzschirners Predigten, Tholuks Lehre von der Sünde, die Fortsetzung von Neanders Religionsgeschichte, und von der Tafelschen Uebersetzung der Werke Schwedenborgs, eine Uebersetzung von Benjamin Constant „die Religion nach ihren Quellen,“ und mehrere Schriften für und wider den Rationalismus.

In der philosophischen Literatur zeigt sich immer mehr das Ueberhandnehmen des encyklopädischen Verfahrens. Es erscheinen fast keine Systeme mehr, aber desto häufiger Geschichten der Philosophie; dießmal z. B. von Ast, die Fortsetzung der Geschichte der Philosophie von Rixner, und die fünfte Auflage der von Tennemann, ferner ein Supplementband zu Krugs philosophischem Lexikon. Auch sind die lezten philosophischen Vorlesungen, die der verstorbene Friedrich von Schlegel in Dresden gehalten hat, angekündigt.

Unter den Schriften politischen Inhalts bemerken wir die neue Folge der Politischen Annalen unter der Redaktion des Hofrath von Rotteck in Freyburg, Ferbers Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zustandes der preußischen Monarchie, den zweyten Theil von Malchus Finanzwissenschaft, Hallams Geschichte der Konstitution in England, Zachariäs Regierungslehre, ein politisches

Taschenbuch von dem übel berüchtigten Witt, und Streifzüge des nobilitirten Herrn Pfeilschifter.

Die historische Literatur bietet wieder manches Interessante dar: den fünften Theil der osmanischen Geschichte von Jos. von Hammer, den vierten und fünften von Mailaths Geschichte der Magyaren, den vierten von Kortums Entstehungsgeschichte der freystädtischen Bünde im Mittelalter, den dritten von Wallensteins Briefwechsel, die zweyte Auflage von Hüllmanns Ursprung der Stände, Oechslis Geschichte des Bauernkriegs, Uebersetzungen von Oberst Gustavsons Memorial, von Crawfords Werken über Ostindien, von Mortonvals Vendéekriegen, von Segurs Geschichte Rußlands, zwey Geschichten des russischen Feldzugs im Jahr 1828 von Iwanitschew und Witzleben, und mehrere Schriften über Englands Handelspolitik, Getraidehandel, Wollhandel ꝛc. Versprochen werden noch: Mendozas Geschichte der Empörung der Mauren in Granada, der zweyte Theil der zweyten Auflage von Niebuhrs römischer Geschichte, der sechste, siebente und achte Theil von Thibaudeaus großem Werk über Napoleon und Panses Geschichte des preußischen Staats. Unter den Biographien bemerken wir mehrere des jüngstverstorbnen und des gegenwärtigen Papsts, Mendelsohns (dessen Jubelfeyer in das laufende Jahr fiel), Müllners, der in diesem Jahre starb; auch eine des Philosophen Lambert.

Unter den zahlreichen naturwissenschaftlichen Werken wollen wir einige notiren: eine Uebersetzung von Cuviers Geschichte der Naturwissenschaften, und von Cuviers Umwälzungen der Erdrinde, der zweyte Theil von Kastners Meteorologie, eine zweyte Auflage von Okens Naturphilosophie, Thaers sämmtliche Werke. Unter den Reisen: die Reise von Duden im westlichen Nordamerika, von Hall in Nordamerika, von Pauke in Paraguai, von Ebner in Südafrika, von Olivier in den niederländischen Inseln, von Fraser in Chorasan, von Ledebour im Altaigebirge. Versprochen ist der zweyte Theil von Bröndstedts Reisen und Untersuchungen in Griechenland.

Für die schönen Wissenschaften und Künste erhalten wir zunächst an Alterthümern: Legis Fundgruben des alten Nordens, Legis Alfuna, Graffs Diutiska, W. Grimms deutsche Heldensage, Wolffs Sammlung historischer Volkslieder der Deutschen, Hurwitz Sagen der Hebräer, Wilh. Müllers italienische Volkslieder (vollendet von Wolff), Langenhaus Blumenlese aus den klassischen spanischen Dichtern des Mittelalters, der Roman von Fierabras, Lanzis Geschichte der Malerey in Italien, Quandts Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und Kunst. Die Gesammtausgaben von Goethe, Herder, Tieck, Börne, Ulrich Hegner werden fortgesetzt, und Dr. Adrian kündigt eine neue Uebersetzung der sämmtlichen Werke Byrons an. Von Schillers und Goethes Briefwechsel erscheint der fünfte, von Jean Pauls Briefwechsel mit Christian Otto der dritte, von Voß's Briefwechsel der zweyte Band. Uebersezt werden Thomas Moores Nalla Rokh, Polloks Lauf der Zeit, Berangers Gedichte. — Unter den neuen einzelnen Produkten der deutschen Dichtkunst bemerken wir nicht weniger als sieben epische Gedichte, sämmtlich von wenig oder gar nicht bekannten Dichtern: Fröbing, Heidelberg, Klemm, Könitzer, Lallenius, Langenschwarz, Lindenhahn. Unter den lyrischen Gedichten haben wir mit großem Vergnügen die zweyte Auflage der Gedichte des Königs Ludwig von Bayern und die vierte der Gedichte von Ludwig Uhland gefunden. Hieher gehört auch der zweyte lyrische Theil von Follens Bildersaal. Die übrigen lyrischen Gedichte tragen größtentheils unbekannte neue Namen auf der Stirn. Das dramatische Fach ist dießmal am ärmlichsten bedacht worden. Wir finden nur siebzehn Schauspiele angezeigt, darunter ein neues Trauerspiel von Raupach, die Tochter der Luft, und Auffenbergs Alhambra; außerdem Lustspiele von Angely, C. Blum, Castelli, Kurländer. Houwald kündigt ein neues dramatisches Produkt, die Seeräuber, an, und Grabbe den zweyten Theil seiner Hohenstauffen. Die Romanliteratur ist verhältnißmäßig noch ganz so ergiebig geblieben, wie sonst. Noch immer sind die Uebersetzungen von Scott, Irving, Cooper an der Tagesordnung. Etwas sehr Ausgezeichnetes ist uns unter den Romanen nicht aufgefallen, es müßte denn der Roman von De Wette, Heinrich Melchthal, seyn. Tieck kündigt wieder den zweyten Theil seines Cevennenkriegs an, aber der ist schon mehr als ein halb Dutzendmal im Meßkatalog gestanden, und doch nie erschienen. Außerdem findet das leselustige Publikum hier neue Zufuhr in Menge, von Damen und Herrn. Unter den Damen nennen wir: Helmina von Chezy, Regina Frohberg, Wilhelmine von Gersdorf, Henriette Hanke, Elise von Hohenhausen, Therese Huber, Friederike Lohmann, Sophie May, Amalie Schoppe, Fanny Tarnow; unter den Herrn: Belani, Bronikowsky, Bührlen, Harrys, Herloßsohn, Laun, Leibrock, Rellstab, Adolf von Schaden, Gustav Schilling, Starklof und Weisflog. W. M.

Geschichtschreibung.

Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Ludwig Meyer von Knonau, Rathsherrn in Zürich. Zwey Bände. Zürich, bey Orell, Füßli und Komp. 1826 und 1829. 534 und 816 S. 8.

Mit dem jüngsthin ausgegebenen zweyten Bande ist dieses Werk schweizerischer Geschichtschreibung vollendet,

das unter der großen Zahl seiner Mitwerber, zumal der neuesten Zeit, eine ausgezeichnet ruhmwürdige Stelle einnimmt, vorzüglich wegen seiner treuen und sorgfältigen Bearbeitung des der schweizerischen Staatsumwälzung vorangehenden Zeitraums, dieser selbst und ihrer Ergebnisse bis zum Bundesvertrag der 22 Kantone im J. 1815, mit welchen ungefähr das Geschichtbuch seinen Schluß erreicht. Der als Staatsmann und Magistrat durch vaterländische Gesinnung und lebhaftes Gefühl für Wahrheit und Recht ehrwürdige Verfasser, ist als gründlicher und scharfsinniger Geschichtschreiber längst rühmlich bekannt, und er hat in diesen zwey Bänden die Früchte vieljähriger Studien, die von Jugend an seine Muße beschäftigten, niedergelegt. Der Verf. kennt die Schwierigkeiten, die es vorzüglich in Republiken für einen Zeitgenossen und insbesondere für einen im Dienste des Staates stehenden Mann hat, nach seiner Ueberzeugung und treu Begebenheiten von dieser Art zu schildern, während daß viele der Handelnden jezt noch leben, und in ausgebreiteter Wirksamkeit stehend, mit ihm in naher Berührung sich befinden, auch ein zahlreiches bedeutendes Publikum durch jene Aeußerungen betroffen wird. Allein seinem Ziele bereits sich nähernd, soll er nur darauf achten, wie er, zwar weit entfernt, sein Urtheil für das einzig richtige anzusehen, vor dem Richterstuhle der Wahrheit auftrete, und wie ein entfernteres Publikum und ein nachfolgendes Geschlecht, wenn seine Stimme bis zu diesen hinreichen sollte, ihn beurtheilen werden.

Um den Hauptzweck, welchen der Verfasser sich vorsezte, zu erreichen, „in gedrängter Kürze eine möglichst vollständige, historisch-getreue Uebersicht der vaterländischen Geschichte zu liefern, und neben den größern Begebenheiten auch der mannichfachen kleinen Ereignisse zu erwähnen, welche das größere Drama durchkreuzen, damit desto leichter eingesehen werden kann, wie die einen die andern hemmten, beförderten oder sich unabhängig entwickelten,“ mußte das Handbuch eine Niederlage sehr reichhaltiger Angaben werden, die in solcher Menge nirgend anderswo gefunden werden. Der erste Band umfaßt die alte und die mittlere Geschichte, nebst der voreidgenössischen Zeit, die Periode von Gründung der Eidgenossenschaft bis auf den Zeitpunkt der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit durch die größeren europäischen Mächte. Der zweyte begreift die neuere Geschichte, und mehr denn ein Drittheil desselben ist der Darstellung der helvetischen Staatsumwälzung und ihrer Ergebnisse gewidmet. Ein angehängtes Sachregister erleichtert das Nachschlagen in einem Handbuche, das auch die kundigsten Männer stets gerne zur Seite haben werden. Allgemeine Uebersichten und politische Betrachtungen, wie die Müllerschen Geschichtbücher sie anziehend gaben, hat auch Hr. Meyer von Knonau seinen Hauptabschnitten angehängt. Wenn wir denen, welche der Geschichte unsrer Tage angehören, einige Fragmente entheben, so werden wir damit wohl am besten den Geist, der in dem Werke lebt, bezeichnen.

Wo vom Stand der nunmehrigen Schweiz im europäischen Staatensystem die Rede ist, drückt der Verfasser sich unter anderm also aus: „Durch die Beschränkung der politischen Souverainetät der Kantone hat das Bundessystem, in Vergleichung mit der alten Schweiz, an Stärke gewonnen. Einseitige Anschliessungen an feindlich wirkende ausländische Mächte sind unmöglich geworden. Feindseligkeiten zwischen einzelnen Kantonen verhütet das eidgenössische Recht. Nicht ohne Grund wird dagegen die Souverainetät der Kantone von den meisten derselben wachsam behauptet. Das kleine Uebergewicht, welches die Mediation sechs der größeren Kantone einräumte, ist durch die Uneinigkeit derselben bey dem neuen Bundesvertrage verloren gegangen. Die Größe, die Leistungen und der Grad der geistigen Bildung der Kantone werden in der Tagsatzung nicht vertreten. Sie ist daher auch nicht zu größeren Befugnissen geeignet. Der Wechsel des vorörtlichen Amtes zwischen drey Kantonen hindert den Mißbrauch des größeren Einflusses, der durch das stete Verbleiben desselben an dem nämlichen Orte und das Beysammenseyn der ersten eidgenössischen Magistrate mit den ausländischen Diplomaten unvermeidlich wäre. Um die Schweiz zu ehren, zugleich aber auch um ihrer eignen Stellvertretung ein größeres Ansehen zu geben, halten einige der höhern Mächte Botschafter und Gesandte bey den Eidgenossen. Solothurn verlor durch die Gegenwart des französischen Botschafters beynahe ganz seine Selbstständigkeit. In Luzern erzeugte der Aufenthalt fremder Gesandten und die Nachäffung ihrer Lebensweise Leichtsinn und Armuth, deren Folgen feindselige Faktionen waren. Das Bernerische Selbstgefühl, welches sich nicht sogleich beehrt oder zu Nachahmungen verpflichtet findet, wird länger, als kein anderer Kanton dieß vermöchte, dem nachtheiligen Einflusse widerstehen; aber auch dieser festere Sinn wird durch die Länge der Zeit erschüttert und geschwächt werden. Möchte es nicht bloß frommer Wunsch bleiben, daß das Wohlwollen jener Mächte sich dahin ausdehne, um ihre Gesandten vom ersten und zweyten Range in geräuschlose Residenten und Geschäftsträger zu verwandeln, wie diese aus einigen befreundeten Staaten meistens sehr willkommen sind.“ Man sieht, wie die Stimme eines schweizerischen Republikaners mit dem Begehren der, Oekonomie empfehlenden Abgeordneten der linken Seite in der französischen Deputirten-Kammer zusammentrifft; die Stimmen des einen und der andern vereinbaren sich nicht weniger für die Aufhebung des kapitulirten Kriegsdienstes.

Kräftig und inhaltschwer ist nachfolgende Stelle: „Tugend sey die Bedingung der Republiken! haben große

Namen ausgesprochen. Durch Tugend wurden Freystaaten gegründet. Zwar unterlagen, ohne ihr untreu zu werden, mehrere derselben einem harten Schicksale; aber ohne sie rettete keine ihr Daseyn. Mit tugendhaften Führern an der Spitze und fähig ihren Werth zu unterscheiden, blühete Nordamerika's Freystaat auf. Ohne solche Anführer und ohne Sinn für republikanische Tugenden fanden die Neugriechen und die vormaligen spanischen Kolonien statt Freyheit nur Gesetzlosigkeit und die leztern vollends noch zerstörenden Bürgerkrieg. Steht unserm Zeitalter der Name Tugend zu hoch: dann, Eidsgenossen! sey wenigstens Pflichttreue und frey zu seyn von groben Vorwürfen das Ziel euers Strebens, und diese Eigenschaften seyen auch die Bedingungen euers Vertrauens. Niemals ersetzen große Eigenschaften den Mangel der Rechtschaffenheit, und ohne diese ist keine sichere Bürgschaft bey demjenigen vorhanden, dem ein öffentlicher Wirkungskreis anvertraut wird. Je talentvoller der Beamte ist, desto gefährlicher wird er, wenn diese Eigenschaft ihm fehlt, und zwar um so viel mehr, je höher er steht. Seyd daher nicht gleichgültig in der Auswahl derer, denen ihr die Leitung eurer Angelegenheiten anvertraut. Sehet nicht die Uebertragung wichtiger Amtsstellen als Gefälligkeit und Versorgungen an. Wenn Popularität, verwandtschaftliche oder gesellschaftliche Verbindungen den Ausschlag geben, wenn der Fröhliche nur den Fröhlichen, der Nachsicht Bedürfende nur den Nachsichtigen wählt: dann sinkt das Loos des Staates unter dasjenige der Bande hinab, die den zum Anführer wählt, der der Entschlossenste, der Wachsamste ist, und von dem ein jeder Genosse, gleich wie die andern gehalten zu werden, erwarten darf. Fähigkeiten und die erforderlichen Kenntnisse sollen den Gewählten nie fehlen; sonst sind euere Kirchen verlassen, euere Lehrstühle verspottet, euere Behörden verachtet und euere Angelegenheiten verwahrlost. Kommt daher jedem jungen Talente entgegen; aber beobachtet aufmerksam die gewählten Beamten, und seyd immer strenger mit der Auswahl, je höher sie emporsteigen sollten. Vertraut keinem zu viel Gewalt; bildet euch keine Götzen, in welchem Fache er sey; sonst werdet ihr auch den Tüchtigsten veranlassen, daß er sich überschätze, und in Anmaßungen, Rechthaberey, Nachläßigkeit und andere ähnliche Abwege verliere." — Wäre hier Raum übrig, wir würden gerne noch andere Stellen mehr, besonders die zu Empfehlung der Oeffentlichkeit, der Preßfreyheit, der durch freye Stimme und Meynung ausgeübten besten und sichersten Controlle über Verwaltung und Beamte, hersetzen.

Epische Dichtkunst.

Die Götter Nordens. Episches Gedicht in drey Büchern. Aus dem Dänischen des A. Oehlenschläger übertragen und mit einem mythologischen Wörterbuch versehen von G. Th. Legis. Leipzig 1829, Verlag von J. A. Barth.

Der Uebersetzer wünscht, man möge dieses epische Gedicht, oder vielmehr diese Sammlung von zerstreuten, in Romanzenform dargebotenen Mythen, als ein Seitenstück zu Ovids Metamorphosen, als nordische Metamorphosen betrachten. Diesen Namen verdienen sie in der That, denn weit entfernt, ein streuges System der nordischen Götterlehre darzustellen, enthalten sie nur, gleich dem Ovidischen Werke, die oft sehr muthwilligen, und von den Dichtern mit großer Freyheit behandelten Abentheuer der Götter. Alle tieferen Glaubensideen sind hier unter Spielen des Witzes verborgen. Diese witzige Seite der alten Edda ist aber zugleich die am meisten poetische, und die, welche sich am meisten eignet, populär zu werden, ungefähr in dem Sinn, wie der *scherzende Ovid* populärer geworden ist, als der tiefere und mehr symbolische Hesiod.

Der Dichter hätte den Kreis seiner Mythen wohl noch erweitern können, doch enthält die vorliegende Sammlung sehr viel Anziehendes. Besonders interessant ist das erste, im Versmaaß der Nibelungen vorgetragene Gedicht, welches den abentheuerlichen Auszug Thors und Lokes gegen die Riesen beschreibt. Dieß ist unstreitig die geistreichste und zugleich complicirteste Sage der ganzen Edda, ein ächtes hochpoetisches Mährchen, dessen ironischer Sinn der ist: über allen Göttern waltet die noch höhere Macht des Schicksals, dem die Götter so wenig wie die Menschen trotzen können. Die übrigen Gedichte enthalten Thors Fischerey, Thors Brautfahrt, Lokes Abentheuer, Listen und Verräthereyen, Iduns Raub und Befreyung, die Sage von den Wanen, Skades Heirath, Freyrs Liebe, die Freuden in Walhall, die Sage von den Einherien, Bragas Sang am Gefion, Tyrs Abentheuer, Angirs Gastmahl, Valas Weissagung. Alle diese alten Sagen haben etwas Ausgezeichnetes, und die poetische Behandlung entspricht ihrem Charakter. Das Versmaaß ist abwechselnd, größtentheils aber entweder das der Nibelungen oder die drey- und zweyfüßige nordische Jambe.

Oehlenschläger hat schon sonst auf mannichfaltige Weise versucht, die nordische Sagenpoesie populär zu machen, besonders durch seine Trauerspiele. Gewiß aber ist die epische und Romanzenform, die auch Bischof Tegner zu diesem Zweck gewählt hat, die passendste.

N°. 89.

Literatur-Blatt.

Freitag, 6. November 1829.

Taschenbücher auf 1830.

8) Taschenbuch für Damen.

Auch dieser Jahrgang des Damentaschenbuchs zeichnet sich wieder durch seine unvergleichlichen englischen Stahlstiche aus. Es sind deren neune, gezeichnet von Stewardson, Clennell, S. Prout, Gaugain, Chisholme, Collins, Bone, Owen, Daniell, gestochen von W. Finden, Shenton, Le Keur, Robinson, Davenport, Romney, Wallis, E. Finden. Die Kunst des Stichs ist auf jedem dieser Bilder gleich sehr zu bewundern, doch vorzüglich auf dem zweyten, welches ein nächtliches Gewitter darstellt. Hier ist die Beleuchtung des nassen Erdbodens durch den Bliz unvergleichlich wahr und malerisch. Weniger gelungen ist das Wasser auf dem achten Bilde, auf welchem das berühmte Greenwich-Hospital abgebildet ist. Der Zeichnung nach verdient das kleine Mädchen mit der todten Taube auf dem Titelkupfer, der alte Erker auf dem Plaze der Johanne d'Arc zu Rouen, die verwaiste Familie, das eingeschlafene Höckerweib auf dem sechsten Bilde und die phantastische Palmgruppe auf der indischen Landschaft die ungetheilteste Bewunderung. Wie erlabt sich der Blick an diesen ächten Kunstschöpfungen, wenn er durch die Pfuschereyen unserer gewöhnlichen Almanachskupfer fast mit nichts als mit modischen und manierirten Stereotypfrazzen gemartert worden ist!

Dem Damentaschenbuch ist die Ehre zu Theil geworden, an die Spitze seiner diesjährigen poetischen Gaben folgendes Gedicht stellen zu dürfen, das durch seinen Verfasser wie durch seine Beziehung, durch seinen Inhalt, wie durch seine Form, gleich erhaben ist.

König Ludwig von Bayern
an
Rußland's Kaiser.
Im Sommer 1828.

Nikolaos, das ist der Volksbesieger,
Des Türkenvolks Besieger, der bist Du;
Dir unterliegt der moslemit'sche Tyger,
Ihn jage seiner alten Wüste zu.
Was unter ihm die Christen schon ertragen,
Das litten keine Menschen jemals noch.
Doch weg mit Klagen!
Die Schwerter schlagen,
Zerschmettern das mohametan'sche Joch.

Ein Cherub mit dem heil'gen Flammenschwerte,
Gesegneter, bist Du von Gott ernannt,
Damit dem Frevel seine Strafe werde,
Gerächt Dein lang verhöhntes Vaterland.
Verlassen ist der Erbfeind von dem Glücke,
Es schwindet Finsterniß, es siegt das Licht.
Das Reich der Tücke,
Kommt nie zurücke,
Zurücke kehrt des Korans Herrschaft nicht.

Du Edler, von dem Ewigen erkohren
Du der gebeugten Christen Schuz und Hort,
Ein Retter bist denselben Du geboren
Und Osmans Pforte bebt vor Deinem Wort.
An's Ziel! an's Ziel! so ruft der Menschheit Sehnen.
So ruft der Chor der Engel mit vereint;
Genug der Thränen,
Es ist kein Wähnen,
Gefesselt wird der Christen ew'ger Feind.

Nicht zu erobern bist Du hingezogen,
Auf Höheres gerichtet ist Dein Blick,
Doch unaufhaltbar wie des Sturmes Wogen,
So stürzet auf die Türken das Geschick.
Von ihnen hat das Antliz Gott gewendet,
Das Maaß ist voll, aus ihrer Thaten Lauf.
Du bist gesendet
Und Stambul endet,
Konstantinopel lebet wieder auf.

Die erste Erzählung, **der Freyherr**, von W. **Alexis**, schildert in sehr frischen und lebendigen Farben einige abentheuerliche, theils gräßliche, theils komische Scenen aus dem Vendéekriege. Man fängt an, je mehr und mehr die Geschichte der französischen Revolution für

die historischen Romane und Novellen zu benutzen, und auf diesem an Charakteren, Ereignissen, Kostümen unerschöpflichen Felde haben die Dichter allerdings noch eine reichliche Waide vor sich. W. Alexis hat die tragisch-komische Reise einiger verkappter und steter Todesgefahr ausgesezter Aristokraten mitten durch die Revolutionsarmee, das Fraternisiren eines Elsäßer Edelmanns mit den Sanskulotten, die demokratische Tollheit in einer kleinen französischen Stadt, das Leben im republikanischen Lager und das Leben im Lager der Vendéer mit viel Phantasie und Geschmack in ein anmuthig wechselndes Gemälde gebracht; doch paßt die darein geflochtene Familien- und Liebesgeschichte nicht recht zum Ganzen. Das Interesse, das ganz jenen Volksscenen gewidmet seyn sollte, wird zu sehr davon abgezogen und einer deutschen Baronsfamilie zugewendet, die nicht dahin gehört. Auch herrscht zu viel falscher Theaterschrecken in der Erzählung, und die Haupthelden und Heldinnen von beyden Partheyen bleiben am Ende am Leben und heirathen sich, nachdem sie verschiedene Aengste ausgestanden. Hier hätte der Dichter etwas tragischer, etwas grausamer seyn müssen. Der Vendéekrieg verlangt einen ganz tragischen Dichter.

Musica, eine Romanze von Eduard v. Schenk, zeichnet sich vorzüglich dadurch aus, daß die Form dem Inhalt auf die glücklichste Weise entspricht, denn wie der Inhalt eine Allegorie der Musik ist, so sind auch die Verse selbst die lieblichste Musik.

Es folgen Träume von Wolfgang Menzel, über die ich, als Referent und Verfasser zugleich, kein Urtheil aussprechen darf. Da ich indeß in diesen Träumen eine neue lyrische Gattung auf die Bahn gebracht habe, sey es mir erlaubt, die Idee derselben im Allgemeinen zu rechtfertigen, gleichviel ob meine Versuche dieser Idee entsprechen oder nicht. Wenn der Dichter, ausgehend von einem bestimmten Gefühl oder Gedanken, für diese das passendste Bild oder wenigstens die passendste Dekoration sucht, so werden ihm umgekehrt oft, namentlich im Traum, ohne daß er sie sucht, Bilder vorschweben, die unwillkührlich ein bestimmtes Gefühl oder einen bestimmten Gedanken in ihm erwecken, und an einem gewissen Punkte, der in der Mitte zwischen dem Bilde und dem Gefühl oder Gedanken liegt, wird ihr innigstes Zusammenfließen stets eine poetische Schönheit erzeugen, man mag nun ursprünglich vom Bild, oder vom Gefühl, oder vom Gedanken ausgegangen seyn. Indeß wird diese poetische Schönheit immer den Charakter ihres Ursprungs tragen, und wie hier die Macht der Empfindung und des Gedankens vorwaltet und das Bild gleichsam beherrscht, so wird dort, wie es in jedem poetischen Traum der Fall ist, das Bild vorwalten und das Gefühl nur anregen, den Gedanken nur ahnen lassen. Man könnte daher nicht mit Unrecht diese Traumpoesie das Mährchen der Lyrik nennen, und ihr einen bescheidenen Rang neben den übrigen lyrischen Gattungen anweisen.

Die Wahrsagung, eine Erzählung von Ludwig Robert, müht sich in einer Menge künstlicher Verwickelungen ab, ohne am Ende ein befriedigendes Resultat zu geben. Der phantasiereiche Dichter hat zu wenig Sinn für das Einfache, und für die Einheit im Mannichfaltigen. Die seltsame Weissagung, die Geschichte des Betrugs, die Geschichte der schönen Reiterin erscheinen als eben so viele Episoden, die sich wechselseitig im Wege stehen. Leicht hätte der Dichter aus dieser einen Erzählung mehrere machen können, und eine jede würde für sich mehr angesprochen haben, als in dieser allzugewaltsamen Verbindung.

Die Gedichte von Gustav Schwab sind dem Inhalt nach unbedeutender und der Form nach härter als die im Wendt'schen Musenalmanach. Ein Gedicht von Justinus Kerner, die Nähe des Todten, ist zart und liebevoll und erinnert sehr an Novalis.

Die lezte Novelle, Vergeltung von A. v. Tromlitz, fängt vortrefflich an, läßt uns aber am Schluß unbefriedigt. Sie ist ihrem wesentlichen Inhalt nach eine Nachahmung des Bastard von Spindler. Ein armer Adoptivsohn wird nach dem Tode seines Pflegevaters von dessen ächtem Sohn aus dem Hause gestoßen, kommt nach vielen Jahren zurück, findet seinen grausamen Bruder verarmt und rächt sich durch Großmuth. Der Dichter spannt den Leser bis ungefähr in die Mitte der Erzählung hinein auf eine sehr anmuthige Weise, indem er uns noch nicht errathen läßt, wer der seltsame Fremdling ist, der in das Haus des falschen Bruders kommt. Allein es hat dem Dichter nicht gefallen, die Handlung einfach mit der Großmuths- und Versöhnungsscene schließen zu lassen. Da haben noch allerley seltsame Verwicklungen eingeflochten werden müssen, welche die schöne Einfachheit der Erzählung überladen und in eine Begebenheit, die so viel Wahres und Natürliches hatte, eine Menge Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten hineinbringen. Schröder, der Adoptivsohn, der Held der Erzählung, kommt nicht allein zurück. Er bringt eine Haushälterin mit, die Tochter des Pfarrers in seiner Vaterstadt, die von seinem falschen Bruder entehrt worden ist, die nun er als seine Haushälterin mitgenommen hat, und mit der er dreyßig Jahre lang in Züchten und Ehren umhergezogen ist. Daß er sich der Maitresse des grausamen Bruders annimmt, ist edel, aber daß er als ein junger Mensch mit ihr herumzieht, ist wunderlich. Schröder kommt nun wieder im Vaterhause an und will die schöne Tochter seines falschen

Bruders heirathen. Sie liebt zwar einen jungen Sekretär, allein sie müßte nicht ein poetisches Kind des Herrn von Tromlitz seyn, wenn sie nicht aus kindlicher Liebe auf der Stelle dem Geliebten entsagen sollte. Sobald aber Schröder diesen Umstand erfährt, entsagt er seinerseits auch, und nun sollen sich die jungen Leute heirathen. Aber plötzlich fährt die Haushälterin dazwischen, denn der Sekretär ist — ihr und des falschen Bruders Sohn, folglich der Bruder seiner Braut. Nun wird das gute Mädchen wieder aus den Armen des Sekretärs in die Schröders geworfen, und sie lieben sich frischweg, als ob nichts vorgefallen wäre. Warum ist der talentvolle Erzähler nicht bey der ersten einfachen Situation der beyden Brüder stehen geblieben, warum häuft er so viele unwahrscheinliche Verwicklungen? Man bemerkt indeß den gleichen Fehler bey vielen, bey den meisten unsrer Novellendichter. In ganz verkehrtem Verhältniß werden die großen Romane einfacher, die kleinen Novellen verwickelter. Was drängt man nicht alles in den engen Raum einer Novelle zusammen, während mancher Roman sich unendlich langweilig um drey oder vier Personen und um einen einzigen Schicksalswechsel dreht!

Kirchenthum.

Bedenken aus höherm Standpunkte über die religiösen Absonderungen unserer Zeit in Bezug vornämlich auf die neuesten Ereignisse in den Kantonen Bern und Waadt, und hieraus abfließende Räthe für das kirchliche Publikum überhaupt, die kirchliche Geistlichkeit insonderheit und jede evangelische Landesobrigkeit vornämlich, von einem freysinnigen Landsmann. Zürich, bey Friedr. Schultheß. 1829. 62 S. 8.

Es ist der gelehrte Zürchersche Doktor und Professor der Theologie, Herr Johann Schultheß, der durch auffallende, in der jüngsten Zeit stattgefundene Separatisten-Vorfälle in der westlichen Schweiz sich bewogen fühlte, nochmals ein Gutachten über die dadurch angeregten staatsrechtlichen Fragen und insbesondere über die Verhältnisse der Episkopalgewalt der Landesherren in protestantischen Staaten auszustellen. Als ziemende Einleitung dafür gibt er denen eine kirchengeschichtliche Zurechtweisung, welche zu Gunsten der neuesten Trennungen dieselben mit sehr ehrenwerthen, ihrer Natur nach aber völlig verschiedenen, in vergangenen Jahrhunderten vergleichen wollten, und wenn historische Parallelen gezogen werden sollten, so bietet er dafür die Wiedertäufer des sechszehnten Jahrhunderts an, die in manchen einzelnen Erscheinungen der Separatisten des neunzehnten unstreitig neu aufleben. Hinsichtlich aber auf die Verhältnisse einer dem Sektenwesen sich mit Vorliebe zuneigenden Klasse der vornehmen Welt unserer Tage drückt er sich unter anderm also aus: „Ist es ein Wunder, wenn Menschen, welche in Sachen der Religion wohl keine unseren Zeiten gerechte Aufklärung erhalten haben, und durch eine überfeine Lebensart, Romanenlekture, Verzärtelung an Leib und Seele u. s. w. in einen Zustand gerathen sind, wo die Welt in ihrer Wirklichkeit, und wie sie von jeher war, den überspannten Ideen nicht entspricht, bereitwillig und leichtgläubig in- und ausländischen und überseeischen Propheten ihr Ohr leihen. Zudem gibt es Leute, die bey der dringenden Nothwendigkeit, moralisch und ökonomisch zugleich eine andere Parthie zu ergreifen, von falscher Schaam jedoch behindert, den Schritt ohne einen vorgeblichen Grund zu thun, gern solchen Anlaß ergreifen. Auch ist es für gemüthliche Seelen allerdings anziehend, in trautem Kreise schwesterlich und brüderlich, wie sonst nirgends mit Anstand geschehen kann, einander nach Herzenslust, ja in die Wette ihre Gefühle und Phantasien mitzutheilen, ohne absehen zu können und zu wollen, wie weit es führe. Da kann jeder und jede ihre Zunge üben, ihre Mimik treiben, und wer natürliche oder auch künstliche Beredsamkeit hat, dieselbe geltend machen. Da ist es nicht nur allgemeine christliche, sondern particulare Liebe einer aus den Christen auserlesenen Brüderschaft, welche geübt werden kann; ja die beste Gelegenheit, wo Seelen, die ganz für einander geschaffen sind, einander finden und in der speciellsten Liebe verschmelzen. Und überhaupt wie ungleich behaglicher treibt man sich auf dem psychischen Boden einer solchen Affekts-Religion herum, als in der geistigen Sphäre eines vernünftigen Gottesdienstes, wie der ächt protestantische, d. h. christliche, seiner Natur nach ist. Das sind allerdings Ingredienzien und Würzen, die den öffentlichen Gottesverehrungen mangeln, und von der keuschesten aller Religionen und Konfessionen am meisten zurückgewiesen werden.“

Was nun die Stellung der Regierungen zum Sektenwesen betrifft, so widerspricht Hr. Schultheß jener Maxime politischer Klugheit, die den Separatismus aller Art als ein noli me tangere betrachten und die Landesobrigkeit dabey auf das Verfahren beschränken will, das für andere politische Sachen passend ist. Er glaubt vielmehr, sie solle im protestantischen Staat, vermöge ihrer Episcopalgewalt, der Maxime huldigen: kein religiöser Verein, weder ein großer noch kleiner, ist zu gestatten, ohne daß die Regierung bestimmt und sicher weiß, wer

ihre Vorsteher, wer die Redner oder die Personen sind, von denen sie gesellschaftlich unterhalten werden; ehe Bewilligung ertheilt wird, soll die moralische Würdigkeit und intellektuelle Tüchtigkeit gedachter Personen konstatirt seyn, und auch alsdann bischöfliche Behörde über die engeren Vereine nicht weniger perennirende Aufsicht haben, als über den weitesten, die Kirche, ja um so viel mehr, weil jene der Publicität, der besten Wache, nicht so ganz ausgesezt sind. „Gestattet man sonst Absonderungen in und von der vaterländischen Kirche, halbe oder ganze, so wird die öffentliche Kirche offenbar schlechtern Rechtes, als jene Kapellen oder Nebenkirchen, was unläugbar Intoleranz oder eigentlich ungerechte Benachtheilizung der Kirche ist. Sollen demnach die Angehörigen eines Staates in gottesdienstlichen Dingen gleiche Rechte und Freyheiten genießen, unter gleichen Gesetzen und Ordnungen stehen — so muß eines von beyden die Landesobrigkeit thun; entweder sie muß die Conventikel denselben Gesetzen unterwerfen, denen die Kirche unterworfen ist, oder sie muß eben so viel Gesetzlosigkeit und Freyheit der Kirche zugleich ertheilen, als den Absonderungen eingeräumt wird; die evangelische Landesobrigkeit muß Verzicht leisten auf bischöfliche Gewalt, welche sie bisher über die Kirche ausgeübt hat.“ Wie entschieden auch der Verfasser sich über die erstere Alternative erklärt, so will er jedoch weder Eingriffe dieser Episcopalgewalt in die unsichtbare Kirche, noch Machtsprüche und strenge Maßnahmen, die ohne vorhergegangene wirksame Belehrung nichts frommen, und er will mit dieser Belehrung füraus auch Reformen in der evangelischen Kirche. Für dieselben bietet die kleine Schrift theils specielle auf Bern und Waadt berechnete, theils allgemeinere sehr beachtenswerthe Erinnerungen und Nachweisungen. „Es fehlt, heißt es in Bezug auf jene unter anderm, an thätigen Pastoral-Vereinen und an einer Synode. Wie räthselhaft, daß die Bernerische Geistlichkeit ihres heißen Wunsches ungeachtet auch bey der lezten Jubelfeyer der Reformation zu solcher Würde nicht gelangen mochte, da neue Kantone, wie St. Gallen und Thurgau, seit ihrer Entstehung diesen wahren Vortheil, ohne welchen eine evangelische Landeskirche wohl Geistliche, aber keinen geistlichen Stand hat, rühmlich und mit schönem Segen benutzen. Sind denn die Geistlichen Berns unwürdiger als andere? Von den übrigen Entmuthungen und Auslöschungen des Geistes sey schließlich nur noch eine, die kleinlich strenge Censur, genannt, die so manche Geistesfrucht erstickt, oder nöthigt im Ausland einen Geburtsort zu suchen.“ Und im Allgemeinen erinnert Hr. Sch.: „Möchten doch einmal die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten allzumal es einsehen, daß, wenn man es gerathen findet, nach päpstlichen Maximen nicht mit den Zeiten fortzuschreiten, sondern die oberbischöfliche Klugheit bloß in Verewigung des Altherkömmlichen sezt, es der Kirche geht wie einem Hause, dessen Eigenthümer Generationen hindurch weiter nichts als die Schäden, wenn sie allzusichtbar werden, verkleistern, und seine Wurmstichigkeit ignoriren, die unmerklich eingeschlichenen Mißgriffe und Vernachläßigungen mitinbegriffen. Muß nicht am Ende ein so geführtes Kirchenwesen, wie Staatswesen, entweder eine Revolution leiden, wenn noch etwas Kräfte übrig sind, oder in Lethargie verfallen, wo dann seine äußern Feinde die leichteste Arbeit haben.“ Am Schluß hat der Verfasser seine Desiderien also zusammengefaßt: „Von der Behörde, welche die bischöfliche Gewalt besizt, nicht von den Kirchendienern, aber allerdings durch die Kirchendiener, kann die Kirche wieder in Aufnahme gebracht werden, wenn die Hindernisse, welche ihre Wirksamkeit lähmen, weggeräumt, die Schwierigkeiten erleichtert und alles ihnen gewährt wird, was den Geist erheben, den Muth stärken, die Thätigkeit anspornen kann; wenn die Regierung nicht mehr dem Rathe derer Gehör gibt, welche entweder den Wahlspruch haben: sine vadere ut vadit, oder auch den Strom der Zeiten zu dämmen und bis auf einen beliebigen Punkt zurückzutreiben sich eitler Weise versprechen; bey denen das praejudicium vetustatis über Alles gilt, nicht antiquitatis, welche antiquitas sie nicht einmal kennen; deren Weisheit blos im Ersinnen von Bedenklichkeiten besteht, und deren Glaube zwar Berge von Schwierigkeiten zu schaffen, aber nicht zu heben vermag; sondern wenn man einmal denen Gerechtigkeit widerfahren läßt, deren Maxime es ist: auch in den kirchlichen Angelegenheiten kömmt man ohne immerwährende Fortschritte rückwärts; bey der Unterlassung und Verspätung der Reformen, deren Bedürfniß immerfort aus den Zeichen der Zeit erhellt, und wozu dieselbe Zeit auch die Mittel und Kräfte herbeyführt, muß nothwendig das Kirchenwesen in Verfall gerathen. Wahrlich, auch die strengsten Maaßregeln gegen die Absonderungen werden ohne weise Fürsorge und eine unsern Zeiten angemessene Vervollkommnung der Kirche am Ende nichts verfangen.“ Merkwürdig bleibt in der jüngsten Geschichte religiösen Sektenwesens in der Schweiz immerhin, daß seit mehreren Jahren, wo in Genf die Verfolgungsmaßnahmen aufhörten, die Sektirer an Gunst verloren haben, während das gerade Gegentheil in der Waadt geschah, so daß ein Häuptling der Genfer Sektirer seinen Waadtländischen Bruder um der Verfolgungen willen glücklich pries und sich selbst ihre Rückkehr wünschte.

—

N°. 90.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 10. November 1829.

Geisterkunde.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Zwey Theile mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829. 328 und 266 S. 8.

Erster Artikel *).

Dieses Buch gehört recht eigentlich zur Geschichte des Tags, wiewohl nicht zum vergänglichen Theil derselben. Denn da selbst unter solchen, die sich Gottesgelehrte nennen, eine entschiedene Wunderläugnung eingetreten ist, welche bey konsequenter Fortbildung ihres Systems nur Materialismus und Atheismus erzeugen kann, oder vielmehr den schon vorhandenen hierarchisch saneirt, so müssen Gegensätze hervorbrechen, nicht als Meynungen, sondern als Begebenheiten, um eindringlichere Beweise unnöthig zu machen, oder damit wenigstens die, welche demnächst von diesen getroffen werden, keine Entschuldigung haben. Wo nämlich die Gesetze der Materialität aufhören, da fängt (durch die Imponderabilien vermittelt) das Reich der Wunder an, und steigt stufenweise bis zur Gottheit. Es kann aus seinen Gesetzen wieder als eigene Natur erkannt, wenn auch nur allmählig und bis auf einen gewissen Punkt, je nach der Verschiedenheit der Geschöpfe und ihres Fassungsvermögens, begriffen werden. Der Mensch war Anfangs darin einheimisch; durch den Fall ist seine Warnehmungsgabe dafür, und seine Kraft darin zu wirken, gebrochen, und ist im Lauf der Jahrtausende immer schwächer geworden, so weit, daß er sein ursprüngliches Eigenthum nicht mehr kennt, und einem Vergessenen gleicht, welcher den Depositar seines Geldes, das ihm erstattet werden soll, erst höflich abweist, und, wenn dieser dringender wird, ihm das Seinige wiederzugeben, ihn gar zur Thür hinauswirft. Es versteht sich daher, daß jene Erkenntniß, die uns nur aufgehoben ist, allein durch den Glauben an die Wirklichkeit des Depositums wieder erlangt werden kann. Besinnen wir uns aber nicht auf geschehene Anzeige, so entfernt sich der Inhaber von uns, bis wir klüger geworden sind. Mittlerweile gehören wir unter die sogenannten starken, d. i. verhärteten oder hölzernen Geister, die aber das Schicksal jedes andern Holzes theilen, und von denen man überdem zuweilen bemerkt haben will, daß ihnen der Muth mit dem Sonnenschein auszugehen pflegt. Ihr Gelächter wird sich bey diesem Buche weniger hören lassen, als früherhin bey den Schriften Stillings und Anderer; sie werden von Phantasie, Aberglauben und Betrug reden, sie werden eine selbstgemachte Aufklärung, welche zweyerley Kategorien der Dinge verwechselt, zu Hülfe rufen, und wenn diese vor unläugbaren Thatsachen zurücktreten muß, die Ignorirungsmaxime ergreifen. Es ist aus obigen und andern Gründen, wo nicht natürlich, doch gewiß: eine Anzahl von Menschen muß in solchen Fällen die andre für wahnsinnig halten, und für die gemeine Sinnenwelt hat die eine Recht, für die außersinnliche die andre; denn auf dem Standpunkt jeder dieser Welten ist die andre ein Wahn. So kommt es denn nur darauf an, für welche von beyden man sich mit seinen Ansichten erklären will, um sich wirklich zu verstehen und neben einander in Friede zu leben; ungefähr wie zweyerley Leute, wovon die einen lieber im Erdgeschoß, die andern im obern Stock wohnen, obgleich jene auch noch in die freye Luft müssen, und vielleicht zu einer Zeit, wo ihnen der Auszug am unbequemsten fällt. Es gibt ihrer, die nicht daran zweifeln, daß Etwas über ihnen ist; sie können sich nur nicht entschließen, eine Treppe weiter zu steigen, um zu sehen, wie der Himmel aussieht; eine so freye Aussicht macht ihnen Schwindel, und ist ihnen schauerlich. Wir wollen uns nach dem Allen auch nicht bekümmern, was Andre dazu sagen, indem wir (sub spe reciproci) einem Jeden gönnen, was ihn glücklich macht. Es kann selbst fromme

*) Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, über ein so merkwürdiges Buch zwey entgegengesetzte Urtheile zu vernehmen.

Anm. der Redaktion.

Christen geben, denen dergleichen stärkere Speise nicht mundet; einem Jeden das Seinige! Aber mit Erlaubniß: auch dem Herrn Dr. Kerner das Seinige, nämlich Lob und Ehre, daß er sich so ehrlich preis gibt mit seinen wunderlichen Erfahrungen, und den Schatz nicht im Schweißtuche behalten hat. Aber Lob und Ehre dem Hrn. Dr. K. auch dafür, daß er in diesem Buche die stärkste Warnung gegen die außerordentlichen Wege, nach denen der menschliche Vorwitz, aller hölzernen Lehre zum Trotz, nur allzu leicht gelüstet, in die Welt geschickt hat, heißen sie Magnetismus, Geistersehen, magisches Wirken oder wie sonst; nur was Gott sendet oder aufdeckt in diesem Felde, sollen wir benutzen, zur Bereicherung unserer Kenntnisse anwenden, und je nach Verhältniß eine gemeinsame Erfahrung daraus machen, nicht was uns seine weise Hand verschlossen hat neugierig aufreißen zu zwiefacher Gefahr; und endlich noch Lob und Ehre dafür, daß er nicht etwa mit den seltsamen Vorkommenheiten selbstklug geschaltet und ein System von Leimen mit Magneteisen vermischt aus ihnen zusammengebacken, d. h. das Geistige ins Körperliche philosophisch transmutirt hat, sondern (wie bereits in seiner frühern Geschichte zweyer Somnambulen) Lob und Ehre gegeben dem sie gebühren, Geistiges auf Geistiges und auf Gott bezogen, Grundsätze für die wahre Philosophie daraus abgeleitet, kurz die Sache, die sich ihm in seinem ärztlichen Beruf ausdrängte, als denkender Christ behandelt hat. Es ist ein ganz lächerliches Verlangen, solche Erfahrungen wissenschaftlich begründet sehen zu wollen, sofern darunter der Priorismus der gemeinen Vernunft verstanden wird, welche außer der Sinnenwelt und dem moralischen Gefühl nichts wissen kann, und, sofern nicht zuerst eine höhere Wissenschaft ergriffen wird, zu welcher keine andre Thür führt als (eben wie dort in seiner Art) die höhere Erfahrung und der höhere Glaube. Letzterer aber wird in dem philosophischen Buche von der Welt, in dem Buch der göttlichen Offenbarung, offen dargeboten.

Eine junge Frau, gewissermaßen schon von Haus aus zur Seherin gemacht ohne eines Menschen Zuthun, erkrankt als ein Opfer der Wahrheit, nämlich um unter langwierigen Schmerzen, auf der Gränze zwischen Diesseits und Jenseits, ein vielseitiges Zeugniß abzulegen, das uns verständig machen kann, wenn wir wollen. Dieses Märtyrerthum gelangt zum vollen Bestand unter den Augen glaubwürdiger, einsichtiger und solcher Menschen, die es vielmehr zu unterdrücken als zu steigern suchen (vornämlich gehört dahin ihr Arzt, der Verfasser), und es wird endlich mit dem Tode der Leidenden besiegelt. Sie entwickelt ein klares Schauen in die innere Welt des Menschen und in die der Geister, welche gar zu ihr in die Sichtbarkeit herüberkommen, und sich selbst den Umstehenden zeigen, Dinge die ihr höchst lästig sind, wobey sie nichts sucht, und wovon sie nur gezwungen spricht; und das Ergebniß des Ganzen ist: Thut Buße! Selig sind die reines Herzens sind! und: Selig sind die nicht sehen und doch glauben! Meint man, daß man dieß ohnehin wisse, so ist zwar für Keinen gegeben, was er nicht bedarf; es kommt aber auf einen einzigen Punkt an, den unsere Zeit gar sehr bedarf, und der hier etwas scharf in die Augen sticht, und dieser Punkt heißt: Christus, und ohne ihn nichts! Bey dieser Gelegenheit aber fallen physische und pneumatische Merkwürdigkeiten vor, dergleichen die redlichste Forschung weder auf rationalem noch auf dem gewöhnlichen Wege der Empirie entdecken könnte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie durch das Sinnliche und seine Vorstellungsformen begränzt ist, und für das Weiterliegende und dessen Zusammenhang mit jenem nur Andeutungen und Postulate, aber kein eigentliches Wahrnehmungsvermögen besitzt. Es sollte einmal auch ein solches Geschöpf gesehen werden, von dessen Zustande der Verf. (S. 57) sagen kann: — „sie war in jeder Beziehung mehr Geist als Mensch.“ Will man sie mit einem Menschen vergleichen, so kann man sagen: „sie war ein im Augenblick des Sterbens durch irgend eine Fixirung zwischen Sterben und Leben zurückgehaltener Mensch, der schon mehr in die Welt die vor ihm, als in die die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist.“ Uebrigens (s. ebendas.) bey allem Mangel an wissenschaftlicher Bildung und bey einem tadellosen Charakter. Zwar sind solche einfache Menschen öfter zu außerordentlichen Zeichen gebraucht worden, aber kaum ist, wenigstens neuerer Zeit, eine Person als Repräsentantin eines zwiefachen Lebens erschienen, wie diese, und an welcher der Uebergang von einem Daseyn zum andern so anhaltend und urkundlich sich äußerte. Man denkt hiebey wohl an die Stigmatisirte zu Dülmen, von ihr ist aber bis jezt noch das Nähere nicht bekannt geworden, wie es wahrscheinlich verdiente; und ihr scheint ein anderer Sehkreis geworden zu seyn, der dem Leben und der Wissenschaft weniger nahe liegt. Bey der Seherin von Prevorst kommen verborgene Kräfte der Natur in ihrer Wirkung auf den leiblichen und seligen Zustand und selbst auf das Geisterreich zur Sprache; für Physiologie und Anthropologie thun sich neue und vollständigere Blicke auf; das tiefste Gemüthsleben des Menschen und die Verrichtungen seines Innern treten an den Tag; sein hiesiges Daseyn wird in Bezug auf sein künftiges Loos nach einem nicht gemeinen Zahlenverhältniß gemessen. Wir lernen hier etwas von der Sprache, der Schrift und der Arithmetik, die da Statt haben, wo keine Lehrmeister mehr zu diesen Künsten nöthig sind. O wenn der Mensch aus tiefern Gesichtspunkten dieser Art sich zu beurtheilen anfinge, welche ganz andere Begriffe von seiner verlorenen Würde, welcher Ernst in der Besserung seines Innern, welches Festhalten an der ver-

kündigten Erlösung, welcher Trost und welche unzerstörbare Freudigkeit schon in diesem Leben würden an ihm sich zeigen! Welchen edlern Beschäftignngen würde er sich widmen, als die sein Daseyn von einer Langenweile zur andern tragen, und die nur Jeden zum Spottbild für den Andern machen, ohne daß das gemeinschaftliche Uebel nach seinem Grunde erkannt wird! Nicht als ob Dr. Kerner, oder wer sonst in diesem Fache gearbeitet hat, ein neues Heil predigten, oder als ob wir allzumal Seher werden oder zu Sehern hineilen sollten; sondern Alles was neben und nach unserer heiligen Büchersammlung sich von Spuren jener Weisheit geäußert hat, die dem Sinnlichen eine Thorheit ist, ist als Kommentar des gepredigten Heils, ist als fortlaufende Offenbarung Gottes in der Art anzusehen, daß dadurch die Augen für die geschriebene Wahrheit aufgethan, daß wir stärker zu ihr getrieben, und daß wir fähig werden sollen, friedlich zu erklären, was durch die Nebel des menschlichen Verstandes uns zum beständigen Zankapfel wird. Wahrlich! unsere Scholastik ist ein schwacher, ganz unpraktischer Behelf, an Gott und die Seligkeit zu reichen, und unsere Gelehrsamkeit ist nichts als das niedere, dürre Mittel, ein lebendigeres Wissen zu erwerben, das mit wahrer Schönheit und vollkommner Tugend in ewigem Einklang steht.

Wir wollen etwas Weniges ins Einzelne gehen; denn den Reichthum dieses Buchs durch Aufzählung seines Inhalts zu erschöpfen, ist nicht die Absicht dieser Anzeige. — Die Wirkung der mancherley Naturkörper auf die Nerven mag bey verschiedenen Individuen verschieden seyn; im Ganzen aber zeigt sich auch hier jene dynamische Eigenschaft der Stoffe, die in Zeiten stärkerer seelischen Empfänglichkeit erfahren, hierauf als Superstition verhöhnt wurde, und sich jezt nur wiederum äußert, wo in die vormal erstorbene Hülle ein neuer Reiz auf abnormem oder krankhaftem Wege gebracht wird. Was sonst die Fülle der Gesundheit auswies, das läßt nun das astheniscн herabgestimmte Außenleben wieder hervordringen. Denn ob eine Flüssigkeit mittelst ihrer eigenen Kraft ein Gefäß durchbohrt, oder ob dieses an sich zu locker wird um sie zu halten, ist in so fern gleich, als in beyden Fällen der Inhalt ausschwitzen wird; und eben so verhält sichs mit dem Heraustreten des Nervenlebens oder des von unserer Seherin so genannten Nervengeistes, welcher der Seele und durch sie dem Geiste zum Vehikel dient. Es gibt z. B. kräftige Menschen, deren Nervenatmosphäre in Zuständen der Aufregung oder auch im Schlafe sichtbar schimmert (phosphorescirt), und bey Sterbenden hat man im Augenblick der Auflösung ähnliche Phänomene beobachtet. Gleich also ist es mit der Receptivität oder dem Gefühlssinn, oder vielmehr dem innern Gemeinsinn. Denn Sinn und Kraft sind die Pole (die Geschlechter) des Lebens.

Ob es wohlgethan gewesen, so mancherley Experimente mit Mineralien, Vegetabilien u. s. w. bey dieser Seherin zu machen, ist bereits gefragt worden; man darf jedoch ihrem gewissenhaften Arzte zutrauen, daß er nichts gethan oder wissentlich zugelassen haben wird, was einer Kranken schädlich werden könnte, die er ins natürliche gesunde Leben zurückzurufen beabsichtigte. Die Gelegenheit zu solchen Versuchen zu benutzen ist nichts Unerlaubtes, ist für die Wissenschaft fruchtbringend; sie gaben sich bey der Kur wenigstens zum Theil von selbst an die Hand, und waren theils Heilmittel und (wie z. B. der Bergkrystall) Bedingnisse der Behandlung.

Sofort aber erscheinen Aeußerungen des innern Lebens, die tiefer ins Wundergebiet hineinreichen: ein geistiges Sehen im menschlichen Auge, in Seifenblasen und Gläsern mit Wasser, das bekannte Sehen mit der Herzgrube, das Sehen mittelst eines magnetischen Stabs, der die Dienste eines Tubus verrichtet, das Sehen der Schutzgeister, bedeutende Träume, zweytes Gesicht, Selbstsehen (welches leztere hier beynahe zum Erstenmal erklärt wird), Fernwirken u. s. w., die verschiedenen Zustände des Magnetismus werden aufgedeckt; so daß diese Geschichte wie ein Kompendium aller sonst zerstreut liegenden, theils auch ungekannter psychologischen Erscheinungen bildet. Zweymal rettete die Seherin ihren Bruder durch das zweyte Gesicht aus drohender Lebensgefahr. Es sind häufig andre bestätigende Fälle angeführt, und die Seherin gibt zuweilen über das Verhältniß dieser Dinge umständliche und klare Auskunft, wobey namentlich das, was sie (Th. I. S. 260 f.) von der Trennung des Geistes im Sterben und (Th. II. S. 10 ff.) über das Geistersehen sagt, besondere Aufmerksamkeit verdient. Ganz neu ist ihre Aussage über den Sonnenkreis und den Lebenskreis, als gleichsam Uhren des Daseyns, die sie in ihrem Innern gewahr wird und mit bewundernswürdiger Fertigkeit auf das Papier geworfen hat. Es wird hiedurch wie ein neuer Dialekt der symbolischen Sprache laut, eine bildliche Darstellung vom geistigen Raum (Zustand) und der dazu gehörigen Zeit; es verbindet sich damit jene eigene Zahlenkunde, und eine Bezifferung, die zugleich Schrift und wirkliche, höchst bezeichnende Sprache ist. Was hier so schwer verständlich ist, wird durch gründliche Aufsätze des Herrn Prof. v. Eschenmayer erläutert; wenn auch die volle Einsicht von der Sache der eigenen künftigen Erfahrung wird vorbehalten bleiben. Wir sollen durch dergleichen Ereignisse blos Andeutungen erhalten, es kann hier auf keinen theoretischen Kursus abgesehen seyn; diesen bedürfen fürerst die Allerwenigsten, und wer ihn hören soll, dem wird er gelesen; was aber nütze ist für Jedermann, das ist der Nachweis, daß es mehr und wichtigere Dinge gibt, als unser Alltagsleben und unsere Philosophie sich träumen läßt; das ist unter andern bey den Sonnen- und

Lebenskreisen die große Lehre, daß unsere peripheristische Ausdehnung, die durch den geistigen Luxus nur immer zunimmt, billig wechseln müßte mit der Concentration des Gemüths, die dem Leben allein würdige Haltung gibt, und in die wir, wir mögen wollen oder nicht, seiner Zeit doch hinein müssen. Was diese leztere betrifft, so schaute die Seherin in deren innersten Tiefe (Th. I. S. 265 oben) unaussprechliche Dinge, und möchte hiebey einen Apostel zum Gewährsmann haben, dem nur der Freygeist seine Glaubwürdigkeit absprechen kann.

Man hat bis jezt noch nicht gefunden, daß der kategorische Imperativ große Besserung hervorgebracht habe; wohlan! wenn denn auch das Evangelium wirkungslos bleibt an so Vielen, so rolle der Shakespearische Theatervorhang des zweyten Theils in die Höhe, ob vielleicht an diesen Geisterscenen sich ein Herz geistreich erbauen möge. Es wird hier eins von jenen Schauerstücken, oder eigentlich viele hinter einander aufgeführt, wie sie der abgestumpfte Geschmack zu neuem Reiz auf unsern Bühnen begehrt. Viele werden es für ein Schauspiel halten, der Verf. selbst hat sich dieses Prognostikon gestellt; aber die Verständigen möchten merken, daß es da Ernst ist, und daß diese luftigen Figuren von ihrem Eigenen reden. Hier wird auch ein wenig verstanden werden, was es heißt, wenn die Schrift sagt, auch den Todten werde das Evangelium verkündigt. Ist aber etwas in der Welt komisch, so sind es die nothgedrungenen Geständnisse, mit welchen in vertraulichen Cirkeln, wenn das Gespräch auf Ahndungen, Gespenster und andere Wundersachen fällt, eine anwesende Person nach der andern hervorrückt, und am Ende doch glaubt nichts eingeräumt zu haben. Man hat auch Bücher gegen den Aberglauben geschrieben, z. B. das Grab des Aberglaubens, die Gespenster von Wagner u. s. w., und zulezt hat sich gefunden, daß die liebe Jugend, welche dadurch aufgeklärt werden sollte, nur die Geschichtchen herauslas, und die natürlichen Erklärungen stehen ließ. Es soll hiemit der guten Absicht solcher Schriftsteller nicht zu nahe getreten werden; ihre Logik war aber darin überaus irre, daß sie aus der Entdeckung offenbarer Täuschungen und Betrügereyen — gegen welche zu warnen, so lange die Welt steht, nöthig bleibt — auf alle andre ungewöhnliche Ereignisse schloß, und eben so schlechte Hypothesen machte, als täglich über den Zusammenhang gemeiner und politischer Begebenheiten gemacht werden und sich dann selbst als Täuschungen erweisen. Läugnung der Sache heilt keinen Menschen von Furcht oder Aberglauben, sondern Anweisung wie die Illusion zu besiegen, und wie die unläugbare Thatsache zu behandeln und anzuwenden sey. Unsere Zeit ist unstreitig im Fortschritt begriffen, nämlich zum Guten und zum Bösen, zur Weisheit und zur Thorheit; was zu Einem oder dem Andern gehört, wird sonderlich im Intellektuellen gegenseitig anders angesehen, wie schon oben berührt. In diesem Kampf, ja in dieser Verzweiflung, trachte der Mensch zuerst nur immer gründlich mit möglichster Aufopferung seiner Ichheit nach dem Guten; wird ihm dann die Urquelle alles Guten, Gott in dem einzigen Heiland, offenbar, so nehme er diesen zum Leitstern und zum Führer, und wo er entdeckt, daß Etwas auf dessen Verherrlichung und auf sein ewiges Wohl durch ihn unbedingt abzielt, da höre er wenigstens auf von Aberglauben zu reden, wenn er sich auch, weil dergleichen im Außerwesentlichen für ihn nicht ist, nicht näher damit befreunden kann.

Unrecht würde der Verf. thun, sich in den mindesten literarischen Streit, über das was er gewiß weiß, einzulassen. Er mußte erleben, er fühlte den Beruf das Erlebte bekannt zu machen, somit hat er seine Aufgabe erfüllt; und Schreiber dieses, der seine Meynung zu sagen ersucht wurde, auch so kurz wie möglich die seinige.

J. F. v. Meyer.

Taschenbücher auf 1830.

9) Rheinisches Taschenbuch.

Das Titelkupfer wieder ein Wiener Modejournalgesicht. Die übrigen Kupfer, Darstellungen zu Washington Irvings und Coopers Werken, sind sehr verschieden an Werth, die von Beyer, Barth und Langer gestochnen die besten, die von Rosmäsler und List die schlechtesten. Namentlich der leztere quält uns alle Jahre mit seinen gräßlichen Verzeichnungen der Figuren, die, weil sie bey ihm immer wiederkehren, schwerlich die Schuld der verschiednen Zeichner sind.

Drey Novellen füllen das ganze Taschenbuch. Die Kirche zu allen Engeln von Friederike Lohmann ist eine überaus lang ausgedehnte Leidensgeschichte einer jungen Nürnbergerin, die ihren Vater auf eine unglückliche Weise verloren hat, in Armuth gerathen ist und zulezt durch ihren Geliebten wieder glücklich wird. Das Traumbild von L. Kruse ist originell und hat ein psychologisches Interesse. Ein Mädchen muß den heirathen, den sie bisher für ihren Bruder gehalten hat; weil sie aber noch immer zweifelt, ob er wirklich nicht ihr Bruder sey, bringt sie ihn dahin, sich wieder scheiden zu lassen, und später erst, da der Zweifel völlig gelöst wird, bricht ihre Liebe frey hervor und sie vollziehen die Ehe. Das Gelöbniß von Johanna Schopenhauer ist eine überaus langweilige und abgeschmackte Heirathsgeschichte eines jungen Muttersöhnchens von Adel.

Nº. 91.

Literatur-Blatt.

Freitag, 13. November 1829.

Geisterkunde.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Zwey Theile mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829. 328 und 266 S. 8.

Zweyter Artikel.

Die Gewährsmänner dieses Buchs sind Dr. Kerner, der Herausgeber, und Professor Eschenmaier, von welchem mehrere auf den Gegenstand Bezug habende Abhandlungen in dem Buche abgedruckt sind. Jener ist ein geschätzter lyrischer Dichter, dieser ein ausgezeichneter Philosoph, beydes bekannte, rechtschaffene Männer. Was uns solche Männer mit der ernsthaftesten Miene von der Welt berichten, können doch wohl keine Ammenmährchen seyn? Und dennoch — der Glaube muß sein eigner Gewährsmann seyn; ich schätze den Glauben nicht, weil dieser oder jener Mann glaubt; ich schätze vielmehr den Mann nach seinem Glauben.

Eine kranke Frau, auf welche Dr. Kerner in Weinsperg mehrere Jahre lang eine magnetische Cur anwandte, sah in ihrer Krankheit Erscheinungen, welche sie für Geister hielt. Die Arme ruhe sanft. Wohl ihr, daß sie den Folterqualen ihres pythischen Dreyfußes entronnen ist! Zollen wir der Gemarterten eine Thräne. Für sie können wir nur inniges tiefes Mitleid empfinden, und sie stellen wir außer dem Streit. Mit den Visionen einer Kranken und Sterbenden rechten wir nicht. Wir haben es hier nur mit Dr. Kerner und Professor Eschenmaier zu thun, die jene Visionen für wirkliche Gesichter nehmen und durch die Frau Hauffe von Prevorst die Pforten der Geisterwelt gesprengt sehen. Die Kranke sah, weil sie krank war, und glaubte, weil sie sah. Nun sollen aber auch wir glauben, was wir nicht sehen, weil wir nicht krank sind.

Selig sind, die da glauben und doch nicht sehen? Der Spruch enthält eine große Wahrheit, allein es hieße ihn mißbrauchen, wenn man ihn auf alles anwenden wollte, was einem Menschen zu glauben einfiele. Man kann nicht alles wissen, man muß auch an viele Dinge glauben, die man nicht wissen kann. Allein man kann, man soll auch nicht alles glauben. Wie man nur liebt, was liebenswürdig ist, so kann man auch nur glauben, was glaubenswürdig ist. Und hier, in diesem Falle bekenne ich frey: ich glaube nicht, und würde selbst dann nicht glauben, wenn ich sähe! Was ich dem vorliegenden Buche zufolge glauben soll, ist nicht werth geglaubt zu werden, und wenn auch die ganze Welt daran glaubte. Der Unterschied liegt nicht in der Begreiflichkeit, sondern in der Würde der Sache, die ich glauben soll. Unbegreiflich sind die Mysterien des Christenthums, so sehr wie die Geister der Frau Hauffe, allein sie sind etwas unendlich Würdiges, während diese Geister etwas sehr Albernes sind. Ich rechne mich nicht zu den Ungläubigen, ich bin ein warmer Freund der ächten Mystik, ich zweifle auch gar nicht an der Existenz eines Geisterreichs, aber ich glaube nur an ein Geisterreich, das auch geistreich ist. Zu Geistern gehört vor allen Dingen Geist. Ich tadle nicht, daß man Geister glaubt, aber ich tadle, daß man an solche Geister glaubt, und ich zweifle sehr daran, daß überhaupt die Geister jenseits mit denen diesseits in Verkehr treten können. Der Glauben an Unsterblichkeit und an geistige Wesen einer höhern Welt ist sehr verschieden von dem Glauben an Gespenster, die in unsrer Welt umherspucken.

Doch, ehe wir diesen Gespenstern näher ins Gesicht sehen, wollen wir uns mit den natürlichen magnetischen Erscheinungen beschäftigen, welche die Krankheitsgeschichte der Frau H. darbietet, und die in medizinischer und psychologischer Hinsicht sehr interessant sind. Leider vergißt man die Wirklichkeit nur zu leicht, wenn von Geistern die Rede ist. Gewiß überschlagen viele Leser die bedeutungsvollsten Blätter dieses Buchs, die nur von unsrer Welt reden, um mit desto mehr Neugier die Blätter zu verschlingen, auf denen die Geister erscheinen.

Frau Friederike Hauffe, geboren 1801 in dem kleinen würtembergischen Dorfe Prevorst, unweit Löwenstein, zeigte schon frühe eine außerordentliche Reizbarkeit und Neigung zum magnetischen Hellsehen. Eine ihrer Konstitution wohl nicht zuträgliche Heirath, zwey gefährliche Geburten und eine verkehrte und ungeregelte ärztliche Behandlung richteten sie heillos zu Grunde. Je mehr aber ihr Körper schwand, desto thätiger wurde ihre Seele im magnetischen Hellsehen, und diese Thätigkeit erreichte ihren höchsten Grad in Weinsperg, wo Dr. Kerner, der geschäzte Arzt und Dichter, eine regelmäßige magnetische Cur auf sie anwandte. Es zeigten sich nun bey ihr alle bekannten Erscheinungen des Somnambulismus in einem ungewöhnlich hohen Grade, und überdieß neue, die für die Geschichte des Magnetismus von großer Bedeutung sind. Sie blieb aber nicht bey Erscheinungen stehen, die sich auf unsere Welt bezogen, sondern sie sah auch Geister aus einer andern Welt, und mehrere Personen, mit denen sie in Rapport stand, sahen sie ebenfalls. Ob hier von wirklichen Geistererscheinungen oder nur von Träumen und Visionen die Rede seyn kann, wollen wir nachher untersuchen. Genug, sie glaubten, wirkliche Geister zu sehen. Nachdem die magnetische Cur ihr Ende erreicht hatte, fühlte sich die Frau H. wohler, und reiste zu den Ihrigen zurück, starb aber bald nachher, vor wenig Monaten.

So weit sich nun das Hellsehen dieser Frau auf unsere Welt bezieht, und den Kreis der Naturerfahrung nur erweitert, ohne aus den Schranken der Natur herauszutreten, so weit ist es für die Wissenschaft wichtig und glaubwürdig. Ihre Nerven waren so fein gestimmt, daß sie durch bloße Berührung, ja durch die bloße Nähe eines Minerals, einer Pflanze oder eines thierischen Stoffs sogleich dessen medizinische Wirkungen empfand, als ob sie sie gleich einer wirklichen Arzney eingenommen hätte. Dr. Kerner gibt eine ausführliche Uebersicht dieser verschiedenen Wirkungen, die alle mit den bekannten medizinischen Erfahrungen übereinstimmen, oder auffallend an frühere Wahrnehmungen erinnern, dergleichen in alten Kräuterbüchern und sympathetischen Schriften verzeichnet sind. Hier sprechen unläugbare Thatsachen, und seit Erfindung der homöopathischen Heilmethode ist es bekannt, daß in der Medizin gerade die kleinsten Ursachen die größten Wirkungen hervorbringen können. Daß also die bloße Berührung, oder gar nur die ferne Ausdünstung eines Minerals bey der Ueberfeinerung der Nerven im Körper der Frau H. so merkwürdige Erscheinungen hervorbrachte, ist so wahrscheinlich als wahr. Wenn sie ferner im magnetischen Schlaf mit geschlossenen Augen durch die Herzgrube sah, hörte, roch, schmeckte; wenn sie das Innere ihres Körpers klar durchschaute, alle Perioden und Grade ihrer Krankheit voraussagte, sich selbst ihre Cur vorschrieb, auch in den Körper anderer Personen sah, mit denen sie in Rapport gesezt war, und dadurch sie heilte; wenn sie weit entfernte Personen sah, wenn sie voraussah, was binnen Wochen und Monaten geschehen würde, so sind dieß alles Dinge, die bey Somnambulen gewöhnlich und längst bekannt sind, und an denen man um so weniger zweifeln kann, als sie den Kreis unserer Natur nicht überschreiten. Entfernte Personen sind doch immer wirkliche Personen, zukünftige Begebenheiten sind doch immer wirkliche Begebenheiten. Durch Wände und durch Berge sehen, was dahinter geschieht, und Monatlang vorhersehen, was dann geschehen wird, überschreitet nur das gewöhnliche Maaß unserer Kräfte, aber nicht den Kreis der Natur selbst. Unsere gewöhnlichen Sinne sind nur geringere, unsere magnetischen sind nur höhere Grade einer und derselben Kraft. Etwas ganz anderes aber ist das Geistersehen. Das liegt jenseits der Naturgränzen. Eine junge Dame hatte im Jahr 1812 die Erscheinung eines geliebten Verwandten, der viele hundert Meilen weit entfernt in Rußland in demselben Moment verwundet worden war. Der Fall ist seltsam, aber er liegt noch innerhalb der Naturgränzen. Der Verwundete existirte doch, es war kein Geist; Rußland war doch noch auf der Erde, es war kein Geisterreich.

Indeß scheint mir doch nicht alles glaubwürdig, was Dr. Kerner von den natürlichen Erscheinungen in der Krankheitsgeschichte der Frau H. erzählt. Wie Professor Eschenmaier in den, im vorliegenden Werk eingestreuten philosophischen Abhandlungen, die Geistererscheinungen etwas zu willkührlich kommentirt, so Dr. Kerner, der Arzt, auch die natürlichen. Was heißt z. B.: „Fixation des Lebens im Moment des Todes," mit welchem Lieblingsausdruck er den Zustand der Frau H. bezeichnet? Ist denn nicht das ganze Leben des Menschen eine solche Fixation, und der Ausdruck nur poetisch? Wenn er ferner immer von einer Durchschauung der Natur spricht, so ist dieser Ausdruck auch nur poetisch, denn die Kranke empfand nur immer einzelne physische Wirkungen einzelner Naturgegenstände, weit davon entfernt, das Ganze der Natur zu durchschauen. Wir lernen durch sie einzelne medicinische Kräfte kennen, aber wo ist die alles umfassende, alles durchdringende großartige Naturansicht (etwa eines Paracelsus oder Jakob Böhme) die man ein Durchschauen der Natur nennen könnte? Bey diesem Schauen der Frau H. erregt besonders folgender Umstand Interesse. Sie sah nämlich (Theil I. S. 148) durch einen magnetischen Stab die Sterne in solcher Nähe, daß ihr der kleinste Stern (leider ist nicht gesagt, ob Fixstern, oder Planet) so groß wie ein Mond vorkam. Welcher Entdeckungen hätten wir zu gewärtigen, wenn dieser Umstand sich wirklich so verhielte! Ich wage nicht, daran zu zweifeln, weil die Sterne nicht außer der Naturgränze liegen, weil es keine Geister sind; allein da der Verfasser diesen wichtigen Um-

stand so leichthin nur eben berührt und dieser großen Entdeckung nicht weiter nachgeht, so hat vielleicht einige Täuschung dabey obgewaltet. Woran ich aber bestimmt und aus gutem Grunde zweifle: das ist die Meynung des Verfassers, seine Kranke habe die lezten Jahre ihres Lebens nur von der Nervenausströmung anderer Menschen leben können. Er stellt sie deßfalls als eine Art von weiblichen Vampyr dar, welche den Leuten den Nervengeist ausgesogen haben, oft so fühlbar, daß dieselben in ihrer Nähe schwach und ohnmächtig wurden. Die Ohnmacht in einer Kranken- und Geisterstube wäre nicht schwer zu erklären. Wie aber der Nervengeist eines Menschen vom andern zehren solle, ist um so schwerer einzusehn, da der Verfasser auf der andern Seite immer behauptet, dieser Nervengeist sey etwas, das der Materie schlechterdings, wie die Kraft dem Werkzeug entgegengesezt, und von ihr unabhängig sey, das der Seele anhänge, nur im Leben den Körper wie eine Maschine regiere, und unzerstörbar nach dem Tode bey der Seele bleibe, so daß die Geister vermittelst dieses Nervengeistes auch noch nach dem Tode die Luft bewegen, und darin wie ehemals im Körper, Formen, Farben, Bewegungen und Töne (die Geistererscheinungen) hervorbringen können. Wie kann nun dieser unzerstörbare Nervengeist durch körperliche Einflüsse, nämlich durch Krankheiten, so verzehrt werden, daß er sich durch fremde Nervengeister ersetzen müßte? So lange mir dieser Widerspruch nicht gelöst wird, halte ich den nervösen Vampyrismus für ein bloßes poetisches Bild. Als eine sehr überflüßige Poesie, als eine bloße Spielerey erscheinen endlich die Verse, in welchen die Kranke so häufig spricht, Verse, die sich durch den Rapport, in welchem sie mit dem Dichter Kerner stand, zwar erklären lassen, die aber einigemal so lang sind und zugleich eine so lebhafte Stimmung verrathen, daß man gerechte Zweifel hegen muß, ob sie so langsam haben gesprochen und so schnell abgeschrieben werden können.

Wir gehn zu einer noch wichtigern Erscheinung über, die uns gleichsam die Pforte öffnet, durch welche nachher die Geister erscheinen. Die Frau H. beobachtete nämlich in ihrem Innern in der Magengegend (dem Hauptsitz der magnetischen Kraft) zwey über einander liegende Kreise, deren obersten sie den Sonnenkreis, den untersten den Lebenskreis nennt. Der Sonnenkreis war nach dem Sonnenjahr in Monate und Tage abgetheilt, und in gewissen geheimnißvollen Häckchen und Schriftzeichen war darauf der Verlust und Gewinn der Lebenskraft jedes Tages und alles, was der Kranken sonst wichtiges begegnet war, oder begegnen sollte, eingetragen. In diesem innern Kalender sah sie alles voraus, was sich mit ihr zutragen sollte. Dieser Kreis aber bildete mit sieben andern einen Cyklus, die alle zugleich von ihr abfielen, sobald sie eine siebenjährige Periode, nicht ihres Lebens, sondern ihrer Lebenskraft vollendet hatte. Denn hatte ihre Lebenskraft mehr Verlust als Gewinn gehabt, so fielen die Kreise schon vor dem Schluß des siebenten Jahres von ihr ab, und auf diese Weise wurde ihre Lebenszeit verkürzt. Alles was sich in moralischer Hinsicht mit ihr in jedem Jahre zugetragen hatte, war auch auf dem Sonnenkreis verzeichnet, fiel aber nicht mit diesem von ihr ab, sondern wurde in verkürzter Schrift mit wenig Zeichen auf den tiefern Lebenskreis übergetragen. Dieser Lebenskreis blieb unverändert an seiner Stelle und nahm nur das Resultat der immer verschwindenden Sonnenkreise in sich auf, so daß dieser Prozeß einer doppelten Buchhaltung nicht unähnlich sieht. Alle Hauptposten wurden aus dem Sonnenkreis in den Lebenskreis übergetragen, so daß dieser am Schluß des Lebens genau anzeigen konnte, wie Tugend und Sünde sich gegen einander verhalten. Im Mittelpunkt des Sonnenkreises lag die Seele, im Mittelpunkt des Lebenskreises der Geist. Die Seele konnte den Geist nicht schauen. Wenn aber, im magnetischen Hellsehn, der Geist aus dem Lebenskreise in den Sonnenkreis heraustrat, und aus dessen Centrum rückwärts nach seinem Centrum sah, so konnte er auf Momente in die ganze Geisterwelt blicken. Nach diesen Angaben also beruht der Magnetismus mit allen seinen Erscheinungen wesentlich auf dem Heraustreten des Geistes in die Seele. Dem Lebenskreise gibt die Frau H. die Zahl Zehn als allgemeine Grundzahl für alle Menschen. Den Sonnenkreisen gibt sie verschiedene Grundzahlen, da hier die verschiedene Individualität, dort der Charakter der Gattung vorwalte. Nur die Juden machen (Theil II. S. 261) davon eine Ausnahme, indem ihre Grundzahl nicht 10, sondern 35 ist. Warum, das mag Gott wissen. Auf diesen Zahlen beruht die Eintheilung der Kreise, die Geheimschrift, die Vorsehung, die Geistersprache. Alles wird hier reine Mathematik.

Welche Anklänge an die orientalischen Zahlensysteme, an den mathematischen Pantheismus der Chinesen, der Pythagoräer, der Kabbalisten! Allein in den Zahlen steckt nur das formelle Gesetz, nicht das Wesen der Dinge, und der Formalismus ist eine so unwürdige Philosophie als der Materialismus. Es gibt einen Punkt in der Welt und in jedem Menschen, wo alle Zahlen in eine absolute Einheit zusammenfallen. Alle Zahlen sind ursprünglich nur Brüche dieser Einheit, und so ist jener Lebenskreis mit seinen Zahlen nur ein Bruchstück des Menschen. In ihm sehe ich nur den Reflex irdischer Beschränkung, nicht die Pforte der göttlichen Freyheit. — Sollte nicht überdieß hier die Phantasie zu viel mit im Spiele gewesen seyn? Man könnte dieselbe Sache auch mit einem andern Bilde ausdrücken, in einem andern Bilde sehen. Immer aber glaub' ich von der Sache nur so viel: Der Mensch besizt ein Gemeingefühl für die ganze Natur, dem Raum

nach bis in die weiteste Ferne, der Zeit nach rückwärts und vorwärts. Dieses Gefühl reicht aber nicht über die Gränzen der Natur hinaus, nicht hinüber in eine andere Welt. Dieß Gefühl (der Geist im Lebenskreise) liegt im Menschen verborgen, und kommt nur in seltenen Fällen zum Vorschein, indem es an die Stelle der gewöhnlichen menschlichen Sinne (in den Sonnenkreis) tritt. Denken wir uns die Natur als ein zusammenhängendes Ganze. Warum sollte nicht eine Wirkung von der einen äußersten Gränze derselben zur andern Statt finden können, und warum sollte nicht das edelste Geschöpf mit dieser Gabe des äußersten Ferngefühls, der äußersten Fernsicht begabt seyn? Innerhalb der Natur können wir nicht Möglichkeiten genug denken und finden. Etwas ganz andres aber ist das Fühlen und Schauen über die Natur hinaus. Ueberall steht uns die Natur offen, wenn wir uns nicht selbst für sie verschließen. Aber was jenseits der Natur ist, bleibt uns verborgen, und wie es das erste Gebot der Religion ist: du sollst nicht andere Götter haben neben mir! so ist es auch das erste Gesetz der Natur: du sollst keine andere Natur haben neben mir! So lange der Mensch in dieser Welt ist, ist er in keiner andern, weiß er von keiner andern, sieht er keine andere, kann er nur an eine andere glauben, sie aber nie und nimmer schauen.

Und gesezt, es gäbe dennoch Ausnahmen von dieser Regel, es sey dennoch ein Verkehr des Menschen mit Geistern einer andern Welt möglich, so könnte ein solches Wunder, gleich den Wundern Christi, nur einen großen welthistorischen Zweck haben, es müßte in seiner Erscheinung über alle Gemeinheit hoch erhaben, in seinen Wirkungen unermeßlich und für das ganze menschliche Geschlecht erfolgreich seyn, — es könnte in keinem Fall auf einen einfältigen Spuck, auf ein kindisches Poltern und Erschrecken hinauslaufen. Um nichts und wieder nichts werden die Gesetze der Natur nicht verkehrt, offenbart sich keine Geisterwelt.

Die Geister sind nun aber doch gesehen worden, nicht nur von Frau H. allein, auch von andern Personen, die mit ihr in Rapport standen. Noch mehr Personen haben diese Geister gehört, ohne sie zu sehen. Alle diese Personen sind bekannte glaubwürdige Subjekte. Wie nun? Ich bin weit entfernt, die Thatsachen zu läugnen, allein ich unterstehe mich, sie anders zu erklären. Die Phantasie ist eine fruchtbare Mutter, besonders wenn Aberglauben, Furcht, Neugier und Wundersucht Vaterstelle vertreten. Die Phantasie hat in gewissen exaltirten Zuständen und in gewissen Krankheiten die Macht, bloße Einbildungen als wirkliche Erscheinungen vorzuzaubern. Der ungläubige Nikolai sah Gestalten um sich, ohne sie für Geister zu halten. Der Abergläubige sieht solche Gestalten und hält sie für Geister. Aber mehrere Personen sahen dieselben Gestalten zugleich? Nun denn, ist ein Wahnsinn weniger Wahnsinn, wenn er ansteckend ist?

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücher auf 1830.

10) Taschenbuch aus Italien und Griechenland von Waiblinger.

Die Römerin auf dem Titelkupfer hat den Fehler, daß sie nicht schön ist. Das Mädchen von Olevano auf dem zweyten Bilde ist lieblicher. Die Scene bey Posilippo mißfällt wegen der Tenierschen Figuren. Artig sind die kleinen Liebesgötter im Umriß, und noch artiger das launige Bild von Kraft, das eine römische Carnevalsscene darstellt, und wohl die beste Komposition in diesem Taschenbuch ist. Die drey übrigen historischen Kupfer zu dem „Mährchen von der blauen Grotte“ sind unangenehm. Auf dem ersten bietet uns eine Nymphe den Rücken. Welch ein Rücken und welche plumpe Schulter! Auf dem zweyten verdreht sich eine tanzende Bachantin auf eine gar zu unnatürliche Weise. Im Ganzen ist man berechtigt von römischen Künstlern weit mehr zu erwarten, und wir möchten Herrn Waiblinger besonders ersuchen, weniger auf das Charakteristische und mehr auf das Schöne, sowohl bey den Kupfern, als in Prosa und Versen zu sehen.

Das Mährchen von der blauen Grotte hat alle Mährchenfarben und ist doch kein Mährchen, denn die Moral, die sich im ächten Mährchen verbirgt, liegt hier gar zu auffallend zu Tage. Man sollte dem Mährchen nie das Geheimnißvolle nehmen, nie die Absicht merken lassen. Die Erzählung Francesco Spina enthält treffliche Episoden, namentlich Carnevalsscenen, italienische Räuberscenen und Schilderungen Roms und seiner Umgebungen, die Wiederfindungsgeschichte eines verlornen Kindes aber, die den Hauptinhalt ausmacht, hat bey zu viel Verwicklungen zu wenig innere Einheit. Die beste Gabe des Taschenbuchs sind die Bilder aus Neapel, hundert Gedichte in Form der römischen Elegien von Goethe. Hier ist wahre und tiefe Empfindung, ächt poetische Anschauung. Der Wegweiser für die, welche die Umgegend Roms bereisen wollen, dürfte nur wenigen Lesern von praktischem Nutzen seyn. Wenn Herr Waiblinger fortfährt, für die Herbarien des deutschen Buchhandels in Italien zu botanisiren, so bitten wir ihn recht sehr, das Blümchen Wunderhold nicht zu vergessen. Er suche wie Winkelmann nur immer die Schönheit, die Schönheit und noch einmal die Schönheit!

N°. 92.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 17. November 1829.

Geisterkunde.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Zwey Theile mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829. 328 und 266 S. 8.

Zweyter Artikel.

(Beschluß.)

Daß mehrere Personen denselben Geist gesehen haben, kommt mir weit unmerkwürdiger vor, als daß ihn andere Personen, die auch zugegen waren, nicht auch gesehen haben. Wenn ich etwas nicht sehe, was du siehst, so bin ich entweder blind, oder du träumst nur. Existirt wirklich eine Form oder Farbe in der Luft, die einem Auge sichtbar ist, so muß sie es auch dem andern seyn, falls dieses nicht blind ist. Nun sagt zwar Dr. Kerner, man sehe die Geister nicht mit dem äußern Auge, sondern mit einem dahinter verborgenen geistigen Auge; und die Geister selbst seyen nichts materielles, sondern etwas der Materie entgegengesetztes rein Geistiges; allein er sagt doch auf der andern Seite, die Geister erscheinen wirklich äußerlich, indem sie die materielle Luft bewegen, und darin die Erscheinungen von Formen, Farben, Tönen und körperlichen Kraftäußerungen hervorbringen. Er nimmt zwar eine geistige unkörperliche Kraft, aber doch eine körperliche Wirkung an. Was sich nun in der Materie äußert, das muß auch jedes materielle Auge sehen können, oder was nur ein geistiges Auge sehen kann, braucht nichts Materielles zu seiner Erscheinung. In dem geistigen Sehen körperlicher Wirkungen liegt ein Widerspruch, in dem auch Professor Eschenmaier befangen ist. Wozu ein geistiges Auge, wenn die Geister in die Materie wirken? wozu materielle Aeußerungen, wenn das Sehen nur ein geistiges ist? Der Widerspruch löst sich nur auf, wenn wir Phantasmorasie annehmen, ein Traumgesicht mit der Einbildung, die Erscheinungen seyen wirkliche Wesen. Dann erklärt es sich leicht, warum die Angesteckten gesehen haben, und andere Leute nicht.

Auch sieht sich der Verf. einigemal genöthigt, eine Einmischung der Phantasie zuzugeben, und Th. II. S. 53 gesteht er ein, daß derselbe Geist von zwey verschiedenen Personen in verschiedener Gestalt gesehen worden ist. Dieser Umstand, und überhaupt die Sichtbarkeit eines Geistes für den Einen, und seine Unsichtbarkeit für den Andern beweist sehr entschieden, daß wir es mit keinen äußern Objekten, sondern nur mit Phantasiebildern in der schauenden Person selbst zu thun haben.

Die Beschreibungen, die wir von diesen Geistern erhalten, sind so widersprechend, daß schlechterdings keine wirkliche Geisterwelt von dieser Beschaffenheit existiren kann. So wird z. B. Th. I. S. 154 und an einigen andern Orten ein „Wachsthum der Geister" erwähnt. Es erscheinen nämlich Kinder-Geister, die kurz nach der Geburt gestorben, aber nach dem Tode fortgewachsen sind und nun, nach Verfluß von 4 oder 12 Jahren, in der Größe von vier- oder zwölfjährigen Kindern erscheinen. Ganz im Widerspruch damit erscheinen aber Th. II. S. 61 und 94 ein Wickelkind, das seit mehr als hundert Jahren ein Wickelkind geblieben ist, und sieben Kinder eines alten Ritters, die auch noch immer Kinder sind. Gäb' es wirklich eine Geisterwelt, so würden sich darin solche Widersprüche nicht finden. Der träumenden Phantasie aber ist jeder Widerspruch erlaubt.

So heißt es auch z. B. Th. II. S. 65 und 221, daß die Geister mit unserer Welt nur vermittelst und durch eine Somnambule in Verkehr treten können, daß sie durchaus so wenig von uns, als wir von ihnen gewahr werden, wenn nicht eine Somnambule, wie Frau Hauffe beyde Welten mit einander in Rapport sezt, und daß sie nichts anders und nicht mehr von unserer Welt sehen, als was sie durch die Somnambule sehen. Und dennoch heißt es wieder Th. II. S. 117, die Geister wissen alles, was in unserer Welt vorgeht, und es kommt ein Geist vor, der ein Buch citirt, was lange nach seinem Tode

erst gedruckt wurde und was die Frau H. gar nicht kannte.

Diesem Widerspruch liegt ein noch tieferer zu Grunde. Wenn nämlich, wie Professor Eschenmaier sehr ausführlich auseinandersezt, die Geister Kraft haben, vermittelst des Nervengeistes, der ihnen nach dem Tode noch anhängt, in der Luft willkührliche Bilder, Töne und Bewegungen hervorzubringen, so wäre es sehr sonderbar, wenn dieses Vermögen nur aktiv, wenn es nicht auch passiv wäre, und sie nicht durch dasselbe Vehikel und auf demselben Wege wahrnehmen und empfinden ließe, was in der materiellen Welt vorgeht. Warum eine unbeschränkte Thatkraft, und nicht auch eine unbeschränkte Wahrnehmung? Uebrigens hat der ältere Gespensterglaube den Geistern jederzeit neben einer höhern Kraft auch ein höheres Wissen zugeschrieben, und Schwedenborg war der erste, welcher die Theorie aufstellte, daß die Geister nur durch besonders begabte Geisterseher (Somnambulen) uns sehen, wie wir sie.

Die Geister selbst sollen ausgesagt haben, daß sie sich von den Engeln im Himmel und von den Teufeln in der Hölle unterscheiden, und nur im Scheol, oder Hades, oder Fegfeuer leben. Es sind sämmtlich Geister von Verstorbenen, die theils durch eine sinnliche Neigung, theils durch die Erinnerung an ein noch ungesühntes Verbrechen noch an die Erde gebannt sind. Sie erscheinen daher als rohe, gemeine, pöbelhafte Subjekte oder Verbrecher. Im Allgemeinen aber erfahren wir Th. II. S. 120, daß sich in diesem unglückseligen Zwischenreich alle die befinden, die auf Erden noch nicht an Christum geglaubt haben, also alle Heiden, sie mögen übrigens noch so tugendhaft gelebt haben. Der Glaube an Christum ist das einzige Erlösungsmittel, und wer es nicht schon auf Erden gefunden hat, muß es im Fegfeuer zu erlangen suchen. Nun fällt es diesen armen Seelen aber gewaltig schwer, den Glauben zu erlangen, da sie mit den Engeln noch weit weniger in Berührung kommen, als mit den Menschen, und mit den Menschen nur zufällig dadurch, daß einmal eine Somnambule, wie Frau H., fähig wird, Geister zu sehen und sie im christlichen Glauben zu unterrichten. Das Buch schildert sehr ausführlich, wie Frau H. mit den Geistern katechisirt und dieselben, die in religiöser Hinsicht noch roh wie Kinder sind, und in der ganzen Geisterwelt keinen Unterricht finden können, mit dem wahren Glauben zum ersten Mal bekannt macht. Dieses Glück widerfährt etwa einem Dutzend Geister, die daher auch erlöst werden und in eine höhere Seligkeit eingehen. Da nun aber kaum in einem Jahrhundert einmal eine fromme Geisterseherin dieses Amt der Bekehrung verrichtet hat oder verrichten wird, so steht es in der That mit den Millionen und aber Millionen Heiden, die noch zu bekehren übrig bleiben, sehr schlimm. Kann der finsterste religiöse Fanatismus eine grausamere Geistertheorie aufstellen? Ist das Messelesen der Katholiken für die Seelen der Heiden, ist der Ablaßkram selbst nicht bey weitem edler und vergleichungsweise vernünftiger? Ein Christus, an den man glauben muß, wenn man nicht ewig elend seyn soll, und der dennoch den armen Seelen keine Gelegenheit gäbe, sich in diesem Glauben zu üben, wäre der noch ein Christus? Kann die vernünftigste und liebevollste aller Religionen solchen Wahnsinn, solche Lieblosigkeit gestatten?

Th. II. S. 224 sagen einige Geister: „Noch bannt uns unsere Sündenlast.“ Wie? Sie erkennen ihre Sünde, und das Erkennen wäre nicht Bereuen, und das Bereuen nicht Erlösung?

Th. II. S. 193 kommt ein Geist vor, welcher troz seiner Tugend und troz seines Glaubens blos deßwegen nicht selig werden kann, weil er einmal während seines Lebens einem guten Freunde versprochen hat, er wolle auch nach dem Tode sich nicht von ihm trennen, und weil dieser nun wegen seiner größern Sündhaftigkeit nicht hat selig werden können. — Man erzählt von einem Tyrannen, der einen Menschen hinzurichten befahl, und als dessen Freund sich edelmüthig an seiner Statt opfern wollte, beyde zugleich hinrichten ließ. Würde im obigen Falle die ewige Gerechtigkeit minder grausam handeln, als dieser Tyrann?

Noch hat in der Welt kein Glaube existirt, der ungroßmüthiger, liebloser und der göttlichen und menschlichen Ehre unwürdiger gewesen wäre, als der Glaube, der aus diesen Geistergeschichten hervorleuchtet. Zwar hat er im Grunde eine gute Absicht, er ermuntert zur Bekehrung und schreckt die Leichtsinnigen; allein er führt, wenn man ihn weiter verfolgt, zu Konsequenzen, die nicht nur der Vernunft, sondern auch der christlichen Liebe widerstreiten, und die bey unbesonnenen und schwärmerischen Lesern dieses Buchs nur schädlich wirken können. Auf keinen Fall hätte der Herausgeber mit so viel poetischer Hast alle diese Blätter publiciren sollen; er hätte sie erst sichten, die Widersprüche lösen, das Unchristliche und Unvernünftige weise ausscheiden sollen. Noch mehr hätte man dieß von einem strengen Denker, wie Professor Eschenmaier, erwarten sollen. Sie sind auf den Tadel der Ungläubigen und Weltklugen gefaßt gewesen, aber hat es ihnen denn nicht einmal geahndet, daß auch die christliche Liebe und Weisheit, daß auch die ächte Mystik selbst die Tendenz dieses Geisterglaubens verwerfen muß?

Uebrigens betragen sich die Geister der Frau H. so albern, daß wir, wenn es wirklich solche Geister gäbe, an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln müßten. Sie klopfen, schlürfen, werfen mit Sand und Kalk, heben Stühle auf, lassen Leuchter auf dem Tische wackeln, nehmen Löffel weg, ziehen der Frau H. die Stiefel aus, sind

beym Auskleiden einer jungen hübschen Frau zugegen und legen ihr die abgeworfenen Kleider auf den Stuhl und was der Abgeschmacktheiten mehr sind. Ich überlasse es Andern, ihren Witz an so unwitzigen Erzählungen zu üben, und führe diese Umstände nur an, weil auch sie beweisen, daß hier nur an die aufgeregte Phantasie furchtsamer Weiber und leichtgläubiger Männer, keineswegs aber an wirkliche Geister zu denken ist. So lange wir auf Erden noch so reichlichen Vorrath an Dummheit haben, ist es nicht nöthig, Zuschuß aus dem Geisterreich zu requiriren.

Wenn ich indeß auch alles vorbringe, was Religion und Vernunft gegen das Daseyn solcher Geister einzureden haben, so wird sich der Verfasser immer noch auf die Thatsachen stützen, die so beschaffen sind, daß sie die Phantasie auf keinen Fall hat erfinden konnen. Frau H. soll historische Fakta ausgesagt haben, die sie auf keine andere Weise habe erfahren können, als durch die Geister. Ich bin nun, so vielen glaubwürdigen Zeugen gegenüber, völlig außer Stande, die Aussage der Frau H. selbst zu läugnen, allein ich läugne doch, daß sie, was sie erfahren, gerade von Geistern erfahren habe. Sie war hell sehend, und ich habe oben schon erklärt, daß ich an eine Fernsicht der Somnambulen glaube, die in der Natur selbst unbeschränkt ist, aber doch die Gränzen der Natur nicht überschreiten kann. Es erscheint mir also gar nicht unwahrscheinlich, daß Frau H. ferne und vergangene Dinge gesehen hat; allein Geister hat sie gewiß nicht gesehen hier ist die Phantasie ins Spiel gekommen. So wie der Traum des Menschen eine abentheuerliche Geburt halb der unwillkührlichen äußern Eindrücke, halb der willkührlichen innern Einbildungskraft ist, so scheinen mir auch jene Geistererscheinungen nur Mittelschöpfungen zwischen Hellsehn und Phantasmorasie, zwischen magnetischem und wahnsinnigem Schauen. Was darin wirklich als Wissen um ferne und längst vergangene Dinge vorkommt, gehört dem Magnetismus, was darin als Geisterwelt vorkommt, gehört den fixen Vorstellungen an. Offenbar liegt das Gebiet des unwillkührlichen Schauens dem des willkührlichen Phantasirens so nahe, daß die Gränze äußerst schwer zu ziehen ist. Im Subjekt selbst wird diese Gränze vielleicht gar nicht entdeckt werden, nur im Objekt, im geschauten Bilde kann man erkennen, was darin wahrscheinlich Wahrheit, was nur Täuschung ist. An den Früchten erkennt man den Baum. Ist dem magnetischen Baum die willkührliche Phantasie wie ein fremdes Reiß aufgepfropft, so muß sich dieß aus der verschiedenen Art der Früchte, nämlich der Bilder ausmitteln lassen. Was in diesen Bildern unvernünftig, abentheuerlich, traumhaft ist, das kann nicht Gegenstand der reinen Naturanschauung seyn, es muß Geschöpf der Phantasie seyn.

Das Kind zeugt vom Vater, nicht der Vater vom Kind. Und wenn Vater und Mutter und Vettern und Basen und alle Welt schwörte, daß der Löwe einen Hasen, oder der Adler eine Gans erzeugt habe, so wäre das dennoch nicht wahr. Sie mögen es gesehen haben, es ist dennoch nicht wahr. In Gottes Schöpfung gibt es keine Geschöpfe, wie die Geister in Weinsperg; solche gibt es nur in des Menschen Phantasie. Die Weltordnung kann nicht so unvernünftig, grausam und kindisch seyn; nur die menschliche Phantasie kann sie sich so vorstellen.

Wolfgang Menzel.

Reisebeschreibung.

Wanderungen durch die rhätischen Alpen. Ein Beytrag zur Charakteristik dieses Theils des schweizerischen Hochlands und seiner Bewohner. Mit einem Straßenriß, Reiseregeln und Notizen. Zürich, bey Orell, Füßli und Komp. 1829. 231 S. 8.

Von der Tendenz dieser werthvollen Schrift gibt der Verfasser in seiner launigen Einleitung den klarsten Begriff, indem er zu den Begleitern auf seiner Reise unter anderm spricht: „Ists dir darum zu thun, Palläste und Promenaden zu bewundern, dich im Theater umzusehen oder in den Cirkeln der großen Welt; so wende deine Schritte anders wohin. Hier betrittst du ein Bergland, arm an Künsten der Verfeinerung und des Luxus, aber reich an hoher, herrlicher Natur, an Denkmälern der Geschichte, an Kontrasten in der physischen und moralischen Welt, reicher vielleicht darin als irgend ein Land. Es muß einen Gefährten aber auch nicht langweilen, wenn ich oft stille stehe und von der Gegenwart zurückblicke in die Tiefen der Vergangenheit. Hier walten, zwischen den Gestaltungen der neuesten Zeit, noch in völliger Kraft, Verfassung und Gebräuche des nächst vergangenen Jahrhunderts und seiner Vorgänger; hier steht noch manche Ritterburg aus dem Mittelalter in bewohnbarem Stand, manche andere in ehrwürdigen Ruinen; hier spricht noch die Mehrzahl der Einwohner die altromanische Sprache, und viele Ortschaften erinnern durch ihre Namen unverkennbar an die toskanischen Auswanderer, die sie erbauten; zwischen diesen Bergschluchten hindurch wanden sich die Heere der Cäsaren; diese Felsköpfe blickten schon in frühester Urzeit hinab auf die ersten Flüchtlinge, die, aus wirthlicheren Fluren verdrängt, hier mit den wilden Thieren der Wälder sich um ärmliche Nahrung stritten.“ — Gern folgt man dem freundlichen Führer in die stillen, lautlosen Schluchten, auf die unwirthbaren Höhen, zu den Quellen der Flüsse, an die lieblich sich darstellenden

Dörfchen und Ortschaften, schifft mit ihm auf den Wellen des Rheins, ersteigt die Gipfel der Berge und theilt dort seine Gefühle. Besonders anmuthig ist die Erzählung einer Bergwinterreise über den Bernhardin, in Begleitung einer französischen Familie, deren Einzelnheiten sich mit ungemeinem Interesse in die Seele des Lesers abdrücken: „In ihrer ganzen melancholischen Herrlichkeit ruhte die Mondnacht auf der einsamen Berginsel, in gemilderter Klarheit glänzend, aber bezaubernd schön, um den Neid eines wolkenlosen Juliustages zu verdienen. Mag der Glanz alles überstrahlender Schönheit in üppiger Jugendfülle laute Bewunderung erregen; der Zug des Herzens neigt mächtiger sich nach dem Ausdruck stiller Wehmuth auf gebleichter Wangen. Dort rauscht der Beyfall der Menge; er wird als schuldiger Tribut gegeben und empfangen, aber unwillkührlich kehrt der Blick zurück auf das ruhige Lächeln frommer Ergebung, wie es Theilnahme heischt, Theilnahme verspricht. Klar, wie im Krystallquell das Gewölke des Himmels, spiegelt im seelenvollen Auge sich der Abglanz des Innern und aus dem leisesten Seufzer tönt der Anklang einer verwandten Seele uns entgegen. So die still herrliche Wintermondnacht. Ich war auf einen kleinen Schneehügel hinaus getreten. Das Berghaus liegt hinter meinem Rücken; vor mir, als beschneyte Ebene, der kleine See, dessen Eisdecke jezt den Fahrweg trug. Welch eine Umwandlung seit dem trüben Absterben des Wolkentages! Die Umrisse der Berge, früher ins neblichte Grau des Gewölkes verschmolzen, zeichneten sich in blendender Silberhelle jezt scharf ab vom dunkeln Azur des Horizonts. Schwarze Schlagschatten von Schneehügeln und Felsvorsprüngen gestalteten seltsam abentheuerlich sich zu Höhlen, Schlössern und Thürmen, aus denen Züge von Geistern ab und zuzugehen schienen, wenn von leichtem Gewölke die Schatten über das Schneefeld hingleiteten. Kein Laut entweihte die heilige Stille, keine Spur menschlichen Waltens erinnerte an die Bewohner der Erde." — Nicht aber nur die Natur schildert der Verfasser, auch die Menschen und ihr Thun und Treiben, die Gewohnheiten, Vorurtheile und Vorzüge eines bis dahin wenig beachteten und um der Schwierigkeit des Reisens in seinem Lande wenig gekannten Völkleins. Wirthshausscenen, politische Gespräche, Beziehungen der verschiedenen Klassen zu, ihre Verbindungen unter einander, nähere Bezeichnung der Grundursachen, die den Graubündtner noch in manchen Dingen an die Vorurtheile einer frühern Zeit knüpfen, und die Erwerbszweige nicht ergreifen lassen, die in anderen Schweizer-Kantonen sich mehr vervielfältigen, und einzeln hingeworfenen Erzählungen, denen die humoristische Würze nicht fehlt, lassen einen tiefern und richtigeren Blick in die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse dieses Landes und seiner Bewohner thun, als noch so gelehrte Erörterungen es vermöchten. Von dem, was das Land selbst hervorbringt, ausgehend, sucht er die Mittel, den Wohlstand zu begründen, der durch die täglich wachsenden Bedürfnisse bedroht wird. Er weist mit Nachdruck auf eine Zeit, wo die Klagen über Geldmangel noch nicht so allgemein waren, und findet den Grund dieser Umwandlung in den stets mehr überhand nehmenden Ansprüchen der arbeitenden Klassen, welche die Einfachheit nicht mehr kennen wollen, die das Wohl ihrer Väter begründete und sie Jahrhunderte lang auszeichnete.

Taschenbücher auf 1830.

11) Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Sämmtliche Kupfer sind nach Ramberg. Bekanntlich bringt dieser Almanach alljährlich neben den größern Kupfern auch eine Gallerie von kleinern, und in diesem verjüngten Maaßstab nehmen sich die Rambergischen Zeichnungen in der Regel sehr gut aus. Dießmal sind sie um so anziehender, als sie zu einer kleinen Erzählung von Spindler, „das Kastenmännchen" gehören, die sehr artig ist und wohl eine größere Ausführung verdiente. Ein Reicher nämlich, den Langeweile und Unzufriedenheit plagen, findet unter altem Hausrath einen kleinen Gnomen, der ihn nach seinem Wunsch verwandelt und bald in diesen, bald in jenen Stand versezt, wo er die Zufriedenheit zu finden hofft. Diese findet er aber nach vielen vergeblichen Verwandlungen nur im beschränkten bürgerlichen Stande und im Familienleben. Die übrigen Erzählungen haben uns nicht angesprochen. Anna Musen von Friederike Lohmann ist eine tugendhafte Maitressengeschichte aus der Zeit Peters des Großen. Der Gemsenjäger von L. Rellstab enthält einige gute Genregemälde des Alpenlebens, mimilimisirt aber ein wenig. Donna Concha von C. Kruse ist die Geschichte einer edlen Spanierin, welche schwört, keinen andern als den zu heirathen, der den Mörder ihres Vaters wieder morden wird, und dadurch genöthigt wird, die Frau eines gemeinen Räubers zu werden, der zufällig den Mord vollbringt. Schluß im Kloster. Die Wahl des Herzens, eine poetische Erzählung von Prätzel, hat recht leichte und gewandte Verse, aber einen gar zu abgedroschenen Inhalt. Eine Tochter nämlich vermählt sich wider Willen ihres Vaters und lebt mit ihrem Manne in einem Jagdhause verborgen, bis der alte Herr sie einmal überrascht und ihnen den väterlichen Segen gibt. Auch die wenigen noch übrigen Gedichte des Almanachs sind unbedeutend.

Nº. 93.

Literatur-Blatt.

Freitag, 20. November 1829.

Kritische Literatur.

Ulysses Homer; or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssey, by Constantine Koliades, Professor in the Jonian University. London, John Murray. 1829. XXIV und 67 S.

Selbst in einigen deutschen politischen Blättern ist auf vorliegende merkwürdige Erscheinung vorläufig aufmerksam gemacht worden. In Deutschland mußte auch das Gerücht von einer solchen Entdeckung (oder Behauptung, wie man will) — darum weit größeres Aufsehen erregen, weil wir, Dank dem Anatomirmesser des verstorbenen Wolf, ja eigentlich keinen Homer mehr haben. — Wir müssen uns daher erst wieder beweisen lassen, daß die großen Dichterwerke, an denen Jahrtausende erstarkten und sich erlabten, wie die Welt einen Schöpfer hatten, und nicht wie Cartesische Atomen zusammengewürfelt worden, ehe wir Jemanden Gehör schenken können, der uns deuten will, wer dieser Schöpfer gewesen. So steht bey uns die Entdeckung des Koliades ohne eine Prämisse da, und unsere Philologen müssen daher vor der Kühnheit eines bloßen Mittelsatzes erschrecken, oder ihn belächeln, und sich verachtend und achselzuckend davon wenden. — Nicht so in England; auch in Frankreich nicht. Jenen Ländern wirft man bey uns noch eine Kindheit in der Philologie vor. Sie haben noch nicht gelernt, aus Buchstaben und Wortformen über ein ganzes Leben, oder Werk oder Volk zu entscheiden; sie überwältigt noch zu sehr der Geist des Ganzen, um nicht die einzelnen Worte zu übersehen; sie glauben noch an ein Werk, sobald nicht geistige Widersprüche in ihm sich finden, und übersehen noch die Sprachwidersprüche in den Dialekten. Sie folgern nicht, daß ein Werk, das dem Munde des Volkes anvertraut werden mußte, darum von denen gemacht sey, die es in ihren Dialekten wieder erzählten, und das sich vielleicht durch die Tradition mit einzelnen äußeren Zusätzen und Abänderungen fortpflanzte; nicht daß, weil es aus dem Munde des Volks aus Mangel der Schrift wieder gesammelt werden mußte, es im Ganzen nie existirt habe. — Auch in England ist zwar Streit, wie er überall, und wie er schon im Alterthum statt fand, über die Person des Homer gewesen. Aber nicht betraf dieser Streit die Frage, ob es überhaupt einen Homer gegeben, sondern wo und wann derselbe gelebt haben mag. Die englischen Reisenden obendrein, welche die Ebene von Troja und die übrigen Scenen des Schauspiels der in der Ilias und Odyssee beschriebenen Vorgänge bereisten, Edward Dodwell, William Gell, Moritt, David Morier, Leake, Wood — alle kommen mit der innigsten Ueberzeugung zurück, der Verfasser wäre Augenzeuge derselben gewesen, und habe zur Zeit des trojanischen Krieges selbst gelebt. So fand also der Verfasser eines Werkes, welches den Dichter genau und aus dieser Zeit angeben zu können glaubte, eine seiner Angabe in Vielem vorgearbeitete Stimmung voraus, und es fällt daher für die Engländer vieles von dem Frappirenden, das die Ankündigung dieses Werkes für Deutsche hat, weg. Trotz dem aber glaubte Koliades, die Behauptung, der Held der Odyssee sey der Dichter selbst, an die bisher Niemand im Entferntesten gedacht, werde immer noch zuviel Ueberraschendes haben, als daß der ausführliche Beweis gleich Anfangs mit der Ruhe und Vorurtheilfreyheit werde aufgenommen und beurtheilt werden können, die für solche Gegenstände so sehr zu wünschen seyen. Er entschloß sich daher das größere, mit Planen und Charten zum Beweis versehene, eigentliche Werk eine Zeit lang noch zurückzuhalten, und obige kleine Broschüre, den historischen Beweis von ihm gewissermaßen enthaltend, vorläufig vorauszuschicken, um die Gelehrten erst darauf vorzubereiten, ihre Stimmung und ihre Meynungen über diesen Gegenstand noch zu vernehmen, um einigermaßen alsdann von allen Seiten gerüstet, nach allen Seiten hin vorbereitet, mit dem eigentlichen Werke aufzutreten.

Die vorliegende Broschüre hat, abgesehen von der Solidität oder dem Schwankenden in der Behauptung an sich schon Bedeutung, als das erste wissenschaftliche Produkt der griechischen Emancipation.

Nach einer Dedikation an den Gründer der jonischen Universität, den Earl von Guilford, unter der sich der Verfasser als „Einwohner von Ithaka" unterzeichnet, sezt er in einer Einleitung auseinander, wie von allen Personen, die als handelnd beym Kriege von Troja eingeführt sind, Odysseus der einzige seyn könne, der theils um innerer Eigenschaft des Geistes, wie äußerer Umstände willen, die Anfertigung solcher Werke habe unternehmen können. Er beginnt mit Popes begeisterter Bewunderung dieses Helden, und fragt dann, warum, da in dieser Zeit so viel Dichterkönige lebten, David, Salomon, da Palamedes, Sohn des Königs von Euböa, nach Philostratus auch ein Gedicht über den trojanischen Krieg schrieb, — es uns in Erstaunen setzen sollte, wenn ein Gedicht, das die größte topographische Kenntniß Griechenlands, das Verzeichniß der griechischen Stämme und Fürsten, die Anschaulichkeit taktischer Kriegsoperationen, die erhabensten politischen Grundsätze entfaltet, von einem, als Krieger wie Herrscher berühmten, Könige, der die Fürsten Griechenlands, selbst persönlich herumreisend, zur Theilnahme an dem trojanischen Kriege aufforderte, größtentheils die Bewegungen vor Troja leitete, und nachher so lange in Länder und Meere verschlagen wurde, geschaffen sey? — Er geht dann auf Widerlegung einiger Einwürfe ein, die sich bey dieser Annahme in einzelnen Aeußerungen in den Gedichten darbieten, und die auf eine spätere Lebenszeit des Dichters, als im trojanischen Kriege, deuten, (wie der Stein, den Diomedes hob, und den jezt zwey Männer nicht wieder heben können, — die Anrufung an die Muse u. s. w.); die eigenen Lobpreisungen ferner auf Odysseus, als Einwurf, widerlegt er mit Davids Beyspiel, der sich ja auch einen Mann Gottes nannte; und merkwürdig ist hier die Aeußerung — „er hat sich ja eben deshalb nicht genannt, um auch gerecht gegen sich seyn zu können." — Hierauf beginnt er die Abhandlung selbst also:

„Es ist bekannt, daß zur Zeit des Plutarch auf der Insel Ithaka noch 2 Familien lebten, die von den beyden Aufsehern über die Heerden des Odysseus abstammten; die eine trug den Namen der Koliadal und stammte vom Eumäus; die andere aber hieß die Bukoloi und war aus dem Geschlecht des Phyletios. Mein Vater, Spiridion Koliades, war der Meynung, daß die Bukoloi seit langer Zeit ausgestorben seyen, und ihr Name war auf der Insel auch unbekannt; doch die Koliadal, versicherte er, seyen ohne Unterbrechung bis zu ihm herabgekommen, und er stamme folglich durch Eumäus in gerader Linie von den Königen von Scyras ab. Das kann um so weniger Ueberraschendes haben, als wir in Venedig ja immer noch Abkömmlinge von Justinian und Galba, in Konstantinopel Comnenen, Cantacuzenen, Paläologen u. s. w. erblicken. Als der einzige noch übrige Zweig der Familie der Koliaden, ward ich ein Gegenstand der größten Zärtlichkeit meines Vaters, eines Schiffskapitäns im Dienste der Venetianer, denen damals unsere Insel gehörte, der früher in Padua studirt, und später sich auf sein Landgut Leuca am westlichen Ufer der Insel zurückzog, seinen Studien zu leben. Auch ich sollte auf die Universität Padua abgehen; doch vorher wünschte mich mein Vater selbst in den Elementen der griechischen Literatur zu unterrichten. Das erste Buch, das er mir in die Hände gab, war die Odyssee, die göttliche Geschichte seines alten Königs, wie er es nannte. Beym Lesen derselben bemühte er sich, mich alle die Lokalitäten und Denkmäler unserer Insel, die die Erinnerung an Odysseus zurückrufen, und nicht allein seine Anwesenheit, sondern sein langes Verweilen auf der Insel beweisen, studiren zu lassen. Wir stiegen auf den Gipfel des Neritos, die Lage der Insel überhaupt zu vergleichen, in die Grotte der Nymphen, deren Ruinen noch stets zu sehen, und in denen die Bienen vorzüglich noch eben so gern wohnen, wie die Tauben in den Felsen von Thisbe und die Eulen in der Acropolis von Athen; — zu den Felsen der Krähen, zu der Stelle, wo Eumäus Hütte stand, zu der Höhle, wo er des Nachts seines Herrn Heerden bewachte; zur Quelle der Arethusa, wo Telemachos bey seiner Rückkehr von Pylos landete. Dann begaben wir uns wieder zu den cyklopischen Ruinen der Hauptstadt in den Pallast des Odysseus, studirten hier die Einzelheiten in der Lokalität in Hinsicht des Kampfes mit den Freyern; — dort fanden wir einzelne Münzen des Odysseus in den Ruinen seines Pallastes. Dann suchten wir die Quelle Merkurs, die Meyerey des Laertes, die Insel Asteris, wo die Freyer den Hinterhalt dem Telemachos legten — die Schule Homers. Alles das überzeugte mich, ja durchströmte mich mit der Begeisterung, daß es einen Odysseus gegeben, daß er König von Ithaka und unsere Insel der Schauplatz der interessantesten Scenen der Odyssee gewesen sey. Als ich nun aber im Begriff war nach Padua abzugehen, führte mich am lezten Morgen mein Vater zu den cyklopischen Ruinen des Berges Aito, mir dort seinen Willen zu verkünden; die Sonne ging eben auf und vergoldete mit ihren lezten Strahlen die Gipfel des Berges Neritos und die gigantischen Ruinen, die uns umgaben. „Geh," sprach er zu mir, „theuerer Sohn, erinnere dich, wie ich zuerst auf dem Berge Neritos in deine Hände die Homerischen Gedichte gab. Von ihrem Verfasser wußte das Alterthum so wenig, wie die neuere Zeit. Doch in der Mitte der peinlichen Dunkelheit leuchtet aus jenen uns schon einiges Licht entgegen, ein römischer Kaiser erfuhr aus dem Munde des Orakels zu Delphi, Homer sey in Ithaka geboren, sey der Sohn des Telemachos und der schönen Polykasta, der Tochter Nestors. Es entdeckte ihm daher

wenigstens die Meynung, welche den Mysterien seines Tempels anvertraut war; und doch ward Ithaka nicht unter den 7 Orten erwähnt, die der Geburtsort Homers zu seyn sich anmaßten! — So wenig aufmerksam war hierin das Alterthum! — Eine andere Sage ferner, von den Ufern des Nils kommend, berichtet uns, der Name Homers bezöge sich auf eine Wunde, die er am Schenkel (ὁ μηρός) empfangen. Erzählt Odysseus nicht, er habe eine vom Eber auf dem Parnassus erhalten, bey deren Narbe seine Amme Euricleia ihn erkannte? — Hat nicht ferner Polystratus bemerkt, Homer habe eine Reise nach Ithaka gemacht, um die Manen des Odysseus zu befragen über die Einzelheiten, deren er zur Abfassung seines Gedichtes bedurfte? — War es darum nicht eben die Meynung des Alterthums, daß er die beste Auskunft darüber habe geben können? — Von den neuern Geschichtschreibern hatte nur einer den Muth, bestimmt das Zeitalter Homers anzugeben; im ersten Buche sagt Telemachus zu seiner Mutter: „schilt den Phönix nicht, daß er das Unglück der Griechen singt; alle Menschen lieben am meisten die Erzählungen, welche das Neueste betreffen." Dieß würde, sagt Milford, vollkommen widerspruchvoll seyn, hätte der Dichter auch nur ein Jahrhundert nach dem trojanischen Kriege gelebt. — Wenn er aber da gelebt, wer hätte alles das von den da Lebenden anders beschreiben können, als Odysseus, der allein von seinem Zuge zurückkehrte? Spricht nicht noch, daß in der Odyssee nichts vom Tode des Helden gesagt wird, da sie doch seine Geschichte ganz beschreiben will, und nur mit der Flucht nach Italien endet, für die Annahme, Held und Dichter seyen eins, da ein andrer gewiß den Tod erwähnt haben würde? — Meine feste Ueberzeugung ist daher, unser König sey der Verfasser jener Gedichte. Doch ich kann die Beweise für diese, so Viele, die die Lokalität nicht genau kennen, außerordentlich überraschende Behauptung, nicht mehr führen; darum bestimmte ich von früh auf dich zum Vertheidiger und Erben meiner Entdeckung. Du sollst dein Leben diesem Zwecke allein widmen, sollst keine Mühe, keine Anstrengung, kein Opfer sparen um die Bestätigung und den Beweis derselben auf das unwiderleglichste aufzufinden. Wenn du deine Studien vollendet, sollst du an das sygäische Vorgebirge gehen, sollst dort den Schauplatz der Iliade so studiren, wie du hier den der Odyssee studirt hast; sollst dem Helden dann in die Länder der trojanischen und griechischen Conföderation, in die Inseln des ägeischen und sizilischen Meeres folgen!" — Als er diese Worte gesprochen, zerfloß mein ehrwürdiger Vater in Thränen, und ich sagte ihm mein leztes Lebewohl. Er erlebte es nicht mehr, mich mit der Beute meiner Reisen heimkehren zu sehen, denn ich fand nur noch seine Asche. — Nach fünfjährigem Aufenthalt in Padua, fährt Koliades fort, nachdem ich alles, was alte und neue Reisende über Homer geschrieben, gelesen, trat ich meine Reise an; zuerst nach dem Hellespont." — Hier verfolgt nun der Verfasser in seinem Buche das trojanische und griechische Heer in allen beschriebenen Kämpfen, die Ordnung, den ganzen Plan des Kriegs, übereinstimmend mit den Lokalitäten durch 30 Seiten seines Schriftchens durch, und als er damit fertig, ruft er alle Feldherrn, alle Krieger zu Zeugen auf, ob es möglich sey, daß solche plangemäße, anschauliche Ordnung, von einem andern, als einem Krieger, als einem Mitkämpfer, ja als ersten Leiter aller Bewegungen, habe dargestellt werden können? „Ich verließ die Ebene von Ilium, heißt es ferner, zuerst das Reich des Priamus von Paphlagonien an bis nach Lycien zu studiren. Ich besuchte Aegypten und Theben mit seinen 100 Thoren; dann durchreiste ich den ganzen Kontinent, die Inseln des ägeischen, die der sizilischen und der italienischen Meere. Ich sah die Stadt des Erechtheus, berühmt wegen des Tempels der Minerva, Argolis reich an schönen Rossen; Achaia mit den schönen Frauen; die geräumigen Ebenen von Mycalessus, die dürren Felsen von Pytho; Thisbe, noch stets der Wohnort der Tauben; ich sah mit einem Worte alle Schätze Griechenlands, seine historische Rückerinnerungen, seine Kunstwerke. Von Navarino (Pylos) schiffte ich wie Ulysses, mit dem ihm verderblichen, mir aber günstigen Nordwinde nach Afrika bis an die äußersten Sirten, zu der Insel der Lothophagen (Meninx), jezt Gerby genannt, wo noch jezt der Lotus wächst; dort fand ich die Fruchtpflanze, deren Geschmack und Genuß in den Begleitern des Odysseus die Sehnsucht nach ihrem Vaterlande erstickte. Von dort ging ich nach Aegusa, das der Dichter so lieblich beschreibt; von da zu der Insel der Cyklopen, die, wie auch Odysseus sagt, sehr nah war; dann zu der Insel des Aeolus, dann zu der der Circe, heut Monte Circello. Mit allen andern Naturforschern entdeckte ich hier eine Menge giftiger Pflanzen, den tödtlichen Nachtschatten, die datura ferox, den ranunculus sceleratus und dessen Gegengift moly, das Merkur dem Odysseus gegen die Zauber der Circe zeigt. Dicht daran sah ich die Hauptstadt der Lästrygonen. Der Held selbst lehrte mich die wirkliche Lage der Insel der Sirenen, die zu Strabos Zeiten unbekannt war, und von dem die heutigen Geographen nicht mehr wissen, als er. Doch der Name allein „die Insel der Gebeine" (Ustika) hätte ihnen den furchtbaren Wohnort jener Göttinnen andeuten müssen, die mit schrecklichen Ueberbleibseln ihrer Opfer besäet ist. Ueberall erkannte ich die natürlichen Umstände, welche die Allegorien des Dichters angeben wollen, als genau und faktisch. Doch wo ich am meisten die Treue des Pinsels des Dichtermalers bewunderte, das war in seiner Beschreibung der Schreckensgegend der Cymmerier und in der der Charybdis und Skylla. Nur allein die Insel

der Calypso bleibt im Verborgenen. Geschah es etwa, weil hier allein dem Odysseus ein Vorwurf zu machen ist, und er deshalb selbst einen Schleyer um den Schauplatz seiner ausschweifenden Liebe werfen wollte? — Nach Italien zurückgekehrt, hatte ich bey Reggio nur noch die interessanten Ruinen von Temese im Lande der Bruttier zu beschauen. — Von dort ging meine Reise nach Corfu. Schon bey meiner ersten Reise von Ithaka nach Padua hatte ich Gelegenheit zu bewundern, wie genau der Verf. der Odyssee in der Beschreibung der Hauptstadt und der Gärten des Königs von Corcyra ist; und in dieser zweyten bemerkte ich genau, daß des Dichters Gemälde reicher, zahlreicher und, wenn möglich, noch genauer werden, je mehr er sich den vornehmsten Schauplätzen der Odyssee und Iliade (so wird die Bemerkung Thiersch's auch hier bestätigt) nähert."

Der Mangel an Raum zwingt uns hier abzubrechen. Wir hoffen ohnehin, daß diese Brochüre jedenfalls zu einer Verdeutschung des großen Werkes, wenn es erscheint, führen werde, und wir konnten auch nur in Deutschland darauf aufmerksam machen wollen, mit welchem ausgerüsteten Gegner unsre Philologen hier zu thun haben werden; nicht mit einem Reisenden, der gelegentliche Bemerkungen über die homerischen Gedichte macht, sondern mit einem, der sein Leben diesem Gegenstand gewidmet und nur ihrenthalben reiste. Nur eins müssen wir noch hinzusetzen, um noch einmal jenen Einwurf zu berücksichtigen, daß das Alterthum eher davon hätte etwas erfahren können: „Es ist höchst auffallend," sagt Koliades Seite 26, „daß Strabo, der nach Korinth gereist, also nur einige Stunden von Mycenae war, von der Existenz der ungeheueren Ruinen unsrer Stadt nichts wußte und im achten Buche versichert, es sey keine Spur davon mehr vorhanden. Gleicherweise erwähnt er mehrerer andere Städte nicht, von denen mit mir neuere Reisende bedeutende Ruinen fanden. Auch Diodorus Siculus stellt uns Mycenae gänzlich zerstört dar. Livius vernichtet viele Städte Italiens, von denen wir jezt noch Wälle, Thore und Thürme vollkommen erhalten finden! Sie hatten früher keine Hülfsquellen zum Vergleich des Gedichts mit der Topographie, weder genaue Charten, noch Ansichten." R. O. Spazier.

Dichtkunst.

P. Abraham's a Santa Clara große Todten-Bruderschaft. Nebst Fabeln. Aufs neue ans Licht gestellt durch einen aufrichtigen Verehrer desselben. Mit einer kurzen Lebensgeschichte des Autors und einem Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke. München, 1829. Jos. Lindauer'sche Buchhandlung. (C. T. F. Sauer.)

Die Aufmerksamkeit des Publikums ist in den lezten Jahren zu wiederholten Malen auf den humoristischen Hofprediger Leopolds I. und Josephs I. durch den Abdruck einzelner von seinen Werken gelenkt worden, und mit Recht, denn er verdient es. Die vorliegende Schrift hat außer dem Reichthum des Witzes und der Laune, von dem sie überfließt, auch einen antiquarischen Werth. Denn offenbar bildet sie eine poetische Parallele mit den mittelalterlichen Versuchen der Malerey, welche unter dem Namen des Todtentanzes oder Dance Macabre (Machabaeorum Chorea) bekannt sind und unter andern in der Marienkirche zu Lübeck und auf Holbeins Holzschnitten noch gesehen werden. Wie hier der Tod vom Kaiser und Papst durch alle Würden, Geschlechter, Bildungsstufen bis zum Bettler herab die Menschen zum Tanz aus dem irdischen Leben aufforderte; so läßt Abraham a Santa Clara an alle Menschen ohne Unterschied die Versicherung, daß sie sterben und ihr Glück, Lust und Tand fahren lassen müssen, ergehen; sodann lädt er zum Andenken an den Tod die Jungen und Schönen, darauf die Alten und Betagten; die Vornehmen und Reichen; die großen Doktores und berühmten Künstler, endlich die Geistlichen und Gottgeweiheten ein. Das Werkchen ist reich an Wortspielen und glücklichen Gedanken wie alle Werke des Pater Abraham.

Die mitgetheilten Fabeln sind aus seinem „Huy und Pfuy" (Würzburg 1707) zusammengetragen. Die Allegorie der Naturgegenstände, welche dem Geschichtlichen dieser meisten Fabeln zum Grunde gelegt ist, hat ungemein viel Anziehendes, auch hält Abraham in denselben mehr Maaß mit den Ausbrüchen seiner redseligen Laune.

Der dritte Abschnitt des Buches gibt Nachricht von dem Leben P. Abrahams. Derselbe ist von Geburt ein Schwabe aus dem Dorfe Krähenhennstetten bey Mößkirch, und heißt ursprünglich Ulrich Megerle. Schon als Kind kam er durch Talent und Fleiß allen seinen Mitschülern weit voran. Er studirte zu Mößkirch, Ingolstadt und Salzburg in den lateinischen Schulen. Im achtzehnten Jahre seines Alters (1660) trat er als Novize in den Barfüßer-Augustiner-Orden zu Mariabrunn unweit Wien, studirte in dem Kloster dieses Ordens zu Wien Philosophie und Theologie, und wurde 1662 Priester. Er predigte zuerst in Bayern, dann in Wien. Sein Ruf als Prediger verbreitete sich sehr schnell. Nach einem Aufenthalt in Grätz berief ihn Leopold I. zum kaiserlichen Hofprediger, eine Stelle, welche P. Abraham auch unter Joseph I. zwanzig Jahre hindurch bekleidete. Als Prior-Provinzial seines Ordens reiste er nach Rom, wo er mehrmals mit Beyfall predigte. Er starb, nachdem er seinem Orden und mehreren Klöstern desselben wesentliche Dienste geleistet, den 1. December 1709 allgemein betrauert. Das vollständige Verzeichniß seiner Schriften befaßt achtzehn Hauptwerke.

Nº. 94.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 24. November 1829.

Reiseliteratur.

1) Wanderungen im Süden. Mitgetheilt durch Willibald Alexis. Berlin, 1828. In der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung.

2) Herbstreise durch Skandinavien. Von Willibald Alexis. Zwey Theile. Berlin, 1828. Ebendaselbst.

Das erste der vorgenannten Werke, welches nach Inhalt und Ton zu schließen unter dem pseudonymen Namen des Kammergerichts-Assessors Sternanis von Berlin den Herrn Dr. Häring — Willibald Alexis — selbst zum Verfasser hat, enthält die Erzählung einer Reise nach den mittäglichen Provinzen von Frankreich. Das Interessanteste daran ist die Idee, das Frankreich des Jahres 1826 — denn die Reise ist in diesem Jahre gemacht worden — in Vergleichung mit dem von 1815 und zurück, und in den Wirkungen des beklagenswerthen Villèle'schen Ministeriums zu schildern. Der Anlaß zu jenen Vergleichungen ergab sich von selbst, da der Reisende im Jahre 1815 unter den preußischen Freywilligen Frankreich besucht hatte und zum Theil in jene Gegenden gedrungen war, durch welche er später reiste. Oft treten schöne, wehmüthige Erinnerungen an die Zeit des Kampfes mit Napoleon hervor, und eine rührende Scene des Zusammentreffens mit einem Invaliden von der alten Garde beschreibt der sechste Abschnitt „der stumme Bettler." Recht geistreich ist die Zusammenstellung von Männern aus den verschiedensten Perioden und von den verschiedensten Farben des neuern Frankreichs in einer kleinen Kolonie des Südens. Ein Zufall führt den Reisenden in dieses „Neue Frankreich." Er findet einen ehemaligen Präfekten, dem er gegen seine wildanstürmenden preußischen Landsleute im Jahre 1815 das Leben gerettet, und sieht sich durch ihn in das Leben und den Geist dieser sonderbaren Gemeinde eingeführt.

„Sie wundern sich, sagte der Präfekt, als ich an einem schönen Morgen in der Gartenlaube mit ihm frühstückte, über die seltsame Vereinigung der verschiedenartigen Individuen in diesem schönen Thale, und ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig."

„Dort, sehen Sie, — er zeigte hinunter — den starren Jakobiner. Auf seiner Stirne die Blutlinien der Männer des Wohlfahrtsausschusses: unwillkührlich spricht er noch immer horizontal mit der Hand, und ein Thurm kann ihn ärgern, wenn er zu hoch über die Dörfer vorragt. Und doch unterstützt er bey der Morgenpromenade den gichtischen Marquis. Da disputirt der Abbé mit dem Kapitän aus Napoleons Leibgarde; es gibt nicht Menschen von verschiedenerer Gemüthsart, und ich versichere Sie, Busenfreunde könnten nicht inniger leben."

„Und wie heißt der Zauber-Magnet, der alle diese bunten Neigungen hier in Friede und Ruhe zusammenhält?"

„Die Unzufriedenheit! lächelte mein Wirth. — Was war denn, seit die Welt stehet, der ewige Jubel aller Revolutionen, was hielt die Faktionen zusammen, als die Unzufriedenheit? Dieser war mißvergnügt mit der Hitze, jener mit der Kälte, beyde aber einig darin, daß sie unzufrieden waren. Studiren Sie nur die Geschichte — und Sie sind ja ein Deutscher — wo kam je ein Umsturz zu Stande mit einfachen Interessen? Die Mißvergnügten hätten sich eher unter einander aufreiben sollen, so feindselig standen sie in ihren innersten Richtungen; weil sie aber zufällig einen fremden Gegenstand gefunden, den sie insgesammt haßten, so waren Feuer, Fluth und Sturm gegen die träge Erde vereinigt. Wie sie zum Zerstören verbindet, warum sollte die Unzufriedenheit nicht auch einmal einen Bund zum Aufbauen begründen? Unser Jesuit hat das Problem gelöst und wir befinden uns wohl dabey." — — —

„Doch war es mir noch unbegreiflich, wie einem Privatmann mit geringen Mitteln das gelungen, was den geschicktesten Ministern nicht glückte: Franzosen, von so feindlicher Gemüthsart, zu einem gemeinsamen Leben und Wirken zu vereinigen."

„Genügt es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß wir Alle müde waren? Wir ergriffen willig die dargebotene

Hand, aus dem stürmischen Meere und ans Ufer zu schwingen. Zwar gab es Anfangs manche schiefe Blicke, anzügliche Reden, die verschiedenen Ansprüche vertrugen sich nicht. Da trat (der Jesuite) Lefort auf als Herr und zeigte, daß ihm das Ufer gehöre, und zeigte auf das Meer, ob wir dahin zurück wollten? Sie wissen, es gibt eine Puissance in Frankreich, stärker als die königliche, stärker als der militärische Despotismus, Rothschilds Coursmine auf der Börse vermag nichts dagegen, ja sie ist selbst mächtiger als die öffentliche Meynung der Liberalen, das ist die Macht des Lächerlichen. Lefort hatte sie in seiner Gewalt. Es kostete ihm eine Stunde, und der Marquis und der Abbé schlugen lachend in die dargereichte Hand des Republikaners, und man lachte einen ganzen Tag darüber, daß man ein Leben voll grämlicher Sorge und bitteren Haß vergeudet, wo man angenehmer hätte lachen können."

Der französische Eilwagen führt den Wanderer mit englischen Reisenden zusammen, welche von ihm in ihrer Reiseweise geschildert werden. Immer und ewig sieht er sich von John Bull umgeben, und einmal die Begleitung losgeworden, ist er plötzlich wieder von ihr eingeholt. Das bequeme, um alle Welt, am meisten um die nächsten und interessantesten Gegenstände des Weges, bekümmerte Reisen der Engländer hat seinen treuen Maler hier gefunden. Näher mit der politischen Idee seines Buches hängt die Bekanntschaft mit jungen Geistlichen von der Congregation zusammen, und die Geschichte einer Denunciation der freysinnigen Aeußerungen des reisenden Preußen, der seine Rettung aus den Händen der politischen Inquisition einzig dem starken Arme des sonst überlästigen John Bull verdankt. Die Ansichten, welche der Verfasser bey der Beobachtung und Beurtheilung der französischen Nation und Verwaltung im Jahre 1826 äußert, sind mäßig und besonnen, so daß sein politischer Glaube nur bey einem Ultra von beyden Parteyen — Tadel finden dürfte. Einen romantischen Anstrich hat er dem Gemälde seiner Wanderung besonders durch die mährchenhafte Einführung einer reisenden Engländerin gegeben, die von innerer Unruhe verfolgt in den Wundern von Vaucluse und auf der Höhe des Tabor die bitter ersehnte Ruhe nicht finden kann.

Die Erzählung ist ungemein lebhaft und fließend, und wir gestehen offen, daß uns von Herrn Willibald Alexis Feder noch kein so ächthumoristisches, durchgängig anziehendes Werk vor die Augen gekommen ist. Außer den zuvor angeführten Abschnitten haben uns ferner das Rhonethal S. 113, Nismes S. 140 und Frère Anton S. 188 besonders angesprochen.

Die Reise nach Skandinavien, welche das zweyte der vorliegenden Werke beschreibt, hat Herr W. A. im Spätsommer des Jahres 1827 in Gesellschaft von drey andern interessanten Männern, einem Deutschen, einem Franzosen und einem Schweizer gemacht. Nach einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen und einer stürmischen Fahrt landete er in Göthenburg, besuchte den Trollhetta-Fall und ging von da eilends nach Christiania. Die Reise nach Drontheim nimmt die größere Hälfte des ersten Bandes ein. Von Drontheim kamen die Wanderer nicht ohne große Mühseligkeiten und Gefahren über die schwedische Gränze, besuchten eine Lappenfamilie und reisten nun wieder südlicher über Falun nach Stockholm, von wo aus Upsala besucht und der Weg nach Ystad eingeschlagen wurde, um vor dem Einbrechen der winterlichen Schauer die vaterländischen Gegenden wieder zu erreichen. Wer des norwegischen Steffens herrliche Schilderungen seines vaterländischen Bodens, der Beschaffenheit der dortigen Gebirge und Wasserfälle und des Lebens der Bewohner gelesen hat, dem wird diese Herbstreise angenehme Erinnerungen wecken. Auch hier, und noch umständlicher hier, als in dem vorherigen Werke, stellt der Verfasser die politischen Verhältnisse dar. Dahin gehört besonders die neue Verfassung des norwegischen Volkes. Wenn gleich der Reisende sich mit dem Sparsinne der Landstände in Christiania nicht befreunden mag: so erfreut er sich doch der regen Theilnahme aller Norweger an dem neuen politischen Leben. Der Norweger fühle sich nun erst wieder als Norweger, sein graues Heldenalterthum diene ihm nicht allein zu fabelhaften Träumen, die Wirklichkeit stehe vor ihm, die Zukunft rufe. Im zweyten Theile verweilt der Verfasser in Schweden und entwirft ein Bild der dortigen Stände und ihres Lebens. Interessant ist die Widerlegung der gewöhnlichen Meynung von der durchgängigen Aehnlichkeit des Schweden mit dem Franzosen. W. A. sagt: „Im Franzosen — wenigstens dem von sonst — rollt ein leichtes Blut; der Frohsinn, die Lust am Vergnügen, ist das Princip seiner Handlungen, der Quell, aus dem die Erscheinungen seines öffentlichen Lebens hervorgehen. Er amusirt sich und will amusiren, freylich in einer höheren Bedeutung des Wortes, indem er sich mit leichten logischen Schlüssen für die erste Nation der Welt erklärt. Die Eitelkeit ist dem Frohsinn untergeben, wenigstens eng mit ihm verschwistert. — Die Grundlage des schwedischen Charakters ist dagegen durchaus der nordische Ernst. Uns ist im ganzen Lande nichts eigenthümlich Heiteres begegnet. Was weist davon ihre Geschichte auf, was ihre Poesie? Ihre alten Balladen, ihre Volksmelodien, alles ist schwermüthig, melancholisch. Ist es ihre Geschichte minder? Aber der thätige Ernst kann sich auch mit der Sucht nach Glanze vertragen, wenn er nicht früh eine tiefere Begründung im Sinn für das Wissenschaftliche, für die Kunst findet." — „Als deutlichsten Unterschied zwischen dem französischen und schwedischen Wesen weist man auf die höchsten Personen des Landes, umstrahlt vom Glanz und von der

Hoffnung der Krone. Karl Johann ist durchaus Franzose geblieben, mit allen liebenswürdigen und einnehmenden Seiten eines Eingebornen der Länder am biscayischen Busen; im Kronprinzen Oskar vermißt man nicht die Feinheit des Franzosen, der stille Ernst des Nordens läßt aber jene Eigenschaften des Vaters nicht mehr hervortreten, durch welche die Liebenswürdigkeit des Franzosen in den ersten fünf Minuten die Herzen gewonnen hat."

Ein heiterer Sinn, Unbefangenheit im Urtheil, glückliches Auffassen und Wiedergeben der eigenthümlichen und nordischen Natur, — wir verweisen dabey vornämlich auf die Beschreibung des Nordlichtes im zweyten Bande S. 178 ff. — machen diese Reisebeschreibung anziehend. Die mühsame Postreise ist aber auch für die Leser ermüdend, da ihre Beschwerden an mehreren Orten, unter anderen S. 115 — 152 des ersten Theiles, mit einer großen Weitschweifigkeit geschildert werden. Die Darstellung steht den Wanderungen im Süden nach. Mit weniger Breite würde der Reisende weit angenehmer unterhalten haben.

Wir wünschen den Skandinaviern noch öftere Besuche deutscher Literaten, damit sie noch mehr, als es bisher geschehen, durch persönliche Bekanntschaft mit deutschen Autoren für das Lesen deutscher Literatur gewonnen werden, und die Frage an unseren Verfasser die lezte ihrer Art im Norden seyn möge: „Ob seit Zimmermann's Werk über die Einsamkeit auch andere gute Bücher in Deutschland erschienen seyen?"

Staatswissenschaft.

Beherzigungen bey der Einführung der Preßfreyheit in der Schweiz und über gesetzliche Bestimmungen über die Presse. Zürich, Geßner'sche Buchhandlung, 1829. 144 S. 8.

Diese aus der Schweiz kommende und für dieselbe verfaßte Denkschrift reiht sich den besten an; die über den hochwichtigen Gegenstand in der neuesten Zeit erschienen sind; sie ist gründlich, klar, umsichtig und anziehend geschrieben. Die Geschichte der Preßfreyheit einer jeden Nation ist die Geschichte ihrer politischen Freyheit überhaupt. Auch in der Schweiz ging sie gleichen Schritt mit der Freyheit der Verfassung. Die Skizze dieser Geschichte dient darum als passende Einleitung für alle weiteren Beobachtungen.

In dem lezten Jahrhundert der alten Eidgenossenschaft, wo der Aristokratismus sich in seinem schroffen Gegensatze zum Volk ausbildete, in jenem Jahrhundert, wo alle Nationalgeschichte aufhört und die Jahrbücher der Schweiz nur einzelne blutige Auftritte, durch die Unterdrückung hervorgerufen, und Justizmorde erzählen, bildete sich das Princip der geheimen Staatsverwaltung in der Eidgenossenschaft erst systematisch aus. Dieß Princip ist mit dem Wesen der Aristokratie unzertrennlich verbunden. Indem sie Staat und Volk nur als Eigenthum weniger regimentsfähiger Familien betrachtet und dem Volke alles Recht der Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten abspricht, haßt sie wirklich jedes Interesse desselben an der Verwaltung und entzieht ihm jede Kenntniß derselben; stille Duldung und blinder Gehorsam sind die Tugenden, zu denen sie die unterworfene Menge erzieht. Als die alte Eidgenossenschaft, im Widerspruche mit der Kultur des Volks und dem Geist des Jahrhunderts, in sich selbst zerfallen war, trat mit der helvetischen Republik auch die vollkommenste Freyheit der Presse ein. Aber wie diese ganze Schöpfung, so war auch das Kleinod der Preßfreyheit das Werk eines Freyheitstaumels und nicht einer mit Besonnenheit schaffenden innern Kraft. Erst der Zustand der Mediationsregierung, der nach Aufhebung der Vorrechte ein System einartiger, auf dem Grundsatz gleicher politischer Berechtigung aller Bürger errichteten Verfassungen darbot, konnte als Einleitung, wie zu einer ächten und freyen Föderativrepublik, so auch zur wahren Preßfreyheit betrachtet werden. Aber die Mediationsakte war nicht das Werk der Nation, sie war das Geschenk eines Fremden; daher war sie von vielen nicht geliebt. Sie hatte die Vorrechte zerstört, daher ward sie von vielen gehaßt. Als sie im Jahr 1814 aufgehoben wurde, bildete sich in der Schweiz ein Staatenverein, der zwey verschiedene widersprechende Elemente in sich schloß. Während in den alten Aristokratien ein bedeutender Theil der ehemaligen Vorrechte wieder restaurirt wurde, hielten die andern Kantone, dem Gesetz aller Lebensentwicklungen getreu, die Grundsätze der Mediationsakte fest, und gestalteten auf dieser Grundlage und im Geiste derselben ihre Verfassungen nach den Forderungen der veränderten Umstände. Natürlich entwickelten sich aus diesen verschiedenartigen politischen Elementen auch verschiedenartige Tendenzen und Staatsmaximen. Mit den restaurirenden Aristokratien trat auch die vorige Maxime der geheimen Staatsverwaltung wieder ins Leben, und theilte sich wie ein altes Uebel, das noch nicht im Keime erstickt war, mehr oder weniger selbst denjenigen Verfassungen mit, die auf ganz andern Grundsätzen beruhen. Die große Frage ist: soll diese Maxime fortdauern oder nicht? Dauert sie fort, so ist es Thorheit von einer Preßfreyheit zu reden, denn sie bildet als das Hauptmittel der Publicität einen schnurgeraden Gegensatz mit dem heimlichen Regiment; so

wird, selbst wenn man die Censur aufhebt, eine Preßfreyheit entstehen, welche die Todesfarbe der Auszehrung im Antlitz trägt.

Der ungenannte Verfasser der „Beherzigungen“ ahnet und verheißt Besseres. „Die Schweiz,“ sagt er, „steht an der Schwelle einer neuen Epoche ihrer Geschichte, die sie selbstständig aus sich selber schaffen und entwickeln soll. Die Epoche der alten Eidgenossenschaft ist untergegangen, nachdem der Geist aus ihr entwichen und sie durch Mißstaltungen entartet war; die Epoche der Mediationsakte, so viel Treffliches sie leistete, entbehrte der nationalen Selbstständigkeit. Die hohe Aufgabe der dritten Epoche ist, die neuere Kultur von Europa mit dem eigenthümlichen Leben der Nation — also mit der großen Idee, welche der alten Eidgenossenschaft in ihren schönen Tagen zum Grunde lag, zu verschwistern. Daß die Zielpunkte, welche durch die neuere europäische Kultur der Schweiz gesteckt sind, also der eine Theil jener Aufgabe nur der Preßfreyheit und Publicität erreichbar sind, fällt von selbst in die Augen. — Eine Reihe von Erscheinungen der jüngsten Zeit, welche das allmählige Aufwachen eines höhern und freyern politischen Lebens in der Eidgenossenschaft andeuten, ist wohl geeignet, die Hoffnung zu beleben, es stehe die Schweiz wirklich auf der Bahn einer neuen nationellen Entwicklung.“

Inzwischen darf man sich nicht verbergen, daß die Verzichtung auf Censureinrichtungen, welche gerade jetzt in vielen Kantonen offenbar wird, von Seite der Regierungen eine ganz unfreywillige ist. Sie waren nicht mehr haltbar, ihre Censuranstalten, weil die öffentliche Meynung dieselben nicht länger ertrug, und weil auch mit eiserner Stirn dieser Trotz zu bieten unmöglich geworden ist, seit — was früher unerhört war, die demokratischen Bergkantone die freyen Pressen und ihre Tagblätter (in Trogen, Glarus u. s. w.) demjenigen öffneten, was von den Censoren in den aristokratischen Kantonen gestrichen ward. Nun entschloß man sich aber, alle Willkühr der Censur, zusammt den willkührlichsten Strafbefugnissen, an Richter überzutragen, die selbst wieder von den Regierungen abhängig wären, und durch barbarische Preßgesetze jene abschreckende Wirkung zu erreichen, welche die Censur überall nicht mehr zu gewähren vermochte. Ob diese Versuche, denn zur Stunde sind es, mindestens in der deutschen Schweiz, nur noch Versuche und Gesetzentwürfe, mit denen man beschäftigt ist, ob diese Versuche gelingen werden, kann nur die Zeit lehren, auf die Länge mögen sie es gewiß nicht. Aber treffend sagt die vorliegende Schrift unter andern: „Man macht Preßgesetze, das heißt, man stellt einige Artikel zusammen über Preßvergehen und Strafen, herausgerissen aus dem Zusammenhange mit allen jenen Grundsätzen, wodurch sie Bestimmtheit und Schärfe erhalten, entblößt von allen Einschränkungen und Ausnahmen, denen sie, wofern sie zum Beyspiel Theile des Kapitels von den Injurien wären, unterworfen seyn müßten, aber beynahe gänzlich unfähig für die Anwendung. Die Folge ist, daß solche Preßgesetze der Willkühr Thor und Thür öffnen und einen Zustand herbeyführen, der verderblicher ist als die Censur, weil man nach solchen Gesetzen aus Allem ein Verbrechen machen kann. Gerade die redlichsten Schriftsteller, die ihr Vaterland am meisten lieben, werden zuletzt über wesentliche Gegenstände gänzlich schweigen, weil es zweifelhaft ist, ob sie die größten Verdienste, die sich Bürger durch Enthüllung von Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten erwerben, nicht im Kerker büßen müssen.“ — Es sind die Entwürfe zu mehreren Kantons-Preßgesetzen, so wie die schon erlassenen Preßgesetze der Kantone Waadt und Genf, jenen französischen Gesetzen enthoben und nachgeahmt, die von Ministern herrühren, welche aus Aerger, die Censur abgeschafft zu sehen, der Preßfreyheit überall Angeln und Fuchsfallen stellten und Hand- und Fußschellen anlegten; auf die eigenthümliche Lage, Umstände und Verhältnisse der Schweiz ward bey der Nachahmung wenig Rücksicht genommen, und so müssen dann aus ihr nothwendig Verordnungen hervorgehen, die, wofern sie allgemein würden, alle Preßfreyheit zerstörten. Wie gering sind vergleichungsweise die Beweggründe zu Preßvergehen, die vernünftigermaßen in der Schweiz angenommen werden können, und wie gering sind die Geldmittel, auf denen da das Institut der Presse beruht! wie gering die Anzahl der Organe und Pflegstätten der Preßfreyheit! ein oder zwey Drucker und Verleger in jedem Kanton und einige Schriftsteller! sorgsam sollte man diese Pflegstätten schonen, wenn die Preßfreyheit gedeihen soll. Wendet man nun aber jene Geldstrafen der Genfer und Waadtländischen Gesetze an, so heißt das die Preßfreyheit — zum Lande hinaus jagen. Es sind aber eben auch, wie bereits angedeutet ward, unausführbare Gesetze, welche die Regierungen, von ihrem Haß gegen Oeffentlichkeit verblendet, aufzustellen versuchen und die sie nicht handzuhaben vermögen würden. Die öffentliche Meynung ist in dieser Angelegenheit erleuchtet, sie spricht sich überall laut aus und macht ihre Rechte geltend, so daß auch die Gerichte, wie abhängig ihre Stellung seyn möchte, sich hierin keineswegs zu Werkzeugen der Willkühr gebrauchen lassen.

N°. 95.

Literatur-Blatt.

Freitag, 27. November 1829.

Ankündigung.

Das Literaturblatt wird im nächsten Jahre von dem Unterzeichneten nach einem neuen Plane redigirt werden.

Noch vermißt man in Deutschland ein kritisches Blatt, das die neueste Literatur umfassend, administrativ und in Masse behandelt. Ueberall erblicken wir nur einzelne, nach Gunst und Zufall zusammengeworfene Rezensionen, nirgends einen Totalblick, nirgends ein großes literarhistorisches Princip. Indem ich in diesem Sinne das Literaturblatt reformiren will, verspreche ich darin concentrischer zu verfahren, als bisher, die Mannichfaltigkeit literarischer Erscheinungen von einem festen Standpunkt aus zu beherrschen, stets das Ganze der Literatur und den Entwicklungsgang der Nation, die Wendung des Zeitgeistes, die sich darin ausspricht, ins Auge zu fassen, und alle einzelne Schriften auf dieses Ganze zu beziehen. Ich werde daher nicht blos einzelne Rezensionen geben, sondern auch 1) vergleichende Uebersichten über mehrere gleichzeitige Werke derselben Gattung, 2) Tendenzaufsätze, worin die besondere Richtung der einen oder andern Wissenschaft und Kunst, besondere Schulen, besondere Parteyansichten, besondere Modeerscheinungen ꝛc. besprochen werden sollen, und 3) halbjährige Berichte über die Leipziger Büchermesse und vergleichende Uebersichten über das ganze Gebiet der deutschen Literatur.

Noch vermißt man ferner in Deutschland ein kritisches Blatt, das sich im vollsten Sinne des Worts freymüthig ausspricht. Wie kann man auch freymüthig seyn, wenn man immer nur mit dem Einzelnen und nicht mit dem Ganzen sich beschäftigt! Der Despotismus der Schulen, die Gunst und der Haß der Parteyen, der Eigennutz, die Eitelkeit, die Frechheit, die Bosheit, das Vorurtheil, die Furcht, die Kurzsichtigkeit und der Aberwitz der Personen, kurz alles, was die Freyheit und Gerechtigkeit des Urtheils beschränkt, kann sich nur dann im Gebiet der Kritik geltend machen, wenn man nicht mit einem historischen Totalblick das Ganze der Literatur übersieht, sondern mit kleinlicher Leidenschaft, der Einzelne gegen den Einzelnen, ein augenblickliches persönliches Interesse verfolgt. Indem ich nun mit jenem Totalblick den Freymuth zu verbinden verspreche, kündige ich dieser falschen Kritik einzelner Schulen und Parteyen, und allen momentanen, lokalen und persönlichen Rücksichten, die sich an die Stelle der ächten und universellen Kritik drängen und die öffentliche Meynung vergiften, verwirren und erschlaffen, feyerlich den Krieg an. Ich werde sie angreifen mit allen Waffen der Wahrheit, der Indignation und des Spottes, die Wahrheit wendend gegen Alle, die Indignation gegen die Schlechten, den Spott gegen die Lächerlichen.

Ich werde von einem humanen Standpunkt aus das ewig grüne Leben gegen die welke Theorie, von einem literarhistorischen Standpunkt aus das bleibende Interesse jeder Wissenschaft und Kunst gegen das vorübergehende Interesse der Schulen, Parteyen, Moden und Personen, und von einem nationellen Standpunkt aus das Interesse und die Ehre der Nation gegen alle vertreten, die nur von ihrem Stande oder ihrer Person eingenommen sind, und das Volk darüber aus dem Auge verlieren.

So will es die öffentliche Meynung, oder es gibt, es kann keine öffentliche Meynung in Deutschland geben. Diese höchste Instanz aller Kritik muß von einseitigen Interessen unabhängig seyn, oder sie kann nicht existiren. Indem ich ein Forum der Kritik eröffne, kann ich nur im Sinne der öffentlichen Meynung handeln, ihr ein Organ anbieten wollen.

Die hier ausgesprochenen Grundsätze sind vielleicht noch zu allgemein gehalten. Ich füge hinzu, in welcher Weise ich sie insbesondere auf die Hauptfächer der Literatur anwenden werde. Meine Ideen darüber stehen fest, und ich kann die Tendenz meiner Kritik im Voraus frey und klar enthüllen, damit jeder Leser wisse, was er zu erwarten hat, damit die öffentliche Meynung im Voraus prüfe und entscheide, ob ich ihren Sinn getroffen habe.

I. In Beurtheilung religiöser Schriften werde ich 1) das christliche Princip, unabhängig von allen besondern

Konfessionen und Disciplinen, an sich gegen die freche Lizenz der Religionsspötter und gegen die Sophistik rationalistischer Ausleger, 2) jede religiöse Gesinnung und reine Moral, in welcher Konfession sie sich auch aussprechen mag, gegen den religiösen Indifferentismus und gegen den moralischen Leichtsinn unserer Tage verfechten. In Bezug auf die Parteyen aber werde ich 3) die kraftvolle, geistreiche und scharfe Theologie der streitenden Kirchen, und die frische Lebendigkeit, die aus dem Gegensatze und Kampf derselben entspringt, theils gegen den matten, geistlosen und im langweiligen Wortkram sich bewegenden Schlendrian der Fakultäts- und Erbauungsschriften, theils gegen den unvernünftigen und rohen Haß unberufener Zeloten, theils gegen die höflichen Versöhnungsversuche mattherziger Vermittler vertheidigen.

II. In politischer Hinsicht werde ich das Repräsentativsystem zur Richtschnur nehmen, abweisend zur Rechten jeden Servilismus, zur Linken alles Revolutionäre. Ich werde aber zugleich alles Praktische und Erfahrungsmäßige gegen die vagen Theorien und Träumereyen, und alles Einfache, Klare und Deutliche, theils gegen Sophistik und Mystifikationen, theils gegen Schwulst und deutsche Weitläufigkeit in Schutz nehmen, und niemals dabey die Ehre und das Interesse der deutschen Nation aus dem Auge verlieren.

III. In philosophischer Hinsicht werde ich 1) den gesunden Menschenverstand gegen den Aberwitz der Phantasten, gegen die Treulosigkeit der Sophisten und gegen die Schroffheit der Formalisten; 2) aber auch den philosophischen Geist, den Tiefsinn und die Erhabenheit der Ideen, die Klarheit und Schärfe des Denkens theils gegen die geistlosen Formen der Schule, theils gegen das rohe Gespött der unphilosophischen Menge vertheidigen. In Bezug auf die Parteyen aber werde ich 3) das dauernde Interesse der Philosophie überhaupt gegen das vorübergehende Interesse einzelner Schulen, und den historischen Werth aller Systeme gegen die Ausschließlichkeit und den Hochmuth jedes Einzelnen, und gegen den immer wiederkehrenden Wahnsinn, dieser oder jener Philosoph habe nun wirklich endlich den Stein der Weisen gefunden, kräftig in Schutz nehmen.

IV. In jeder andern wissenschaftlichen Hinsicht werde ich auf gleiche Weise 1) das bleibende Interesse jeder Wissenschaft und den Werth jedes Beytrags zur Fortbildung derselben gegen das vorübergehende Interesse der gelehrten Zünfte, Akademien und Schulen, gegen den Handwerksstolz und Handwerksneid vertheidigen; 2) das Praktische und Anwendbare gegen die deutsche Polypragmosyne, gegen die gelehrten Spielereyen, und das Klare, Einfache und Deutliche gegen das Weitschweifige und Breite, gegen das unbehülfliche Detail und gegen die deutsche Pedanterey verfechten; aber auch 3) vor dem entgegengesetzten Extrem, vor der Nachahmung der leichtsinnigen französischen résumés, vor der Lüderlichkeit der populären Handbücher warnen.

V. In belletristischer Hinsicht werde ich diejenigen Werke, die einen bleibenden Werth ansprechen, von denen unterscheiden, die nur auf die Unterhaltung und Mode der Gegenwart berechnet sind. In den erstern werde ich 1) den poetischen Geist stets höher stellen, als die poetische Form, und den Grundsatz festhalten, daß auch die schönste Form einen gemeinen oder unwürdigen Inhalt nicht entschuldigen kann. Ich werde mich daher aufs entschiedenste gegen die Zunft erklären, welche bisher umgekehrt die Form über den Geist gesezt hat, welche Deutschland mit einer Sündfluth geistloser, aber schöngebauter Verse überschwemmt hat, und von welcher die der Nation und des Zeitgeistes unwürdig gewordene Ueberschätzung von Werken ausgegangen ist, die unter reizender Form einen nichtswürdigen Sinn verbergen. Ich werde 2) den humanen Geist, der die ächte Poesie beleben muß, und der ihr zu allen Zeiten und unter allen Umständen ihren Werth sichert, höher stellen, als den Geist einzelner Schulen, welche nur den Charakter *einer* Zeit, eines Volks, oder eines Dichters zum *Kriterium* des Schönen machen und in die Idololatrieen verfallen, welche unter dem Namen der Gräko-, Indo-, Anglo-, Shakespearo-, Götho- und andrer Manieen bekannt sind. — An die vorübergehende Unterhaltungs- und Modeliteratur werde ich keinen strengen ästhetischen Maaßstab anlegen, aber einen desto strengern religiösen, moralischen, politischen und pädagogischen, indem ich immer auf den Einfluß achten werde, den solche allgemein gelesene Schriften auf die Masse des Volks und namentlich auf die Unmündigen unter dem Volk üben müssen. Hier werde ich insonderheit die lüderliche Moral der Aufklärer, die pöbelhafte Demagogie der Modeschriftsteller und ihrer Verleger, die entmannende Weichlichkeit und Kleinlichkeit der Liebes- und Familiengeschichten, die Unnatur der Romantugend, die geisttödtende Trivialität der schriftstellerischen Damenwelt, die Rohheit der historischen Romane, und die Fadheit der Humoristen und Witzlinge von Profession zu geißeln haben.

In diesen Grundsätzen ist, dünkt mich, nichts enthalten, was der Bildung, zu der wir Deutsche uns emporgeschwungen haben, und unsrer literarischen Ehre unwürdig wäre. Ich hoffe, daß es auf diese Weise möglich seyn wird, eine Zeitschrift zu gründen, in welcher sich der gesunde Nationalverstand und nicht der kränkelnde Geist der Schulen, der vergiftete der Parteyen und der bornirte der Kleinstädter ausspricht. Es scheint, die Nation sey reif genug, um nach dem Besitz einer nicht blos passiven öffentlichen Meynung, die sich alles aufbürden läßt, sondern einer aktiven zu streben, die als National-Intelli-

genz, als Nationalgewissen über alle einzelnen Parteyen und Doktrinen die Kontrolle führt.

Wem diese Angelegenheit am Herzen liegt, wer mit den hier ausgesprochenen Grundsätzen übereinstimmt, sey freundlich zur Theilnahme eingeladen, zumal da dem Literaturblatt auch räumlich eine größere Ausdehnung gegeben werden wird.

Stuttgart, November 1829.

Dr. Wolfgang Menzel.

Kunstgeschichte.

Ar Bardoniaeth Cymaeg, by David Williams. Dolgellan 1828. (Vom Bardenthum in Britannien.)

Da die Bardenlieder, welche Karl der Große sammeln ließ, nicht auf uns gekommen, so müssen wir es mit Dank annehmen, wenn uns hin und wieder gelehrte Alterthumsforscher Nachrichten von diesem Gegenstande grauer Vorzeit ertheilen. Darunter gehört nun auch der Verfasser dieses Werkes, welcher die Spuren des alten Bardenthums am längsten in Britannien, und zwar in jenem Theile desselben gefunden zu haben glaubt, in welchem sich alte Sitten und Sprache am längsten erhalten haben, nämlich in Wallis. Ganz richtig bemerkt der Verfasser, das Institut der Barden gehe in das graueste Alterthum zurück, und hänge mit dem Druidismus zusammen; den Beweis davon findet man bey Diodor von Sizilien, Cäsar, Tacitus und Ammian Marcellin. In den Bardengesängen Britanniens wird Tydain-tad-Owen, d. h. der Vater des Gesanges gepriesen. Er soll zuerst die Poesie in ein System gebracht und die Vorrechte der Barden ausgewirkt haben. So lang die Druiden bestanden, waren die Barden die Annalisten und die Genealogisten der Nation. Alles, was man damals Kunst und Wissenschaft nannte, mußte der Barde in seinem Gedächtnisse aufbewahren, eben so alle merkwürdigen Familienereignisse, Verbindungen und Begegnisse, welche auf Krieg und Frieden und die Gränze des Landes (Wallis) Bezug hatten. Derley Gegenstände wurden in Gesänge gebracht und bey Volksverhandlungen gesungen *). Der große Bardenverein (Eistaddewodda) richtete über den Werth dieser Gesänge, und unterwarf sie manchmal einer wiederholten scharfen Prüfung, bevor er sie gut hieß. Es gab dreyerley Klassen von Barden: Privard, Poswardund Arwyddward. Der Privard erfand und sang Moral und Philosophie; der Posward verbreitete bereits Bekanntes und der Arwyddward war so zu sagen bloßer Waffenherold. Er führte das Geschlechtsregister der Fürsten und Großen. Später mußte dieser Barde dem König und den Häuptlingen in den Krieg folgen, und während der Schlacht an ihrer Seite seyn. Nach des Verfassers Bericht findet man in den alten Statuten der brittischen Barden nähere Andeutungen über die eigentliche Verfassung dieses Instituts. Um Barde zu werden, mußte man haben, ein Auge, um die Natur zu schauen, ein Herz, sie zu fühlen, und Muth genug, ihrer Stimme zu folgen. Dreyfach war der Zweck des Bardenthums: Verbesserung der Volksmoral, Sicherung des inneren Friedens und Verherrlichung alles Guten und Trefflichen. Die Barden mußten stets zu Dreyen seyn. Sie genossen übrigens eines dreyfachen Vorrechts, wo sie waren, mußten sie Unterhalt und Schutz finden, in ihrer Gegenwart durfte keine blanke Waffe getragen werden, und ihr Zeugniß galt vor allen andern. Dagegen war ihnen dreyerley streng untersagt: unsittlicher Wandel, beleidigender Tadel und Waffentragen. Niemand konnte Barde werden, der nicht Talent zur Dichtkunst, genaue Kenntniß der Verfassung ihres Instituts und untadelhafte Sitten hatte. Da der Barde eine öffentliche Person und sein Beruf ein öffentlicher war, so mußte er wohl ein sittlich guter Mann seyn.

Die Volksversammlungen waren damals noch im Freyen, im Angesichte der Sonne. Da wurden die alten Sagen des Volkes verkündet, neue Gesänge vorbereitet, und einzelne Beschwerden der Barden gegen einander erwogen und erledigt.

Nennius, welcher im neunten Jahrhundert lebte, ist der erste unter den brittischen Geschichtschreibern, welcher der Barden ausführlich erwähnt. Er nennt noch die Barden Cimurim, Taliesin und Elward, den Alten, der im sechsten Jahrhundert sang, und dessen Schriften, die Geschichte seiner Zeit enthaltend, zum Theile noch vorhanden sind. Taliesin, in die Mystik der Druiden eingeweiht und der Seelenwanderungslehre zugethan, hat seinen Gedichten die Färbung seines Glaubens gegeben, und anstatt einer Geschichte, Lehren der Druiden geschrieben.

Zwischen dem sechsten und zehnten Jahrhundert trat der Verfall des Instituts der Barden in Wallis ein. Die bürgerlichen Unruhen jenes Zeitraumes waren die Ursachen desselben. Unter den Barden selbst verfiel die alte reine Sitte, und die Fürsten des Landes fanden sich genöthigt, der Ausgelassenheit ihres Wandels mit Strenge zu begegnen. Unter der Regierung des Fürsten Gruffid ob Cynan kamen sie wieder etwas zu Ehren. Tendumr war damals Hofbarde und im Rang der achte. Er besaß freye ledige Güter und erhielt vom Fürsten jährlich ein Pferd, ein Wollen- und ein Linnenkleid. Gab der Fürst

*) Schon Cäsar sagt, daß sie viele Verse auswendig lernen mußten. De Bello gall. L. VI. C. 14.

ein Gastmal, so saß er zur Rechten des Marschalls, der ihm, wenn ers begehrte, seine Harfe bringen mußte. Wurde Gesang verlangt, so sang zuerst der Oberbarde (Cadair vordd) einen Gesang zum Lobe des höchsten Wesens, und dann einen zum Lobe des Fürsten. Dann begann der Hausbarde den Gesang zur Unterhaltung der Gesellschaft. Hatte er sonst keine Beschäftigung, so mußte er auch den Prinzessinnen singen. Gewöhnlich erhielt er bey solchen Gelegenheiten von dem Fürsten ein Geschenk, das entweder in einem Schachspiel von Elfenbein oder in einer Harfe bestund. Von den Prinzessinnen aber erhielt er gewöhnlich einen goldenen Ring. Die Tochter des Hofbarden steuerte der Fürst aus. Der Barde Meilir Gruffidds ob Cynan war Dichter, Krieger und Staatsmann. Sein Fürst schickte ihn als Gesandter nach England, um ein Freundschaftsbündniß zu unterhandeln. Mit Stolz rühmt es dessen Sohn Gwalchmai in einem seiner Gedichte, daß sein Vater es gewesen, der die Feinde wieder von den Bergen seines Vaterlandes (Wallis) vertrieben habe.

Als Eduard I. Wallis erobert hatte (1290), waren noch Barden vorhanden. Eduard untersagte denselben aus Staatsgründen jede Ausübung ihres bisherigen Berufes und nahm ihnen ihre Privilegien. Es durften keine öffentlichen Versammlungen mehr gehalten werden. Nun verschwanden die Barden unter der Masse des Volkes. Owain Glyndwr war der lezte, der es wagte, durch die Macht des Gesanges und seinen eignen Muth das Vaterland von der Herrschaft der Engländer zu befreyen. Der Versuch mißlang, er unterlag, und mit ihm verschwand die lezte Spur der Barden im alten Britannien.

Aber selbst die Besieger Englands, die Sachsen, waren dem Gesange der Barden nicht fremd, da sie ein deutsches Volk waren, bey dem bekanntlich nach den ältesten Nachrichten die Barden ihren Sänger-Beruf übten. Man weiß, daß Alfred der Große, als ein armer Hirte verkleidet, mit einer Harfe in das Lager der Dänen sich wagte, und unter der Maske des Sängers Kundschaft über des Feindes Stellung einzog.

Daß in Attilas Heer solche Sänger waren, die von Zeit zu Zeit des berühmten Heerführers Thaten sangen und große Wirkung hervorbrachten, ist bekannt. Allein minder bekannt und wichtig für die Geschichte des Bardismus und unserer deutschen Nationalpoesie ist, was Johann Aventin sagt: dieser behauptet nämlich, daß noch zu seiner Zeit mehrere Gedichte zum Lobe Attilas in deutscher Sprache nach der Väterweise, vorhanden gewesen seyen *). Und zu Tritthemius Zeit herrschte seiner Versicherung nach noch die alte Sitte, Heldenlieder auswendig zu lernen und zu singen *). Unterdessen gehören diese Reste unseres alten Heldensangs sämmtlich der mittleren Zeit an, wo Hunnen, Gothen, Longobarden, Burgundionen und Franken sich wechselsweise in den Besitz des alten römischen Weltreichs theilten und die Denkmäler alter Herrlichkeit brachen. Es ist die Zeitperiode vom Anfange des fünften bis zum Ende des neunten Jahrhunderts. Die Herrschaft der Gothen im südlichen Frankreich, die unmittelbare Berührung der Burgundionen mit den ersten fränkischen Königen, die häufigen Familienverbindungen des thüringischen Königsgeschlechts mit dem fränkischen, gaben jener Zeit sowohl durch Oertlichkeit als durch Verschiedenheit der Nationalcharaktere und durch die wechselnden Ereignisse eine eigene poetische Farbe, die man noch in den Heldenromanen des Wolfsdietrichs, des Otnits, Gibichs, Dietrichs von Bern, Hiltebrand, gehörnten Siegfrieds, Ecken, treuen Eckharts und andern findet. Unser Niebelungenlied streift offenbar in allen Zeitabschnitten der so eben genannten Periode umher, und trägt die verschiedenartigsten Krankheiten zur Schau. Man las nach Agrikolas Bericht noch in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die oben bezeichneten Heldenromane. Aber der Gesang war verstummt und der Liederkranz verwelkt, seitdem das blühende Geschlecht der Hohenstauffen untergegangen war.

*) Complura apud nos exstant de virtutibus Attilae carmina patrio sermone more majorum scripta. Ann. Boj. C. II. p. 130.

*) Mos erat majoribus nostris Francis atque Germanis ut heroum dicta vel facta memoratu digna per Sacerdotes templorum patriis commendarentur carminibus, in quibus discendis, memorandis et decantandis juvenum excitarentur ingenia, quae consuetudo multis duravit annis, nec hodie deficit.

Taschenbücher auf 1830.

12) Die Centifolie.

(Taschenbuch von Prof. Dr. Griepenkerl. Braunschweig, im Verlagscomptoir). Ein kleines zärtliches Angebinde. Die hundertblättrige Rose stellt sich in hundert kleinen Gedichten dar, und als grüner Blätterschmuck ist ihr eine Novelle in Prosa beygegeben. Die Gedichte sind nach den zwölf Monaten eingetheilt und bilden eine Art von elegischem Kalender. Ihr Inhalt ist durchgängig Zärtlichkeit, die von den Jahrszeiten Anlaß nimmt, sich in mannichfaltigen Beziehungen auszusprechen. Es ist etwas Herzliches und Freundliches darin, wodurch sich dies kleine Taschenbuch vorzüglich zu Geschenken der Liebe von glücklichen Gatten und Geliebten eignet. Die Novelle, eine gewöhnliche sentimentale Malergeschichte, hätte freylich wegbleiben können.

Nº. 96.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 1. December 1829.

Biographische Literatur.

Johann Georg Forsters Briefwechsel, nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. Zwey Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1829.

Der Briefwechsel bedeutender Männer, wenn er anders authentisch ist und sich über höhere Momente im Leben eines Volkes verbreitet, ist immer eine reinere, unzweydeutigere historische und psychologische Quelle als Memoiren, und die Leidenschaften des Augenblicks, welche sich dort lebhaft bewegen und kreuzen, sind für die Geschichte ersprießlicher, als die sogenannte Unparteylichkeit der Memoirenschreiber, welche oft keine andere Quelle hat, als Eitelkeit und schlechtes Gedächtniß. Verbreiten sich solche Briefe namentlich über politische Verhältnisse, so dürfen sie, sollen sie wirklich nicht nur unterhaltend, sondern nützlich werden, weder zu frühe noch zu spät nach der Epoche, in welcher sie verfaßt wurden, bekannt gemacht werden, und wir glauben, daß der Zeitpunkt zur Herausgabe von Georg Forsters Briefwechsel in dieser Hinsicht gut gewählt ist.

Man erwartet nothwendig viele Belehrung über mehr oder minder wichtige Momente der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, manches Licht über einzelne Fächer der Literatur, über den Gang gewisser politischer Ereignisse, wenn man den Briefwechsel eines Mannes vor sich hat, der im eilften Jahre Rußland bereiste, im siebzehnten mit Cook die Welt umsegelte und im neun-und-dreyßigsten im Sturme der Revolution als Märtyrer der Freyheit in dem Augenblicke starb, als die Kanonen vor Toulon Europa zum ersten Male den Namen Bonaparte verkündeten; eines Gelehrten, der mit den Ersten und Besten seiner Zeit Ideen tauschte, dem die Wissenschaft selbst vieles verdankt; eines Mannes von ausgezeichneten Eigenschaften des Kopfes und Herzens, der für den unglücklichen Repräsentanten der Tausende von Männern deutscher Nation gelten kann, die im gewitterschwülen Abend des achtzehnten Jahrhunderts von einem schönen Morgen im neunzehnten träumten. Diese Erwartung wird nicht getäuscht werden, und jeder Leser wird der Hand danken, welche diese Briefe gesammelt und ihnen Forsters Lebensabriß (147 Seiten) vorausgeschickt hat; diese Hand war zwar Forstern zu nahe befreundet, als daß lezterer für völlig parteylos und authentisch gelten könnte, die Skizze wird aber durch dieses Verhältniß desto interessanter. War ja doch Forster der zweyte schöne Name, den eine Frau annahm, die drey Namen trug, wie sie sich selten zur Benennung eines Weibes verewigen. Die beste Charakteristik Forsters ist aber der reiche Briefwechsel selbst, der sein ganzes Leben von seinem ersten Auftreten bis zu seinem traurigen Ende umfaßt.

Georg Forster war einer der ausgezeichnetsten, aber auch unglücklichsten Menschen seines Zeitalters. Mit einem reichen Geiste, der in der großen Anschauung der Natur unter seines Vaters und des großen Cooks Augen frühe gereift war, mit einem für sein Alter und seine Zeit seltenen Schatz von seltenen Kenntnissen, aber leider auch mit einigen Schwächen und einer zerrütteten Gesundheit, betrat er seine Laufbahn, voll der höchsten Ansprüche an das Glück; aber er gehörte einmal zu den Menschen, denen, wie Jean Paul sagt, die Zukunft stets zu einem Vexierbecher wird, der sich entleert, sobald man ihn an den Mund sezt. Nachdem er den Kummer seines Vaters Reinhold, der auf die Reise um die Welt seine ganze Zukunft gebaut, über die Vereitlung seiner Plane getheilt hatte, vermochte er durch den für die damalige Zeit fast fabelhaften Ruf eines Weltumseglers auf dem Boden des Vaterlandes nichts zu erringen, als eine ärmliche Stelle an der Ritterakademie zu Kassel. Von nun an ist sein Leben fast nichts als ein Gewebe von Unzufriedenheit, vereitelten Hoffnungen, aufgegebenen Planen, redlichem Streben und Ermattung, langem Kummer und kurzer Freude. Wenn man ihn so hin und hergeworfen sieht, denkt man zwar häufig an den Satz, daß der Mensch seines eigenen Glücks Schöpfer ist, aber noch weit öfter sieht man das Gespenst des Geschicks, gegen das des Menschen Wille nichts vermag. Von Kassel, wo ihm so öde zu Muthe war, lockten ihn glänzende Aus-

sichten nach Wilna; von hier, wo er mit dem besten Willen nichts zu leisten vermochte, wo seine Seelenkraft den äußern Verhältnissen fast unterlag, aus schrecklicher Vereinzelung und polnischer Wirthschaft erlöste ihn der Ruf Catharinas, die ihn zu einer Reise um die Welt aufforderte. Hoch auf fliegt seine Hoffnung, da bricht der Türkenkrieg aus und Catharina kann an keine Eroberungen im Reiche des Wissens denken; ein Spanier unterhandelt mit ihm wegen einer Expedition nach den Mollukken, es wird nichts daraus, und das Ende seiner hochfliegenden Plane ist eine Bibliothekarsstelle an einem geistlichen Hofe, wo er, den die polnischen Jesuiten nur gelangweilt hatten, sich von den Mainzer Jesuiten muß ärgern und hänseln lassen. Hier findet er endlich beym Ausbruche der Revolution den Wirkungskreis, für den er sich nach der ganzen Anlage seines Geistes bestimmt wähnt, aber auch seinen Untergang.

Es ist sehr interessant in diesem Lebensabschnitte, der zehn Jahre umfaßt, die Entwicklung von Forsters Charakter zu verfolgen. Er hatte in Cassel durch sein Hinneigen zur Rosenkreuzer'schen Theosophie dem Geiste des Zeitalters, seiner jugendlichen Phantasie und der Schwäche des menschlichen Geistes harten Tribut bezahlt. Wenn seine Briefe an Jakobi aus dieser Periode das Gepräge eines zwar tief denkenden, aber noch unklaren und befangenen Geistes tragen, während, im Vorbeygehen gesagt, Jakobi's Antworten oft um nichts klarer sind, so entwickelte sich sein Geist durch eine, wie es scheint, fast plötzliche Verwandlung jenen Banden entrissen, nachher desto schöner zur Freyheit und gesunden Philosophie, und Heynes geistreiche Tochter, die ihm muthig als Gattin in die polnische Einöde folgte, scheint daran keinen geringen Antheil zu haben. Die interessantesten Briefe aus diesem Zeitraum sind die an und von Jakobi, an und von Heyne und die kurzen Sendschreiben des trefflichen Lichtenberg, der zuweilen fast etwas zu munter wird. Manchen werden Forsters geistreiche, philosophische Ansichten, die er besonders gegen Jakobi ausspricht, desto mehr anziehen, als er, wie er selbst oft bedauernd sagt, bloßer Dilettant, kein gelernter Philosoph war; andere werden mit Interesse verfolgen, wie sich die Freyheitsgedanken jener Zeit in Forsters und seiner Korrespondenten Aussprüchen immer kecker hervorwagen, sich immer bestimmter entwickeln, wie die unheilweissagenden Propheten, deren es in jener Zeit so viele gab, als Wetterbeobachter, bald im frohlockendem, bald in klagendem Tone immer lauter den nahenden Sturm weissagen, Weissagungen, welche das seltene Loos hatten, daß die Wirklichkeit ihre schwärzesten Orakel übertraf. Uns hat vor Allem der Blick in die Seele des braven, unglücklichen Mannes angezogen, aber auch mit Wehmuth erfüllt. Die Widersprüche in seiner äußern Lage, das Mißverhältniß zwischen seinem großen Ruf und seinem Vermögenszustand, zwischen seinem vertrauten Briefwechsel mit allen Heroen der Wissenschaft und seiner Unbedeutenheit an seinen Wohnorten, zwischen seinen Ansprüchen und Hoffnungen und dem, was er errang, verdüsterten sein Inneres; aber die Bitterkeit, die ewige Unzufriedenheit vermochten doch nicht, weder die Heiterkeit seines Geistes ganz zu trüben, noch seine Kraft zu brechen; daher sieht es seinen Schriften, besonders seinem bekannten Werke: Ansichten, Niemand an, daß diese Ergüsse eines liebenswürdigen Geistes Augenblicken ihr Daseyn verdanken, die mühsam der Krankheit und dem Mißmuth abgerungen waren; daher auch jene oft fast unerklärlichen Widersprüche in seinem Charakter: bald hohes Selbstbewußtseyn, bald ängstliches Zagen, jezt hochfliegende Hoffnung und hohe, oft fast zu hohe Ansprüche, jezt die kälteste, ruhigste Resignation im Gefühle des Unwerths, bald freudiger Muth zu literarischen Unternehmungen und Fehden, bald äußerste Aengstlichkeit und Unzufriedenheit mit sich selbst, welch lezterer Zug übrigens durchaus der herrschende und wohl die natürliche Folge des drückenden Gefühls ist, das Forstern in allen seinen Verhältnissen verfolgte, sich nach dem Maße seiner Kräfte in einer falschen, äußeren Lage zu befinden. Vorzüglich folterte ihn, daß er überall, wo er Unterkommen fand, Katheederlehrer werden sollte, zu welchem Geschäft er sich selbst alle Fähigkeit absprach und vor dem er die größte Abneigung hatte. Sein Lieblingswunsch, den schon mancher unserer Zeitgenossen, nur mit weniger Kraft und Anspruch, gehegt haben mag, im Schooße einer Akademie der Wissenschaft redlich und ganz leben zu können, wollte nie erfüllt werden, — da zog Custine siegreich in Mainz ein, und Forster wurde nicht Akademiker, sondern Jakobiner.

Wir sind hier am Hauptabschnitte von Forsters Leben; wir sehen ihn im Begriffe, einen Schritt zu thun, um dessenwillen ihn die Gewalthaber in seinem Vaterlande gerichtet haben, der ihn in den Augen vieler seiner Zeitgenossen, und nicht der schlechtesten, gebrandmarkt hat. Und worin bestand sein Verbrechen? Darin, daß er, der mit Tausenden seiner Landsleute die Revolution wie das Morgenroth einer neuen Aera begrüßte, der in ihr die Verwirklichung seiner schönsten Träume, die Schwärmerey eines edlen Geistes und Herzens hoffte, daß er, den das Geschick an Frankreichs Grenze geworfen, einer armen Stadt, die von ihrem Regenten schmählich verlassen, eine der ersten Trophäen der jungen Republik ward, mit seinen Kenntnissen, mit Rath und That in ihrer Noth beystand, und nicht, wie Hunderte seiner Mitbrüder im politischen Glauben, sich ruhig in Deutschland zum Zusehen niedersezte und, ein spanischer Jude, den Sabbathleuchter seiner Ueberzeugung hinter sieben Riegeln verschloß. Es ist wahr, er warf sich mit Lust in die neue, die politische

Laufbahn, man sieht, wie er sich mit Wonne dem dumpfen Brüten am Schreibtische entreißt, sein Geist nimmt einen neuen Aufschwung, sein Geist, besonders seine Phantasie, hat die ihm eigenthümliche Sphäre gefunden; der Mann, der sein Lebenlang mit Nahrungssorgen gekämpft, vergißt ihrer im Sturme, der Alles gleich zu machen droht; der Gelehrte, der keine Woche ohne körperliche Leiden war, ist der rubigste Geschäftsmann und trozt den größten Strapatzen; wohl fühlt er das Zweifelhafte, selbst Gefährliche seiner Lage, wohl machen ihm des liberalen, aber alten Heynes Warnbriefe, in denen er ihn anfleht, auf der großen Straße zu bleiben, das Herz schwer, wohl schmerzt ihn manche lieblose Stimme aus dem Vaterlande, vergebens hofft Herzberg, er werde ein ächter Deutscher nicht nur, sondern sogar ein guter Preuße bleiben, — er kann nicht mehr anders, der erste Schritt ist gethan, und sein einziger Trost ist, die Reinheit seiner Absicht, das Bewußtseyn, nur seiner Ueberzeugung gefolgt zu seyn, das Wohl derer, die der Zufall zu seinen Mitbürgern gemacht, gewollt und, wenn er untergehe, sich nicht ohne Zweck geopfert zu haben. So mancher hatte ihm in den achtziger Jahren zugerannt: Nachbar, es wird gewittern! Das Gewitter kam und schlug ein; da wunderten sich die Wetterpropheten, die von ferne zusahen, oder fortgelaufen waren, daß ein Mensch, der einmal in der Reihe steht, wo der Eimer fliegt und statt Wasser Oel in die Flamme gießt, wo der Haken das flammende Gebälk niederzieht, sich nicht nach Belieben entfernen könne, da er sich doch der Gefahr aussetze, die Hände zu verbrennen. Bequemer war es in den Casinos an der Spree und Leine zu flüstern, als im Kind zu Mainz zu sprechen.

Dieser Abschnitt des Briefwechsels (größtentheils mit Huber und seiner Frau geführt) von der Berennung von Mainz durch die Franzosen bis zu F.s. Abreise nach Paris, um den Convent um Einverleibung des Mainzischen Gebiets in die Republik zu bitten, ist der interessanteste und lehrreichste, besonders weil er hierüber die Ereignisse noch freyer schreiben konnte, als später in Paris. Dieser Abschnitt kann fast für einen Abriß der Geschichte von Mainz im Jahr 1792, und also einer nicht unbedeutenden Episode der Revolution gelten. Wir erhalten über die Flucht des Churfürsten, das Betragen der Emigrirten, den Geist des französischen und coalisirten Heeres u. s. w. manchen willkommenen, oft ergötzlichen Wink. Folgendes z. B. ist eine klägliche Probe vom Geiste der gegen die Republik vereinigten Armada: „Oktober 1792: Gestern Abend kam Feuer aus; der Alarmschuß deshalb war zugleich ein Signal, bey welchem ein Haufen Fuldischer Soldaten desertirte, die glaubten, die Franzosen kämen. Die neulich durchgegangenen 50 Weilburger sind im Rheingau von Bauern und Wildschützen angehalten und eingebracht worden, haben Prügel gekriegt und dienen wieder auf den Festungswerken." — Daß der vorgebliche wüthende Jakobiner trotz seines Absolutismus den gemüthlichen Deutschen, wie sich die Deutschen gemüthlich selbst nennen, nicht ausgezogen hatte, beweißt, was er nach der Kaiserkrönung im Juli 1792 schrieb: „Der Kaiser sieht so jung, gutartig und unschuldig aus, daß sein Anblick zu Pferde, mit der Hauskrone auf dem Haupt, mir und andern unwillkührlich die Thränen in die Augen brachte."

Forster hatte Parthey ergriffen, wie jeder thun muß, der in einer bewegten Zeit thätig seyn muß oder will, er hatte aber die Idee der Revolution ganz rein aufgefaßt, war sich bewußt, aus reiner Philanthropie ihre Sache ergriffen zu haben; die Schwierigkeiten, die Leiden, mit denen er in Mainz hatte kämpfen müssen, so manches Menschliche und Unmenschliche, wovon er bereits Zeuge gewesen war, hatten ihm den Glauben an „die Tugend der Revolution" nicht erlauben können; aber schrecklich gingen ihm die Augen auf, als er im Mai 1793 nach Paris kam und den Convent und sein Treiben in der Nähe sah; fürchterlich drängt sich ihm der Gedanke auf, sich für ein Unding geopfert zu haben, der Gedanke, daß Uneigennützigkeit, Freyheitsliebe bloße Kinderklappern seyen, Alles der Deckmantel der rasendsten Leidenschaften. Besonders wehe thut ihm an den Franzosen ihr Mangel an Gefühl. Bald schreibt er in der trübsten Stimmung, er glaube nicht, daß bey der grenzenlosen Verderbtheit der Franzosen am Ende noch etwas Gutes herauskomme, etwas, das sich die Amerikaner unter weit ungünstigeren Umständen erworben; bald in einem froheren Augenblick ist er überzeugt, daß die Freyheit in Frankreich unvergänglich sey, daß alle Erscheinungen, die durch Entkräftung oder Intrigue eine Zeitlang aufkommen könnten, einer freyen Verfassung Platz machen müssen und daß nach allen Katastrophen die Gleichheit siegen werde; dann wieder, wann der Greuel finstre Schatten in seiner Seele wirft, härmt er sich im Gedanken, daß, wenn die Revolution unterliege, der Despotismus seine Throne in Europa nur noch fester gründen werde: er erkennt die Nothwendigkeit, daß ein kräftiger Arm die Zügel Frankreichs fasse, aber so weit er um sich blickt, sieht er keinen Mann, dem er sie anvertrauen möchte — und Bonaparte beschießt erst Toulon. Oft bereut er fast, oft ganz, sich in den Strudel der Revolution gestürzt zu haben, und sein voriger Trost unter den größten Seelenqualen, in der bittersten Noth ist das Bewußtseyn, blos seiner Ueberzeugung gefolgt zu seyn. Er entwirft auch hier Plane, die in der Geburt erstickt werden, will bald Zeitungsschreiber, bald Schriftsteller werden, jezt nach Indien, dann in die Schweiz, nach Hamburg gehen, aber er vermag dem Glücke kein Lächeln mehr abzugewinnen, seine lezte Freude ist die Zusammenkunft mit seiner Frau und seinen Kin-

dern in einem Dorfe des Jura, die er mit Lebensgefahr gewagt, seine Laufbahn ist vollendet, und ehe der Terrorismus seine höchste Höhe erreicht hat, greift ein böses Fieber der Guillotine vor, der er wohl kaum entgangen wäre. (Jan. 1794.)

Die Briefe aus Paris sind fast alle an seine Frau gerichtet, die sich im December 1792 mit ihren Kindern nach Straßburg und dann nach Neufchatel geflüchtet hatte. Hinderte die Polizey im freyen Frankreich Forster, sich über die politischen Ereignisse kommentirend auszulassen, erhalten wir daher hier weniger materielle Beyträge zur Geschichte, so ist dagegen das Licht, das über das Moralische der Revolution verbreitet wird, desto anziehender. Wenn der so edle Forster noch in der Zeit, wo er der Stürme herzlich müde war, festhält am Grundsatze der Revolution, mit Erbitterung von den Verräthern außen und im Innern spricht, und meynt, „für den Krebs sey nur das Wasser;“ wenn wir hundert Sätze wie diesen lesen: „wir haben die Vendeer ausgerottet, und so werden wir ausrotten, was sich widersezt; die Lava der Revolution fließt majestätisch und schont nichts mehr,“ so werden wir hundertmal an die nie genug zu beherzigende Lehre erinnert, daß der Augenblick den Menschen despotisch beherrscht, und daß diejenigen, die in einem politischen Drama mitspielen oder es aufführen sehen, — Forster trat aber in Paris so wenig als möglich handelnd auf — völlig anders davon angeregt werden, als Menschen, welche ferne vom Schauplatz Berichte und Kritiken darüber lesen, oder es nach einem Menschenalter zum Gegenstand ihres Studiums machen. Ueberraschend richtig ist oft Forsters Blick in Frankreichs und Europas Zukunft, und mag er auch oft von unserer Zeit zu schön geträumt haben, so müssen wir uns in dem Gedanken trösten, daß es bey solchen Prophezeihungen auf ein paar Dutzend Jahre nicht ankommt.

Im Anfange werden die einfachen, geist- und kraftvollen Briefe des großen Campers, dieses Fürsten der Wissenschaft, besonders dem Naturforscher willkommen seyn.

Wäre Forstern das Leben länger gefristet worden, so wäre ihm vielleicht im neuen Vaterland noch eine heitere Zukunft aufgegangen; es hätte ihn wohl der weite Schooß der Napoleonischen Universität aufgenommen, und er wäre in einem akademischen Lehnstuhl an Cuviers und Lacepèdes Seite zu der Ruhe gekommen, der er im Vaterland rastlos, vergeblich nachgejagt hatte. Sollte aber seine Laufbahn zu Ende gehen, so war es hart, nachdem der Sturm alle seine Hoffnungsblüthen abgestreift, alle seine Saaten zerschlagen, in einer hoffnungslosen Zeit, fast verzweifelnd an der Menschheit, ferne von den Seinigen, ohne Freund, mit gebrochenem Herzen auf dem Siechbett zu sterben. Bey seinem harten Todeskampf wurde uns so wehmüthig, daß wir fast wünschten, er wäre in voller Kraft, hellen Auges und heiterer Stirne auf dem Gerüste gestorben, wo man damals so schön und so leicht starb.

H. H.

Taschenbücher auf 1830.

13) Spindlers Vergißmeinnicht.

Der erste Jahrgang dieses neuen Taschenbuchs hätte sich durch etwas bessere Kupfer empfehlen sollen. Die Wahl derselben ist zwar glücklich, aber nicht so die Ausführung. Die drey Geliebten Titians, Raphaels und Lord Byrons, nach bekannten Gemälden von Fleischmann in Stahl gestochen, haben doch in dieser Kopie sehr viel verloren. Bey der ersten tadeln wir besonders die Hand, bey der zweyten die Augen, bey der dritten die linke Wange. Das wohlgelungenste und frappanteste Bild ist das, auf welchem der Besuch des Teufels bey Goethe (aus Hauffs Memoiren des Satan) dargestellt ist. Der Zeichner, Hr. Lobauer, hat diese Scene mit sehr viel Geist behandelt.

Die fünf kleinen Erzählungen des *Herausgebers* sind das, was sie seyn sollen, nämlich *Almanachserzählungen*. Spindler bewegt sich im Novellenfach mit großer Freyheit und Leichtigkeit; allein das ist es nicht, was ich an ihm besonders loben möchte. Warum zersplittert er seine für den großen historischen Roman bestimmte Kraft in so kleinen romantischen Arabesken, in denen man zwar nicht sein Talent, aber auch nicht die Flüchtigkeit und ein gewisses nachläßiges Spiel in der Anwendung desselben verkennen kann? So fallen offenbar die hier vorliegenden drey Erzählungen, drey Sonntage, Schlafrock und Wachmantel und der Roman eines Abends, neben seinen vortrefflichen größern Romanen allzuleicht ins Gewicht, und in den beyden übrigen Erzählungen, der Hof von Castellaun und Vergißmeinnicht oder das niegesehne Bild, kommen wieder so kräftige und ächtpoetische Züge vor, daß sie fast zu stark, fast zu gut für eine Almanachserzählung sind und im großen Gemälde eines Romans gewiß bessere Wirkung thun würden. Nach dem Vorgange seines Bastard, Juden und Jesuiten dürfen wir verlangen, daß er seine reiche Erfindungskraft an größern Gegenständen übe, als an kleinen Novellen. Ich will damit diese leztern nicht tadeln, ich rechne sie vielmehr unter die besten Arbeiten des kleinen Genre und halte sie für eine angenehme Unterhaltungslektüre, für ganz zweckmäßige Almanachsgaben; allein es bleibt dabey, wer einen Pallast bauen kann, sollte statt dessen nicht Sommerhäuschen bauen.

N°. 97.

Literatur-Blatt.

Freitag, 4. December 1829.

Statistik.

Economie politique ou principes de la science des richesses, par Joseph Droz, de l'Académie française. Paris, 1829. 391 S. in 8.

Géographie de l'Empire de Russie, par Alph. Rabbe. Paris, 1828. Tome Ier. 2 Theile. 643 S. in 8.

Monarchie française comparée aux principaux états du globe, par Adrien Balbi. Paris, 1828. Tabelle.

Wenn der Zweck verschiedener Schriften sie einander eben so sehr nähern kann als der Inhalt, so verdienen diese drey Werke eine gemeinsame Beurtheilung. Alle drey haben den schönen Zweck, in der Wissenschaft Lücken zu füllen, Neues zu leisten; freylich ist das Vorhaben nicht Allen gleichmäßig gelungen.

Der Akademiker Droz, dessen Schriften bisher sämmtlich das „Glück des Menschengeschlechts" beabsichtigten, und von welchem man in Paris sagt, er verdiene selber des Glückes zu genießen, zu welchem er seinen Nebenmenschen den Weg zeigt, suchte auch im Studium des Staatshaushaltes, das bisher in Frankreich meist dem Parteygeiste Nahrung gegeben hatte, Stoff zur Durchführung menschenfreundlicher, sittlicher, friedlicher Grundsätze. Die Schnelligkeit, womit die neue Wissenschaft des Staatshaushaltes vorgerückt ist, gibt uns ein lebhaftes Bild der Kultur, der Eile und der Verirrungen neuerer Zeit. Durch den Engländer Smith geschaffen, durch den Franzosen Say ausgebildet, durch Storch in Rußland benuzt, durch Böckh in das Studium des Alterthums eingeführt, bot jene Wissenschaft bereits Stoff für französische résumés und für Grillen von Malthus und Sismondi. Und so sehr häuften sich die Grillen und Vorurtheile, daß der Staatshaushalt, eine der neuesten Wissenschaften, verwickelter wurde als irgend eine andre; es war daher Zeit, die elementarischen Grundsätze derselben zu entwickeln, die Folgerungen an einfache Axiome anzuknüpfen, und dieß Bestreben ist es, welches Droz durchzuführen verspricht.

Kein Schriftsteller hatte sich durch seine Berechnungen so weit verleiten lassen, als Malthus. Ihm scheint es ganz natürlich, daß die Bevölkerung der Länder sich alle 25 Jahre verdoppele, und in starker geometrischer Progression zunehme. Das Menschengeschlecht wird Malthus zufolge anwachsen wie 1, 2, 4, 8, 16, sein Unterhalt dagegen nur wie 1, 2, 3, 4, 5; in diesem Falle würde sich nach zweyhundert Jahren die Bevölkerung zu den Mitteln des Unterhalts wie 256 zu 9, nach dreyhundert Jahren wie 4096 zu 13 verhalten. Wäre dem so, dann hätte das Menschengeschlecht bald ein Ende und mit ihm der Staatshaushalt.

Stuart hat die Grille, man müßte den Armen die Verheirathung untersagen; Malthus behauptet, man müsse die Findelhäuser aufheben; Garnier meint, die Grundsätze des Staatshaushalts hätten mit denen der Sittlichkeit nichts gemein — schon aus diesen wenigen Beyspielen sieht man, wie mangelhaft Systeme seyn müssen, welche der Konsequenz den gesunden Menschenverstand aufopferten.

Einfacher, aber darum nicht fehlerfrey, ist der Gedankengang des Akademikers Droz. Er stellt den Grundsatz auf: „Da der Mensch aus Seele und Leib besteht, „so hat er sittliche und physische Bedürfnisse, also ist die „Moral die erste der Wissenschaften, Staatshaushalt die zweyte." Sollte auch diese erste Folgerung nicht sehr genau seyn, führt sie doch den Verfasser zu anderen, die ihrer praktischen Anwendung halber angeführt zu werden verdienen.

Er eifert gegen die Verwaltungen, welche mit Willkühr gegen Personen und Eigenthum verfahren, ihre Gläubiger durch Münzenverfälschung und Papiergeld hintergehen, der Arbeit Schranken setzen, unmäßige Einkünfte zu üblem Zwecke verwenden, und den bevorrechteten Klassen der Gesellschaft durch solche Willkühr ein übles Beyspiel geben. Er weist nach, wie sehr sich Frankreich gehoben, seitdem Gewerb- und Handelszwang ein Ende haben. Einst waren dort die Provinzen durch Barrièren

geschieden; ein Fuhrwagen wurde auf dem Wege von der Bretagne nach der Provence achtmal visitirt und mußte siebenmal Zoll bezahlen. Papiergeld vergleicht der Verf. mit einem Feuerwerk, welches glänzt, blendet, und worauf die Finsterniß nur desto greller wird. Für die Anwendung der so oft verschrieenen Maschienen legt der Verf. ein gutes Wort ein: „als auf den großen Flächen, wo der Mensch die Erde umgrub, zuerst der Pflug erschien, mußte man darüber erschrecken, wie viele Menschenhände nun unnöthig würden, und wie sehr hat dennoch Unterhalt, Industrie u. s. w. durch diesen Pflug zugenommen!“

Hr. Droz hat Recht, die Maschienen zu vertheidigen, aber nicht zufrieden mit wenigen guten Gründen, sucht er zu viele Beweise auf und geräth auch auf einen schlechten. Er meynt, wenn die Menschen die mühevollen Arbeiten mit der Hand verrichten, würden sie mehr Mißbrauch von geistigen Getränken machen; nehme dagegen die Mühe ab, so verringete sich die Ausschweifung — man kann eben so gut das Gegentheil behaupten.

Viele gute Gedanken des Hrn. Say sind in dem Werke des Hrn. Droz auf eine sehr treffende Weise wiedergegeben, unter andern die wichtige, bisher von vielen Statistikern unberücksichtigte Lehre: daß man den Reichthum eines Landes nicht nach der Ein- und Ausfuhr abmessen dürfe. „Denkt Euch, ein französischer Kaufmann führe eine Ladung, 50,000 Franken an Werth, über das Meer aus, sein Verkauf und Einkauf sey immer glücklich und er bringe Waaren zurück, deren Werth sich auf 200,000 Franken beläuft. Dieß ist eine glänzende Unternehmung, und dennoch findet man darauf in der Handelsbilanz unter dem Artikel Ausfuhr: 50,000 Franken, unter dem Artikel Einfuhr 200,000 Fr., wonach wir 150,000 Fr. verloren hätten. Wenn aber ein Sturm die Waaren für 200,000 Fr. unter das Meer versenkt hätte, so stünden sie nicht unter dem Artikel Einfuhr, und der Artikel Ausfuhr bewiese, daß wir 50,000 Fr. gewonnen haben!

Das Studium des Staatshaushalts hat bisher in Frankreich um so weniger eine gründliche Richtung genommen, als diese Wissenschaft noch auf keiner französischen Universität vorgetragen wird. Aber gerade deßwegen, weil nicht darüber vorgetragen wird, schreibt und liest man so viel darüber in Frankreich. Nie sind in diesem Lande so viele geschichtliche und philosophische Schriften erschienen, als zu der Zeit, da Royer Collard's, Cousin's und Guizot's Hörsäle geschlossen waren. Unter den Schriften fanden sich natürlich nicht weniger schlechte als ausgezeichnete, und auf erstere läßt sich anwenden, was Hr. Droz im vorliegenden Werke sagt: „Fabriziren ist nicht immer produziren; selbst durch Fabriziren kann man zerstören. Z. B. man druckt ein Buch auf schönem Papier mit netten Lettern und großer Sorgfalt; aber fehlet dem Buche der innere Werth, so hat der Drucker vergebens (nicht immer umsonst) fabrizirt, er hat Sachen von Werth zerstört. Das Rieß Papier war 15 Franken werth, als Makulatur gilt es nur 6.“

Fast ließe sich diese Bemerkung auch auf das Werk des Hrn. Rabbe anwenden. Dieser Geschichtschreiber und Geograph, welchem mehr als irgend einem Andern öffentliche und Privatbibliotheken zu Gebote stehen, behauptet, auf seine Geographie von Rußland fünfzehn Monate verwendet zu haben, — was für die Geduld eines französischen Gelehrten nicht sehr wenig ist. Bescheiden nennt er seine Schrift einen „bescheidenen Versuch.“ Er hat sie verfaßt, um mit „einem der ausgezeichnetsten Gelehrten unserer Zeit“ in Berührung zu kommen, und dieser Gelehrte ist kein anderer als Bory de Saint-Vincent, der seine unlängst angezeigten funfzehn Paradiese einem französischen Staatsrathe widmete, und dafür in der wissenschaftlichen Expedition nach Morea an der Spitze der naturforschenden Abtheilung steht. Rabbe's Geographie von Rußland ist vielleicht die beste, welche Frankreich besizt; sie ist in so fern der von Malte-Brun vorzuziehen, als lezterer in Ermangelung neuer Quellen zu viel Gewicht auf die älteren legte. Aber die neueren, welche Rabbe benuzt, sind zum Theil dieser Ehre nicht werth, vor Allen Olier de Grandpré, der noch an Menschenversteinerungen glaubt, und ein anderer Schriftsteller (ich weiß nicht, welcher?), aus dem Hr. Rabbe lernte: der Altai sey die Gränze zwischen Europa und Asien. (Vorrede S. XVII) *).

In dieser Geographie, wodurch Rabbe die Wissenschaft um einen Schritt weiter führen will, rechnet er die Wallachey, die Moldau und Bessarabien nicht mehr zu Europa; in Rußland berechnet er gerne die Entfernungen nach englischen Meilen; eine Reihe von Seiten schreibt er über das Mineralreich in Rußland und netto zwey Zeilen über das Gold, mit Uebergehung der vor einigen Jahren entdeckten Minen. Und fast scheint es, daß der Verfasser, welcher Malte-Brun Schmeicheley zu Gunsten Rußlands vorwirft, unter anti-russischem Einflusse stehe, wiewohl Mitarbeiter eines französischen Blattes, dem man Bekanntschaft mit russischen Großen vorwirft.

Dem sey wie ihm wolle, minder bemerkenswerth als die Fehler im Einzelnen sind die irrigen allgemeinen Ansichten in dem bescheidenen Versuche des Hrn. Rabbe. Nicht zufrieden, das geographische System der Flußord-

*) Dieser Irrthum erklärt sich aus der Stelle in dem (wohl vor der Vorrede geschriebenen) Buche selbst, worin Rabbe richtig sagt: der Altai scheidet Rußland von China. Er vergaß darauf, daß hier vom asiatischen Rußland die Rede war.

nung umzustoßen, setzt er fest, Geographie müsse blos auf Karten studirt werden. Ferner: „eine geographische Schrift sollte sich nie mit etwas Anderm befassen als mit Statistik.“ Abgesehen vom Widersinn, kann man sich nicht erklären, warum Hr. Rabbe bey seinen Ansichten ein Buch und nicht Karten herausgegeben, warum er seine Schrift Geographie und nicht Statistik genannt hat.

Das Talent, welches Hr. Rabbe in seiner Histoire d'Alexandre zeigte, ist offenbar durch die Fingerzeige „eines der ausgezeichnetsten Gelehrten unserer Zeit“ irre geleitet worden; Bory de Saint-Vincent brachte, als er sich in Sainte-Pélagie langweilte, durch seine furchtbaren Systeme einen nicht geringeren Schrecken über Paris, als ob etwa ein Komet im Begriffe wäre, die lustige Hauptstadt zu verschlingen. Dieser Schrecken faßte auch unsern Verf. an. „Gewiß ist,“ behauptet Rabbe, „der „Schlund schnappt gegenwärtig nach seiner Beute; ein „weites, gemeinschaftliches Grab wird unfehlbar einen „oder den andern Tag kommen, und den Freuden, den „Schmerzen, der Pracht und dem Elend unsres mißlichen „Zusammenseyns ein Ende bereiten. Nun! diese Aussicht „ist eher trostreich als betrübend; für den Menschen„freund ist sie gar nicht bitter.“ Und wann steht uns denn eigentlich dieser Trost bevor? „Nach der krankhaf„ten Unruhe dieses alten, Leid- und Verbrechen-belade„nen Europas zu schließen, sind wir nicht weit vom „Ende.“ Und was kommt nach dem Ende? Auch hierauf erhalten wir eine Antwort: „Eine Racen-Erneuerung „ist nothwendig, um an eine Vervollkommnung der Ge„sellschaft glauben zu können.“ Racen-Erneuerungen können wohl auf dreyerley Weise zu Stande kommen: durch eine Weltumwälzung, durch politische Umwälzung und endlich — durch Bory's System. An welche der drey Arten Hr. Rabbe gedacht hat, kann ich nicht ausmitteln, und muß daher bescheiden diesen Punkt dem Scharfsinne der Leser überlassen.

Hr. Rabbe glaubt, Geographie gehöre den Karten, Statistik den Büchern an, und fast möchte ich das Entgegengesetzte behaupten, so trefflich hat mancher deutsche Gelehrte Erdkunde in Büchern abgehandelt, und so trefflich der Italiener, Graf Balbi, Statistik auf Karten oder Tabellen. Die Statistik Frankreichs nach offiziellen und halboffiziellen Urkunden und Bemerkungen ist nie so kurz und klar dargestellt worden, als durch seine Monarchie française comparée aux principaux états. Dem Beystande der ausgezeichnetsten Gelehrten, unter denen A. von Humboldt den ersten Rang verdient, dankt Balbi zum Theil die Gründlichkeit seiner Werke. Seine Schätzungen sind, wie man ihnen vorgeworfen, nur approximativ, aber gerade dieses nur verspricht Balbi. Er rühmt besonders die Hülfsquellen, welche er im Werke des Hrn. v. Malchus fand (qui nous offraient la garantie d'un nom si imposant dans la statistique). Den hauptsächlichen Theil von Balbi's neuer Tabelle füllt die Sittenstatistik der Völker. In diesem wie in andern Theilen der Statistik ist es leicht, die Zahlen für unbestimmt zu erklären; andere Schriften tragen nie dasselbe Gepräge der Bestimmtheit, das man sogar in runden und mit Fragezeichen versehenen Zahlen findet, und dennoch ist fast in Allem Bestimmtheit leichter zu erlangen als in vielen Theilen der Statistik, welche der Zahlen nicht entbehren kann.

Taschenbücher auf 1830.

14) Berliner Musenalmanach.

Es ist in Deutschland längst Gewohnheit, daß, wenn zwey Menschen einen Gedanken haben, ihn jeder auf seine eigene Faust ausführt, weit entfernt, sich mit dem andern zur Ausführung zu vereinigen. Deshalb finden wir es sehr natürlich, sehr deutsch, daß zwey neue Musenalmanache entstanden sind, die zusammen einen guten gegeben haben würden und nun getrennt beyde mittelmäßig sind. Es thut sich halter in Deutschland nicht anders.

Auch der Berliner Almanach ist wie der Wendt'sche blos lyrischer Poesie gewidmet, auch er pfeift wie Papageno die Singvögel in einen Korb zusammen, und auch er läßt oben drauf Göthes Fahne flaggern. Warum haben sich die beyden Almanache nun doch nicht amalgamirt? Aus jedem die Hälfte grünes Kraut hinweg und der Rest würde einen allerliebsten Blumenstrauch, einen sinnigen Selam gegeben haben.

Die chinesisch-deutschen Jahres- und Tagszeiten von Goethe, womit der Almanach beginnt, haben nichts Chinesisches, als den Titel. Es sind sanfte Gefühle und Gedanken, wie sie das sinnige Alter im Spätgenuß der Natur anwandeln, z. B.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, bescheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Rothgesäumt die Gluth der Neigung.

So frühzeitige Narzissen
Blühen reihenweis im Garten.
Mögen wohl die Guten wissen,
Wen sie so spalirt erwarten?

Und zum Schluß der Goethe'sche Wahlspruch:

Sehnsucht ins Ferne, Künftige zu beschwichtigen,
Beschäftige dich hier und heut im Tüchtigen.

Es folgen noch Gesänge von ein- und zwanzig Dichtern und einer Dichterin, die sich schlechtweg Karoline nennt. Von Uhland und Egon Ebert findet sich auch hier nichts. Ferner fehlen hier Rückert und Platen, Immermann und

Waiblinger, die wir im Wendt'schen Musenalmanach fanden. Dagegen stehen hier zwey Gedichte von August Wilhelm von Schlegel, ein Trinklied am Namenstage Karls des Großen, und eine Rezension, die wir, ihrer Kürze halber, hier hersetzen:

Neue Frazen statt der alten,
Die man sonst für wahr gehalten,
Gebt die alt' und neuen Frazen
Die den Hunden, die den Katzen.

Ja wohl! Allein man braucht nicht Herr von Schlegel zu seyn, um so zu singen. Leider haben auch mehrere andere Dichter, die man unter die bedeutendern deutschen Lyriker zu rechnen pflegt, entweder nur ein, höchstens zwey Gedichte, oder nur sehr geringfügige Späne aus ihrer Werkstadt geliefert. Manche dieser kleinen Gaben sehn erbettelten Almosen gar nicht unähnlich. Nur mit einem Gedicht treten auf Castelli, Grüneisen, Houwald, Justinus Kerner, Ludwig Robert, Leopold Schefer, Gustav Schwab, Streckfuß, und der Name ehrt hier durchgängig mehr das Gedicht, als das Gedicht den Namen. Am schönsten und geistvollsten ist das Gedicht von Schefer, Jakob Böhms Verklärung. Auch die beyden Gedichte von Adalbert Chamisso verdienen Auszeichnung. Das leztere davon dünkt uns noch launiger als das von Schlegel, und ist eine Art Pendant dazu.

Das ist die Noth der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Noth!
Das ist die schwere Noth der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Noth!

Von A. v. Stägemann hätten wir etwas Besseres erwartet, als bloße Gelegenheitsgedichte. Auch können wir ihm den schiefen Sinn seiner Antiarabeske nicht hingehn lassen.

Arabeske.

Immer erzieht am Spalier, wie den Fruchtbaum, so den Geschäftsmann!
Frey nur laßt, wie des Walds Eiche, den Sohn des Genies!

v. Brinkmann.

Anti-Arabeske.

Aber den Menschen erfreuen süßreifende Gaben des Fruchtbaums,
Tobendem Eber zur Mast bräunt sich das herbe Gewächs.

A. v. Stägemann.

Sind wirklich die Früchte des Genies bloßes Schweinefutter? Wenn auch oft die Perle vor die Säue geworfen wird, so — doch, der Dichter hat unter Genie hier wohl nur die Müßiggänger verstanden, die sich für Genies halten. — Die zwey Gedichte von Fouqué, eins an den Winter, und eins an den Arzt, erinnern uns, daß der alte Herr Hug von Trautwangen nicht recht mehr mitturnieren kann.

Wer hat nun aber doch den Almanach gefüllt, da die älteren Poeten so wenig geliefert? das haben die Herrn Stieglitz, Werder, Veit, Apollonius v. Maltitz und die schöne Karoline gethan. Stieglitz allein bringt 65, Werder 41, Veit 31, Maltitz 24 und Karoline 28 Gedichte. Die Gedichte von Maltitz sind meistens kurz und sentenziös, von ernstem, klagendem oder zürnendem Inhalt. An Karolinen haben uns die oft guten Gedanken und die überall sanften und zarten Gefühle, die überall wohlklingenden Verse angenehm überrascht. Wir geben eins ihrer Gedichte zur Probe.

Natürliches Wunder.

Wenn der Lerche erstes Lied
Ueber Frühlingskeimen
Schwirrend durch die Lüfte zieht,
Mag ich gerne träumen —
Willst, o Vöglein, mir verschweigen',
Warum singst du nur im Steigen,
Steigest singend nur?

Sieh, mein schwellend Herz gesteht
Lächelnd ohne Fragen,
Wies ihm stets gleich dir ergeht,
Wenn die Knospen tagen:
Steigend werd ich nimmer müde,
Singend trey ich dir,
Aufwärts muß ich mit dem Liede,
Und das Lied mit mir!

Von den Herren Stieglitz und Veit erhalten wir einige Romanzen, welche die Einförmigkeit der lyrischen Klänge wohlthätig unterbrechen. Ihre Liebes- und Lenzeslieder sind übrigens zu sehr von gewöhnlichem Schlag. Am meisten mißfallen haben uns die Gedichte von Werder, die fast durchgängig tändelnd und geistlos sind. Wie leer ist z. B. folgender Spruch:

Egoismus.

Wenn du was schaffen willst,
So mußt du leben,
Sonst kann ein todtes Bild
Sich nur erheben;
Wie du nun leben mußt,
Lerns bey Hafisen,
Und auf die eigne Brust
Bist du gewiesen.

Und wie verrückt ist seine „Religion der Leidenschaft,“ in der es S. 224 heißt:

Ist's ein berauschendes Trinken
Aus dir?
Ist es ein ewiges Versinken
In dir?
Ists Genießen?
Ists Büßen?
Befiehl:
Ich will.
Ich ras' in deiner Liebe
Verloren —
Ich sterb' in deinem Triebe
Geboren —
Ich fühle im Tod,
Deinen Kuß,
Ich werde ein Gott,
Und ich muß!

Hat denn der Dichter auf der weiten Welt nichts Besseres zu thun gewußt, als solche Verse zu machen?

N°. 98.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 8. December 1829.

Naturkunde.

Ueber die Gestalt und die Urgeschichte der Erde, nebst den davon abhängenden Erscheinungen in astronomischer, geognostischer, geographischer und physikalischer Hinsicht. Von K. F. Klöden. 2te Aufl. Berlin, Nauck. 1829. 387 S. gr. 8. mit Kupfern.

Die Beantwortung der Frage nach der Gestalt der Erde, einer Frage, welche die Wißbegier der Bewohner dieses Weltkörpers in natürlichen Anspruch nimmt, ist schon seit Jahrhunderten der Gegenstand der angestrengtesten, und, nach Maaßgabe der zur Lösung aufgebotenen Hülfsmittel, auch kostspieligsten Bemühungen gewesen. Unsere Leser erinnern sich namentlich der vielen und mit so bedeutendem Aufwande angestellten Gradmessungen, welche als ein Hauptmittel betrachtet worden sind, um über diese Frage in das Klare zu kommen, und wir dürfen daher auf ihren Dank rechnen, wenn wir, unter Bezug auf das vorliegende verdienstliche Werk, versuchen, diejenigen Punkte, auf welche es hierbey eigentlich ankömmt, in ein recht deutliches Licht zu setzen.

Daß die Erde ungefähr eine kugelförmige Gestalt haben müsse, läßt sich aus einer Menge hinreichend bekannter Gründe folgern; es geht aber daraus keineswegs hervor, daß sie auch eine vollkommene Kugel sey. Die tägliche Drehung um die Axe hat bey der ursprünglichen Formation des Erdballes, zu einer Zeit, wo die Scheidung des Festen vom Flüssigen noch nicht erfolgt war, und die gesammte Masse sich also in einem gemeinschaftlichen Zustande von „morastiger Weiche“ (wofern uns dieser Ausdruck vergönnt ist) befand, nothwendig Abweichungen von einer vollkommenen Kugelgestalt hervorbringen müssen. Steckt man, um das nächste Beyspiel zu wählen, durch eine Kugel von feuchtem Thon einen Stock, und schwingt diesen mit der Kugel schnell herum, so wird man sehen, daß sich die Kugelgestalt allmählig verliert und vielmehr abgeplattet wird.

Den nämlichen Satz von der sphäroidischen Gestalt der Erde trägt schon Newton als eine Folge seines vortrefflichen Systems von den Gesetzen der Gravitation und Schwungkraft vor. „Die Planeten, sagt er, müßten, wenn sie sich nicht täglich um ihre Axe dreheten, wegen der von allen Seiten her gleichen Schwere der Theile, eine Kugelgestalt annehmen. Durch die Axendrehung aber werden die Theile von der Axe entfernt, und streben, sich um den Aequator zu erheben, und daher wird die Materie, ihre ursprüngliche Weichheit vorausgesezt, den Durchmesser des Aequators vergrößern, und die Axe hingegen durch ihr Einsinken um die Pole verkürzen. So findet man — fährt Newton fort — den Polardurchmesser des Jupiter, nach Cassini's und Fleamsted's Beobachtungen, kürzer als den Aequatorialdurchmesser; und aus eben dem Grunde muß unsere Erde um den Aequator höher, als unter den Polen seyn.“ Dieses Abweichen des Erdballes von der vollkommenen Kugelgestalt nun nennt man seine Abplattung; und der Ausdruck: dieselbe betrage z. B. $\frac{1}{306}$ *), will sagen: Wenn man den Aequatorialdurchmesser in 306 gleiche Theile theilt, so enthält der Polardurchmesser nur 305 solcher Theile, er ist um $\frac{1}{306}$ des Aequatorialdurchmessers kürzer. Die Bestimmung des Maaßes dieser Abplattung, wird durch drey Mittel gesucht, durch Breitengradmessungen, Pendelbeobachtungen und Mondungleichheiten, welche wir alle drey erst kürzlich erläutern wollen.

Bey Voraussetzung der Abplattung der Erde unter den Polen, müssen die dort gemessenen Breitengrade länger gefunden werden, als in der Nähe des Aequators, weil die Bögen dort flächer, hier aber krümmer ausfallen. Dergleichen Breitengradmessungen lehrten also die Größenzunahme der Grade des elliptischen Meridians nach den Polen hin kennen, und man konnte daraus auf das Verhältniß der beyden Durchmesser schließen, von

*) Nach den neuesten und sorgfältigsten Ermittelungen nämlich sind $\frac{1}{305}$ und $\frac{1}{297}$ die äußersten Gränzen, zwischen welche die Ellipticität der Erde fällt.

N.

denen der äquatoriale, seiner absoluten Größe nach, angeführtermaßen schon als bekannt angenommen werden dürfte.

Die Pendelschwingungen, zweytens, sind bekanntlich eine Wirkung der Schwere. Von dieser Schwere aber hebt der Umschwung der Erde um ihre Axe, welcher jener Kraft entgegenwirkt, einen Theil, und zwar unter dem Aequator, wo er am heftigsten ist, den größten auf, wogegen diese Abnahme geringer wird, je kleiner die Parallelkreise des Aequators werden. Die Anzahl der Pendelschwingungen steht also in einem gewissen Verhältniß zur Größe der Parallelkreise; und da leztere auf einem Ellipsoid offenbar nach einem andern Gesetze, als auf einer vollkommenen Kugel abnehmen, so muß sich also auch die Zahl der Pendelschwingungen hiernach richten, und man kann umgekehrt aus den lezteren nicht nur schließen, ob man auf einer Kugel oder auf einem Ellipsoid beobachtet, sondern sogar, welche Dimensionen das Ellipsoid hat.

Der Mond, drittens, bewegt sich bekanntlich sehr ungleich in seiner Bahn, und zwey dieser Ungleichheiten sind von dem Umstande abhängig, daß die Erde, deren Anziehung die erste Ursache jener Bewegung abgibt, nicht eine vollkommne Kugelgestalt hat, sondern abgeplattet ist. Umgekehrt läßt sich also aus der Größe dieser Ungleichheiten wiederum auf das Maaß der Abplattung, welche ihre Veranlassung abgibt, schließen *): und die Astronomie hatte es als einen besondern Triumph ihrer rechnenden Genauigkeit anzusehen, daß das Ergebniß ihrer Himmelsbeobachtungen mit dem der Gradmessungen und Pendelbeobachtungen ziemlich zusammentraf.

Bey der immer wachsenden Sorgfalt aber, mit welcher diese Messungen angestellt wurden, hatte man sich überzeugt, daß ganz genau übereinstimmende Resultate nicht zu erwarten seyen: neue Messungen, neue Pendelbeobachtungen machten vielmehr die frühern Festsetzungen immer wieder zweifelhaft; und man sah sich zunächst gezwungen, auf die bisherige Voraussetzung einer regelmäßigen elliptischen Gestalt des Erdkörpers zu verzichten. Ganz besonders hat in der neuesten Zeit Biot **), dieser hinreichend bekannte, treffliche französische Gelehrte, auf den Grund überaus sorgfältiger und ausgedehnter Pendelbeobachtungen, den Gegenstand von einer andern Seite aufgefaßt, und die Annahme einer elliptischen Form der Erde näheren Betrachtungen unterworfen. Biot prüft die drey Mittel, welche man zu dieser Bestimmung angewandt hat, und welche von uns erläutert worden sind. Gradmessungen, sagt er, lassen zwar im Allgemeinen über die elliptische Hypothese keinen Zweifel übrig; will man aber weiter gehen, und das Maaß der Abplattung selbst daraus herleiten, so stößt man auf Abweichungen, welche größer sind, als daß sie von Beobachtungsfehlern herrühren könnten. Dasselbe gilt von den Pendelbeobachtungen. Und was endlich die Benutzung der beyden Mondungleichheiten zur verlangten Bestimmung anbelangt, so drückt man die Wirkung der Erde auf den Mond durch eine Reihe aus, deren Glieder nach den verkehrten Potenzen der Entfernungen geordnet sind, wovon das erste die Wirkung einer, dem Erdsphäroid an Masse gleichen Kugel, das zweyte die Zugabe angibt, welche erfolgen muß, wenn die Erde elliptisch gestaltet ist, und die übrigen endlich alles Jenes bezeichnen, was noch ferner zugesezt werden muß, um die Wirkung der Erde auf den Mond vollkommen darzustellen. Allein bey der verhältnißmäßig großen Entfernung des Mondes von der Erde verschwindet die von den lezten Gliedern der Reihe abhängige Wirkung; und der Erfolg ist so, als wäre die Erde ein vollkommnes Ellipsoid, selbst wenn sie von dieser Gestalt nicht bedeutend abwiche.

Was aber Biot hier als bloße Andeutung behandelt, das ist in dem vorliegenden scharfsinnigen Werke, auf welches wir nunmehr übergehen, als System ausgeführt; und der Verf. hat die für die Wissenschaft unschätzbare Mühe übernommen, eine Hypothese, welche die glänzenden Auctoritäten eines Newton, Laplace u. s. w. für sich hatte, einer neuen, eben so gründlichen, als umfassenden Prüfung zu unterwerfen.

Die Hauptmomente dieser neuen Ansicht, so weit sich dieselben auf eine gleich kurze und übersichtliche Weise zusammendrängen lassen, beziehen sich zunächst auf die Nothwendigkeit, Modifikationen in der Kugelbildung einer flüssigen Masse zuzugeben, welche, außer jenem inneren Bildungsbestreben, zugleich der „Gewalt der äußeren Zugkräfte“ ausgesezt ist; und auf die Voraussetzung des Eintretens einer veränderten Drehungsgeschwindigkeit und Drehungsachse für die Erde, wodurch freylich eine Menge von klimatischen Erscheinungen erklärt werden, welche sonst zu den unauflösbaren Räthseln gehören. Betrachtet man, was jene Modifikation betrifft, z. B. den fallenden Regentropfen, so wird man ihn (in Folge des Einflusses der irdischen Central- oder „Zugkraft“) nicht mehr genau sphärisch, sondern vielmehr „eyförmig“ finden, in welcher

*) Nach Laplace (Exposit. du systême du monde. 4te Aufl. II. 83) folgt die Abplattung aus der Ungleichheit in der Breite $= \frac{1}{302,8}$, und aus der Ungleichheit in der Länge $= \frac{1}{301,83}$.

N.

**) Außer dem deutschen Auszuge, den Berghaus in der geographischen Zeitung zur Hertha (Nov. d. v. J.) von Biot's gründlicher Arbeit gibt, findet sich eine ausführlichere Arbeit darüber im dritten Hefte des sechsten Bandes der Wiener Zeitschrift für Physik und Mathematik.

N.

Form nun diejenige Veränderung eintritt, welche von dem Widerstande der Luft abhängig ist, den der, der Erde zugekehrte Theil des Tropfens zu überwinden hat. Dieß nun vorausgesezt, läßt es der Verf. unentschieden, wie sich aus derjenigen Gasmasse (als allgemeinem Planetenstoffe), welche sich in unserem Sonnensysteme zum Erdballe verdichtete, das tropfbare Flüssige ausschied, und welche Kräfte dazu die Veranlassung gaben. Nur so viel ist gewiß, daß diese Flüssigkeit nicht die Beschaffenheit unseres jetzigen Wassers haben konnte, da sie noch Alles aufgelöst enthielt, was sich späterhin als fest absonderte. Dennoch mußte sie sich, abgesehen von andern Einflüssen, dem allgemeinen Gesetze der Flüssigkeit gemäß, zur Kugel umbilden. Nun aber war diese flüssige Erdkugel, zugleich mit ihrem Monde, der sich entweder aus ihr selbst bildete, oder schon früher vorhanden war, außerdem der Anziehung der Sonne ausgesezt, und der Einfluß jener fremden Kräfte mußte also die Kugelgestalt in die obige eyförmige umwandeln, welche jedoch die Richtung ihrer Dimensionen, nach Maßgabe des vereinigten Standes von Sonne und Mond, änderte. „Hat die Erde, fährt der Verf., auf den Rotationseinfluß übergehend, hiernächst fort, „früher eine langsame Drehung gehabt, so muß sich diese irgend einmal in die schnellere, jezt Statt findende, verwandelt haben. Ich muß unentschieden lassen, ob dieß allmählig oder plötzlich geschehen, und was die Veranlassung dazu gewesen sey. Vielleicht veranlaßten die Niederschläge des Festen aus dem Flüssigen die Achsenänderung und damit zugleich die Beschleunigung der Drehung. Nur will ich noch bemerken, daß Beydes allmählig eintreten mußte, wenn die Niederschläge und die dadurch bewirkte Veränderung der Erdgestalt die Veranlassung gaben." Als Resultat dieser Prämissen ergibt sich nun Folgendes: „Die Erde ist ein plattgedrückter, eyförmiger Körper, nur wenig abweichend von einem Sphäroid, jedoch immer genug, um ihn, bey genauerer Betrachtung, von einem solchen zu unterscheiden. Man muß dabey die Gestalt des festen Kerns von der des Wassers trennen. Die kleine Are des ersteren geht durch die alten Pole der Erde, die der Verf. in der Behringsstraße und in einem diametral entgegengesezten Punkte der südlichen Hemisphäre zu finden glaubt; die größte Are aber erstreckt sich vom nördlichsten Theile der Insel Ceylon nach der diesem Punkte gegenüberliegenden Stelle im Südmeer. Der alte Aequator der Erde ist durch jene Bestimmung der alten Pole bereits mit angegeben, und als die größte Curve des Erdkörpers, nämlich als eine, aus zwey verschiedenen halben Ellipsen bestehende Eylinie *) zu betrachten. Der Durchschnittspunkt beyder Aren bestimmt den Mittelpunkt des Körpers. Alle geraden Linien aus diesem Mittelpunkte nach dem Aequator sind daher ungleich, also auch die Meridiane, die man sich durch die alten Pole der Erde gelegt denken muß; und diese Meridiane sind ebenfalls Eylinien, mit einziger Ausnahme des kleinsten, welcher eine einfache Ellipse ist, (dieß macht die Figur deutlich, derentwegen wir auf das Werk selbst verweisen müssen), die nur um die Dicke der abgelagerten Niederschläge vom Kreise abweicht. Der Umfang des größten Meridians ist um etwas kleiner, als der Umfang des Aequators."

„Das Wasser der Meere unseres Erdkörpers dagegen bildet wegen der Schwungkraft ein Sphäroid, dessen kleinste Are mit der jetzigen Erdare, und sein Aequator also ebenfalls mit dem jetzigen Erdäquator zusammenfällt; dieses Sphäroid wird aber durch die Einwirkung von Sonne und Mond beständig in die Eyform umgewandelt, und hat eben darum keine ganz beständige Lage."

Dieß ist nach unserm Verf. im Allgemeinen die Gestalt des Erdballes. „Eine nicht sehr bedeutende Aenderung," fügt er hinzu, „hat dieselbe noch dadurch erhalten, daß sich ein zweytes, ihn durchkreuzendes Ey gebildet hat, dessen lange Are vom nördlichen Theile Neuhollands nach dem atlantischen Meere geht. Hierdurch erhalten die, über diese Gegend laufenden Meridiane noch eine etwas andere Krümmung, als sie haben würden, wenn der feste Erdkern ein einfaches Ey wäre."

Die Richtigkeit aller dieser Sätze zugegeben, so erscheint die Gestalt der Erde freylich ziemlich zusammengesezt, und keineswegs so geometrisch einfach, als man sie bisher angenommen hat, woraus sich also die oben bemerkten Abweichungen in den Messungen erklären lassen. Allein der Verf. zieht aus seinen merkwürdigen Theorien noch eine andere Folgerung, die uns von der größten Wichtigkeit zu seyn scheint. Aus den Gestaltmodifikationen nämlich, die der rotirende Erdkörper danach erleidet, läßt sich eine Schwankung seines Schwerpunkts herleiten, in deren Gemäßheit auch das, immer nach diesem lezteren gerichtete Loth, während der Dauer einer Rotation (also innerhalb eines Sterntages) eine kleine pendelartige Schwingung machen muß. „Die lothrechte Linie zeigt darum keine unveränderliche Richtung an." In der That weist die beobachtende Astronomie eine Menge von Umständen nach, welche auf eine solche „Schwankung des Erdschwerpunktes" hindeuten. Die beobachteten Zenithdi-

*) Eylinie oder Ovale ist allgemein jede durch sich selbst geschlossene krummlinige Figur, deren zwey Hauptdurchmesser ungleich sind. Also gehört die Ellipse eigentlich auch zu den Ovalen, wiewohl die höhere Geometrie dieß nicht in Betracht nimmt. Auch kann die Eylinie aus zwey verschiedenen Kreis-, oder, wie oben, elliptischen Bögen zusammengesezt seyn.

N.

stanzen zeigen oft so sonderbare Differenzen *), und dieß in Gegenden, wo keine Massen vorhanden sind, welchen eine Ablenkung des Lothes beygemessen werden könnte, daß Nichts übrig zu bleiben scheint, als eine solche Schwankung des Erdschwerpunktes anzunehmen.

Man wird nach dem, was hier über die Theorie des Verf. in ihrer mehrfachen Opposition gegen Newtons Ansichten vorgetragen ist, leicht vermuthen, daß auch die bisherigen Erklärungen des großen Naturphänomens der Ebbe und Fluth, eines Phänomens, dessen Detail sich mit dem Resultate der Rechnung noch am meisten identificirte, Modifikationen erleiden; und der Verf. wiederholt auf diese Veranlassung namentlich die, den Newtonianern schon mehrmals gemachte Einwendung: „daß es in ihrem Systeme unbegreiflich bleibe, warum nicht jedes Gewässer, auch wenn es zwischen engeren Gränzen eingeschlossen ist, Ebbe und Fluth zeige?“ Allein gegen diesen Vorwurf muß ich den tiefsinnigen englischen Weltweisen vertheidigen; und ich mache mich anheischig, zu beweisen: daß sich in einem eingeschlossenen Meere die völlige Ebbe und Fluth zu der in einem offnen Meere erfolgenden verhalte, wie die Länge des eingeschlossenen Meeres in der Richtung von Osten nach Westen zum Halbmesser der Erde, und daß sie überdieß bey wechselnder Polhöhe noch mehr abnehme **).

Aus seiner Annahme einer Axenänderung der Erde erklärt der Verf. übrigens noch die höchst auffallende Erscheinung des Vorkommens von Resten südlicher Thiere und Pflanzen in nördlichen Klimaten, namentlich auch in unserm deutschen Vaterlande. „Es ist bekannt,“ sagt er, „daß sich in Deutschland häufig Knochen finden, welche einer Elephantenspecies, löwenartigen Thieren, dem Rhinoceros, Hyänen, Tygern, kurz Thieren angehören, deren verwandte Species jezt nur unter den wärmeren Himmelsstrichen leben. Wollte man nun dagegen anführen, daß diese Thiere eben so gut eine solche Einrichtung haben konnten, der zu Folge sie auch in unserm jetzigen Klima auszudauern vermochten; so beweiset doch auch die ganze Natur der untergegangenen Pflanzenwelt, daß das Klima ehemals wärmer gewesen ist. Nicht nur das versteinerte Holz, welches unter dem Namen Haarstein bekannt ist, zeigt durch seine Textur, daß es dem Palmengeschlechte angehört; sondern man findet in Steinkohlenwerken vollständige Abdrücke von Palmenblättern, Casuarinen, baumartigen Farnkräutern und eben dergleichen Lycopodien; man findet Früchte, die fast vollständig mit den Früchten der Areca- und Cocosnußpalmen übereinkommen, andere, welche den Pistacien gleichen u. s. w. Ja ein großer Theil der räthselhaften großen Schilfabdrücke im Schieferthon scheint Cactusarten anzugehören. Offenbar ist diese ganze Vegetation eine südliche, und läßt keinen Zweifel übrig, daß es nicht ehemals in Deutschland (und überhaupt im ganzen jetzigen Norden) wirklich wärmer gewesen seyn sollte.“ *)

Alle diese Erscheinungen nun werden freylich mit einem Male durch die Annahme einer früheren anderen Axendrehung der Erde, in deren Gemäßheit also die heiße Zone ebenfalls andern Gegenden der Erdoberfläche entsprach, erklärlich; und wenn man diese Hypothese einerseits einen klimatischen Deus ex machina nennen möchte, so läßt sich doch auch anderseits nicht abläugnen, daß manches Faktum ohne dieselbe, oder eine ähnliche, schlechterdings unerklärlich bleibt.

Ref. hat übrigens nur das Hauptmoment des Werkes hervorheben können, da es unmöglich ist, in der engen Begränzung unserer Blätter, auf den ganzen Schatz neuer, und zum Theile tiefer, Ansichten einzugehen, den es enthält. Es muß ganz von denen gelesen werden, denen daran gelegen ist, das Lehrgebäude der älteren Schule in dem, zum Theil Licht, zum Theil Schimmer, der neuesten Forschungsopposition zu betrachten.

Dr. Nürnberger.

---

*) Die Thatsache ist richtig; damit die daraus gezogene Folgerung aber für die Theorie des Verfassers entscheidend wäre, müßte nachgewiesen werden können, daß der Gang dieser Differenzen der vorausgesezten Bewegung des Erdschwerpunktes entspreche. Die Fortsetzung der Untersuchung auf diesem Wege, wie groß die Schwierigkeit übrigens auch seyn mag, müssen wir dem Verf. dringend empfehlen.

N.

**) Vergleiche Daniel Bernoullis schöne Preisschrift: Sur le flux et reflux de la mer, abgedruckt im dritten Bande der Principia. Genfer Ausgabe v. 1742. Seite 237 und 238. — Die obige Einwendung hat allerdings so viel Scheinbares, daß es einem so eingefleischten Newtonianer, als Referent zu seyn zwar bekennt, Freude macht, wenigstens darauf siegreich antworten zu können.

N.

*) Ich wünsche den Herrn Verf. zu verbinden, indem ich ihn, der Vollständigkeit wegen, auf eine Hypothese aufmerksam mache, welche John Ranking, im Quarterly journ. Oktober. 28. sqq. mit großer Belesenheit entwickelt, und welcher zufolge die in nördlichen Klimaten aufgefundenen fossilen Reste südlicher Thierspecies großen Niederlagen in den Kriegen der Urvölker, ungeheuren Jagden u. s. f. ihren Ursprung verdanken sollen. Ohne diese Hypothese vertreten zu wollen, welcher schon der entscheidende Umstand entgegensteht, daß sich, in diesem Falle, doch schlechterdings auch Waffenreste u. d. m. unter den fossilen Thierresten finden müßten, geht daraus wenigstens die Nothwendigkeit für die Naturforscher hervor, bey dergleichen Entdeckungen auch auf geschichtliche Daten zu reflektiren. So scheint es uns z. B. nicht ganz unmöglich, mit Bezug auf mehrere specielle Fälle, das Datum der Noachischen Fluth der Hypothese einer Axenänderung zu substituiren.

N.

N°. 99.

Literatur-Blatt.

Freitag, 11. December 1829.

Länderkunde.

Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas, und einem mehrjährigen Aufenthalt am Missouri (in den Jahren 1824, 25, 26 und 27), in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung; oder: das Leben im Innern der vereinigten Staaten und dessen Bedeutung für die häusliche und politische Lage der Europäer, dargestellt, a) in einer Sammlung von Briefen, b) in einer besondern Abhandlung über den politischen Zustand der nordamerikanischen Freystaaten, und c) in einem rathgebenden Nachtrage für auswandernde deutsche Ackerwirthe und diejenigen, welche auf Handelsunternehmungen denken, von Gottfried Duden. Gedruckt zu Elberfeld im Jahre 1829 bey Sam. Lucas, auf Kosten des Verfassers. XVI und 348 S. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Mit immer steigendem Interesse blickt das alte Europa nach dem jungen kräftigen Leben der vereinigten Staaten Nordamerikas hinüber. Auswanderungen geschahen im Einzelnen wie in Masse; viele Auswanderer gedeihen und preisen ihr Schicksal; viele kommen mit zerstörten Hoffnungen zurück. Die meisten solcher Entschlüsse gebiert die Noth. Eine nähere Betrachtung, woher diese Noth, und wie ihr abzuhelfen, ist gewiß an der Zeit.

Der Verfasser, (wie er in der Vorrede sagt), „durch früheres Nachdenken zu der Ueberzeugung gekommen, daß die meisten Uebel, woran die Bewohner Europas, und insbesondere Deutschlands, leiden, aus der Uebervölkerung entspringen,“ und daß zweckmäßig geleitete Auswanderungen durch das eigene Wohl des Vaterlandes geboten seyen, entschloß sich, da er in dem, was über Nordamerika in neuerer Zeit geschrieben, keine Befriedigung gefunden, mit eigenen Augen zu sehen und zu prüfen. Von dem Gedanken ausgehend, daß eine gut geleitete Auswanderung auf landwirthschaftlicher Basis beruhen müsse, daß die Staaten der Union, wo gute Plätze so theuer seyn würden wie in Deutschland, dem Ansiedler weniger Vortheile gewähren, und daß man nach denselben Gegenden sich wenden müsse, wo auch die Masse der Inländer sich nach neuen Wohnsitzen umsieht, beschloß er vor Allem, die weiten Länder am Mississippi und Missouri zum Gegenstande seiner Forschung zu machen, und, um praktisch Alles kennen zu lernen, einige Jahre selbst als Ackerwirth dort zuzubringen. So trat er im Juni 1824 seine Reise an, begab sich von Baltimore, seinem Landungsplatze, aus nach St. Louis im Missouri-Staate, kaufte sich in diesem Staate, in der Grafschaft Montgomery (am nördlichen Ufer des Missouri, 50 englische Meilen von dessen Mündung,) mit 270 Acres an, und verweilte daselbst bis im März 1827. Ein solcher Acre hält 160 Quadrat-Ruthen, und kostet dort als rohes Staats-Eigenthum 1¼ Dollars (3⅛ holl. Gulden).

Nach einer solchen Vorbereitung darf man von dem Verf. etwas Gründliches über diese noch so wenig bekannten Gegenden erwarten, um so mehr, da er durch eine frühere Schrift (über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten und die Strebungen der menschlichen Natur, Köln 1822) sich als denkenden Schriftsteller bereits bewährt hat.

Das vorliegende Werk enthält zuerst in 36 Briefen die Erfahrungen des Verfassers auf seiner Reise und während seines Aufenthalts im Innern des Landes. Ein junger Landmann begleitet ihn. Sie reisten zunächst nach dem Ohiostaate und durchschnitten die Staaten Indiana und Illinois in gerader Richtung auf St. Louis. Hier beginnen nun die Gegenden, welche für europäische Ansiedler vorzüglich wichtig sind. Denn, mit Ausnahme der südlichen am Ohio gelegenen Striche, ist in Indiana und Illinois der meiste Boden noch verkäufliches Staatseigenthum und zu 1¼ Dollar der Morgen zu haben; wogegen in Ohio und Kentucky der fruchtbare gut gelegene Boden längst Privateigenthum ist.

Der Wabasch scheidet Illinois von Indiana. Schon einige Meilen diesseits jenes Flusses nimmt die Gegend einen andern Charakter an; es verschwinden die Hügel und

die dunkeln Wälder, und man kommt in das Gebiet der Savannen, oder der natürlichen Wiesen, die sich durch die Ebenen von Illinois bis zum Missisippi erstrecken. Auf den Verfasser haben diese großen Wiesen-Flächen keinen angenehmen Eindruck gemacht.

Der Missisippi scheidet Illinois vom Missouri-Staate. Von diesem macht der Verfasser folgende Schilderung in seinem 13ten Briefe:

„Die Höhe des ganzen Landes ist in einem erfreulichen Kontraste mit dem gegenüber an der Ostseite des Missisippi liegenden Staate Illinois. An der Südseite des Missouri nimmt das Gebiet der Bley- und Eisen-Erze einen großen Raum ein, und dort ist, wie in den meisten an Erzen reichen Gegenden, der Boden nicht besonders fruchtbar. Indeß sind immerhin in der Nähe der beyden Hauptflüsse (des Missouri und Missisippi), wie auch an den kleinern Flüssen, Gaskonnade und Merrimack, fruchtbare Striche von bedeutender Ausdehnung. An den schönen Ufern des Osage-Flusses ist bis jezt noch fast gar keine Niederlassung.“ —

„An der Nordseite des Missouri ist die Ausdehnung des fruchtbaren Bodens sehr groß. Dahin hat auch die Einwanderung der Amerikaner aus den älteren Staaten vorzugsweise ihre Richtung. Hier findet man schon in beträchtlicher Ferne vom Missisippi ansehnliche Städte, welche alle seit 1812 entstanden sind. Unter ihnen zeichnen sich aus Franklin und Columbia. Sie liegen am Missouri, die erstere etwa 170, die andere 150 englische Meilen ober seiner Mündung. Von Franklin gehen seit mehreren Jahren Handels-Caravanen nach Santa Fe am Rio del Norte in Neu-Meriko, und es wird bald eine ordentliche Heerstraße dorthin geleitet werden. Die Fruchtbarkeit von Howard-County, worin Franklin, und von Boone-County, worin Columbia liegt, ist fast zum Sprüchworte geworden. In diesen Gegenden haben sich bereits mehrere tausend Familien angesiedelt, und an Wildnisse ist dort nicht mehr zu denken. Oestlich hievon, dem Missisippi näher, gibts aber noch viel käufliches Staatseigenthum, und, die Thalebene des Missouri sammt den nächsten Hügeln ausgenommen, weite Räume, wo noch keine Niederlassung zu sehen ist.“ —

„Ich ersuche Sie, einen Blick auf die Charte zu werfen. Sie werden nördlich vom Missouri eine Hügelreihe sehen, welche bereits drey Meilen unterhalb der Stadt St. Charles anfängt, dort in der Ecke, wo das Missisippi-Thal sich mit dem Missouri-Thal vereinigt. Diese Hügelreihe scheidet die Gewässer des Missouri von denen des Missisippi. Sie gibt unzähligen Bächen und kleinen Flüssen den Ursprung, die sich einerseits zum Missisippi, andererseits zum Missouri winden. Der höchste Rücken der Hügel-Kette bildet wellenförmige Flächen, welche größtentheils natürliche Wiesen sind, die aber so von Wäldern unterbrochen und umkränzt werden, daß sie dem reisenden Europäer wie anmuthige Schöpfungen des Landbaues vorkommen. An den Abdachungsseiten wird der Boden durch die tiefen Einschnitte der Bäche und Flüsse uneben, und hier ist nichts als Urwald, der sich über die Anhöhe, so wie über die Schluchten und Thäler der Flüßchen bis zu den beyden Riesenströmen hinzieht. Manche der das Missourithal einschließenden Hügel erheben sich zu beträchtlichen Kuppen. Andere sind für große Strecken fast senkrecht abgeschnitten, so daß die Felsenmassen in einiger Ferne wie durch Menschenhände geformte Mauern und Thürme erscheinen. Die ganze Oberfläche dieses Landstriches ist viele hundert Meilen weit von der fettesten Dammerde bedeckt.“ —

„Guter Boden, oder Boden erster Ordnung, bedarf in dem ersten Jahrhundert des Düngers gar nicht, und ist in den ersten Decennien selbst für Weizen zu fett. Hieher gehören die Thalebenen, besonders die des Missouri. Mittler Boden, oder Boden zweyter Ordnung, ist immerhin der Art, daß in den ersten zwölf bis zwanzig Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu steigern vermag.“

Der Verfasser beschreibt in den folgenden *Briefen* das Verfahren einer amerikanischen Familie, *die aus den östlichen* Staaten in die westlichen Gegenden einwandert, die Art der Reise, der Ansiedelung, der Urbarmachung u. s. w. Fast täglich kommen im Herbst (der besten Jahrszeit zum Reisen) dergleichen Auswanderer an. Mais ist das Haupt-Produkt der Ackerwirthschaft; er ist „die Amme der wachsenden Bevölkerung“ zu nennen. Der Tabacksbau ist ergiebig; auch Baumwolle wird zum eigenen Bedarf gezogen, so wie Flachs und Hanf. Pferde, Rindvieh, Schweine finden ihre Nahrung frey in den Wäldern, und durchwintern auch daselbst. Daher wird hier das Ackerland umzäunt, statt daß man in Europa die Waideplätze einschließt.

Der Verfasser geht sodann die Haupt-Produkte des Thierreichs und des Pflanzenreichs durch. Der Bison findet sich schon nicht mehr, er ist weiter nach Norden und Westen gewichen. Von Raubthieren erscheint noch selten der Bär und der Kuguar oder amerikanischer Tyger; Wölfe aber hörte der Verf. fast jeden Abend heulen. Klapperschlangen hat er mehrere gesehen, auch einige selbst getödtet. Die größesten sind 5 Schuh lang und 2 bis 2½ Zoll dick.

Einst hörte der Verfasser den ängstlichen Zuruf seiner Köchin, daß eine große Schlange auf das Haus ankomme. Es war eine Klapperschlange, die sich in einer Entfernung von zwanzig Schritten am Fuße eines Nußbaums aufgerollt, und eine angreifende Stellung gegen die beyden Haushunde angenommen hatte. Ihr Schweif war in steter rasselnder Bewegung, während der Hals den geöffn-



ten Rachen in die Höhe, den Hunden entgegenstreckte. „Beyde blickten unbeweglich, wie mit äusserster Verwunderung, auf das drohende Thier. Keiner wagte anzugreifen, obgleich einer von ihnen nie zu furchtsam war, sich mit den Wölfen zu messen. Auch zwey Katzen standen umher, in gleicher Verwunderung gespannt. Ich war besorgt für das Loos dieser Hausthiere. Allein die Schlange änderte plötzlich ihre Stellung, und sezte ihren Marsch fort. Hunde und Katzen wichen sorgfältig aus dem Wege, verfolgten sie aber dennoch, indeß, wie es schien, aus bloßer Neugier."

(Der Beschluß folgt.)

G e s c h i c h t e.

Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung von Johann Jakob Hottinger. Zweyte Abtheilung. Zürich, bey Orell, Füßli und Komp. 1829. 522 S. 8.

Es wird diese zweyte Abtheilung von Hottingers schweizerischer Reformationsgeschichte auch als siebenter Band der „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft Johann von Müller's und Robert Glutz Blozheims, fortgesezt von J. J. Hottinger" ausgegeben, und es befaßt dieselbe die Jahre 1525 bis und mit 1531, wo mit Zwinglis Tod ein erster Abschnitt dieser Geschichte ziemend geschlossen werden konnte. Vor beynahe fünf Jahren hat unser Literaturblatt bey Erscheinung des ersten Bandes dieser Fortsetzung des Müller'schen Geschichtwerks ihren Charakter nachgewiesen und ihr Verdienst anerkannt. Im Quellenstudium, welchem auch seltene bisher unbekannte oder unbenuzte Sammlungen geöffnet wurden, hat der Verfasser, man darf sagen das Höchste geleistet, im unermüdlichen Fleiß, in gewissenhafter Treue und in eben so gründlicher als unbefangener Würdigung der abweichenden und widersprechenden Angaben. In 1596 dem Text untergesezten Noten finden sich mit diplomatischer Genauigkeit die benuzten Quellen angegeben, und eine Reihe bisher minder bekannter Urkunden sind um vorzüglicher Wichtigkeit willen im Anhange vollständig abgedruckt. Den edlen Geist dieser Geschichtschreibung aber mag eine Stelle der Vorrede des neuen Bandes darthun. „Eidgenossen beyder Bekenntnisse! (so drückt sich Hr. Hottinger aus) Noch sind nicht fünfzig Jahre verflossen, und es wäre unmöglich gewesen, im Vaterlande mit ausführlicher Unbefangenheit die Geschichte der Kirchentrennung zu schreiben. Jeder Tadel der eigenen Glaubenspartey, jede gerechte Würdigung auch des Guten der andern, hätte Verrath an der Religion, hätte schändlicher Abfall geheissen. Woher die edlere Ansicht unserer Zeiten, wenn auch nicht allgemein, doch unter den Gebildeten immer weiter verbreitet? Auch diese zog die Freyheit groß."

Die Entwicklung der, aus der Glaubenstrennung hervorgehenden und unter Zuthun jeglicher menschlicher Leidenschaft, der örtlichen Verhältnisse und der vorherrschenden Charaktere Einzelner ausbildenden und immer feindseliger gestaltenden Parteyen ist der Vorwurf der ersten Hälfte; die in dem Religionskrieg ausgebrochenen Fehden und die Feldzüge der Jahre 1529 und 1531 sind der Gegenstand der zweyten Hälfte dieses Bandes, und in der Geschichte der dem Kriege vorangehenden Gährungen sind die Schwärmerunfuge der Wiedertäufer und die Religionsgespräche die ihrer Bedeutsamkeit gemäß mit besonderer Sorgfalt bearbeiteten Hauptmomente. Die handelnden Personen, welche um ihres Einflusses willen vorzügliche Aufmerksamkeit verdienten, sind bereits im ersten Band ungefähr alle aufgeführt worden, und Ref. hat bey Anzeige desselben die in ihrer Charakterzeichnung zu Tage gelegte historische Kunst nachgewiesen. In dem siebenjährigen Zeitraum, den der zweyte Band befaßt, erscheint Huldreich Zwingli als Mittelpunkt der Begebenheiten, im Rathssaale wie auf der Kirchenkanzel, im Kriege wie im Frieden, überall Leiter, Lehrer und Führer, die Wahrheit und die Reinheit seiner Ueberzeugungen durch jede Thatkraft und aufopfernder Hingebung bis in den Tod bewährend. Ob Irrthum, ob Leidenschaft den reinen Willen mitunter auf Abwege leiteten und Verschuldungen herbeyführten, die von der Nemesis bald wieder erreicht wurden, darüber soll der Geschichtschreiber nicht entscheiden, aber er wollte treu und wahr und unparteysam die Thatsachen alle sammeln, zusammenstellen und ordnen, auf welche das Urtheil gegründet werden mag; dieß nur hat Hr. Hottinger gethan, indem er hinwieder auch die Triebfedern der Handlungen umsichtig und mit Scharfsinn auszumitteln und nachzuweisen bemüht war. „Vor allen zeigte sich," so hebt u. a. die Erzählung des ersten Religionskrieges an, „für ein kühnes System Huldreich Zwingli entschlossen, wenn auch dadurch in einigen Punkten der Buchstabe selbst der alten Bünde verlezt ward. Oder wofür sollten diese ihrem Geiste nach bestehen? Für den Vortheil weniger Machthaber, für Jahrgelder, ein ehrloses Gewerbe mit Fremden, das Schwelgen unnützer Mönche; oder zum Schutze angestammter Freyheit, für Licht und Sittenverbesserung. Diese Leztern aber, fanden sie nicht im Evangelium ihre unentbehrliche Stütze? Und wenn der Blick sich weiter richtete auf die Gährung in Europa, die überall erwachende Sehnsucht nach dem Bessern, dabey aber den Mangel an Zusammenhang und Leitung erwog, die Gesinnung der meisten Herrscher, das

Schicksal der Wortführer für Reform und Evangelium, wo jene die Oberhand behielten; so konnte keinem Helldenkenden entgehen, wie wenig auch mit augenblicklichem Vortheil oder vergönnter Ruhe in einem einzelnen Lande für die große Sache der Glaubens- und Denkfreyheit gewonnen; daß der Bund ihrer Feinde stark und allverbreitet, und ohne mannhaften und übereinstimmenden Widerstand eine erneuerte Sklaverey der Geister dennoch zu fürchten sey. Auf diesem Standpunkte bleibt erklärlich, wie der treue Diener des Wortes der Liebe zum ersten Herold, ja wirklich zum Urheber des Krieges innerhalb der Gränzen des eigenen Vaterlands ward. Was von ihm selbst für die unerklärliche Verbesserung geschehen konnte, hatte er auf dem rechtmäßigen Wege geleistet. Es ward durch Hohn, Verläumdung, einen glühenden, nirgends verhehlten, Haß erwiedert. Was stand nach dem Bündniß mit Oestreich ohne zuvorkommende Gegenmaßnahmen für die Reform zu erwarten? Versunken in die besänftigenden Gefühle religiöser Hingebung, der künftigen Welt schon hienieden mehr zugewendet, als dem unruhigen Treiben der Erde, hätte vielleicht manches fromme Gemüth sich begnügt, die Lehre des Evangeliums verkündigt zu haben, den Ausgang dem Herrn überlassend, der seine Wahrheit wohl zu schützen vermag, und in stiller Unterwerfung hingenommen, was über seine eigene Person nicht ohne den Rathschluß des Ewigen hätte verhängt werden können; aber Zwinglis republikanischer Geist, durch Griechen und Römer gebildet, fand in der passiven Tugend der Märtyrer nicht seine Befriedigung, und wo die Gründe und Ermahnungen des Lehrers nicht mehr ausreichten, da entwickelte er ohne Scheu und wohl eben so groß des Kriegers Muth, oder die Gewandtheit und Kenntniß des Staatsmanns." Zwingli wollte den Angriffskrieg, um die von den katholischen Orten den Reformirten angethane Unbill zu rächen und die Reform gegen weitere Gefährden zu schützen. Aber er mißbilligte ernstlich die grausame Maßnahme der von Zürich aus gegen die inneren Kantone verhängten Sperre der Lebensmittel, die zur höchsten Erbitterung anreitzen mußte. Der Zug ist bezeichnend und gereicht ihm zur Ehre. „Wer," so predigte er, als der gefaßte Beschluß von der Kanzel verlesen ward, „wer seinen Gegner einen Uebelthäter heißt, muß Wort und Faust mit einander gehen lassen. Schlägt er nicht, so wird er geschlagen. Also wird es Euch gehen. Habet ihr Recht, die fünf Orte auszuhungern, so habet ihr auch Recht, sie anzugreifen. Aus Schwäche versäumt ihr dieses; gereizt mit dem Muthe der Verzweiflung, werden sie es thun." Die düstere Weissagung erfüllt sich nur zu bald. In dem Gefechte bey Kappel fand der Zürchersche Reformator den Tod, und die Unfälle seiner kleinen Schaar, die, von den Katholiken überwältigt, Schrecken und Verwirrung in die Heimath gebracht hatte, schienen eine kurze Weile das Werk des gefallnen Streiters für Wahrheit und Licht vollends gefährden zu sollen. Die erlittene Demüthigung und die gemachten schweren Einbußen veranlaßten laute Ausbrüche des Volksunwillens. „Es ergoß sich derselbe in Klagen über das eigenmächtige Verfahren der Regierungen, über den Beginn des Krieges ohne Berathung und Einwilligung der Städte und des Landvolks, über den verderblichen Einfluß unruhiger und daher gelaufener Fremden, in Beschuldigungen der Geistlichen vorzüglich. Er schonte gerade die Gelehrtesten und Thätigsten derselben am wenigsten, und äußerte sich mit besonderer Heftigkeit über Zwingli selbst. Vergessen war, sogar von vielen seiner früheren Bewunderer, alles Verdienst, das er durch Herstellung einer reinern Lehre, durch seinen glücklichen Kampf gegen Aberglauben und Geistesdruck sich erworben; er ward allein nach der politischen Thätigkeit seiner lezten Lebensepoche gerichtet und in dem unsterblichen, hoch über seiner Zeit stehenden Reformator sah der beschränkte Blick einer wankelmüthigen Menge nur noch den muthwilligen Urheber eines unheilvollen, erschöpfenden Krieges." — Diese Stimmung aber war vorübergehend, die Wellen der damit aufgeregten See machten bald ruhiger Stille Platz und die von Zwingli gelegte Grundlage war unerschüttert geblieben; so daß Hr. Hettinger die erste Periode seiner Geschichte mit dem nachfolgenden Hinblicke auf den großen Mann und sein Werk schließen konnte: „War er auch erlegen der Mühsal seines Tagewerks, der den Samen ausgestreut hatte, die junge Saat keimte bereits aus dem Erdreich hervor. Der in Zürich und Bern von dem Volke zu Stadt und Land ausgesprochene Entschluß, fest bey dem Evangelium zu bleiben, zeigte, wie tiefe Wurzeln dasselbe bereits geschlagen hatte, und in einem würdigen Nachfolger (Heinrich Bullinger) erwachte mit neuer Thatkraft Zwinglis Geist. Mit und durch ihn ward die evangelische Freyheit des Gedankens und der Rede in gefahrvollem Augenblicke aufs Neue gerettet, und wuchs, daß sie fortleben konnte, selbst unter der Eisdecke, die der Frost der nächsten Jahrhunderte über das wissenschaftliche und politische Leben des Volkes zog, bis eine neue noch wichtigere Erschütterung auch diese Decke sprengte, und, — wir nähren wenigstens die freudige Hoffnung — im Strahle einer milderen Sonne die edle Pflanze vollends reifen kann."

Berichtigungen.

Nr. 85. S. 338. Sp. 2. Z. 9 v. u. st. wieder l. minder;
— 339. — 2. — 17 v. o. st. Erbelebt l. Er belebt;
— „ — 2. — 21 v. u. st. hindern l. hindern.

N°. 100.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 15. December 1829.

Länderkunde.

Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas, und einem mehrjährigen Aufenthalt am Missouri (in den Jahren 1824, 25, 26 und 27), in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung; oder: das Leben im Innern der vereinigten Staaten und dessen Bedeutung für die häusliche und politische Lage der Europäer, dargestellt, a) in einer Sammlung von Briefen, b) in einer besondern Abhandlung über den politischen Zustand der nordamerikanischen Freystaaten, und c) in einem rathgebenden Nachtrage für auswandernde deutsche Ackerwirthe und diejenigen, welche auf Handelsunternehmungen denken, von Gottfried Duden. Gedruckt zu Elberfeld im Jahre 1829 bey Sam. Lucas, auf Kosten des Verfassers. XVI und 348 S. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

(Beschluß.)

Die Gefahr vor den Klapperschlangen ist nicht groß; wird sie nicht angegriffen, so entfernt sie sich entweder von dem Menschen, oder verräth sich durch Rasseln.

Lästiger als die Schlangen sind die Zecken (acarus ixodes, acarus americanus). Die Bettwanze behauptet der Verfasser im natürlichen Zustande, unter der Rinde dürrer Eichen, gefunden zu haben.

Interessant ist (S. 82—85) die Beschreibung eines Waldbrandes und der Art, wie das Feuer durch Gegenfeuern von den Pflanzungen abgehalten wird. Furcht vor Waldbränden findet nicht statt.

Auch von den Indianern ist nichts mehr zu fürchten, die weiße Bevölkerung hat schon zu sehr zugenommen. Man sieht sie nur zuweilen den Missouri herab nach St. Louis schiffen, um Waaren einzutauschen, oder Gefälle für abgetretene Grundstriche zu holen. Einige Stämme genießen durchaus kein Salz, obgleich sie fast allein vom Fleisch leben; sie behaupten, der Genuß des Salzes hindere das freye Athmen.

Der Verfasser wendet sich nun (20ster Brief) zu den Menschen, die ihn umgaben. Die Bevölkerung in Missouri ist größtentheils englischer Abkunft, und die Landessprache englisch, wie überhaupt in den vereinigten Staaten. Im Allgemeinen findet man daher englisches Leben in Amerika wieder, und alle andere Elemente gehen bald in dasselbe über. Von jeher sind aus England Personen aus allen Ständen, selbst aus den gebildetesten, eingewandert; aus Deutschland dagegen meist nur aus der dürftigen ungebildeten Masse. Wenige darunter waren fähig, ihre Kinder selbst zu unterrichten, und selten trafen genug wohlhabende Familien zusammen, um eine Schule zu gründen. So mußten sie ihre Kinder ohne Unterricht lassen, oder zu englischen Lehrern senden. Und so kann man immer rechnen, daß die Abkömmlinge von Deutschen um so weiter in der Kultur zurück sind, je fremder ihnen die englische Sprache geblieben ist.

Bey dieser allgemeinen Aehnlichkeit haben sich jedoch, durch die äußere Lage des Amerikaners, sehr wesentliche Verschiedenheiten zwischen diesem und dem europäischen Engländer entwickelt. Dahin rechnet der Verf. besonders, daß es in Nordamerika gar keinen Unterschied zwischen Städtern und Landvolk gibt; — und daß die vereinigten Staaten keinen Pöbel haben. Der Verfasser hat keinen einzigen Bettler angetroffen, nicht einmal in den atlantischen Seestädten. Von Raub und Diebstahl hört man äußerst selten, und unter vier Diebstählen wird kaum einer von geborenen Amerikanern verübt. „In St. Louis," erzählt der Verf., „trafen wir in unserem Gasthause einen deutschen Stallknecht, der uns empfahl, auf unsere Sachen Achtung zu geben, weil man in diesem Lande allerley Menschen finde. Wir waren schon zu lange in den vereinigten Staaten, als daß dergleichen Reden uns nicht hätten sonderbar dünken sollen. Beym Abzuge vermißten wir wirklich einige Effekten, als eine Peitsche, Reiseflaschen u. s. w., welche wir im Wagen zurückgelassen hatten. Der Wirth stellte sofort eine scharfe Nachforschung an, und das Resultat war, daß unser guter Lands-

mann den Beweis hatte liefern wollen, wie nöthig seine Warnung gewesen."

Der Missouri-Staat gehört zu denen, in welchen die Sklaverey erlaubt ist, welches eine große Erleichterung für den Ansiedler ist, da der Boden wohlfeil, die Arbeit theuer ist. Der Verf. stellt bey dieser Gelegenheit eine sittliche Prüfung der Sklaverey überhaupt an. (S. 129—143). Der gewöhnliche Preis eines männlichen Sklaven von 19 bis 30 Jahren beträgt 400 bis 500 Dollars; der einer Sklavin ist ein Drittheil geringer. Der gewöhnliche monatliche Lohn für einen Arbeiter ist 8—10 Dollars mit der Verpflegung, 12—14 Dollars ohne dieselbe.

Im 28sten Briefe handelt der Verf. von dem Gesundheitszustande in den vereinigten Staaten. Der 30ste ist einer ausführlicheren Betrachtung über das Klima gewidmet. Der Himmel am Missouri ist in der Regel heiter. Regentage gibt es ungleich weniger als in Deutschland, aber der Regen fällt dann in starken Güssen. Der Thau fällt oft wie Gewitterregen herab. Einige Sommermonate sind heiß; der Herbst in der Regel bis in den December vortrefflich; der Winter kurz.

Nachdem der Verfasser noch über die politischen Einrichtungen, die Gesetze, Gerichtshöfe, Staatsverwaltung u. s. w. sich verbreitet, scheidet er von dem Lande, das er lieb gewonnen; und die lezten fünf Briefe sind der Rückreise gewidmet. Seine Pflanzung hat er verpachtet.

Hören wir nur noch einige seiner Worte über Auswanderung:

„Wie oft habe ich an die arme Bevölkerung Deutschlands gedacht. Welch' ein Ueberfluß und Gedeihen würde hier der Fleiß weniger Hände ganzer Familien bereiten, deren Zustand im Vaterlande der in Amerika geborne Pflanzer sich nicht als möglich vorstellen kann. Für Millionen schöner Pflanzungen ist am Missouri noch Raum, von den andern Strömen gar nicht zu reden. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, dessen ungeheuere Ausdehnung, das milde Klima, die herrlichen Stromverbindungen, der durchaus freye Verkehr in einem Raume von mehreren tausend Meilen, die vollkommene Sicherheit der Personen und des Eigenthums, bey sehr geringen Staatslasten, das ist es, was man als die eigentlichen Pfeiler der glücklichen Lage der Amerikaner zu betrachten hat. In welchem andern Lande der Erde findet man dieses Alles vereint?"

„Und dennoch muß ich davon abrathen, so ohne Weiteres und einzeln hieher zu wandern. Das Gelingen hängt völlig von der Art der Ausführung ab, und ohne eine eigenthümliche Vorbereitung oder eine gute Leitung würde ein Jeder sich dem Zufalle mehr aussetzen, als man ahnet. Wer die ersten beyden Jahre glücklich überstanden hat, der ist geborgen. Indeß das ist eine schwere Bedingung. Die anfängliche Wirkung des neuen Klimas, der Mangel an häuslicher Ruhe und Pflege, Anwandlungen von Heimweh, diese allgemeinen Ursachen bedürfen keiner der nie zu vermeidenden kleinen Widerwärtigkeiten, um in dem gesundesten Körper Störungen zu erzeugen, die, wenn sie auch das Leben nicht gefährden, doch gemeiniglich das Vermögen beträchtlich verringern, und zur gehörigen Benutzung des Restes den ausdauernden Muth entziehen."

„Mäßiges Vermögen, gute Leitung mit ärztlichem Schutze für die ersten zwey Jahre, und die Nähe befreundeter vaterländischer Familien, das sind die wahren Bedingungen eines glücklichen Erfolges."

„Wäre einmal eine kleine Stadt in dem Geiste gegründet, den amerikanischen Deutschen als Mittelpunkt der Kultur zu dienen, so würde man bald ein verjüngtes Germanien entstehen sehen, und die europäischen Deutschen würden dann in Amerika eben so ein zweytes Vaterland haben, als die Britten. Möchte sich doch in Deutschland dafür ein lebendiges Interesse entwickeln!"

„Wie viele Männer gibts nicht in Deutschland, welche ein Kapital von vier bis sechstausend Thalern besitzen, ohne eine andere Aussicht, als es vor und nach aufzuzehren! Diese Summe ist aber überschwenglich für das glückliche Leben einer ganzen Familie an den Ufern des Missouri; wenn auch 800 bis 1000 Thaler *als Reisekosten* abgehen sollten; vorausgesezt, daß die Leitung nicht fehle. Ein solcher Vermögenszustand ist in Deutschland sehr gewöhnlich bey Personen, die durch das, was Anstand und Schicklichkeit heißt, zu Verwendungen gezwungen werden, welche, ohne in der Gegenwart Genuß zu verschaffen, die Zukunft mit bangen Sorgen umhüllen. Mit jener Summe kann der Einwanderer zwey erwachsene Sklaven (einen männlichen und einen weiblichen) kaufen, welche etwa 1200 Thaler kosten, und sich so einrichten, daß er fröhlicher und, besonders hinsichtlich des künftigen Looses einer zahlreichen Nachkommenschaft, sorgenfreyer lebt, als wenn er in Deutschland das Sechsfache besäße. Wer hingegen seinen Boden in Deutschland selbst zu bestellen fähig ist, für den würden, außer den Kosten der Ueberfahrt, tausend Thaler mehr als hinreichen. Ich rechne nämlich 190 bis 200 Thaler für 80 Morgen Landes; 45 bis 60 Thaler für Lichtung und Umzäunung von 5 bis 7 Morgen; 120 Thaler für zwey Pferde; 26 Thaler für zwey Kühe; 12 Thaler für zwey Mutterschweine; 100 für die Gebäude, eben so viel für die Mobilien. Das macht, im höchsten Ansatze, zusammen 618 Thaler. Es bleiben also noch beynahe 400 Thaler übrig für andere weniger wesentliche Gegenstände, und um sich freyer rühren zu können. Werden daran 200 Thlr. mehr auf die Wohnung verwendet, so ist der Einwanderer sicherlich weit besser eingerichtet, als Bauersleute, die ihre Aecker selbst bestellen, in Deutschland zu seyn pflegen."

„Man klagt in Deutschland allgemein über Abnahme

der Ehen, und oberflächliche Strafredner schreyen deßhalb über Sittenlosigkeit, ohne zu bedenken, daß die Noth die wahre Ursache der Erscheinung, die Sittenlosigkeit hingegen lediglich die Folge, und zwar die unvermeidliche Folge, ist. Nur ein unbesonnener kann sich der Fortpflanzung hingeben, ohne auf den dereinstigen Zustand seiner Kinder zu blicken. Beym Pöbel haben die Ehen nicht abgenommen, obgleich seine Sitten schlechter sind als je. Das ist eine jämmerliche, unnatürliche Lage des armen Vaterlandes, welche sich von selbst nimmermehr ändern wird. Das einzige milde Hülfsmittel ist eine allgemeine Beförderung der Auswanderungen. Es gibt jezt keine heiligere Pflicht für die Staaten Deutschlands, als für gute Leitungen dieser Auswanderungen zu sorgen. Sie verhüten wollen, wenn sie gleichsam instinktartig auftreten, heißt der Natur und der Vernunft entgegenwirken, und alle unglücklichen Ausgänge sind nicht dem Drange der rohen Masse, sondern denjenigen beyzumessen, deren Beruf es ist, ihr in den Nöthen des Lebens rathend und lenkend beyzustehen. Wenn die Verbindungen der vermögenden Auswanderer erleichtert und befördert werden, wenn die Staaten sich der treuen Leitung zu der neuen Heimath annehmen, wenn sich menschenfreundliche Vereine bilden, auch den Unvermögenden in die Länder zu helfen, wo die lockenden Anerbietungen der Natur selbst den Bettler an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnen: dann werden die jammerverkündenden Berichte über Auswanderungen sehr bald verschwinden."

Was der Verfasser in seinen Briefen schon angedeutet, und zum Theil mit kräftigen Strichen gezeichnet hat, das sucht er in dem zweyten Theile seines Werkes (S. 275 bis 326) systematisch zu begründen, nämlich: daß es allein die äußere Lage ist, worauf der glückliche Zustand der vereinigten Staaten beruht, — daß dieser Vorzug der äußeren Lage in der ungeheuren Ausdehnung des fruchtbaren Bodens im Verhältnisse zur Bevölkerung zu suchen, — daß jener glückliche Zustand sich ändern wird, sobald dieses Verhältniß durch Uebervölkerung gestört seyn wird, — daß Deutschland an diesem Uebel längst leidet, und daß es, um diese Krankheit zu heilen, kein heilsameres und gelinderes Mittel gibt, als die Beförderung der Auswanderungen.

Referent muß gestehen, daß auch ihm diese Kurmethode besser gefällt, als die Weinholdische Infibulation; und indem er diesen Bericht schließt, wünscht er dem Werkchen recht viele Leser im deutschen Publikum, und dem Verfasser die wohlverdiente Freude, sein verjüngtes Germanien an den Ufern des Missouri selbst noch zu erleben.

Biographie.

Johann Heinrich Lambert nach seinem Leben und Wirken, aus Anlaß der zu seinem Andenken begonnenen Säcularfeyer, in drey Abhandlungen dargestellt. Herausgegeben von Daniel Huber von Basel, Professor der Mathematik und Bibliothekar daselbst. Basel, in der Schweighauser'schen Buchhandlung, 1829. 8.

Zwey der Schrift zugehörende Steindruckblätter geben, das eine Lambert's Profilbild und das andere die Ansicht des in der Vaterstadt an der Säcularfeyer seines Geburtstages (27. August 1828) errichteten Denkmals. Diese, der Stadt Mühlhausen, die des berühmten Mitbürgers Gedächtniß ehren wollte, auch zum Ruhm gereichende Feyer hat dann gleichfalls die Schrift selbst veranlaßt, welche drey Vorträge enthält, die an jenem Feste öffentlich und zu Lamberts Veehrung gehalten wurden, deren erster von dem evangelischen Pfarrer in Mühlhausen, Hr. Graf, des gefeyerten Mannes Lebensumstände, der zweyte von dem Hofrath und Professor Erhardt in Heidelberg seine Verdienste um die theoretische Philosophie und der dritte von Hr. Professor Huber in Basel desselben Verdienste in den mathematischen und physischen Wissenschaften darstellt. Das Denkmal steht auf einem öffentlichen Platze der Stadt Mühlhausen, welcher nunmehr auch von ihm seinen Namen „Lambertsplatz" trägt, und wo an dem Hause, in welchem er das Licht der Welt erblickte, die Inschrift glänzt: „Hier wurde Lambert geboren." Mitten auf dem mäßigen, freundlichen Raume erhebt sich eine dorische Säule, die eine Himmelskugel trägt, deren Axe der Weiser zu einer an der Säule angebrachten Mittagslinie ist. In der Kugel liegt folgende Schrift: „Viro in ornamentum literarum olim hoc loco nato et proprio studio claro, cives nonnulli virtutum ejus aestumatores, ut sensum hunc posteritati traderent et aliis stimulum adderent, honoris ergo H. M. P. C. 1828." — An den vier Seiten des tragenden Würfels ist Lambert's Bildniß in Erz mit einer Schlange, die Unsterblichkeit andeutend, umwunden, nebst folgenden Inschriften:

Joannes Henricus Lambert, natus Muhlhusii 6. Aug. 1728, denatus Berolini 25. Sept. 1777.

Dem durch Selbstthätigkeit entwickelten großen Geiste.

Ingenio et studio.

Sa cendre repose à Berlin, son nom est écrit dans les fastes d'Uranie.

Die Quellen aller Nachrichten von Lambert sind und bleiben, was er selbst von sich im 2ten Band seines Briefwechsels meldet, hauptsächlich aber der Aufsatz über sein Leben, im zweyten Band der logischen und philosophischen

Abhandlungen, von seinem vertrauten Freund, dem Professor Christ. Heinr. Müller zu Berlin. Schätzbar ist das von Hr. Huber angehängte Verzeichniß sämmtlicher Schriften Lamberts und der von ihm in akademischen Sammlungen und Zeitschriften zerstreuten Aufsätze; auch ist wohl mit Recht gesagt worden, das schönste Monument für Lambert könnte in der Sammlung und Herausgabe seiner zerstreuten kleinen Schriften gefunden werden.

In der Würdigung des philosophischen Verdienstes, sagt der Hofrath Ehrhardt neben anderm überaus richtig und bezeichnend: „Lambert, welcher die philosophische Richtung der Deutschen im achtzehnten Jahrhundert zu bestimmen beytrug, war ein mathematisches Genie, der Zug seines Geistes ging entschieden auf mathematische Verhältnisse, auf dasjenige in den Dingen, was sich berechnen, messen, dem Kalkul unterwerfen läßt; es war der Genius der Mathematik, der in ihm Mensch geworden, und er würde, wie Pascal, die Mathematik erfunden haben, wäre sie nicht schon vorhanden gewesen. Mit diesem ihm angebornen mathematischen Genie behandelte er auch die Philosophie; sie sollte die Formen der Mathematik, die Evidenz und Konsequenz, die einfache Größe derselben annehmen. Daher waren es unter allen philosophischen Disciplinen vorzüglich die Logik und die mit ihr verwandte ehemalige Ontologie, womit sein Nachdenken sich beschäftigte; Theile der Philosophie, die an formalem Gehalte der Mathematik nicht nachstehen, ja sie noch an Umfang und Mannichfaltigkeit der Begriffe übertreffen.“

In seiner ausführlichen Entwicklung von Lamberts Verdiensten um die mathematischen und physischen Wissenschaften, für deren einzelne Disciplinen er zum Theil Schöpfer gewesen ist, hatte Hr. Professor Huber zunächst auch die Ansicht: Lamberts Andenken möchte vorzüglich dadurch geehrt werden, wenn auf mehrere seiner Ideen, welche gegenwärtig wenig mehr beachtet werden oder die ganz in Vergessenheit gerathen sind, wieder besondere Aufmerksamkeit geleitet würde; dies gilt vorzüglich Lamberts Photometrie. „Wem,“ sagt Herr Professor Huber, „das Fortschreiten der Wissenschaft am Herzen liegt, der kann nicht anders als bedauern, daß der kostbare Schatz dieses vortrefflichen Werks bisher nicht besser und eben so wenig benuzt worden ist, als Bouguers dahin einschlagende Versuche, Beobachtungen und Untersuchungen. Ueberhaupt ist die Photometrie seit diesen beyden großen Männern fast gar nicht bearbeitet worden. Außer dem, was Rumford, durch staatswirthschaftliche Rücksichten veranlaßt, geliefert hat, was aber auch, wie Alles was dieser Physiker unternahm, mit einer seltenen Genauigkeit und sinnreich ausgeführt ward; außer den auf teleskopische Beobachtungen sich beziehenden Untersuchungen, welche Herschels Genie und seine gewandte und feine Beobachtungsgabe unternommen hatte, und außer der Anwendung von Photometern auf astronomische Beobachtungen durch de Fouchy, Bailly u. Köhler, findet man nur noch einige wenig bekannte interessante Versuche und Beobachtungen auf Meteorologie und Pyrometrie angewandt, von Lampadius, dessen Photometer vom Astronomen Horner verbessert und vereinfacht worden ist.“

Taschenbücher auf 1830.

15) Almanach für Geschichte des Zeitgeists von Wilhelm Schulz. Darmstadt, bey Leske.

Die Idee dieses Taschenbuchs ist sehr glücklich. Der Verf. gibt eine Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand, über die gegenwärtigen Bestrebungen und Richtungen der Völker, vorzüglich in Rücksicht auf Wohlstand und jede Art von Kultur, mit Uebergehung der eigentlichen blos politischen Tagesgeschichte. Die Ausführung dieser Idee ist dem Verfasser, man darf es wohl sagen, für den ersten Versuch trefflich gelungen. Er hat ungemein viel Nachrichten gesammelt und richtig geordnet. Allein er hat nicht alles leisten können. Der Stoff ist zu groß für einen einzelnen Sammler. Auf das Ausland hat er, vielleicht mit Recht, bey weitem den größten Fleiß gewendet. Was er dagegen über Deutschland sagt, dürfte wohl in keiner Weise genügen. Ferner hat er, vielleicht auch mit Recht, über Handel, Gewerbe und praktische Künste weit mehr gesagt, als über Literatur, allein die leztere doch etwas allzuleicht genommen. Im Ganzen bewundern wir an dem Buche das reiche Detail der zusammengetragenen Notizen, die Materialiensammlung für den künftigen Darsteller unserer Zeit, bedauern aber zugleich, daß der Verf. das, was er auf dem Titel ankündete, den Zeitgeist, in diesem Material zu sehr hat verschwinden lassen. Von einem Taschenbuch des Zeitgeists hätten wir mehr Koncentrirung der Ideen, mehr Doktrinäres, mehr Räsonnement erwartet. Ich weiß wohl, daß man damit einen schlimmen Nebenbegriff verbindet, und daß eine treue Darstellung des materiellen Zustandes der Länder und Völker unendlich mehr werth ist, als ein leeres Räsonnement im Geschmack des De Pradt oder Krug. Allein ein Taschenbuch des Zeitgeists, das einmal die Bedingungen einer vollständigen Materialiensammlung schon seinem Titel nach nicht erfüllen kann, sollte allerdings, seinem Titel entsprechend, von einem höhern Standpunkt herab mehr kombinatorisch und summarisch verfahren, die Zeit mehr im Großen und Ganzen, als im Einzelnsten und Kleinsten darstellen, und was dem Gemälde an genauer feinster Ausführung abginge, durch größere Klarheit und Kraft der Grundzüge ersetzen. Diese Ausstellungen hindern indeß nicht, daß wir nicht den wahren Werth des Taschenbuchs, als einer äußerst reichen Sammlung von Notizen zur neuesten Kulturgeschichte, in hohem Grade anerkennen sollten.

N°. 101.

Literatur-Blatt.

Freitag, 18. December 1829.

Armenische Dichtkunst.

Zwischen den volkreichen, ehemals blühenden Ländern Kleinasiens und den Stammprovinzen des Perserreichs, erstrecken sich viele fruchtbare Ebenen, die auf allen Seiten von hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen eingeschlossen werden. In diesen Ebenen und am Fuße dieser Gebirge lebt seit undenklichen Zeiten ein Zweig der großen Völkerfamilie Vorderasiens, wenig bekannt in der Geschichte der Menschheit, weil er weder einem Eroberer, der die Welt unterjochte, das Leben gab, noch einem Religionsgründer, der die Geister beherrschte. Zwar wissen die Armenier, sie selbst nennen sich Hail, nach dem mythischen Begründer ihrer Unabhängigkeit von dem Reiche Assyriens, zwar wissen sie vieles zu erzählen in ihren Heldenliedern von den gewaltigen Thaten ihrer Ahnen, von den Kämpfen gegen die Eroberungssucht der Könige Assyriens, von der Entscheidungsschlacht des Stammhelden Hail gegen Belus und von dem Tode des Leztern; sie singen von der Liebe der lüsternen Semiramis zu dem schönen, aber keuschen Jüngling Arav, dem Sohne Hails, von seinem Tode und den schmachvollen Zauberkünsten der trostlosen Königin, — und diese Heldensagen verdienen wohl nicht weniger Glauben, als die epischen Gesänge der Griechen oder die saturninischen Tischlieder des alten Roms. Der erste und älteste Geschichtschreiber der armenischen Nation, Agathangelos, beschrieb blos das Leben und die Thaten des heiligen Gregorius des Erleuchters; Moses aus Chorene beklagt sich sehr über die Faulheit und Unwissenheit seiner Vorfahren; „sie hätten blos Lieder,“ klagt der Geschichtsforscher, „die sie mit Begleitung ganz besonderer Instrumente absängen, nach andern historischen Dokumenten suche man bey ihnen vergebens.“ Moses benuzte als einsichtsvoller Mann diese epischen Gesänge und hat uns auf diese Weise viele herrliche Bruchstücke dieser alten Heldenlieder erhalten, die selbst noch in dieser prosaischen Umarbeitung viele Spuren ihres poetischen Gewandes an sich tragen. Die Geburt des armenischen Herkules, des Wahak, ward in diesen Liedern so beschrieben: In Geburtsschmerzen lag der Himmel und die Erde, in Geburtsschmerzen lag das purpurne Meer und die purpurne Blume im Meere; aus des Stengels Mund stieg Rauch empor, aus des Stengels Mund stieg Flamm' empor, und der Flamm' entsprang der Jüngling, feuerig waren seine Haare und flammend seine Augenbraunen, die Augen selbst waren Sonnen.

Jede neue Religion hat dieses mit der Civilisation gemein, daß sie jedem früher Vorhandenen, jedem Besondern und Selbstständigen feindlich entgegentritt; dem neuen Glauben sollen sich Alle und Alles fügen, denn grundlos seyen ja alle Traditionen außer die eine, und wenn auch dem Seelenheile nicht nachtheilig, so seyen sie doch gleichgültig alle die andern Wahrheiten, — es bedürfe blos der einen, der göttlich offenbarten. Es war daher ganz natürlich, daß die christliche Religion in Armenien wie in allen übrigen Gegenden der Erde die Vernichtung der vorchristlichen, der heidnischen Kultur beabsichtigte, daß sie den ganzen Sagenkreis dem Gedächtnisse des Volkes zu entreißen strebte, um den Ursprung der Nation desto leichter an das eine heilige Buch, an einen der Söhne Adams oder Noah's anknüpfen zu können. Hier, in Armenien, mochte dieses selbst viel leichter gewesen seyn, als in manchen andern Ländern, wo die Traditionen des Volkes schon aufgeschrieben waren, und die Prediger des neuen Evangeliums der weltlichen Klugheit ermangelten. Der lezte Sprößling eines Zweiges der poetischen Königsfamilie, Gregorius, ward in Cäsarea für die christliche Religion gewonnen und kehrte in sein Vaterland zurück, voll Bekehrungseifer und ausgerüstet mit einer heroischen Willenskraft, die auch den kältesten Forscher zur Bewunderung hinreißt. Er suchte vorzüglich die heidnischen Priester, die Bewahrer und Verfechter des alten Glaubens und der angestammten, von den Vorfahren überlieferten Civilisation, für die neuen Lehren zu gewinnen; sie selbst oder ihre Söhne weihete er vorzugsweise zu Priestern des Christenthums und ließ ihnen alle Güter, alle Vortheile, die ihnen aus dem Aberglauben und der Unwissenheit des heidnischen Volkes erwuchsen. Die Bewahrer des Herkömmlichen wurden auf diese Weise selbst für dessen Vernichtung gewonnen. Diese Umwälzung

in den religiösen Verhältnissen der Nation wirkte höchst nachtheilig auf die alten Heldensagen und Volkslieder zurück; sie sind höchst wahrscheinlich im Laufe der Zeiten alle zu Grunde gegangen, denn ihrer geschieht, so viel ich weiß, in keinem der folgenden Schriftsteller nach Moses von Chorene Erwähnung. Zwar wollte ein unterrichteter junger Priester, den ich während meines Aufenthalts im armenischen Kloster auf St. Lazaro bey Venedig kennen lernte, der Mechitarist Tekkit, wissen, daß heutiges Tags noch das Volk in gewissen, gebirgigen Gegenden Armeniens sich mit dergleichen Gesängen ergötze und sie in Begleitung ganz eigener Instrumente absinge; unmöglich ist dieß keineswegs, doch müßte man diese Gesänge erst an Ort und Stelle mit den Bruchstücken bey Moses aus Chorene zusammenhalten, ehe man diese modernen Lieder für Fragmente des alten Heldengesanges ausgeben dürfte.

Die neue Religion verlangte, wie gesagt, neue Gesänge in allen Ländern, wo sie so glücklich war, die vorhandenen Glaubensnormen zu verdrängen. Die christliche Religion entwickelte sich aus den Traditionen Israels und nahm mit herüber in den neuen Glauben das Priesterwesen, die Kirchenordnung und die Gesänge aus den mosaischen und pharisäischen Satzungen. Die geistliche Dichtkunst verdrängt von nun an den freudigen Chor der heidnischen und weltlich gesinnten Musen; Körperkraft, menschliche Leidenschaften, Vaterlandsliebe und Ruhmsucht müssen verstummen vor den Lobpreisungen des Herrn der Heerschaaren, die Psalmen Davids gelten von nun an als die einzigen würdigen Musterbilder für jeden begeisterten Sänger, und wirklich entstehen auch nach diesem erhabenen Vorbild mehrere Sammlungen geistlicher Gesänge, die bald von Patriarchen und Synoden zu einem kanonischen Ansehen erhoben wurden. Die meisten dieser reimlosen und keinem bestimmten Metrum, sondern blos dem natürlichen Wohllaute folgenden Gesänge sind in dem armenischen Kirchengesangbuch, Schanagnatz genannt, aufgenommen worden; sie werden in Beziehung auf Sprache und Ausdruck von der Nation selbst für klassische Produkte der armenischen Literatur gehalten. Man findet in diesem Gesangbuche Lieder von dem berühmten Patriarchen Isaak oder Sahak, von dem Erfinder des armenischen Alphabets Mehrop, von Moses aus Chorene, seinem Bruder Mambre, dem Doktor Elisä, von dem Patriarchen Joseph, dem Priester Leont, von Stephanus aus Siune und selbst vom heiligen Gregorius, dem Erleuchteten. Die Art und Weise dieser Kirchengesänge kann man aus nachfolgenden, wörtlich aus dem Armenischen übersetzten, Beyspielen ersehen.

Gesang bey dem Feste der Geburt Christi, vom heiligen Gregorius:

O welch Wundervolles. Großes erschau ich jezt im Geiste.
Gott der Schöpfer kam gen Jordan.
Er wollt getauft werden von seinem Knechte.
Der Verkünder wollt die Tauf nicht übernehmen,
Der Jordan es hörend, wich fliehend zurücke,
Und die Welle verkündete es der Welle:
Fluß daß du nicht erschreckest, ich bin dein Schöpfer,
Ich komme zur Taufe, abzuwaschen meine Sünden u. s. w.

Ein Lied auf zwey heilige Jungfrauen, Ripsime und Gaima, von Stephanus von Siune gilt für das Meisterstück der geistlichen Dichtkunst; dieser geistlich-erotische Hymnus beginnt folgendermaßen:

In wundervoller, leuchtender Freude erglänzet, Söhne der heiligen Kirche, entzückt ob des jungfräulichen, göttlichen Festes! Herrlichkeit von Sonnennieder- zu Sonnenaufgang, daß heute wir feyern in der Freude der Erinnerung die himmlische Vermählung. — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

O vielgepriesene Jungfrauen, o reine Himmelstöchter, o hochberühmte Bilder, reitzend den Männern Sions und reitzend selbst den Engeln der Himmel u. s. w.

Die Araber waren, wie bekannt, von großem politischem und geistigem Einflusse auf alle mit ihnen in Berührung kommenden Völker während des ganzen Mittelalters; dieß zeigt sich deutlich in der Literatur aller romanischen Völker, und nicht minder in der armenischen; Syrer, Armenier und Juden befleißigten sich während mehrerer Jahrhunderte der arabischen und griechischen Literatur, theils um ihre Muttersprache mit den zahlreichen literarischen Schätzen dieser Nationen zu bereichern, theils auch um den Arabern für große Summen Geldes die wissenschaftlichen Werke der Griechen in ihre Sprache zu übersetzen. Der gelehrte armenische Fürst, Gregorius Magistros, (er blühete gegen 1040 unserer Zeitrechnung) nennt uns zwey Armenier, Somal und Aaron, die sich mit dergleichen Uebersetzungen große Reichthümer erwarben; sie sollen auch die ersten gewesen seyn, welche die arabischen Sylbenmaße und Reime nach Armenien verpflanzt haben. Mit großer Begierde ergriff die armenische Nation diesen neuen, ihrer überreichen Sprache sehr angemessenen Zweig der Literatur; wir sahen in Kurzem mehrere große poetische Werke in diesen arabischen Versmaßen, in diesen zehen und mehrmal sich wiederholenden Reimen entstehen. Eines dieser größern Gedichte, von dem Patriarchen Nerses, erschien vor Kurzem zu Paris auf Kosten der asiatischen Gesellschaft unter folgendem Titel: Elégie sur la Prise d'Edesse, par Nerses. Publiée pour la première fois, en arménien par le Dr. J. Zohrab, de Constantinople. Paris 1828. 8. Blos der Titel dieses Werkes ist fran-

zösisch; dem Gedichte selbst sind aber weder Anmerkungen noch irgend eine Uebersetzung beygegeben. Der armenische Herausgeber, Zohrab, ist längst schon als gründlicher Kenner seiner Muttersprache bekannt, sowohl durch die Herausgabe der Rhetorik, die dem Moses von Chorene zugeschrieben wird, als auch durch die mit Angelo Mai besorgte Uebersetzung des armenischen Eusebius. Saint-Martin hat eine kurze Notiz über den Verfasser des Gedichtes dem Werke vorgesezt, und diese gereimte und gemessene armenische Poesie dem Einflusse der französischen, durch die Kreuzfahrer in Armenien verbreiteten Dichtkunst zugeschrieben. Wahrscheinlich sind dem gelehrten Manne die von mir angegebenen Thatsachen unbekannt geblieben.

(Der Beschluß folgt.)

Länderkunde.

Skizzen von der Insel Java und derselben verschiedenen Bewohnern. Von J. J. Pfyffer zu Neueck. Erstes Heft. Schaffhausen, bey Fr. Hurter, 1829. F. Bogenformat.

Ein Schweizer aus Luzern, welcher acht Jahre (1819 bis 1827) im Dienste der niederländisch-ostindischen Kompagnie auf der Insel Java zugebracht hat, will in diesem auf vier Hefte berechneten, in zierlicher Ausstattung erscheinenden Werke, eine Sammlung hübscher Zeichnungen, die er auf der Insel verfertigt hat, und seine Wahrnehmungen des Landes wie der Einwohner bekannt machen.

Eine topographische Uebersicht der Insel und diejenige ihrer Naturprodukte bildet den Text des vorliegenden ersten Heftes. Die Beschreibung vom vormaligen Glanze Batavias schließt sich mit folgender Stelle. „Wehmüthig müssen die Manen der Tapfern, welche das alte Batavia gründeten, auf das gegenwärtige hinunter blicken, welches in seinen Trümmern kaum ein mattes Bild jenes vormaligen Glanzes darzustellen vermag. Batavia blühte bey weitem nicht so lange, als die Kraftanstrengung bey dessen Bau und die herrlichen Anlagen zu versprechen schienen. Eine große Ueberschwemmung, welche die Umgebungen der schönen Stadt unter Wasser sezte und das Bett des Flusses durch Schlamm erhöhte, erzeugte Moräste, welche die ohnehin schon ungesunde Lage um vieles verschlimmerten. Seitdem hieß man Batavia das Grab der Europäer, und es verdient diesen Namen. Die Eigenthümer der prächtigen Landhäuser und Gärten starben oder kehrten in das Vaterland zurück. Die neuen Besitzer waren Kreolen oder Indianer, welche durch die Freygebigkeit der Natur gewohnt sind, zu ernten, ohne gesäet zu haben. Die herrlichen Anpflanzungen verwilderten. Die Paläste fielen in Trümmer und diese wurden meist niedergerissen und zum Aufbauen neuer Häuser verkauft. Gegenwärtig siedelt sich, der gesunden Lage wegen, alles zu Weltevreden (Wohlzufriedenheit), Koningsplein (Königsebene) und zu Meister Cornelis, zwey Stunden oberhalb Batavia, an, so daß man jezt einige Meilen weit die prächtigsten Landhäuser, in englischem und italienischem Geschmack erbaut, antrifft. Die Kaufleute und Beamten fahren täglich nach der Stadt. Die ersten bleiben in ihren Toko's (Kaufläden), die andern in ihren Bureaux bis zwey oder drey Uhr Nachmittags, und kehren nach den beendigten Geschäften auf ihre Landgüter zurück. Ein weitläufiges Gebäude zu Weltevreden, während der Verwaltung des Marschalls Daendels, der als General-Gouverneur unter Napoleon die Insel Java beherrschte, aufgeführt, aber nicht ausgebaut, wurde im Jahr 1827 in den Stand gesezt, um alle Collegien und Bureaux aufnehmen zu können. In der Stadt Batavia selbst wohnen wenig Europäer, außer denen, die mit den Seefahrern in Berührung kommen."

Die vier gut gezeichneten und sorgsam kolorirten Steindrucktafeln stellen ein javanisches Dorf mit mancherley Detail seiner Haushaltseinrichtungen und die Bilder vom javanischen Kinde, Landmann und Tanzmädchen dar. Von dieser leztern, in der Landessprache Rongin oder Bedojo genannt, wird u. a. erzählt: „Ihre Gesänge werden meist improvisirt und den Zeitumständen und Zuschauern angepaßt. Ein bloßer Aufschlag ihrer Augen entdeckt ihnen die Vorzüge ihrer Bewunderer. Ein schalkhaftes Lächeln belebt alsdann die Züge der Sängerin; sie lobt des Mannes schönen Wuchs, seinen Anstand, seine Augen, Füße, Kleidung und endlich zum Schlusse mit einnehmender Naivetät seine edle Freygebigkeit und Großmuth. Diese Mädchen singen auch Volkslieder, deren Inhalt Geschichten und Sagen sind von Java's frühern Beherrschern. Viele derselben sind ganz im Geist von Ovids Metamorphosen und machen einen Theil der javanischen Götterlehre aus. Die Monjet (Affen) spielen die abentheuerlichsten Rollen darin. Da war unter andern ein allmächtiger Riesen-Affe, der Berge versezte und die Inseln Java und Sumatra durch das Meer (die Straße Sunda) von einander trennte. — Ein Berg, dessen oberste Spitze die Gestalt eines Bootes hat, wird gunong prahve (der Berg des Schiffes) geheissen. Die Arche des Naby (Propheten) Noah sezte sich, zufolge einer Tradition, nach dem Abfluß der Gewässer auf diesem Berge fest. Wie eine Rongin, oder mit einer solchen gut tanzen zu können, macht einen Theil der javan'schen Erziehung aus. In Hinsicht des sittlichen Charakters können die Tänzerinnen am füglichsten mit den Freudenmädchen in Europa verglichen werden, denn sie leben wie diese von ihren Reizen. Wenn ein javan'scher Chef solche Rongins in seinem Dienste hat, und einem Europäer, den

er beherbergt, recht viele Ehre und Vergnügen erweisen will, so stellt er eines dieser Geschöpfe zu dessen Verfügung. Es ist angenehm und der Mühe werth, eine gute, geschickte Tänzerin tandak (tanzen) zu sehen. Kopf, Augen, Zunge, Finger und Zehen sind nach den verschiedensten Modulationen der Musik in immerwährender Bewegung. Mit einem Fächer, den sie in der Hand halten, schlagen sie den Takt an der Beugung des Armes. Der Tänzer gibt seiner Rongin nach Belieben ein Geschenk. Geld einsammeln heißt bey den Rongins in einigen Gegenden von Java Massak, welches sonst kochen bedeutet. Die Javaner lieben das Ronginspiel so leidenschaftlich, daß sie ihre heiligsten Pflichten vergessen und keine Strafe scheuen, um demselben beywohnen zu können. Der Baron van der Capellen, gewiß der sittlichste Statthalter, der je Indiens Boden betrat, beschränkte so viel ihm möglich diese verderblichen Nationalspiele, und in einigen Gegenden, vorzüglich in der Provinz Priangan, geht es in dieser Hinsicht ordentlicher zu, als in andern Theilen der Insel." — Von diesem Landstrich (Preanger Regentschappen), welcher in Hinsicht der köstlichen Produkte, des gemäßigten Klima's, der Lage, worin er die Schutzwehr von Batavia gegen die Fürstenländer und die oft unruhigen Provinzen Cheribon und Bantum ausmacht, der wichtigste den Holländern zugehörige Theil der Insel ist, meldet der Verf. neben anderm auch: „In dieser Provinz ist das Opiumrauchen bey schwerer Strafe verboten; der fortgesezte Aufenthalt daselbst ist allen Chinesen, Mohren, Arabern und Vagabunden, welche auf allerhand Arten die Sittlichkeit untergraben, gänzlich verboten. Jeder ohne Unterschied, bey dem man nur das kleinste Quantum der verderblichen Zubereitung findet, wird mit zehnmonatlicher Kettenstrafe oder 1000 Gulden Buße bestraft. Man muß sich eine Zeitlang in dem Preangerland aufgehalten haben, um den Abstand, besonders in Ansehung der Sittlichkeit, von andern Gegenden der Insel hell einzusehen. Ich wohnte daselbst in den lezten Jahren und werde nie das gutartige, sanfte Volk vergessen, welches, durch verständige Oberhäupter geleitet, dankbar die neuen Einrichtungen annimmt und den Europäer liebt, wenn er ihm durch sein eignes Betragen den Weg zum Glück zeigt."

Biographie.

Paul Gerhardt. Nach seinem Leben und Wirken aus zum Theil ungedruckten Nachrichten dargestellt von Ernst Gottlob Roth, Pastor Primarius zu Lübben in der Niederlausitz. Leipzig, 1829. In Kommission bey G. J. Göschen.

Wem wäre die zum Volksmythus gewordene Geschichte von des frommen Liederdichters, Paul Gerhardt, Vertreibung aus Berlin, von dem Ursprunge des herrlichen Liedes „Befiel du deine Wege" und von dem wunderbar plötzlichen Eintreffen der Hülfe nach solchem Gebet und Gesange, von der Einladung des Herzogs Christian, Gerhardt solle nach Merseburg kommen und dort mit einem Jahrgehalte wohnen, — wem wäre das alles nicht wohlbekannt! An der historischen Wahrheit dieser schönen Sage haben neuerer Zeit Mehrere gezweifelt. Der Verf. der vorliegenden Schrift aber hat aus archivalischen Quellen ihre Richtigkeit dargethan, ohne jedoch die innere moralische und poetische Wahrheit dieser Erzählung umstoßen zu wollen. Wir geben ihm seine Beweise um so lieber zu, als daraus erhellt, daß auch die protestantische Kirche nicht ohne Phantasie und Legende sey, zumal da die Sage von Gerhardt's Schicksalen und von der Entstehung jenes Trostliedes zu den lieblichsten und rührendsten aller Zeiten und Völker gehört.

Kurfürst Friedrich Wilhelm, der reformirten Konfession mit Liebe zugethan, hatte sehr mißfällig das Polemisiren der lutherischen Prediger gegen die Reformation wahrgenommen. Er erließ ein Toleranzedikt i. J. 1662, welchem zufolge aller Streit über religiöse Meynungen auf den Kanzeln eingestellt und als Bürgschaft ihrer Unterwerfung unter den kurfürstlichen Willen von sämmtlichen Predigern des Landes ein Revers unterzeichnet werden sollte; wer sich dazu nicht entschließen wolle, könne fürder sein Amt nicht mehr verwalten. Gerhardt, seit mehreren Jahren Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin, beliebt wegen seiner Rednergabe, seiner Liederfülle, besonders aber wegen seines stillen, friedliebenden Charakters, glaubte durch die Unterschrift jenes Reverses seine evangelische Freyheit aufzugeben, verweigerte dieselbe und legte seine Stelle nieder, blieb aber in Berlin, bis er von der Gemeinde in Lübben zum Archidiakonat berufen wurde.

Gerhardt gehörte zu den merkwürdigen Individuen jener Zeit, welche den Geist jenes friedfertigen Christenthums im Leben übten, in der Theorie aber nur durch schroffen Gegensatz gegen andere Parteyen ihrer Pflicht Genüge thun zu können sich einbildeten. Seine religiöse Muse hatte unter den ersten Stürmen der Reformation noch nicht Ruhe genug gefunden, jenen stillen und seligen Charakter auszubilden, in welchem sie aus späterer Zeit, da die neue Kirche schon einen Bestand und eine Geschichte hatte, uns entgegentritt. Doch sind seine Lieder und die des Valentin Andreä in Würtemberg aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges und der darauf folgenden Periode beynahe die einzigen ächten Klänge religiöser Mystik und eines praktischen Christenthums, und bilden ein Mittelglied zwischen der früheren Zeit Luthers und der späteren Wirksamkeit Speners.

G.

N°. 102.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 22. December 1829.

Armenische Dichtkunst.

(Beschluß.)

Des Fürsten Gregorius Magistros Zeugniß über den Einfluß der arabischen Poesie auf die armenische findet sich in der schätzbaren handschriftlichen Sammlung der armenischen Grammatiker von Johannes Esnegazy (er lebte im vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung) unter den armenischen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris. (Nr. 127. S. 82—84.)

Nerses, der Verfasser dieses Gedichtes über die Einnahme Edessas durch die Muselmänner, wird von den Armeniern für den ersten Dichter der Nation gehalten; sie nennen ihn den Homer, den Pindar haikanischer Sprache. Von der mütterlichen Seite stammte er aus dem vielzweigigen königlichen Hause der Parther; seine Mutter war eine Tochter des Fürsten Gregorius Magistros und sein Vater Adirad hatte ein kleines Lehn unweit Kharpert in Mesopotamien. Frühe schon ward Nerses zu seinem Großonkel, dem Patriarchen Gregorius Vgaiaser († 1105) gesendet und ward wahrscheinlich durch diesen frommen Mann bewogen, sich selbst dem geistlichen Stand zu widmen. Nerses ward Bischof zu Mamudjestia, dem alten Mopsuestia, und im hohen Alter, im Jahre 1166, Patriarch Katholikus von Armenien. Wie viele seiner Vorfahren, so bemühete sich auch Nerses vergebens, eine Vereinigung zwischen der griechischen und armenischen Kirche zu Stande zu bringen; seine Korrespondenz mit Kaiser Alexius II. und dem Komnenen Manuel beschäftigte sich ausschließend mit diesem für beyde Parteyen gleich wichtigen Gegenstand. Mitten unter diesen Verhandlungen starb Nerses zu Hronekla, d. h. in der Römerfestung, am 15. August 1173. Hronekla war bis zum Jahre 1292 Sitz der armenischen Patriarchen; von der letzten Sylbe dieses Stadtnamens ward Nerses Klaietsy, d. h. der Klaienser genannt — es gab viele Patriarchen, die den Namen Nerses führten — und von seiner anmuthigen Schreibart und Herzensgüte Schnorhaly, der Liebliche. Nerses Korrespondenz mit den Komnenen, seine Hirtenbriefe und seine übrigen Gedichte erschienen theils zu Konstantinopel und Petersburg, theils auf St. Lazaro bey Venedig; seine kurze Geschichte Armeniens, Sohn Jesu überschrieben, ist sogar mehrmals gedruckt worden. Der Trauergesang über die Einnahme Edessas enthält viele Verwünschungen gegen Mahomet und seine Anhänger, und konnte deshalb unter den bestehenden Verhältnissen der armenischen Nation niemals gedruckt werden.

Edessa erfreute sich unter der Herrschaft der französischen Kreuzfahrer in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts einer gewissen Wohlhabenheit und Ruhe; diese unglückliche Stadt ward aber im Jahre 1144 nach den armenischen Geschichtschreibern, 1145 nach den Angaben der Syrer durch den Sultan Emad-eddin Zenghi, den Vater des berühmten Nur-eddin, einen Fürsten der Atabeken in Syrien, eingenommen und schrecklich verwüstet. Die Franken bemächtigten sich ihrer wiederum kurz darauf durch List, mußten aber im Jahre 1147 der Gewalt der turkomanischen Waffen weichen, und Edessa ward zum zweyten Mal den wüthenden Siegern preis gegeben. Solch Schreckliches soll der Feind diesmal gegen die unglücklichen Bewohner verübt haben, daß selbst der trockene assyrische Chronist Abulpharadsch ausruft: „O Wolke des Zorns, o Tag ohne Mitleiden, o Nacht des Todes, Morgenröthe der Hölle und Tag des Untergangs, der überkam die unglücklichen Edessener, die Bewohner dieser herrlichen Stadt!“ Diese schreckliche Zerstörung einer so bevölkerten Stadt erregte allgemeines Mitleiden im Morgen- und Abendlande. Der Kaiser Deutschlands Konrad und Ludwig der Junge, König von Frankreich bereiteten sich zu einem neuen Kreuzzuge, um den Fall Edessas zu rächen; der syrische Bischof der Stadt, Mar-Basilius, besang in drey elegischen Gesängen dieses schreckliche Unglück, und auch ein anderer assyrischer Bischof, Dionysius, behandelte denselben Gegenstand. In dem armenischen Gedichte des Nerses Klaietsy folgen sich zwar die Reime ziemlich unregelmäßig, aber die Verse bestehen durchgängig aus acht Sylben, in denen, wie mir scheint, auf Länge oder Kürze der Sylben keine Rücksicht

genommen ist. Die armenische Sprache hat ein sehr bequemes Mittel gegen die aus dem Zusammenfluß mehrerer Konsonanten entstehende Härte; man schiebt nämlich ohne Rücksicht auf die Etymologie des Wortes ein stummes oder schwaches e zwischen diese Konsonanten und vermehrt auf diese Weise die Sylben eines Wortes, — ein Verfahren, welches dem Dichter sehr zu Statten kommt.

Die ersten acht Zeilen dieser Elegie auf Edessa rühren höchst wahrscheinlich von einem Abschreiber her; sie lauten nach einer wörtlich getreuen Uebersetzung folgendermaßen:

„Trauerrede nach homerischer Weise gedichtet, Wort der Klage in homerischem Gesange gekleidet und mit der Stimme des Wehes durchflochten über die Einnahme der großen Edessa im Jahre 598 (der armenischen Zeitrechnung) den 23ten December, an der dritten Stunde eines Samstags."

Nerses redet im Eingang seines Gedichtes auf eine höchst poetische Weise die vier Städte, Jerusalem, Rom, Konstantinopel und Alexandrien an, fordert sie auf, das große Unglück ihrer Schwesterstadt zu beklagen, wendet sich dann zu Armenien, und beschreibt den schrecklichen Zustand des Landes. Nachdem er Fremde und Einheimische zur Theilnahme der Klage aufgefordert hat, beschreibt er die Belagerung der Stadt, die Noth der Einwohner, die endlich erfolgte Einnahme des Platzes und die schreckliche Behandlung der Edessener. Der erstere Theil des Werkes, die Beschreibung der Städte und Länder, hat für uns mehr Interesse als die Belagerung und Einnahme eines festen Platzes; ich werde daher vorzüglich aus diesem einige Bruchstücke mittheilen. Ich gebe diese Bruchstücke in Prosa, weil ich weder eine Umschreibung noch eine Nachahmung dieses orientalischen Gedichtes, sondern nichts mehr und nichts weniger als eine bloße Uebersetzung geben wollte oder konnte.

„Trauert nun ihr Kirchen, Bräute des himmlischen Schleyers, Schwestern und Brüder, meine Geliebten; trauert, alle insgesammt diesseits des Landes, Städte und Flecken, Stämme und Nationen der Erde, Gläubige an Christus, Anbeter seines Kreutzes. Euch vorzüglich verkünde ich das Wundervolle, das Ungeheuere, gleich den viergestalteten Strömen, himmlische Throne der Erde; ihr, die ihr seyd Ausfluß der Gottheit, aus des Paradieses Quelle, woher der vierfach sich theilende, ruhig einherwogende Strom euch entgegenfließt, zu tränken die Welt in der neuen Verkündigung des Wortes, zu euch wende ich mich bittend, damit ihr vernehmet die Stimme des Wehes."

Nerses wendet sich jezt an die vier Städte, gleich den viergestalteten Strömen des Paradieses, und beginnt mit Jerusalem. „Jerusalem, du Stadt des großen himmlischen Königs, woher der Glaube und die göttlichen Verkünder in Fülle strömten der Erde, woher der eingeborene Sohn des Vaters, das unaussprechliche Licht leuchtete....... Höre du nun, o Geliebte, den Klageschrey der Verbannung, sey eine mitleidsvolle Trösterin und offenbare mir das Mittel eines gebrochenen Herzens. Und du, Rom, Mutter der Städte, weltberühmte und geehrte...; höre von ferne auf meine Stimme, sey mir eine Theilnehmerin des Wehes und weine, wie es heißt, mit dem Weinenden. Zu dir auch richte ich die freundlichen Worte, du Stadt, sehr geehrte, welche von Konstantin erbaut ward, am Eingang Asiens, ein zweytes Jerusalem, ein neues wundervolles Rom zu werden, ein Ort zu seyn den Lernbegierigen, eine Versammlung der heiligen Glaubenszeugen, ein fester Thron der großen Könige der Erde, ein Ebenbild des himmlischen, — höre auch du mich an, den Demüthigen, verleihe Gehör meinem Klageschrey. Ich war ja einst dein Eigenthum, ich gehörte zu dem Reiche der Mutterstadt, und ein Tempel ward mir von dir erbaut, genannt nach deinem Gotteshause, ähnlich dem erhabenen Zion, unvergleichlich jedem irdischen. Aber jezt verläßest du mich in der Wüste, wie eine Eule im alten Gemäuer, oder wie einen hinfälligen Mann, unrettbar preisgegeben dem Tode, mich, der dich bittet, zu zeigen deine unbesiegbare Kraft, vielfache Rache zu nehmen ob der Plagen meiner Seele. Auch vor deinen Thoren weine ich, Hauptstadt Aegyptens, Stadt des herrlichen Alexanders, deines namengebenden Gründers."......

Der Dichter beschreibt die Schicksale der Stadt, die rechtgläubigen Patriarchen und ihren Eifer gegen die Ketzereyen und wendet sich dann zu den eigenen Landsleuten:

„Dem jenseitigen Theile der Erde mögen hinreichen diese Verse, umkehrend wenden sich nun meine Worte gen Sonnenaufgang, zu den Haiks, dem Hause Thorgomas, dem Stamme und Sprosse Japeths,..... zu Euch spreche ich nun das Wort, Kirche des Armenierlandes; eine Lehre außerordentlich und golden erschallte und Stimmen erklangen aus jenseitigen Landen. Hier stiegen herab die Menge der Engel nach der Sündfluth und flatterten von dem ätherischen Himmel hin über das Menschengeschlecht, das Erdgeborne. Wo du einsam warest, sproß dir gleich eine Blume hervor, gefärbt mit jungfräulichem Blute, geröthet mit der Rosenfarbe. Söhne erzeugtest du in Fülle, mehr denn der Sand im Meere. Sie nährten sie mit Milch aus der Brust und zogen sie auf mit dem Blute des Lebens.... ein trefflicher Schrein der Jugend, hineinzulegen das Gesetz Mosis und die Speise der Vollendung, das Evangelium Christi. Jezt aber frage ich, o Erlöbuter und meinen Worten wünsche ich eine fügliche Antwort: Wo ist die Krone deines

Zierde, das Diadem des Glanzes? Wo die Pracht der Königin, Weib des königlichen Sohnes? Wo ist der Brautschmuck, wo sind die golddurchwobenen Gewänder? War der Bräutigam nicht am Altare, waren die Brautführer nicht in der Kirche? Wo sind die Jünglinge des Hochzeitsfestes, daß sie nicht anstimmen die Gesänge Davids? Warum regt man nicht auf die Verstummten, den rauschenden Trompetenklang? Wo ist das fette Reh, daß es nicht verzehrt wird beym Hochzeitsschmause? Wo sind die Schenken, daß sie nicht spenden des süßen Weines?"

Bey denjenigen unserer Lehrer, die wissen, daß niemals in irgend einer europäischen Sprache, weder über armenische Dichtkunst gesprochen, noch irgend ein poetisches Produkt dieser Nation jemals übersetzt wurde, wird die Länge oder Ausführlichkeit dieses Artikels keiner Entschuldigung bedürfen. Wahrscheinlich wird in Kurzem „die Einnahme Edessas" in einer vollständigen deutschen Uebersetzung und mit den nothwendigen Erläuterungen versehen, erscheinen.

C. F. Neumann.

Taschenbücher auf 1830.

16) Historisches Taschenbuch. Mit Beyträgen von Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Jahrgang. Mit dem Bildniß des Kardinals Richelieu. Leipzig, Brockhaus, 1830.

Der Herausgeber bezieht sich in der Vorrede auf das bekannte historische Taschenbuch des Herrn von Hormayr, und meynt, da dieses früher nur auf die östreichische Geschichte berechnet gewesen sey, und jezt noch nicht weiter als auf die baverische Geschichte ausgedehnt werde, so sey es „möglich und erlaubt, Darstellungen aus allen Theilen der Weltgeschichte für ein zweytes historisches Taschenbuch zu sammeln und dem Publikum vorzulegen." Was soll das heißen? warum drückt sich Herr v. Raumer nicht bestimmter aus? Ein Taschenbuch bleibt immer ein Taschenbuch, muß immer an ein bestimmtes Lokal- oder Zeitinteresse gebunden seyn, und würde den vertraulichen Namen wohl nicht verdienen, wenn es nur im Allgemeinen dazu bestimmt wäre, gelehrte Abhandlungen ohne specielle Beziehung auf ein Land oder auf das Interesse der Zeit in sich aufzunehmen. Diese unbestimmte Ankündigung und die gelehrten Namen auf dem Titel lassen fast eine von den Sammlungen befürchten, worin Männer vom Fach für Männer vom Fach kritische Untersuchungen niederlegen, die sammt ihrem Gegenstande das größere Publikum wenig oder gar nicht interessiren können. Allein diese Furcht ist diesmal ungegründet. Der Inhalt des vorliegenden Taschenbuchs ist, wenn nicht ganz, doch größtentheils auf unsere Zeit berechnet, und wir können nur wünschen, daß dies auch bey den folgenden Jahrgängen der Fall seyn möge.

Die erste Abhandlung, Geschichte Ludwigs XIII. und des Kardinals Richelieu von Friedrich v. Raumer ist, abgesehn von ihrem rein-historischen, wissenschaftlichen Werth, auch für unsre Zeit von besonderm politischen Intresse, weil sie einen Minister schildert, der in seinem Verhältniß theils zum Hofe, theils zum Auslande die eigentliche Ministerialkunst mit seltnem Talent gehandhabt, eine Kunst, die in der heutigen Zeit mehr als je an der Tagesordnung ist. Den Ministern unserer Zeit einen solchen Spiegel vorzuhalten, dem Publikum so klar das Labyrinth der Staatsklugheit auseinander zu legen, ist sehr zeitgemäß. Ohne übrigens in das Einzelne dieser geistvollen Darstellung eingehen zu wollen, führen wir nur eine kleine Stelle an, in welcher Herr von Raumer jenen berühmten Staatsmann auf eine ungemein treffende Weise charakterisirt, und die gleichsam das politische Resultat der ganzen Untersuchung ist: „Richelieu war gleich weit entfernt von dem Starrsinn, wie von dem Leichtsinn der Staatsmänner." In dieser kleinen Stelle liegt eine große politische Lehre.

Auch der Aufsatz: Paul Ludwig Courier im Verhältniß zu seiner Zeit, ein Beytrag zur neuesten Geschichte Frankreichs von L. Wachler, hat ein zeitgemäßes Interesse, da er einen modernen literarischen Demagogen schildert. Der Verfasser erzählt in gedrängter Kürze den Lebenslauf und das tragische Ende dieses merkwürdigen Mannes, zieht einige vorzüglich bezeichnende Stellen aus seinen Schriften aus und macht auf die gefährliche Stellung von, in unsern Tagen wohl nicht seltnen, Männern aufmerksam, die den Parteygeist durch Privathaß übertreiben, und in dem Maaß, in welchem sie selbst gefährlich sind, auch der meisten Gefahr sich aussetzen.

Nicht minder interessant ist der Aufsatz von Wilken über die Parteyen der Rennbahn, vorzüglich im byzantinischen Kaiserthum. Hier werden uns Parteyen der alten Zeit vorgeführt, die in ihrer Organisation und Taktik manches mit den neuern gemein haben. Diese Abhandlung ist um so werthvoller, als ihr Gegenstand bisher noch sehr wenig erörtert war.

Nicht unmerkwürdig, doch eigentlich nur eine Antiquität von keinem besondern Tagesinteresse, ist die Abhandlung von Voigt: das Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und sein Fürstenhof, und eben so die Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des 16ten Jahrhunderts von F. Passow. Den Schluß bildet eine Rede,

welche Herr v. Raumer am 16ten November 1822 zur Feyer der 25jährigen Regierung Sr. Majestät des Königs von Preußen gehalten hat.

17) Taschenbuch ohne Titel.

Wenn das Sprüchwort Ende gut, alles gut nicht lügt, so ist dieses Taschenbuch ein sehr gutes, denn die Epigramme, womit es schließt, Zeitverse von Frater Cebes, und Nüsse aus verschiedenen Weltgegenden von Frater Timoleon, sind größtentheils sehr spitzig und witzig, und da sie sich keck in die Tagespolitik und Diplomatik hineinwagen, wie die Fliegen an einem Kongreßtisch, auch so liebenswürdig keck, als man es nur von einem Epigramm erwarten darf. — Allein man kann sich auf die Sprüchwörter doch nicht immer verlassen. Ich habe nur das Ende gut, aber nicht Alles gut gefunden. Die längern, jenen Epigrammen vorangehenden Aufsätze haben zwar einen recht guten Willen, geistreich zu seyn, aber das Fleisch ist schwach.

Geographie.

Gemälde Griechenlands und der europäischen Türkey, oder Abriß der physischen, historischen und politischen Geographie dieser Länder. Aus dem Französischen des Griechen G. A. M. Mit einleitender Vorrede von Professor Chr. B. und mit einer Karte, gezeichnet von Perrot. Heidelberg. 1828. Bey Joseph Engelmann.

Unter den zahllosen Schriften, die seit dem Ausbruche des griechischen Freyheitskampfes über Griechenland erschienen sind, nimmt die vorliegende eine interessante Stelle deshalb ein, weil ihr Verfasser ein Grieche ist. Zwar ist von einem solchen keine unbefangene, parteylose Schilderung des Landes und seiner gegenwärtigen Bewohner zu erwarten. Allenthalben bricht er in ein begeistertes Lob der in Griechenland bewahrten Vätersitte, des edeln, anziehenden Familienlebens, des Freyheitsinnes und der heroischen Thatkraft seiner jetzigen Bewohner aus und zeigt hier die bey dem eifrigen Patrioten so natürliche Verblendung. Doch muß man gestehen, daß der Verfasser den gesunkenen Zustand seiner Landsleute in mehrfacher Hinsicht anerkennt; nur läßt er die den heutigen Griechen allgemein zugeschriebenen Fehler und Niederträchtigkeiten nicht gelten, und stellt, wer möchte ihm dies verargen? — die schönen glänzenden Seiten des griechischen Nationalcharakters mit besonderer Vorliebe in glühenden hellen Farben dar. Wem die Beschreibung Griechenlands durch einen Griechen nicht schon wegen der nahen Verwandtschaft des Verfassers mit seinem Gegenstande und wegen seiner hohen Begeisterung für denselben anziehend ist, den mag das Detaillirte dieser Beschreibung in einzelnen Theilen, die der Verfasser aus unmittelbar eigener Anschauung schildert, mit Interesse erfüllen. Hieher gehört namentlich im ersten Bändchen der große Abschnitt über Statistik und physische Geographie der griechischen Inseln, wo nicht nur umständlich beschrieben, sondern auch manche feine Bemerkung für das Politische und Historische Griechenlands eingewoben ist. Gerne jedoch wird der Leser dem Verfasser die archäologischen und mythologischen Dichtungen erlassen, in welchen er sich sehr wohl zu gefallen scheint, wenn er z. B. nach dem Vorgange Borys de St. Vincent Cadmus mit den Drachenzähnen für denjenigen erklärt, welcher zuerst in Griechenland disciplinirte Truppen habe manövriren lassen; wenn er die Harpyen geradezu für caucasische oder scythische Korsaren ausgibt und die Argonauten als Leute betrachtet, die durch Einführung wollener Gewänder — des goldenen Vließes — statt der bisherigen Thierfelle die Kultur Griechenlands gehoben und befördert haben. Wenn man mit historischer oder antiquarischer Kälte die lebenswarmen Sagen des geheimnißvollen Alterthums antastet, so greift man dem Freunde der Poesie und des Mythus ans Herz. Diese und ähnliche Stellen der vorliegenden Schrift sind Zeichen einer halben europäischen Bildung und tragen das Gepräge französischer Oberflächlichkeit, mit welcher die griechische Jugend keine großen Schritte machen wird, um zur Gediegenheit des Geistes ihrer Väter wieder zu gelangen.

In der politischen Abtheilung wird zuerst ein allgemeiner Blick auf den mahomedanischen Theil der Bevölkerung der europäischen Türkey geworfen und Religion, Staat, Volksleben, Hof und Militär, Verwaltung und Finanzen, Wissenschaften, Künste, Ackerbau und Handel geschildert. Sodann werden die Griechen nach ihrem gegenwärtigen Zustande den Türken gegenübergestellt, und zuletzt eine sehr ausführliche Beschreibung der einzelnen Provinzen des europäisch-türkischen Reiches gegeben. Man sieht daraus, welch ein Riesenwerk Mahmud unternommen hat, sein Volk und Militär zu europäischen Institutionen zu zwingen; kann aber eben so wenig die unendliche Schwierigkeit verkennen, die mit den künftigen Anstrengungen verbunden seyn müßte, auch das Civilverwaltungssystem nur einigermaßen nach europäischer Ordnung und Weise zu reguliren, und namentlich den Umfang der einzelnen Provinzen und Sandjaks zu arrondiren.

N°. 103.

Literatur-Blatt.

Freitag, 25. December 1829.

Vermischte Schriften.

Sämmtliche Schriften von August Wilhelm Rehberg, königl. hannöverischem geh. Kabinetsrathe und Kommandeur des Guelphen-Ordens, Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Erster Band. Hannover 1828. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 428 S.

Ein Mann, welcher mit selbstständigem Geiste durch den Kampf seiner Zeit und ihrer Systeme hindurchgegangen ist, legt hier ein Zeugniß seines Geistes nieder. Im ersten Jahre des siebenjährigen Kriegs geboren, hat er bis auf die gegenwärtige Zeit herab an allen Ereignissen des Tages, an allen Verwickelungen und Entwickelungen der Wissenschaft und des Lebens den lebhaftesten, an mancher einen thätigen Antheil genommen, und vermöge dieser kritischen Thätigkeit hat er nicht nur das Unhaltbare mancher herrschenden Systeme und Meynungen nachzuweisen und dem Umsichgreifen neuer Vorurtheile zu wehren, sondern auch positiv manche herrliche Wahrheit in seltener Klarheit und mit ungemeiner Strenge der Darstellung zu erörtern und zu begünstigen gesucht. Allein, das Glück spielt mit dem Verdienste und versteckt oft den werthvollen Namen, während die inkonsequenten Schreyer und einseitigen Choragen ihrer Zeit zu einer verhältnißmäßigen Berühmtheit und Anerkennung gelangen. Wir dürfen es dem Verfasser zur besondern Ehre rechnen, daß er durch die Mißgunst der Zeit und durch die Kälte des Publikums bey seinen früheren Leistungen und Verdiensten sich nicht von einer Sammlung des nach seiner eigenen Ueberzeugung Aufbehaltenswerthen hat zurückschrecken lassen, vielmehr im Gefühle seines Werthes und in Anerkennung der unter allen Veränderungen der politischen Lage der Dinge und der wissenschaftlichen und gelehrten Kämpfe seiner Zeit bewährten Gültigkeit seiner Ansichten diese nochmals und zwar in genetischer Entwickelung und historischer Folge den Zeitgenossen vorführt. Er darf wohl mit Recht erwarten, daß gerade durch die hier gegebene Zusammenstellung seiner Ueberzeugungen und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit seit einem halben Jahrhundert die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums mehr auf ihn gespannt und die Achtung seiner Leistungen, seines Geistes und seiner ganzen wissenschaftlichen Tendenz allgemeiner geweckt werde.

Der Leser erhält hier einen Spiegel der jüngsten fünf Jahrzehende, ein Tableau des Wichtigsten, was in dem genannten Zeitraume in der Spekulation, im Leben, in Staatsverfassung, Erziehung und Kunst gedacht, gewollt, gethan worden ist, und worüber der Verfasser seine Betrachtungen angestellt hat. Dahin gehört eine vortreffliche Schilderung der geistigen und gelehrten Physiognomie der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, eines Kant, Herder, Jakobi, Reinhold, Schlosser, Graf von Windisch-Grätz, Rousseau, Göthe, Pestalozzi u. A. m. Die großentheils früher erschienenen Schriften und Recensionen sind nicht nur im Auszuge, sondern unverändert und unverkürzt abgedruckt und durch ein leichtes Band historischer Erklärung ihrer Entstehung, ihres Inhalts, ihrer Tendenz und ihrer Schicksale verknüpft. Der Verfasser begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einer originellen Beantwortung der von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1779 aufgegebenen Preisfrage über das Wesen und die Einschränkungen der Kräfte. Aus der Stellung der Frage war schon hervorgegangen, daß man eine Beantwortung im Geiste des Stifters der Akademie haben wolle. Der Verf. aber war durch eigene Prüfung schon dahin gelangt, daß die Leibnitz-Wolfische Philosophie nicht genügen könnte, und er beantwortete jene Frage mit einem metaphysischen Skepticismus, in welchem die im nämlichen Jahre erschienene Kritik der reinen Vernunft den Verf. bestärkte. Ihn ergriffen die Grundsätze dieses Buches um so mehr, da Kant selbst von eben dem Punkte ausging, auf dem Rehberg stand. Die Unbefangenheit des Letztern ließ ihn die Konsequenz der kritischen Ideen deutlicher und bestimmter verfolgen, als Kant dieß gethan hatte, und so geschah es, daß Rehberg namentlich die Kantischen Grundsätze der Ethik einer umfassenden und durchdringen-

den Prüfung unterwarf. In einer Recension der Kritik der praktischen Vernunft trat der Verf. gegen Kants starren Imperativ mit der Erklärung auf, daß Kant, indem er mit den sinnlichen Triebfedern und Regungen auch jede Lust am Guten entfernen, und einen kalten Gesetzeszwang oder vielmehr das Gesetz selbst zur Triebfeder der Sittlichkeit machen wolle, sich unter die Klasse der Schwärmer stelle, welche sich selbst straften, weil sie an der Liebe Gottes Vergnügen fanden, und ihn also nicht uneigennützig um sein selbst willen, sondern um ihrer dadurch entstandenen Glückseligkeit willen, liebten. (S. 75.)

In den Erörterungen über das Recht der Natur und über natürliches Staatsrecht zeigt der Verf. nicht minder seine Freyheit und Selbstständigkeit in der Anschliessung an die Principien der kritischen Schule. Er erklärt, Kant habe in der Feststellung seines Systems, und namentlich bey der Bildung seiner Grundsätze mehr, nur die eine Seite des menschlichen Wesens ins Auge gefaßt und über der Rücksicht auf die Vernunft und den Geist jene auf die sinnlichen Bestandtheile und Umgebungen der menschlichen Natur verabsäumt. Hier gibt sich der praktische Blick, die Vertrautheit mit allen Beziehungen und Rechtsverhältnissen des geselligen und öffentlichen Lebens, die auf amtliche Thätigkeit und Erfahrung gestützte Umsicht und Gewandtheit des Verfassers zu erkennen; und wir zweifeln, ob er, dessen Natur die spekulative Richtung unverwüstlich in sich trug, in einer anderen als der praktischen Laufbahn, die in seinen Schriften mit so erfreulicher Kraft und Frische hervortretende Unbefangenheit des praktischen Verstandes behauptet oder nur irgend wie an sich ausgebildet hätte. Dieselbe Helle des Durchblicks äußert sich auch bey demjenigen, was er in früherer Zeit über Toleranz und Kirchenrecht geschrieben.

Am geschichtlichen Faden leitet uns der Verfasser von den abstrakteren Gegenständen seiner Studien zu einem höchst bedeutsamen des Lebens, zu den Umtrieben und Streitigkeiten des vorigen Jahrhunderts über die Anordnung der Erziehung und des Unterrichts. Campe und seines Gleichen hatten bekanntlich einen großen Lärm in der Welt verbreitet mit ihren reformatorischen Planen in der Pädagogik. Alle Schulwissenschaft und gelehrte Kenntniß, überhaupt alles, was nicht in der unmittelbaren Beziehung auf den Lebensbrauch steht, sollte aus dem Kreise des Jugendunterrichtes entfernt und dagegen der kindliche Geist zur unmittelbarsten Bekanntschaft mit der Natur und der Welt so frühe als möglich geleitet werden. Jeder sollte kastenmäßig nicht weiter lernen, als er zu seinem Fortkommen und zur Vervollkommnung seines besonderen Berufes unerläßlich brauche. Namentlich ging die Absicht der Reformatoren darauf hin, die alten Sprachen aus dem allgemeinen Unterricht der höhern Stände zu verbannen und sie in einige Schulen für eigentliche Gelehrte zu verweisen. Gegen diese lezteren Bemühungen, von deren Dreistigkeit und Gefahr die meisten wohlmeinenden und verständigen Zeitgenossen mehr erschrocken waren, als daß sie einen offenen und kräftigen Widerstand denselben entgegengesezt hätten, trat mit einer vortrefflichen Abhandlung der Verf. auf, ein Wort, das noch immer an der Zeit ist, und dessen gründliche Erörterungen von Keinem, der auf das öffentliche Unterrichtswesen Einfluß hat, ungelesen bleiben sollten. Er zeigt hier, nachdem er die Behauptungen der Feinde der klassischen Literatur und Sprache entkräftet, den allgemeinbildenden Einfluß der alten Sprachen auf den Geist, stellt sie als eine lebendige angewandte Logik dar und weist in einer schönen, vom klassischen Geiste beseelten Darstellung die moralischen Vortheile der Bekanntschaft mit der Geschichte, der Literatur, dem Leben und den einzelnen Helden und Mustern der alten Zeiten nach. In einem weiteren Ideenkreise bewegt sich die gleichfalls hier abgedruckte, zuerst im Jahre 1792 erschienene Prüfung der Erziehungskunst. Die deutschen Pädagogen hatten nicht daran genug, in den tadelnden Grimm Rousseau's über die Verderbnisse der Civilisation und die Verkehrtheit der bisherigen Erziehung einzustimmen, sondern machten auch den Versuch, auf den Trümmern der umgestürzten Meynungen eine neue Theorie aufzuführen, wornach die Jugend, frey von den Einwirkungen der Welt und des civilisirten Lebens, naturgemäß herangebildet werden sollte. Durch ein vollständiges System von Regeln versprach Campe die Regeneration des ganzen menschlichen Geschlechtes herbeyzuführen und erklärte dazu vorerst eine eigene Hierarchie von philosophischen Priestern der Humanität für unentbehrlich. Rehberg that dagegen die Unmöglichkeit dar, die natürlichen Anlagen des Menschen vollständig auszukunden und nach Regeln einer systematischen Kunst die Bildung oder gleichsam mechanische Entwickelung derselben zu regieren. Er zeigt die unendliche Schwierigkeit, welche mit dem Versuche verbunden ist, nach vorgeschriebenen Kunstregeln auf einen Zögling fortwährend einzuwirken, seine inneren Bewegungen zu beobachten, gegen sinnliche Triebe anzukämpfen, die guten Anlagen der Natur zu pflegen und zu fördern. Der Werth der Familienerziehung und des öffentlichen Schulunterrichtes wird jenen pädagogischen Neuerungen mit klarer, siegender Kraft entgegengehalten. Besonders aber wird die konsequente Durchführung der Ideen Rousseau's und seiner Anhänger über Naturbildung, Naturpflege und über den Begriff der Natur überhaupt mit allen ihren Gefahren auseinandergesezt. — Mit ähnlichem Scharfsinn hat der Verf. in späteren Aufsätzen den moralischen Werth des autobiographischen Bildes, das in Rousseau's Confessions enthalten ist, so wie Pestalozzis Absichten und Treiben geprüft; und seine Aeußerungen über den Lezte-

ren bilden einen beschämenden Gegensatz gegen die Anpreisungen, welche Bonstetten in seine jüngst gedruckten Briefe an Friedericke Brun aufgenommen hat.

In einer Recension von Rameau's Vetter von Diderot, übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Göthe, — dieser Aufsatz ist nur gelegenheitlich bey den Bemerkungen des Verfassers über Rousseau und die verwandten Philosophen in Frankreich eingeschaltet — gibt Rehberg Winke einer strengen und tiefgedachten Ansicht von der Poesie und ihren Zwecken, und eines nicht durchaus billigenden Urtheils über Göthe, dessen Zeitpriesterdienst er schon in einer früheren Stelle der Aufsätze über die Erziehungskunst getadelt hatte. Er stellt die ideale Richtung der Kunst als die preiswürdigste allen übrigen voran. Im Werther, in der Stella sey der menschliche Charakter von seinen tieferen und schwächeren Seiten aufgegriffen, und selbst die Erhabenheit der Gesinnung, woran es dem Werther nicht fehle, und welche den Eindruck verbessern sollte, den das mit aller Kraft des Genies verführerisch dargestellte Bild eines Menschen mache, welcher der Leidenschaft und der wehmüthigen Empfindung, die sein ganzes Wesen lähmt, nichts entgegensetze, — selbst jene Erhabenheit der Gesinnung werde nicht im Stande seyn, gefühlvolle Herzen vor dem Eindruck einer Verzärtelung zu bewahren, die sich selbst in allem den Willen thut. Fernando in der Stella „hat nichts Auszeichnendes, als Heftigkeit der Leidenschaft, und wird von den Weibern deßwegen geliebt. Ein allzu wahres Gemälde: denn dieß Geschlecht ist, aus natürlicher Nachgiebigkeit, und aus Eitelkeit gegen die Lebhaftigkeit der Empfindungen, die es den Wirkungen seiner Reize zuschreibt, zu seinem eigenen Nachtheile so reizbar, daß manche nur allzuoft um desto sicherer das Opfer der Leidenschaft wird, je nichtswürdiger der Mensch ist, der sie dadurch zu gewinnen sucht. Aber jenes Schauspiel ist nicht darauf angelegt, diese Gedanken zu erregen. Die Auflösung der Geschichte führt zu einem ganz anderen Resultate; und der Philosoph, der Dichter, der Künstler, der den Leidenschaften schmeichelt, findet zu viele verrätherische Freunde im Herzen des Schülers, als daß er seine schädliche Wirkung verfehlen könnte." (S. 345, 346.) Aehnliches wird von dem Charakter des Tasso S. 348 f. gesagt und der Wunsch ausgesprochen, „daß man von dem Verfasser desselben auch einmal wieder das herzerhebende Gemälde eines Menschen erhalten möchte, in welchem nicht das Kleinlichte, sondern das große und mächtige Edle die Oberhand hätte, welches sich doch auch in der menschlichen Natur findet." — In der Abhandlung über Rameau's Vetter von Diderot aber erklärt sich Rehberg mit eben so viel Würde als Bestimmtheit gegen die Stelle in den Anmerkungen Göthe's, worin dieser sagt: „der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, werde verrückt, und man ziehe diesen, zum Vortheil der Welt und der Menschen besonders Begabten, vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehöre als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen solle jeder an sich selbst machen, was daran fehlt, mit Gott und seinem Herzen berichtigen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, seinen Nächsten überzeugen. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, von Thätigkeit, Geist und Talent, gehöre er der Welt. Alles Vorzügliche könne er nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das müsse denn auch die Welt mit Dank annehmen und dürfe sich nicht einbilden, sie sey befugt, in irgend einem andern Sinne vor Gericht zu sitzen." Der Verf. beleuchtet den innern Widerspruch dieser mit frappantem Nachdruck ausgesprochenen Erklärung und zeigt, daß die Werke der Kunst aus dem Gemüthe, der Quelle des sittlichen Lebens hervorgehen müssen. „Verbannt man alle moralischen Rücksichten aus dem ästhetischen Urtheile, so würdigt man die schönen Künste zu Gauckelspielen herab, die zum Zeitvertreibe dienen. Sind die Werke der Künste mehr als bloßes Spiel der Einbildungskraft, die wiedergibt, was sie aus den Sinnen geschöpft hat; sind sie als freye Wirkung der Selbstthätigkeit, die sich über die sinnliche Welt erhebt und sie beherrscht, so schätzbar: so kann auch das Gefühl der Sittlichkeit von ihrer Beurtheilung nicht ausgeschlossen werden." — Auf die andere trügerische Seite des angezogenen Ausspruchs Göthes bezieht sich unter anderem Folgendes: „Was kann es denn wohl interessanteres geben als das wirkliche Leben eines talent- und geistvollen Mannes? sey es ein politisches oder weltbürgerliches in allgemeinen sittlichen Verhältnissen? Was wäre denn wohl von allgemeinem Interesse als der sittliche Mensch? In dieser Rücksicht, gerade in dieser, gehört jeder Mensch der Welt an: der talentvolle mehr als jeder andere. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Wirkungskreis arbeiten: das heißt, danach streben. — Auch die schönen Künste erhalten ohne Zweifel den höchsten Werth für die Welt, wenn sie vermittelst ihrer sinnen- und herzergreifenden Darstellungen das sittliche Gefühl in Menschen lebendig erhalten. Das Bestreben darnach wird allein nie einen großen Schriftsteller erzeugen. Aber das Höchste in der Kunst bleibt ewig dem unerreichbar, dem es im Moralischen fehlt. Das tiefe sittliche Gefühl, das im Sophokles und Shakespeare herrscht, macht sie zu Hausgöttern derer, welche sie einmal verstanden. Der lebendige Ausdruck dieses Edelsten im Menschen ist es, wodurch Plutarch, Polybius, Clarendon, Burke, die tröstende Gesellschaft derer werden, denen nicht vergönnt ist, selbst etwas Großes zu leisten, und dieser ist es, wodurch Na-

than und Götz von Berlichingen unseren Nachkommen werth seyn werden, so lange sie deutsch lesen." (S. 404. 405.)

Da wir bisher mit verehrungsvoller Aufmerksamkeit und Bewunderung dem selbstständigen Gange des Verfassers auf den verschiedensten Feldern der Wissenschaft, des Lebens und der Kunst, der inneren Harmonie seiner mannichfaltigen Untersuchungen, Spekulationen und Erörterungen gefolgt sind; so können wir gleichwohl in einem Punkte unser Befremden nicht unterdrücken. Unter der Aufschrift Kriminalpsychologie erklärt er sich gegen die neueren Bemühungen im Gebiete des Strafrechtes, die Grundlinie der Kriminalgesetzgebung und des richterlichen Verfahrens in Kriminalsachen auf psychologische Beobachtungen zu basiren. Er macht Aufrechterhaltung des Gesetzes und der allgemeinen bürgerlichen Ordnung zum lezten Zwecke des obrigkeitlichen und richterlichen Geschäftes und schließt dabey die Rücksicht auf das Schicksal des Inquisiten aus. Offenbar hat der Verf. bey solchen Ansichten den ethischen Grundsatz vergessen, daß jeder, auch der gesunkenste, noch Selbstzweck ist, und daß die Gesetzgebung darauf Bedacht nehmen muß, wie der moralische Zweck des individuellen, zumal des sittlich verderbten Menschenlebens mit der Sicherstellung des Gesetzes und der öffentlichen Ordnung und Ruhe in Einklang gebracht werden könne. Die Tugend der allgemeinen Menschenliebe darf und soll in dem Richter auf keinerley Weise unterdrückt, nur vor unlautern Beymischungen und vor weichlichen Ausbrüchen bewahrt werden. Hier scheint der einzige Punkt zu seyn, wo der praktische Geschäftsmann die tiefere und allseitige Berücksichtigung eines so höchst wichtigen Gegenstandes versäumt und den sittlichen Geist, der so harmonisch in seinen übrigen Werken hervortritt, verläugnet.

Philosophie.

Handbuch der Geschichte der Philosophie von Th. A. Rixner. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Sulzbach in der J. E. von Seidel'schen Buchhandlung. 1829. 3 Bde.

Wir glauben dieses empfehlungswerthen Werkes auch in seiner zweyten Ausgabe kurz gedenken zu müssen, die bedeutende Vorzüge vor der ersten hat. Zuerst kennen wir kein Buch dieser Art, welches die gesammte Geschichte der Philosophie von der ältesten bis auf die neueste Zeit, sogar bis auf die Erscheinungen der lezten Messe, umfaßt, und ohne überladen zu seyn mit Einzelnheiten dennoch so viel Sachreichthum enthielte, wie das gegenwärtige. Keine nur irgend bedeutende Erscheinung aus dem Gebiete der Philosophie möchte unerwähnt geblieben seyn, und bey den wichtigern Werken sind in gedrängtem Auszuge meist die eigenen Worte angeführt, wodurch mancher Mißverstand vermieden wird, und man sich zugleich lebhaft aufgefordert fühlt, nach diesen leitenden Sätzen mit den Quellen selbst sich vertraut zu machen. — Auch ist dieß ein Vorzug und eine neue nachahmungswerthe Einrichtung des Buches, daß in einem Anhange zum ersten und zweyten Theile die literarisch seltener gewordenen merkwürdigsten Urkunden ältester griechischer, so wie scholastischer Philosophie mitgetheilt werden. — Möchte der kundige Verf. oder ein anderer Gelehrter uns in weitläuftigern Auszügen und Uebertragungen auch noch das viele Vortreffliche geben, was in den philosophischen Werken des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vergessen oder unbeachtet daliegt. Die Gegenwart, vielseitiger angeregt durch die in ihr selbst sich hervorarbeitenden Gegensätze, würde vielleicht mehr Empfänglichkeit dafür haben oder bekommen, als die nächste Vergangenheit, die des Eigenen und Jetzigen allzufroh war, um Aelteres sonderlich beachten zu können. Noch mehr aber würden dadurch unsere jüngern Philosophen vielleicht Veranlassung finden, sich dem Klaren und Gesunden wieder zuzugewöhnen, während jezt in seltsamem Kontraste gegen das Streben nach Klarheit und edler Form, welches sonst überall sich in Kunst und Wissenschaft beurkundet, — von einer gewissen Seite her schriftstellerisches Ungeschick und Geschmacklosigkeit wirklich zu den Requisiten des Tiefsinns gezählt zu werden scheint, und die scholastische Barbarey von dort aus immer weiter sich zu verbreiten droht. — Ja es könnte sogar von wissenschaftlichem Einflusse seyn, wenn wir mit dem einzelnen Trefflichen, das die fast vergessenen Werke der Philosophen aus jenen Jahrhunderten enthalten, vertraut und vielseitiger dadurch angeregt würden. Wir nennen unter den Franzosen, außer dem hierfür indeß minder bedeutenden Descartes, nur Gassendi, und die tiefsinnigen Mystiker Pierre Poiret, Malebranche, Pascal; von den Engländern würden fast alle seit Baco bis auf Adam Ferguson, je unbekannter im Einzelnen, desto lehrreicher seyn. Und was die Deutschen betrifft, — welch' ein Reichthum von Belehrung über alle Zweige des Wissens, welche Aufschlüsse über das Innere des damaligen Jahrhunderts sind nicht allein in unseres, noch lange nicht genug erkannten Leibnitz Werken niedergelegt! Böte uns Jemand nur einen ehrlichen Auszug aus seinen Briefen und Verhandlungen mit Bossuet über die Konfessionsvereinigung; wir würden klarer darin sehen, als jezt bey all unsern sich endlos wiederholenden Kontroversen! — Und mehr noch! Wie unendlich viel könnten wir an seinem Geiste lernen!

N°. 104.

Literatur-Blatt.

Dienstag, 29. December 1829.

Literargeschichte.

Darstellungen aus dem Leben und der Literatur der Römer. Von Karl Zell, Doktor der Philosophie und Professor der alten Literatur an der Universität zu Freyburg. Freyburg im Breisgau. Druck und Verlag von Friedr. Wagner. 1829.

Dieses auch unter der Aufschrift: Ferienschriften von Karl Zell, zweyte Sammlung, erschienene Buch enthält zwey Aufsätze, welche nicht blos durch ihren Gegenstand, sondern auch durch ihre Darstellungsweise ansprechen. Sie handeln von den Sprüchwörtern und von den Volksliedern der alten Römer. Wer sich davon überzeugt hat, wie eines einzelnen Menschen Denkart und Redeweise sich durchdringen und sich erklären, der wird die geistige Physiognomik ganzer Völker in ihrer Sprache und vornämlich in der Umgangssprache, in den Sentenzen und Lieblingsworten, in den Volksliedern und nationalen Melodien ausgeprägt finden.

Die römischen Sprüchwörter, wohin der Verfasser nicht blos ganze sprüchwörtliche Sätze, sondern auch einzelne sprüchwörtliche Ausdrücke rechnet, wurden zwar in der früheren Zeit von bedeutenden Männern, wie z. B. von Erasmus, zusammengestellt. Aber dabey ging die große Täuschung vor, daß man unter die Sprüchwörter der alten Römer auch manche solche lateinische Redensarten oder Sätze zählte, welche nur erst in der neueren Zeit, in der modernen gelehrten Welt, durch häufige Anführungen und Anspielungen einen sprüchwörtlichen Charakter erhalten haben. In diese neue Sammlung wurden dagegen nur diejenigen aufgenommen, deren antike Aechtheit entweder aus der Gebrauchsweise der alten Schriftsteller oder aus besonderen ausdrücklichen Zeugnissen unbezweifelt erhellt. Nach dieser strengen Ausscheidung ist nun freylich die Anzahl nicht so groß, als man erwarten dürfte, obgleich der Verf. bey seiner Mittheilung auf Vollständigkeit Anspruch macht. Aber theils ist der große Verlust literarischer Hülfsmittel hier in Anschlag zu bringen. Anderntheils erinnert der Verf. daran: „Von der griechischen Literatur hat uns das Schicksal nicht weniges auf diesem Gebiete entzogen, und dennoch haben wir eine viel reichere und mannichfaltigere Fülle von griechischen als von römischen Sprüchwörtern übrig. Man darf daher wohl annehmen, daß der in Vergleich mit den Griechen minder bewegliche und fruchtbare Geist des römischen Volkes, wie überhaupt in allem Dichten und Denken, so auch auf diesem einzelnen Gebiete dem sinnreichen Witze und der Erfindungsgabe der Hellenen nachstand. — Dafür mögen jene ächten Römer der guten alten Zeit ihrem einfachen Ernste um so fester in ihrer ganzen Handlungsweise an jenen Sprüchen gehalten haben, in welchen der Verstand und die Sittlichkeit ihres Volkes sich aussprach.“ Dieß bestätigen die Sprüchwörter selbst durch ihren praktischen Sinn und Takt und durch den Ernst der Lebensansicht, aus welcher sie hervorgegangen sind, z. B.:

Das Gewissen gilt für tausend Zeugen.
Eine schlechte That dauert ewig und begleitet den Schuldigen.
Des einen Aufgang ist des andern Niedergang.
Die Götter helfen dem Thätigen.
Ein Wort ist für den Gescheuten genug.
Zugleich blasen und einschlürfen, ist gar schwer.
Der Zwerg ist nicht groß, und wenn er sich auch auf einen Berg stellt.
Was nicht nöthig ist, ist um einen Heller zu theuer erkauft.
Schenklust hat keinen Boden.
Kein Weib, kein Streit.
So viel Sklaven, so viel Feinde.
Eines Freundes Charakter lerne kennen, doch nie um ihn zu hassen.
Der Acker muß schwächer seyn als der Bauer.
Ein guter Hirte scheert die Heerde, aber schindet sie nicht.

Noch weit reicher sind die sprüchwörtlichen Redensarten und Ausdrücke, welche hier gleichfalls mit einer

fortlaufenden Erklärung und mit treffenden Winken über das religiöse, sittliche, bürgerliche, häusliche, militärische und ländliche Leben der alten Römer mitgetheilt werden. Ganz angemessen dem römischen Charakter ist die Bemerkung, daß die Liebe und die Ehe nur von ihrer sinnlichen und irdischen Seite aufgefaßt sind, während der Freundschaft ihr hoher Adel in vollem Werthe zuerkannt wird.

Von der Volkspoesie der alten Römer sind nur wenige Reste auf uns gekommen, weil der nationale Genius, kaum nachdem er sich zu entfalten begonnen hatte, durch die nach Rom verpflanzte hellenische Bildung beynahe erdrückt worden war. So sieht man nun in der epischen, dramatischen und lyrischen Poesie der Römer griechische Art und griechische Formen, und nur ganz wenige Gattungen zeigen einen eigenen originellen Ursprung und eine Fortbildung. Gleichwohl ist es von nicht geringem Interesse, diese wenige Spuren römischer Volkspoesie genauer zu erforschen, da sie mit dem Geist und Charakter, mit allerley Gewohnheiten und Bräuchen des Volkes in der innigsten Berührung stehen. Mit Recht zieht der Verf. die liturgischen Lieder der alten Römer als einen Gegenstand der Volkspoesie in den Kreis seiner Betrachtungen, weil in jenen alten Zeiten, in welchen die zum religiösen Kultus gehörigen Gesänge entstanden sind, noch keine Literatur existirte, noch kein Unterschied zwischen volksthümlicher und künstlerischer Dichtung, vielmehr jene alten Hymnen und Opferchöre in Ton und Geist, in Geschmack und Formen aus dem Gemüth und Glauben des Volkes hervorgegangen oder doch denselben angepaßt und beym Volke zum allgemeinsten Gebrauche gelangt waren. Durch hohen Ernst zeichnen sich die vorhandenen Bruchstücke aus, welche die Eigenthümlichkeit haben, jeden Satz dreymal auszusprechen und dadurch dem Ausgesprochenen einen tieferen Nachdruck zu verleihen. Was aber den auszeichnendsten Charakter jenen religiösen Gesängen gibt, ist das komische Element, ohne welches auch der erhabenste Ernst nicht auftrat. „In dem früheren Alterthum war Ernst und Scherz nicht so streng geschieden, als es die Art unserer Bildung mit sich bringt. Der Scherz namentlich in der Form des Spottes, hatte in der alten Welt eine solche uneingeschränkte Freyheit und eine solche anerkannte Macht, daß er nicht etwa, wie bey uns, auf die vorübergehenden einzelnen Stimmungen und Veranlassungen des Privatlebens oder auf schwache Regungen der Kunst und Poesie eingeschränkt war, sondern er theilte gleichsam mit seinem Bruder Ernst sich freundlich in die Herrschaft der Welt; er trat keck aus dem Winkel des Hauses und aus der Heimlichkeit vertraulicher Stunden hervor, und übte in dem öffentlichen Leben, ja sogar bey der Religion und dem Kultus, seine vollen Rechte aus. Daher die vielen Feste im alten Griechenland, bey welchen Spott und Scherz ganz wesentliche und durch den Kultus vorgeschriebene Bestandtheile waren, so zwar, daß selbst die Feyer der Mysterien nicht ohne sie war; daher Aehnliches bey dem Feste der Luperkalien der alten Römer, daher die Spottlieder der römischen Soldaten bey den Triumphzügen, daher die Mimen und Possenreisser bey feyerlichen Leichenbegängnissen, Triumphen und Processionen.“ Durch dieses Alles ist uns freylich ein Blick auf das Leben und die Denkweise der alten Römer aufgeschlossen, der dem Ernste dieses Volkes das gehörige Gleichgewicht natürlicher Munterkeit und nationalen Frohsinnes beygesellt. Immer ist aber auch hier wohl zu bemerken, daß der Spott und die Heiterkeit des Römers nicht sowohl ein Spiel der Laune und des freyen geistreichen Witzes, als eine auf dem praktischen Boden erzeugte Reflexion des Verstandes ist. Unter die soldatischen Spottverse bey Triumphzügen gehören namentlich Worte, die im Angesichte Julius Cäsars gesungen wurden:

Bürger, Acht auf eure Frauen,
Denn es kommt der kahle Schelm!

Ferner das Wortspiel mit germanus (Deutscher und Bruder oder überhaupt Verwandter) bey dem Triumphe des Lepidus und Plankus, die sich mit dem Blute der eigenen Verwandten ihre Ehrenstellen zu sichern gewußt hatten:

Nicht den Galliern, nein Germanen
Gilt des Konsulpaars Triumph!

Mit Fleiß und Gründlichkeit hat der Verf. den bedeutsamsten Gegenstand altrömischer Volksdichtung, die Satire, erörtert, und gezeigt, wie die satirischen Dramen sich entwickelt, auch, nachdem durch Livius Andronikus das griechische Drama in Rom heimisch gemacht worden war, die nationale dramatische Satire sich erhalten und im Gegensatze gegen die fremdartige höhere Poesie mit oder in den sogenannten Atellanen, dramatischen Dichtungen aus dem Kreise des Volks- und Landlebens, lange Zeit hindurch fortgeblüht habe. Ueber die frühere historische Poesie der alten Römer sind bekanntlich verschiedene Ansichten unter den Philologen, und namentlich ist es Niebuhr, welcher die ganze ältere Geschichte Roms für eine nationale Mythe erklärt, welche den Inhalt der ältesten epischen Volksdichtungen der Römer gebildet habe; während A. W. Schlegel den Ursprung dieser Geschichten in den griechischen Mythen und Dichtungen des untern Italiens nachweisen will, von welcher sie zu den Römern gedrungen und von diesen in Ermangelung eigener Sagen und Kunden der Vorwelt angenommen worden seyen. Hr. Professor Zell verwirft nun zwar mit Recht die leztere

allzukühne Hypothese, hält aber auch der Niebuhr'schen Annahme Zweyerley entgegen, daß nämlich dasjenige, was wir vom Zustande der ältesten Römer wissen, zur Voraussetzung solcher epischen Dichtungen im Volke nicht berechtige, und daß, wenn ihr Vorhandenseyn angenommen werden müßte, dieß eine solche eigenthümliche und tiefnationale Kraft und Anlage des Poetischen verrathe, daß es durchaus unbegreiflich sey, wie eine solche volksthümliche Poesie durch das Eindringen fremder Literatur sich so völlig habe verdrängen und ersticken lassen. Uebrigens gibt der Verf. zu, daß die frühen römischen Tischlieder, die nach der einen Nachricht von allen Anwesenden in der Reihe, nach der andern von besonders dazu bestellten Knaben vorgetragen wurden, so wie die Nänien oder Begräbnißgesänge und die poetischen Grabdenkmale auch geschichtliche Elemente enthalten haben, daß mithin vom römischen Volksliede der epische Charakter nicht ausgeschlossen werden dürfe.

Besonders interessant sind in dem Buche die Winke über die Verwandtschaft der gegenwärtigen römischen Sitten und Gebräuche mit den alten, und über die Uebertragung einzelner Theile des heidnischen Kultus auf den christlichen. Die dreyfachen Wiederholungen der römischen Litaneyen finden sich schon in den arvalischen Liedern des Erntefestes. Der Brauch der alten Römer, unverstandene, meist orientalische Worte oder Zeichen als unglückbannende Zauberformeln über die Thüren der Häuser zu setzen, ist noch heutzutage auf dem Lande zu treffen, wie er denn auch in der deutschen Volkssage vom Doktor Faust seine Rolle spielt. Der Uebergang der Zauberformeln vom Heidenthum in die christliche Kirche rührt hauptsächlich von Constantin dem Großen her, welcher nur die auf Schaden berechneten verbot, die übrigen ausdrücklich gewähren ließ. Den römischen Pulcinell und Wiener Staberl erkennt der Verf. schon in dem Maccus des atellanischen Dramas, der als Verbannter, als Gastwirth, als Soldat und dergleichen vorgekommen seyn soll. Die Spottverse der alten Römer wiederholen sich in den Dialogen, die noch immer zwischen Pasquino und Morforio gewechselt werden; überhaupt scheint der feine spottende Witz den heutigen Römern als einziges Erbe aus der väterlichen Zeit geblieben zu seyn, wenn anders nicht, wie uns dünkt, auch hier griechischer Einfluß unverkennbar vorherrschend ist. Eben so parallelisirt Herr Prof. Zell die mittelalterlichen Narren- und Eselsfeste mit den aus Ernst und Scherz zusammengesetzten Ceremonien des heidnischen Roms. Für kirchliche Liturgik aber ist es von Bedeutung, zu erfahren, wie die ältesten christlichen Hymnen an das Metrum der römischen Volkslieder und Gassenhauer sich angeschlossen haben; eine Bemerkung, wodurch keineswegs der christliche Psalm und Gesang in Schatten gestellt, vielmehr im Gegentheile das Natürliche und rein Melodische des alten römischen National-Liedes hervorgehoben wird.

D i c h t k u n s t.

1) Kränze um Urnen preußischer Vorzeit. Von Eduard Heinel. Königsberg, bey Unzer, 1828.

Der Kampf der deutschen Ordensritter gegen die alten heidnischen Preußen ist ein nordisches Nachbild des Kampfs der Spanier gegen die Mauren. Sollte nicht auch dieser nordische Kampf der Dichtkunst manchen romantischen Stoff darbieten? Warum nicht? Der Gedanke, diesen Stoff zu sammeln und zu bearbeiten, ist recht glücklich. Das altpreußische Kostüm ist noch nicht abgenutzt, wie das spanische; dort ist noch eine Wiese, die, wenn auch der nordischen Natur gemäß, nur sparsam mit Blumen besäet, doch von den lyrischen Schäfchen noch nicht abgeweidet ist.

Der Inhalt der vorliegenden Sammlung besteht aus lauter Balladen und Romanzen, denen altpreußische Sagen zu Grunde liegen, oder in denen altpreußische Sitten geschildert werden. Einige darunter sind ausgezeichnet schön, recht poetisch, und verdienen dereinst aus dem, dem Meer der Vergessenheit entgegenfließenden Strom deutscher Romanzen gerettet zu werden. (Man sollte überhaupt einmal die besten Romanzen sammeln. Es schrieben so unzählig viele Dichter Romanzen, und so viele schlechte, daß, wenn man nicht einmal bey Zeiten auf eine Sammlung des besten denkt, manches Vortreffliche mit dem Schlechten, unter dem es zerstreut ist, vergessen werden muß.) Besonders schön dünkt mich das Gedicht Kardina. Ein schönes heidnisches Mädchen verschmäht den sie liebenden Christenritter, und stürzt sich, als er sie mit Gewalt entführen will, in das Opferfeuer ihrer Götzen.

Das schönste Gedicht in der ganzen Sammlung ist die Vierbrüdersäule, worin nun der alte Held Martin Golin mit seinen drey Gefährten geschildert wird. Man wird ganz an Roland und Cid erinnert, wenn man den Tod dieses Helden liest. Er wird von einer Heidenschaar überfallen, seine Gefährten werden erschlagen, er aber rächt sie durch den Tod der ganzen Schaar, begräbt dann seine drey Freunde in ein Grab und bedeckt es mit allen Waffen der Erschlagnen.

Jezt, als er emsig alles schon vollbracht,
Kehrt' er zurück in seine Burg und ließ
Aus seinem Marstall alle Rosse frey,
Sie treibend in den Wind, indem er sprach:

„Lauft nun und sucht euch einen andern Herrn!
Denn nie besteigt euch Martin Golin mehr.
Gott geb euch gutes Futter! denn ihr habt
Aus manchem Strauß mich wacker heimgebracht.“

Drauf gieng er wieder an der Freunde Grab
Und in die Hand nahm er sein bloßes Schwerdt
Und auf den grünen Hügel sezt' er sich,
Des Grabes hütend Tag und Nacht, und stand
Nicht auf davon. Auch nahm er weder Trank,
Noch Speise mehr in seinen Mund. Er saß
Gleich einer Säul' aus Marmor oder Erz,
Wie sie die Hand des Künstlers, klug geformt,
Nachschaffend Menschenbildung, auf das Grab
Der Helden pflanzt.

Neun Tage saß er so,
Und mancher sah ihn, redet ihn auch an;
Doch keinem gab er Antwort oder Gruß.
Der zehnte Morgen aber fand ihn todt.

Auch die anmuthige Sage von dem tapfern Schuster **Hans von Sagan** verdient Auszeichnung. Recht lieblich ist der Cyklus von Gedichten, mit welchen die Sammlung beginnt, unter dem Titel **altpreußische Hochzeit**; allein der Dichter ist hier nicht genug dem einfachen Ton der alten Zeit und des alten Volkes treu geblieben, seine Sentimentalität hat die Zärtlichkeit des Brautpaars ein wenig zu sehr modernisirt. Manches andere Gedicht ist zu wenig originell, nur eine Uebersetzung längstbekannter südlicher Romanzen und Legenden ins Nordische.

Der Dichter ist des Verses Meister, und befleißigt sich durchgängig eines Wohllauts, den wir nur zu oft in Romanzen vermissen, da unsere Romanzendichter sehr häufig den alten einfältigen Ton des Mittelalters zu treffen meinen, wenn sie in Sätzen und Worten hart und steif sind oder gar in kindlichen Konstruktionen lallen. Allein Herr Heinel ist in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Seine Verse hüpfen und tändeln oft für die geharnischten Gestalten, die darin auftreten, viel zu leicht dahin, und er bringt zuweilen kleine Phrasen vor, die zwar vortrefflich zum Reime passen, aber gar nicht zu einem alterthümlichen Stoff, wo Einfachheit, Kraft und Bildlichkeit die Darstellung beseelen müssen, und überhaupt nicht zur Poesie, weil es blos leere, abgedroschene Redensarten sind, z. B. Seite 121.

Zwey Brüder — — —
Hielt reine Lieb' und heiliges Vertrauen
Umschlungen mit der Freundschaft Seelenband.

Wovor ich aber den sonst so talentvollen Dichter am meisten warnen möchte, das ist die formelle Nachahmung anderer Dichter. Nichts fällt selbst an einem sonst guten Gedicht widerlicher auf, als die Anklänge an ein andres, schon bekanntes. So klingen in den vorliegenden Gedichten fast durchgängig Schiller und Tiedge durch. Schiller z. B. in dem Gedicht, **der deutsche Orden.**

Liebend, wie kein Sterblicher noch liebte,
Voll von Glaube, Mitleid und Geduld,
Freundlich tröstend, wen ein Schmerz betrübte,
Mild versöhnend die bereute Schuld ꝛc.

Ferner in dem Gedicht **Glaubensmuth**, das durch und durch an den Taucher erinnert. Ich will nur den Schluß hersetzen:

Da bäumt sich, vom jähen Schrecken erfaßt,
Das Roß hochauf in die Lüfte;
Zu des Abgrunds Rande in brausender Hast
Wild stürmt es und stürzt in die endlose Gruft,
Und mit sich reißt es den Reiter nieder —
Ihn sah kein menschliches Auge wieder.

Wer möchte ferner in folgendem Gedicht Tiedge verkennen?

Wie lieblich umdämmert mit milderndem Schein
Der Mond die entschlafnen Gefilde!
Wie magisch entheben dem heiligen Hain
Sich täuschende Zaubergebilde.

Und in folgendem:

Mit banger Wehmuth leisen Trauertönen
Grüßt, ödes Schlachtfeld, dich mein ernster Sang,
Und mischt sich in der Herbstluft dumpfes Stöhnen,
Das wie ein Seufzer durchs Gefilde klang.

---

2) **Siona, der Weg zu Gott. Ein christliches Erbauungsbuch in Gesängen von Karl Grumbach. Leipzig, 1829. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.**

Es gehört eine eigene Kunst — unseres Dafürhaltens — dazu, in Versen zu beten. Wer übrigens ein Wohlgefallen daran hat, dem wird das vorliegende Buch in 362 Seiten wohlklingende — wir dürfen dieß Lob dem Gehalt und der Form dieser Dichtungen ertheilen — und ansprechende Poesien darbieten. Sie sind in der Weise der allbekannten Witschel'schen Morgen- und Abendopfer gedichtet und scheinen das Unklare, Schwerfällige, was bey diesen hier und dort vorkömmt, glücklich zu vermeiden. Frommen Frauen ist das von J. Armann nach dem Originalgemälde zu Wien gestochene Bild der Cäcilie mit Orgel und Geige von Domenichino geweiht.



